NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06828802 0
Digitized by Google

Digitized by Google

103 Cª
Historisch
ZLNP

Google

D3C8

v.18
Digitized by Google

# Hiſtoriſch-politiſche Bältter

für das

# katholiſche Deutſchland.

Des Jahrgangs 1846

Zweiter Band.

Digitized by Google

# Hiſtoriſch-politiſche

# Blätter

für das

# katholiſche Deutſchland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Achtzehnter Band.

München, 1846.

In Commiſſion der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichniß.


Seite

I. Bedrängniſſe der Väter am heiligen Grabe . . . . 1

II. Verfolgungen wider die katholiſche Geiſtlichkeit im niederländiſchen Indien . . . . . . . . . . . . . . 21

III. Rückblick auf die Schickſale der Lutheraner in Preußen. (Schluß.) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 29

IV. Kabinetsſtücke aus der Rottenburger Diöceſe . . . 51

V. Literatur: . . . . . . . . . . . . . . . . . . 58

Die Südſeevölker und das Chriſtenthum. Eine ethnographiſche Unterſuchung von K. Meinicke. Prenzlau bei Kalbersberg 1844.

VI. Gloſſen über Zeitereigniſſe . . . . . . . . . . 62

VII. Bedrängniſſe der Väter am heiligen Grabe. (Schluß.) 65

VIII. Literatur: . . . . . . . . . . . . . . . . . . 107

Die chriſtliche Dogmatik. Von Dr. F. A. Staudenmaier, Domcapitular, geiſtl. Rath u. ordentl.


Digitized by Google

Seite

öffentl. Profeſſor an der Univerſität Freiburg in Breisgau. Freiburg im Breisgau. Herder'ſche Verlagshandlung. Erſter Band 1844. S. VIII. 330. Zweiter Band 1844. S. 639. Dritter Band. Erſte Abtheilung. 1845. S. 320. gr. 8.

IX. Aus einer Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, vom Oberlehrer Teipel in Coesfeld . . . . . . . . . . . 120

X. Zeitläufte: . . . . . . . . . . . . . . . . . 129

Tod Gregors XVI. — Der Radikalismus in Italien und Oeſterreichs Stellung. — Die Wahl Pius IX. — Hochherzigkeit der Cardinäle. — Charakter Gregors XVI. Die Generalſynode in Berlin. — Verſchwimmende Halbheit im Kampfe mit folgerichtiger Entſchiedenheit. — Die acht Commiſſionen für den Berathungsſtoff. — Betrachtungen über ihre Aufgaben. — Die Eröffnungsrede des Miniſters Eichhorn. — Hoffnungen des Miniſters. — Proteſtationen gegen die Synode. — Innere Widerſprüche. — Zuſammenſetzung der Synode. — Kirchenregiment und Schirmherrſchaft. — Rede des Königs.

XI. Aus einer Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, vom Oberlehrer Teipel in Coesfeld. (Schluß.) . . . . . . . 147

XII. Literatur: . . . . . . . . . . . . . . . . . 153

Darſtellung der ſpaniſchen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus. Mit einer Vorrede von Joſeph von Görres. Erſter Band. XXVIII und 464 S. Zweiter Band. 537 S. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1846. 8.

XIII. Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens. Zweiter Artikel. . . . . . . . . . 164

XIV. Katholiſche Betrachtungen über die Rede des Grafen Montalembert vom 2. Juli. (Nachtrag zu den Zeitläuften.) 184

XV. Gloſſen über Zeitereigniſſe. (Rom und Frankreich.) . 189

Seite

XVI. Zeitläufte: . . . . . . . . . . . . . . . . . 193

Schilderhebung des Herrn Ronge gegen die großherzoglich badische Regierung. — Wichtige Erklärung desselben über die politische Stellung der von ihm gestifteten Religionspartei. — Lehrreiche Seitenblicke auf Oesterreich. — Allgemeine Betrachtungen über die politische Zukunft dieser Secte. — Kurzsichtigkeit jener machiavellistischen Politik, welche ihr Entstehen veranlaßte und beförderte.

XVII. Die katholische Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika . . . . . . . . . . . . . . . . 207

XVIII. Landgraf Philipp von Hessen. (Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung im sechszehnten Jahrhundert.) VI. Philipp's Doppelehe. . . 224

XIX. Literatur: . . . . . . . . . . . . . . . . . 251

Kirchenrecht von Georg Phillips. Zweiten Bandes erste Abtheilung.

XX. Zeitläufte: . . . . . . . . . . . . . . . . . 257

Bewegung in der Tagespresse wegen der Weissagung des Frater Hermann von Lehnin. — Herr von Bonverot und seine Auslegung derselben. — Unvorgreiflicher Vorschlag: das vielbesprochene Orakel auf zeitgemäße, neue Weise, im Geiste und Geschmack der jungen Critik zu interpretiren. — Ernstliche Meinung der historisch-politischen Blätter über den Werth jener Verse. — Herr V. A. Huber und sein Druckfehler.

XXI. Die katholische Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika. (Schluß.) . . . . . . . . . . . 271

XXII. Biographische Studien. I. Johann Trithemius. . . 278

XXIII. Literatur: . . . . . . . . . . . . . . . . . 287

Ueber die alten und neuen Schulen von J. W. Karl. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann, 1846. (Der Erlös zur Erziehung armer Waisen.)

Digitized by Google

Seite

XXIV. Urkundliche Beiträge zur Geſchichte der Diöceſe Rottenburg. Erſter Artikel. Vom Jahre 1803 bis 1812. . 293

XXV. Burſen und Convicte . . . . . . . . . . . . 309

XXVI. Biographiſche Studien. II. Johann Maier von Eck . 321

XXVII. Literatur: . . . . . . . . . . . . . . . . . 527

Der Pauperism in England ꝛc. ꝛc. von L. Th. Kleinſchrod. 1845. Regensburg bei Manz.

XXVIII. Naſſauiſche Kammerverhandlungen über katholiſche Angelegenheiten . . . . . . . . . . . . . . . . 330

XXIX. Urkundliche Beiträge zur Geſchichte der Diöceſe Rottenburg. Zweiter Artikel. Das Provicariat in Ellwangen und der weltliche Generalvicariatsrath . . . . . . . 353

XXX. Die Paritätsfrage in Preußen und das Programm der beiden neuen Zeitungen . . . . . . . . . . . 367

XXXI. Die Paritätsfrage in Preußen und das Programm der neuen Zeitungen. (Schluß.) . . . . . . . . . . 385

XXXII. Das Herzogthum Weſtphalen. Kaspar, Dietrich, Wilhelm und Ferdinand von Fürſtenberg. Veranlaßt durch die Weſtphäliſchen Schilderungen . . . . . . . . 396

XXXIII. Briefliche Mittheilungen aus der Diöceſe Münſter, die Biſchofswahl betreffend . . . . . . . . . . . . 406

XXXIV. Zeitläufte: . . . . . . . . . . . . . . . . . 411

Der Kirchenſtaat und die Kirche. — Die Verdummung des deutſchen Philiſteriums durch die Preſſe. — Der Kirchenſtaat allen Gebrechen weltlicher Staaten ausgeſetzt. — Die große radikale Partei in Europa, in den proteſtantiſchen und in den katholiſchen Ländern. — Die Emigrationen. — Die Carbonarie in Italien. — Ihre Angriffe von England und Frankreich aus. — Ihr Streben nach abſoluter Herrſchaft, blutiger Terrorism. — Die Be-

Digitized by Google

Seite

ſchwerden des Kirchenſtaates. — Erwiederung einer ſemiofficiellen römiſchen Schrift in Betreff: der Anſtellungen, der Kleinkinderbewahranſtalten, der Geſetzgebung, der Gefängniſſe, des Armenweſens, der Eiſenbahnfrage. — Rückblick auf Gregor XVI. und den Charakter der päpſtlichen Regierung im Laufe der Jahrhunderte.

XXXV. Literatur:

I. Geſchichte der Urwelt mit beſonderer Berückſichtigung der Menſchenracen und des moſaiſchen Schöpfungsberichtes von Dr. Andreas Wagner, Profeſſor ꝛc. ꝛc. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1845. . . . . . . . . 435

II. Geographie des Menſchen, ethnographiſch, ſtatiſtiſch und hiſtoriſch von Rougemont; überſetzt von Hugendubel; 2 Bände, Bern, Chur und Leipzig, bei Daly, 1839. . 438

XXXVI. Biographiſche Studien. III. Wolfgang Müller . . . 440

XXXVII. I. Briefliche Mittheilungen eines Deutſchen aus Amerika 443

II. Aus einem andern Schreiben, gleichfalls von deutſcher Hand . . . . . . . . . . . . . . . . 447

XXXVIII. Landgraf Philipp von Heſſen. (Ein Beitrag zur Schilderung der politiſchen Seite der Glaubensſpaltung im ſechszehnten Jahrhundert.) VI. Philipp's Doppelehe. (Fortſetzung.) . . . . . . . . . . . . . . . . 449

XXXIX. Forſchungen eines deutſchen Reiſenden in Jeruſalem. I. Namen der heiligen Stadt und ihrer Hügel . . . 469

XL. Muſikaliſches: . . . . . . . . . . . . . . 478

2) Vesperae Chorales cum tribus figuralium vocum symphoniis autore Carolo Agricola.

2) Deutſche Choral-Veſper für zwei gemiſchte Stimmen, nach den von dem heil. Papſt Gregor dem Großen, zu Ende des ſechsten Jahrhunderts im ganzen Occidente eingeführten, bisher unübertroffenen acht Kirchentönen in der alten Weiſe des falso bordone, componirt von Karl

Digitized by Google

Seite

Agricola, Dom-Muſikdirector und Domcaplan zu Rottenburg. Augsburg, Verlag von Anton Böhm.

XLI. Aus einem andern Schreiben, gleichfalls von deutſcher Hand. (Schluß.) . . . . . . . . . . . . . 480

XLII. In trau vast! . . . . . . . . . . . . . . . . . 485

XLIII. Zu den Schilderungen einer weſtphäliſchen Feder. (Eingeſandt.) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 493

XLIV. Wolfgang Menzel's Literaturblatt über die heutigen Kämpfe im Innern des Proteſtantismus . . . . . . . 503

XLV. Landgraf Philipp von Heſſen. (Ein Beitrag zur Schilderung der politiſchen Seite der Glaubensſpaltung im ſechszehnten Jahrhundert.) VI. Philipp's Doppelehe. (Schluß.) 513

XLVI. Biographiſche Studien. IV. Johann Georg von Herwart. 542

XLVII. Der Brief des Grafen von Montalembert an die Redaction . . . . . . . . . . . . . . . . . . 548

XLVIII. Zeitläufte: . . . . . . . . . . . . . . . . . 577

Trübe Ausſichten für die franzöſiſche Schweiz. — Befeſtigung des radikalen Regimentes im Waadtlande. — Sieg der Revolution in Genf. — Muthmaßliche Folgen deſſelben für die verbündeten katholiſchen, für die conſervativ-proteſtantiſchen Kantone und für die angränzenden Länder. — Rückblick auf die Berufung der Jeſuiten nach Luzern, als ſcheinbar nächſte Veranlaſſung des Zwiſtes. — Wichtigkeit aller religiöſen und confeſſionellen Fragen für die Politik und Diplomatie unſerer Zeit. — Vergleichung mit ähnlichen Zuſtänden des ſiebenzehnten Jahrhunderts. — Heutiger Zuſtand der Auflöſung des Proteſtantismus. — Die „Vorleſungen über Katholicismus und Proteſtantismus“ von Thierſch, als erfreuliches und gleichzeitig betrübendes Syſtem deſſelben. — Charakteriſtik dieſes Syſtems der Apologetik.

XLIX. Die ewige Stadt und die Malaria . . . . . . . . 597

Digitized by Google

Seite

L. Welche Rechte ſtehen in Kurheſſen den ſogenannten Deutſch-Katholiken in Anſehung ihrer Religionsübung verfaſſungsmäßig zu, und ſoll etwa die Geſetzgebung dieſe Rechte erweitern? . . . . . . . . . . . . . . . . 624

LI. Parallelen . . . . . . . . . . . . . . . . . . 634

LII. Kabinetsſtück . . . . . . . . . . . . . . . . 635

LIII. Guſtav Adolph und Landgraf Georg II. von Heſſen-Darmſtadt . . . . . . . . . . . . . . . . . . 641

LIV. Aus dem Elſaß nach Baden hinüber . . . . . . . 648

LV. Literatur:

I. Der heil. Karl Borromäus und die Kirchenverbeſſerung ſeiner Zeit. Von Dr. Fr. X. Dieringer. Köln 1846 654

II. Katholiſche Blätter aus Tirol. Innsbruck, Wagnerſche Buchhandlung. Vier Jahrgänge . . . . 663

LVI. Zeitläufte . . . . . . . . . . . . . . . . . 668

Bedeutung des communiſtiſchen Aufſtandes in Bern. — Allgemeine Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Schweiz. — Die Berliner literariſche Zeitung und ihre Vermittlung der Extreme. — Nothwendigkeit einer Wahl zwiſchen dem Guten und Böſen. — Der Reformjude Benfey als Katechumen der Freikirche. — Rupp und der Guſtav Adolphs-Verein. — Neueſte Geſchichte des Letztern. — Ausſichten in deſſen Zukunft.

LVII. Die Reformation in Straßburg . . . . . . . . . 697

LVIII. Zur Geſchichte der proteſtantiſchen Miſſionen . . . . 705

LIX. Tirol und ſeine Beurtheiler in Sachen der Religion und Kirche . . . . . . . . . . . . . . . . . . 718

Das katholiſche Tirol. — Die Inclinanten des Zillerthals. — Bürgermeiſter Maurer zu Innsbruck. — Separatiſten in Ahrn. — Die Familie Spieler bei Schlan-

Digitized by Google

Seite

ders. — Die Allgemeine Zeitung und der conſervative Herodes. — Marienfeſt in Botzen. — Jubelfeier des Concils zu Trient. — Die proteſtantiſche Kapelle in Kropfsberg. — Steub's „drei Sommer in Tirol.“ — Hartwigs Briefe „aus und über Tirol.“ — Praktiſche Folgen.

LX. Zeitläufte . . . . . . . . . . . . . . . . 744

Das Ende der Republik Krakaus, als nothwendige Folge des jüngſten Revolutionsverſuches. — Allgemeine Betrachtungen über den, mit der Nationalität getriebenen Mißbrauch. — Unterſchied zwiſchen Staat und Volksthum. — Ueber die Verſuche, das letztere mit dem Staate zu verwechſeln. — Anwendung dieſer Grundſätze auf die Lage Polens. — Schonung der polniſchen Nationalität aber Unmöglichkeit der Wiederherſtellung eines polniſchen Staates. — Gänzliche Zweckwidrigkeit der dazu gewählten Mittel. — Zweifel an der naturwüchſigen Aechtheit des polniſchen Nationalfanatismus. — Widerſprüche, in die derſelbe mit ſich ſelbſt gerathen. — Große Selbſttäuſchung, in der die polniſchen Auswanderer lebten. — Rückblicke auf die Geſchichte Polens ſeit 1830. — Ariſtokratiſch-ruſſiſche, franzöſiſch-demokratiſche Partei in Polen. — Sieg der letztern. — Gründung der Revolution auf das Princip der Nationalität. — Reaction hiergegen in Rußland. — Ruſſenthum gegen Polenthum und weitere Folgen dieſes Kampfes und ſeines unvermeidlichen Ausganges.

LXI. Die Reformation in Straßburg. (Fortſetzung.) . . . . 757

Digitized by Google

# I.

## Bedrängniſſe der Väter am heiligen Grabe.

Jeruſalem um Mitte Januar.

Ich habe Ihnen jüngſt über den Beſtand und die Hoffnungen der neuen anglikaniſchen Kirche auf dem Berge Zion geſchrieben, und Sie begreifen die Anſtrengungen, welche der Proteſtantismus macht, ſich im Morgenlande feſtzuſetzen, wenn er gleich hier bisher eine traurige Rolle ſpielte. Haben ſie doch erſt jüngſt auch ein neues Episcopat im alten Byzanz gegründet. Welche Thätigkeit entfaltet nun dieſem gegenüber die katholiſche Kirche? Wir leben in Europa ſo gerne dem Glauben, daß Alles um uns her vorgehe, und von da aus erſt weiter ſich zu entwickeln beginne. Wer möchte zum Beiſpiele ahnen, daß, ſchon ein paar Jahre vor der Gefangennehmung des ſeligen Erzbiſchofs Droſte, auf einer ſüdlichen Halbinſel in derſelben Angelegenheit der gemiſchten Ehen ein königlicher Hohprieſter auf unwürdige Weiſe wegen der verweigerten Einſegnung in den Kerker geworfen, und noch nach ſeiner Befreiung zu einer Art Exil im Vaterlande verurtheilt wurde? Ich ſelber war überraſcht, als mir gleich nach meiner Ankunft in Conſtantinopel die Nachricht zu Ohren kam, es ſei ganz kürzlich ein Proteſtant von einem gewiſſen deutſchen Conſulate



Digitized by Google

mit der Ausſchließung aus dem königlichen Schutz- und Unterthanenverband bedräut worden, wenn er ſeine zu hoffenden Kinder in der Religion ſeiner katholiſchen Braut erziehen laſſen wolle. Zum Glücke fand ſich ein Frageſteller ein, welcher Aufſchluß darüber begehrte, ob und ſeit wann denn dieſes preußiſche Landrecht beſtehe? Die Androhung ging nun freilich in Entſchuldigung über, und ſofort fand die katholiſche Trauung unbehindert, ja noch unter Abhaltung einer feierlichen Predigt vor einer ſehr geſpannten Verſammlung ſtatt. Wie Manches erlauben ſich Beamte wider einen königlichen Willen oft in der Nähe, geſchweige erſt in der Ferne! Es kömmt aber alles auf den rechten Mann und die ſchnelle Beachtung der Zeitumſtände an; dann wird die katholiſche Kirche keine Einbuße erfahren.

Was nun ihre Lage in Paläſtina betrifft, ſo iſt dieſelbe zwar keineswegs mehr von der Art, wie in den Tagen Peters des Einſiedlers, wo Europa auch noch ein ungetheiltes Ohr für die Stimme vom heiligen Grabe her hatte; doch immerhin noch ſo, daß deſſen Wächter unglaublichen Drangſalen, namentlich von Seite ihrer weltlichen Unterdrücker, ausgeſetzt ſind. Die Gefahr wegen des neuen engliſch-preußiſchen Episcopates auf Zion iſt allerdings die geringſte, und man denkt an Ort und Stelle kaum daran. Jede Religionsgenoſſenſchaft hat das unbeſtrittene Recht, ſich ſo viel wie möglich, und ſo weit es mit rechtlichen Mitteln angeht, ſelbſt auf Koſten der andern Confeſſionen, auszubreiten, um das Princip der Wahrheit nach ihrer Ueberzeugung ſo allgemein und ſo ſiegreich wie möglich geltend zu machen. Dieſen Grundſatz der Katholicität trägt jede Glaubenspartei, wenn auch nicht immer gleich klar ausgeſprochen, dieß ſoll ihr auch hier nicht angefochten werden, und ſie kann nicht freiwillig ſich davon losſagen, ſie müßte denn ſich ſelbſt aufgeben und auf ihre weitere Exiſtenz verzichten. Jede hat eben damit die Pflicht auf ſich, auf ihrer Hut zu ſeyn, und über die Ihren durch religiöſen Unterricht und wiſſenſchaftliche Belehrung und Vertheidigung zu wachen, damit ſie bei dieſem geiſtigen Territorialkampfe nicht verliere. In

Digitized by Google

dieſem gegenſeitigen Wettringen entfaltet ſich das kirchliche Leben, und die Eine und ungetheilte Wahrheit muß ſich endlich nothwendig ans Licht ſtellen. Nur die gegebenen Blößen und Fehlgriffe können hiebei zur Rüge kommen, und hier fanden wir es unbegreiflich thöricht, daß man, anſtatt wie bisher, die Juden emancipirend, in ihrem Glauben ſich ſelber zu überlaſſen, hieher ging, und ſie einlud, anſtatt wie ſeit der Zerſtörung Jeruſalems an ihrem alten Klageorte unter den Ruinen des Tempels zu beten und zu weinen, vielmehr zur neuen anglikaniſchen Kirche zu kommen, und daß man nun mit goldenen Netzen faule Fiſche fängt.

Wenn aber eine religiöſe Gemeinde durch widerrechtliche Mittel, durch Treuloſigkeit und Verrath aus ihrem Beſitzthume verdrängt wird, dann muß eine andere Wehr nachgeſucht werden. Dieß iſt nun mit der Stellung des lateiniſchen Conventes oder der ſeit einem Jahrtauſend in europäiſchem Beſitze beſtandenen Grabkirche zu Jeruſalem, und ihrer jetzigen Bemächtigung durch die ſchismatiſchen Griechen der Fall, deren Treue ja von Alters her berühmt war. Das katholiſche Volk unſerer Zunge hat nach Jahrhunderten müßiger Ruhe endlich wieder ſeine Kräfte geſammelt, und will durch die Stiftung einer ewigen Meſſe am heiligen Grabe Chriſti für Deutſchlands Segen und bleibende Wohlfahrt ſeinen neuerwachten religiöſen und hiſtoriſchen Sinn bethätigen. Wenn die wohlthätigen Stifter darunter die Abhaltung des heiligen Opfers in der Grabkapelle ſelbſt verſtehen, ſo darf ihnen nicht verheimlicht werden, daß dieß bei der gegenwärtigen politiſchen Lage des Orients und den maßloſen Uebergriffen der von Rußland beſchützten Kirche von Tag zu Tag unmöglicher wird. Sie müſſen ſich darauf gefaßt machen, daß vielleicht auf einige Zeit, und bis zum Eintreten günſtigerer Umſtände, welche den bedrängten Beſitzern ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder gibt, ihre Stiftung in Jeruſalem in der Nähe der heiligen Stätte ihre Verwirklichung erhält: da die Wächter der *Terra sancta* aus dem Beſitze der heiligen Grabskapelle faſt ganz

verdrängt, und mehr und mehr zunehmens mit Gewalt hinausgeſchoben werden.

Wie der Titel: König von Jeruſalem unter den Nomenclaturen des Imperators zum leeren Schalle geworden iſt, ſo dürfte, ging es ſo fort, bald auch der Orden der Ritter vom heiligen Grabe, welcher ſo viele katholiſche Könige, Fürſten und Edle aus allen Ländern Europas unter ſeine Mitglieder zählt, nur mehr eine Art hiſtoriſch-antiquariſcher Erinnerung, wie jener der Maltheſer, dieſen Ehrennamen ohne alle Bedeutung fortführen, und der geheiligte Ort ſelber, „während ſie ſchliefen,“ ganz und gar in die Hände der Griechen, oder Armenier und Türken, oder wer ſonſt immer wollte, übergegangen ſeyn. Der ganzen Chriſtenheit iſt es bekannt, wie, namentlich ſeit dem letzten Jahrhundert, die heilige Grabkirche auf Golgatha zum Tummelplatze des ärgerlichſten Parteikampfes geworden, und wie gerade da, wo der Menſchheit für ſo theuern Preis der Gottesfriede erkauft wurde, bis zur Stunde der leidenſchaftlichſte religiöſe Krieg herrſcht. Lateiner, Griechen und Armenier ſtehen auf dieſem heiligen Boden, die Einen zur Vertheidigung, die Andern zum Angriff in unausgeſetzter Fehde ſich gegenüber. Aber es hieße doch dem verjährten Beſitze und dem Rechte der europäiſchen Civiliſation zu viel vergeben, wollte man ſagen, es werde hier von beiden Seiten gefrevelt, und bei gleicher Vertheilung von Recht und Unrecht mit gleichheitlichen Waffen der ſkandalöſe Kampf fortgeführt. Es iſt vielmehr ein Krieg der unciviliſirten Roheit und aſiatiſchen Verſunkenheit gegen alle Humanität und Erziehung, ein Krieg der Barbarei gegen fränkiſche Bildung, kurz ein Angriff der unwiſſenden Morgenländer gegen die überlegenen Europäer, mit allen Waffen geführt, welche die kraſſeſte Ignoranz und der gehäſſigſte Fanatismus an die Hand geben. Man wendet vielleicht ein: die Morgenländer ſind ja auch chriſtlich, und ſogar nennen ſie ſich chriſtkatholiſch, nur daß ſie es nicht mit dem Papſte halten. Dieß iſt eine der Illuſionen, von der man ſich nur durch den Augenſchein des Gegentheils überzeugen läßt. Aber das

Digitized by Google

furchtbarſte Gottesgericht, zur Strafe für ihre Trennung von der kirchlichen Einheit, iſt ihr gegenwärtiger Zuſtand. Sie ſind freilich Chriſten, in ſofern ſie ſich noch ſo nennen, aber ihr Chriſtenthum iſt von einem chriſtlichen Heidenthume nicht verſchieden, ihre Gottesverehrung hat kaum einen Vorzug vor der der Muhammedaner, und es gibt keine Superſtition, die nicht bei Hoch und Nieder unter ihnen gehegt und gepflegt würde; ihr ganzes Glaubensweſen beſteht darin. Mit der metallenen Stimme von den Thürmen und dem Klange der Orgeln ſcheint im Orient die Religion überhaupt verſtummt zu ſeyn; der Orient erſtreckt ſich aber nach der Sprache der Griechen bis zu den Gränzen des alten byzantiniſchen Reiches, und wo Italien anfängt, erſt da beginnt Europa. In der Ferne glaubt man oft Manches, was an Ort und Stelle ſich als übertrieben erweist: hier aber iſt es gerade umgekehrt, man muß an Ort und Stelle gehen, um eine ſolche Verkommenheit bei dem eigenen Augenſcheine noch glaubhaft und begreiflich zu finden. Freilich, wenn ſie ſich hundertmal während einer Viertelſtunde bekreuzen, und eben ſo unausgeſetzt nach Art der Moslimen den Kirchenboden küßen, wenn dieß das Chriſtenthum und nicht vielmehr den neuteſtamentlichen Phariſäismus ausmacht, dann ſind die griechiſchen Chriſten die beſten von der Welt. Im übrigen wiſſen ſie gar nichts, die ſogenannten Gebildeten unter ihnen nähern ſich an der von Europa ausgeſpieenen Aufklärung, im übrigen kann man gar kein religiöſes oder wiſſenſchaftliches Wort mit ihnen führen, und was die Handlungen der meiſten betrifft, ſo ſcheut ſich vor den Kirchenpforten Jedermann vor ihnen. Mit dieſer ihrer gänzlichen religiöſen Unwiſſenheit geht natürlich der blindeſte Fanatismus Hand an Hand, und wird von ihren gleich erleuchteten Papas eher noch aufgeſtachelt, als unterdrückt. So z. B. wenn ein Franke den helleniſchen Boden betritt, iſt der Ruf: „Hebräer! Hebräer! Judas Iskariothi!“ der erſte Gruß, der ihm von der nachſetzenden Jugend entgegen kömmt. Der Fremde weiß nicht, wie ihm geſchieht, er ſieht ſich vergeblich nach ei-

Digitized by Google

nem Sohne Israels in ſeiner Nähe um, bis ihm endlich ein Befreundeter die Aufklärung ertheilt, daß die Griechen alle abendländiſchen Chriſten den Juden gleich ſtellen und wieder taufen, weil ſie in der erſten Taufe nur mit Waſſer begoſſen und nicht untergetaucht wurden. Ich rede hier von der Religion, und nicht von der Nation der Griechen, die ja bekanntlich zum großen Theile ausgeſtorben iſt. Ein Geiſtlicher vom lateiniſchen Ritus darf ſich kaum auf der Straße blicken laſſen, ohne Gefahr zu laufen, geſteinigt zu werden, wie mich deſſen unſere Glaubensboten aus eigenem Erdulden verſicherten. Was will man von einem Volk ohne alle Erziehung?

Wer Rußland geſehen hat, kann von den dortigen kirchlichen Zuſtänden reden; doch, ſoll ich aus eigener Erfahrung ſprechen, ſo traf ich in Napoli die Romania die Kirchenfenſter eingeworfen, daß die Steine während der Meſſe am Altare in Stücke brachen, und Niemand darf ſich ſeit einem Jahre an die Reparatur wagen, um nicht augenblicklich daſſelbe Schauſpiel ſich erneuern zu ſehen. Ich erinnere mich unter andern, während meiner Reiſe nach dem Peloponnes im alten Megara, jetzt einer Stadt von noch vier Tauſend Bewohnern, Prieſter getroffen zu haben, die nicht einmal ihre kirchlichen Geſangbücher leſen konnten, ſondern ſich alles erſt von einem, während der jetzigen Regierung beſſer geſchulten Jungen mußte vorſprechen laſſen. Das Ganze glich einer bulgariſchen Bauernſtube, und die Popen ſelbſt ſind ohne weitere Vorbereitung aus dem gewöhnlichen Volke genommen und geweiht; und doch brennen ſie alle vor Verlangen, ein geweihtes Haupt ſich zu ihrem Glauben erheben zu ſehen. Ja es gibt Despoten oder Erzbiſchöfe, die nur ihre Mutterſprache verſtehen, während der gemeinſte lateiniſche Miſſionär im Oriente wenigſtens zwei, häufig aber auch vier und fünf Sprachen redet. Endlich bei der neulichen Einweihung einer neuen katholiſchen Kirche in Heraklea wagte kaum einer der Botſchafter zu erſcheinen, um nicht durch ſeine Gegenwart den Zorn und Haß der Einheimiſchen gegen ſich und ſeine Glaubensverwandten heraus-

Digitized by Google

zufordern. Wenn es ſo noch in Europa ſteht, dann ſtelle man ſich erſt die Dinge in Aſien vor. Hat die Religion die Beſtimmung, die Völker zu erziehen und die Menſchen vernünftig, tugendhaft und glücklich zu machen, dann mache das morgenländiſche Chriſtenthum eben ſo, wie der Islam, dem dieſer Charakter ganz und gar abgeht, keinen weiteren Anſpruch auf die Ehre, eine Religion zu heißen. Man muß Zeuge dieſer Verwilderung, namentlich auf dem Boden Paläſtinas ſeyn, um ſich eine genügende Vorſtellung davon zu machen. Mir ſtehen die Haare zu Berg, und ich weiß nicht, wie ich ein Wort finde, um ohne Erröthen für den Leſer die furchtbare Entweihung der heiligen Stätten zu Jeruſalem und Bethlehem durch neue, mehr als heidniſche Gräuel in etwas zu ſchildern. Ich habe das Buch einer der letzten Guardiane vom heiligen Lande vor mir liegen, das vor dreißig Jahren als ein Hülferuf an die Mächte Europas veröffentlicht wurde, und worin er unter andern mit Entrüſtung, namentlich auf den heilloſen Aberglauben der ſchismatiſchen Pilger, zu ſprechen kömmt, daß ein Menſch, welcher in der heiligen Grotte der Geburt ſein Lebenslicht empfange, zum wahren Glückskinde vom Himmel beſtimmt ſei, und wie dieſer Aberglaube ſie veranlaſſe, dieſen Ort zu einem neuen Adonistempel umzuſchaffen.

Die Augen Europas waren ſeit langeher auf andere Dinge gerichtet, ſo daß man von dieſen irreligiöſen Zuſtänden im Oriente keine Kunde nahm, und es wird die andeutungsweiſe Umſchreibung dieſer Heilloſigkeiten unglaublich erſcheinen; aber nachdem ich ſelber, von anderen aufmerkſam gemacht, die Kirche der heil. Helena zu Bethlehem zu einem Orte aller Unflätereien machen ſah, und nun noch das Zeugniß eines ſolchen Mannes vor mir habe, kann ich natürlich an der Möglichkeit deſſen hier zu Lande nicht mehr zweifeln. Nicht weniger arg geht es an dem anderen Hauptfeſte der Chriſtenheit, zu Oſtern, wegen des Spektakels mit dem heiligen Feuer in der Grabkirche zu, und es wäre Noth, wie man mir allgemein ſagt, ſeine

Digitized by Google

Anweſenheit bis auf dieſen Zeitpunkt zu verlängern, weil der Thatbeſtand über alle Beſchreibung geht. Abgeſehen davon, daß die griechiſchen Papas nichts thun, um der Volksmeinung entgegen zu treten, ols ob das jährliche Oſterfeuer regelmäßig vom Himmel komme, indem ſie dieſen Wahn zur Befeſtigung ihres Anſehens wenigſtens ſtillſchweigend begünſtigen: ſo ſind ſie auch weit entfernt, den damit zuſammenhängenden Unfug abzuwehren. Alsdann pflegen nämlich die Pilger unter hölliſchem Lärmen und Toben kopfunter, kopfüber Feuerräder um die Grabkapelle zu ſchlagen, ſich auf die Schultern zu ſpringen, um der Scene näher zu ſeyn, und mit bacchantiſchem Gebrüll nach dem heiligen Feuer zu ſchreien. Iſt dieſes endlich erſchienen, ſo ſtürzt nicht nur einer über den andern, um zuerſt ſeine Fackel anzuzünden, und rennt damit wie beſeſſen durch die Grabeskirche, ſondern ſterile Frauen machen davon, Angeſichts des Volkes, einen Gebrauch, den ich nicht andeuten kann. Ueber dieſe Sacrilegien iſt unter allen hieſigen Franken nur Eine Stimme, und über die Orgien, welche dabei die Nacht hindurch nicht nur auf den Gallerien, ſondern an dem heiligſten Orte, noch bis auf das allerletzte Jahr herab vorgingen und vorgehen, können Sie lebende Zeugen in Menge vernehmen. Der Paſcha ſelbſt, welcher herkömmlich von den Gallerien herab Zeuge dieſer Unſitten iſt, äußerte bei dem Anblicke des ganzen Scandals zu ſeiner Umgebung: Cela me fait l'effect du Robert le diable, representé de la grande Opéra de Paris.

Ich meinerſeits glaube gewiß alle einzelnen Begebenheiten der Evangelien-Geſchichte; doch keine Thatſache kömmt mir jetzt, da ich ſelber im gelobten Lande mich befinde, eindringlicher zur Ueberzeugung, als daß der Heiland beim Antritt ſeines Lehramtes im Tempel eine Geißel aus Stricken flocht, und dieß ganze ſchamloſe und verworfene Geſindel aus dem Heiligthume trieb, welches ſie ſo furchtbar entweihten. Nichts wäre auch zur Stunde nothwendiger, als ein ſolches Verfahren; doch hier hat man den Spiegel vor Augen, wohin

ein ſeit Jahrhunderten im „Naturzuſtande“ befindliches, verwahrlostes Volk kömmt, das bei ſeinen ſonſtigen Anlagen mit einiger Education vielleicht Großes leiſten, und bedeutende Männer aus ſeiner Mitte hervorbringen würde. So ſind die religiöſen Gegner beſchaffen, welche pochend auf den Schutz eines übermächtigen Protectors, und auf eine, den Römiſch-Katholiſchen wenigſtens um die Hälfte überlegene einheimiſche Bevölkerung vom morgenländiſchen Ritus, bei der Gleichgiltigkeit der europäiſchen Chriſtenheit gegen den Nothruf vom heiligen Grabe her, die lateiniſchen Väter mit zunehmender Ausſchließlichkeit aus dem Beſitze des größten Theiles ihrer Heiligthümer verdrängen. Es liegt außer den Gränzen dieſer Abhandlung, die unausgeſetzten Feindſeligkeiten und Verfolgungen der abendländiſchen Hüter der heiligen Grabkirche durch die orientaliſchen Papas im Laufe der Jahrhunderte in's Einzelne auseinander zu ſetzen; um dieß zu thun, müßten wir ein Buch von vielen Bänden ſchreiben.

Bekannt iſt, daß die Kreuzzüge großentheils durch den Verrath der ſchismatiſchen Morgenländer ſo unglücklich ausfielen. Seitdem haben nun ſchon ſechshundert Jahre lang die Jünger des ſeraphiſchen Franziskus im Namen Europas die Vertheidigung der chriſtlichen Sanctuarien übernommen. Ja wäre es ein gegenſeitiger Wetteifer um die größere Verehrung des Erlöſers an den geweihten Stätten, dann würde der Streit ſich friedlich beilegen laſſen, und die Geſchichte würde den Mantel der Liebe darüber breiten: ſo aber iſt es ein unverſöhnlicher Rachekrieg ſeit jenen Zeiten her, wie dieß die Griechen noch vor einem Menſchenalter durch die Zerſtörung der Grabmäler der Könige von Jeruſalem unverholen genug bewieſen, und dieß geht ſo weit, daß die lateiniſchen Väter ſich noch glücklich preiſen müſſen, daß die Türken, ihre Unterdrücker, ſich in den Beſitz der Schlüſſel des heiligen Grabes geſetzt haben, um ihrerſeits nicht gänzlich davon ausgeſchloſſen zu werden. Die Franken hatten das heilige Land den Händen der Ungläubigen entriſſen, ſie hatten namentlich die Grabkirche

Digitized by Google

erbaut. Noch mehr, im Jahre 1342, fünfzig Jahre nach dem Falle von Ptolemais, der letzten abendländiſchen Beſitzung aus den Eroberungen der Kreuzritter, kaufte König Robert von Sizilien und ſeine heilig geachtete Gemahlin Sanchia von den Sultanen Aegyptens für die ungeheure Summe von vierzehn Millionen ſämmtliche Sanctuarien, ſo daß demnach die Europäer nicht bloß als Eroberer, ſondern gemäß Abtretung und förmlichem Vertrage deren Beſitze anzuſprechen haben, und neunhundert noch jetzt vorhandene, und bis auf die Gegenwart herabreichende Fermane garantiren denſelben den frommen Vätern für immer. Aber es iſt mit einem Ferman, wie ich Ihnen neulich ſchrieb: ſo bald er bezahlt iſt, hat er ſeine Bedeutung im Weſentlichen verloren, und einzig die Beſtimmung, durch einen anderen verdrängt zu werden.

Es finden ſich Tauſende von Urkunden im Archive des Convents zu San Salvatore, welche ſeit undenklicher Zeit all die Intriguen und Gewaltthätigkeiten der Schismatiker, im Einverſtändniſſe mit den erkauften Paſchas, documentiren, um die rechtmäßigen Beſitzer aus ihrem Eigenthume zu werfen: aber es gehören Jahre dazu, um die Actenſtöße zu einer hiſtoriſchen Darſtellung all der Chikanen und Inſulte durchzuarbeiten. Ich hebe beiſpielsweiſe nur ein Blatt ab, welches zufällig vom Jahre 1757 handelt, und folgende Details enthält.

In der Nacht vom zweiten auf den dritten April vor Palmſonntag machten fünfhundert Griechen einen tumultuariſchen Ueberfall auf die heilige Grabkirche, ein Pilger verlor dabei ſein Leben, zwanzig andere wurden ſchwer verwundet, und nachdem man allen Widerſtand überwunden, ſofort zur Plünderung geſchritten. Was von Weihgeſchenken in Gold und Silber von der Hand der europäiſchen Monarchen vorhanden war, wurde zertrümmert und zerſchlagen: darunter befanden ſich drei goldene Lampen; die eine von dem Könige von Sizilien, die andere von Spanien, die dritte von Kaiſer **Karl VI.**

Digitized by Google

aus Deutſchland nach Jeruſalem geſendet; alle drei zugleich mit koſtbaren Edelſteinen verziert. Sodann vier Seraphim, wieder Geſchenke vom Könige beider Sizilien, und von einer Arbeit, die allein fünfzig Tauſende koſtete. Ferner ein großer ſilberner Candelaber von wunderbarer künſtleriſcher Vollendung: darin befanden ſich, über Fuß groß, die ſilbernen Statuen der zwölf Apoſtel. Das Ganze war ein Geſchenk vom Großherzog von Toskana, und wurde jetzt zertrümmert; ein ähnlicher Leuchter von Philipp III. von Spanien aber bloß geſtohlen. Ebenſo verſchwanden ſechs ſilberne Candelaber, die aus dem fernen Indien gekommen waren; fünf weitere aus Portugal hingen zum Glück zu hoch, und konnten nicht erreicht werden. Dafür wurden die golddurchwirkten Damaſtzeuge mit ſchweren Gallonen aus demſelben Lande, nebſt allem, was zu Handen ſtand, zerſtückt und zerriſſen, und der Gold- und Silberwerth auf dem Markte vertändelt.

Das alles war das Attentat einer Nacht; der Pöbel von damals fand ſich bei dieſer Verwüſtung befriedigt. Nun halten wir aber hiezu noch eine Begebenheit aus unſern Tagen. Am Morgen des 12. Octobers 1808 fand bekanntlich der Brand der heiligen Grabkirche ſtatt, und die abendländiſche Chriſtenheit erlitt dadurch einen nicht viel minderen Verluſt, als durch den Brand der Paulskirche in Rom. Man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, wie das Feuer ausgekommen, und noch herrſcht in Europa der entſchiedene Zweifel, ob nicht die Böswilligkeit derer dabei im Spiele geweſen, die daraus den endlichen Vortheil gezogen; indeß aus der unparteiiſchen Darſtellung des obigen Guardians und Präſidenten der Terra santa ergibt ſich folgendes Reſultat: Frühe nach drei Uhr fing der hölzerne Altar der Armenier auf den Gallerien mit den flockigen Gardinen am Lichte der Altarlampe Feuer, die Flamme verbreitete ſich ſchnell nach dem Calvarienberge hin, und ſchlug gleichzeitig in die Kuppel über dem heiligen Grabe, die, von koſtbarem Cedernholze nach Weiſe der Helenakirche in Bethlehem erbaut, bald wie ein glühender Ofen in

der ganzen Runde brannte, ſo daß das geſchmolzene Blei vom Dache niedertropfte, bis zwiſchen fünf und ſechs Uhr die von koſtbarem Cedernholz gewölbte Kuppel einſtürzte, und ein paar Balken ſelbſt die Todtengruft des Erlöſers beſchädigten. Was von der früheren Plünderung noch übrig war, vorzüglich Bilder von großem Werthe, wie die Doloroſa, Zacharias, das Opfer Abrahams, und beſonders eine Kreuzigung; ſodann koſtbare Tapeten aus Frankreich mit der Auferſtehung, der Erſcheinung Chriſti vor Thomas und Magdalena, ſo wie andere ähnliche aus Portugal, die alle um die Grabkapelle hingen, und von deren ausgezeichnetem Werthe man ſich noch durch ein kleines Fragment über der Krippe zu Bethlehem, die Anbetung der drei Könige vorſtellend, überzeugen kann, gingen bei dieſem Brande verloren.

Es war damals eine unglückſelige Zeit für Europa. Die Mächte alle kämpften um ihre Selbſtſtändigkeit mit dem franzöſiſchen Soldatenkaiſer. Spanien, das im Verein mit dem jetzt ganz und gar erſchöpften Portugal urſprünglich mehr als die Hälfte der Subſiſtenz der Ordensväter am Grabe des Herrn beſtritten hatte, lag in dem Augenblicke mit Frankreich im verzweifelten Kriege um ſeine eigene Subſiſtenz, und hatte ſchon vorher ſeine Beiträge zum heiligen Grabe auf ein Viertheil des Früheren reducirt, nachdem ſchließlich noch Philipp IV. 70,000 Skudi für die Reſtauration der heiligen Orte angewieſen hatte. Das heilige römiſche Reich deutſcher Nation hatte aufgehört zu exiſtiren. Oeſterreich war, ſeit Kaiſer Joſeph, zu dem heiligen Lande in ein ganz eigenes, geradezu feindſeliges Verhältniß getreten, deſſen Nachwirkungen ſich auch noch ſpäter fühlbar machten, hielt jetzt ſeine Finanzen kaum noch für den Kriegsbedarf in Ordnung. Die rheiniſchen Churfürſten waren verſchwunden, alle andern katholiſchen Herrſcher im eigenen Lande beſchäftigt, und hatten keine Zeit, ihre Blicke nach auswärts zu werfen, oder den Hülferuf vom Oriente her zu vernehmen. Dieß galt namentlich von Bayern, deſſen Herzoge übrigens ſchon ſeit der älteſten Zeit unter den Wohlthätern

Digitized by Google

des heiligen Landes einregiſtrirt ſtehen. Polen, das früher nicht Unbedeutendes für das heilige Grab gethan hatte, ſah ſeine Selbſtſtändigkeit ſchon geraume Zeit dahin. Von England war natürlich ſeit Heinrich VIII., der noch wenige Jahre vor ſeinem Uebertritte zur Reformation jährlich tauſend Skudi Unterſtützung zugeſichert hatte, nichts mehr zu hoffen. Der Papſt ſelbſt lag in Gefangenſchaft, und die übrigen Fürſten Italiens hatten großentheils ihre Throne eingebüßt, ſo Savoyen, Toskana und Neapel, und von einer Republik Venedig, die früher ſo großen Antheil an dem Oriente nahm, war fürder nicht mehr die Rede. Die Väter der Terra santa, auf dieſe Weiſe faſt gänzlich verlaſſen, hatten kaum noch zu eſſen, und nicht weniger mit Noth und Elend in ihren Zellen, wie außerhalb gegen ihre erbitterten Glaubensfeinde zu kämpfen.

Dieſen Augenblick benützten die Griechen, um durch ihr Geld und ihren Einfluß bei der Pforte auch die heilige Domäne der Grabeskirche in Jeruſalem, die bisher faſt einzig noch das Eigenthum der Franken geblieben war, indem nur den Georgianern die Benützung ein oder des anderen Altares zu ihrem eigenen Dienſte zuſtand, in ihre Gewalt zu bekommen.

Schon im Jahre 1632, während jener anderen traurigen Kriegsperiode im Abendlande, hatten die Griechen einen von den drei Schlüſſeln zu dem Sanctuarium, ſo wie einen zur Helenakirche in Bethlehem an ſich gebracht; vier Lampen konnten ſie über dem Salbſteine in der Grabkirche anzünden, drei Bögen auf den Gallerien hatten, wie oben erwähnt, dir Armenier ſich angeeignet. Sultan Murad ſprach jedoch nach altem Rechte das Eigenthum ausſchließlich den Franken zu. Wie ganz anders ſteht es nun! Vor achtzig Jahren hatten die Frankenpapas, nämlich die Franciskaner, noch ganz allein die heilige Grotte zu Bethlehem inne; jetzt dürfen ſie am Altare der Geburt Chriſti nicht Eine Meſſe im Jahre mehr feiern. Nur der ſilberne und vergoldete Stern daſelbſt bewahrt mit der lateiniſchen Inſchrift: Hic pro hominum salute Jesus Christus natus est, noch das Andenken

an die vormaligen und noch jüngſten Beſitzer, nicht zum geringen Aergerniſſe der jetzigen Eindringlinge; ja die lateiniſchen Väter ſehen ſich gezwungen, zur Pilgerzeit fortwährend einen Wächter an der heiligen Stätte zu halten, damit dieß bereits ſtark gelockerte und beſchädigte Eigenthum nicht gänzlich vom Boden geriſſen, und hiemit auch die letzte Erinnerung an die Herrſchaft der Abendländer daſelbſt verſchwinde. Ja eben mit dem heurigen Jahre haben die ſchismatiſchen Popen bereits Schwierigkeiten erhoben, den Franciskanern auf dem zweiten Altar an der Krippe öfter als zweimal die tägliche Darbringung des heiligen Opfers fernerhin zu geſtatten. Die Kirche und das Kloſter im ſogenannten Hauſe des Kaiphas, ſo wie die Jakobskirche, nach dem Grabtempel die ſchönſte in der Stadt, beide auf dem Berge Zion gelegen, und letztere ein uraltes Eigenthum der Spanier, waren in der Hoffnung auf eine beſtändige Union von Rom aus den Armeniern abgetreten worden, und ſind jetzt im Beſitze der Schismatiker. Das Grab Davids mit dem Cönakulum auf demſelben Berge Zion, einſt unter der Hut der P. Auguſtiner, wo der heilige Franciskus, der ja ſelber im Jahre 1264, wie ſpäter auch Ignatius, nach dem gelobten Erdreiche gepilgert, und damals dem Sultane Aegyptens die bekannte Glaubensprobe freigeſtellt hatte, darnach im Stillen ſeine erſten Jünger mitten unter den Ungläubigen anſiedelte, iſt jetzt im Beſitze fanatiſcher Türken, und der Europäer, welcher dahin kömmt, gewärtigt auf infame Weiſe mit dem Stocke hinausgetrieben zu werden, wie dieß erſt vor acht Tagen vierunddreißig Franzoſen, trotz des entrichteten Bakſchiſch, erfuhren, als ſie an dem Orte, wo der Herr das allerheiligſte Abendmahl eingeſetzt, einen Hymnus anzuſtimmen wagten. Aus der Himmelfahrtskirche auf dem Oelberge, ſo wie aus der großen und ſchönen Sanct Annakirche in der Nähe des Stephansthores, vordem im Beſitze öſterreichiſcher grauer Nonnen, ſind nun Moſcheen geworden; weil ſie aber von den Moslimen nicht mehr benützt wird, iſt es in der erſteren am jährlichen Feſttage ſelbſt den

Chriſten noch erlaubt, darin zu celebriren. Dagegen iſt die Kapelle der Madonna an der Via dolorosa von den Türken vermauert. Aus der alten Ordenskirche der Johanniter haben die Türken, zur Schmach für das ganze fränkiſche Ritterthum, nun — einen Schindanger gemacht, wo vielleicht an vierzig Cadaver liegen, und das Blut einen halben Fuß tief ſteht und ſtockt, ſo daß man nicht ohne Ekel und Grauſen an dem Orte vorüberpaſſirt, wie es namentlich auch in allen Gaſſen von Nazaret der Fall iſt. Der unterirdiſchen Grabkirche der heiligen Jungfrau am Fuße des Oelberges, einſt den Benedictinern zugehörig, und wahrhaftig ein Dom zum Beten, eine ergreifende Stätte, ja eine königliche Gruft, wie man ſie nicht herrlicher denken könnte, haben erſt im Jahre 1775 die Griechen ſich bemächtigt, indem ſie, weil Waſſer eingedrungen und durch den erweichten Felſen ein Theil verſchüttet war, die Reparatur und damit das ganze Heiligthum an ſich riſſen, ſo daß jetzt die von allen Seiten im Stiche gelaſſenen Franciskaner nicht einen Fuß mehr darin haben. Im Angeſichte alles deſſen kann ich es einem wackeren, jüngſt angekommenen amerikaniſchen Reiſenden nicht verargen, wenn er mit Entrüſtung ſeines Ehrgefühles zu mir ſprach: „Ich würde mich ſchämen, ein Europäer zu ſeyn, und dieſen Raub und die gräuelvolle Verwüſtung der heiligen Stätten geduldig mit anzuſehen.“ Aber — meine Schuld iſt es nicht, daß dieß der Stand der Dinge iſt; als meine und eines jeden Pilgers Pflicht erachte ich es nur, von der jetzigen ſchmählichen Lage Paläſtinas Europa nach Möglichkeit zu unterrichten, und ohne Furcht und Haß alles zu ſchreiben, wie ich es gefunden, und wie es Jeder finden wird. Doch hören Sie nun, was in unſern Tagen mit der zur Hälfte niedergebrannten Grabkirche des Erlöſers weiter zugegangen.

Im Laufe des Jahres 1809 erwirkten die Griechen, wiewohl ſie ſich des ungeſtörten und alleinigen Beſitzes der Magdalenen-, ſo wie der Johanneskirche neben dem heiligen Grabe erfreuen, ja im Ganzen nicht weniger als fünfzehn Monaſterien

Digitized by Google

und Kloſterkirchen hier beſitzen, durch Beſtechungen der Pforte einen Ferman, welcher dahin lautete: „daß denjenigen, welche dem Brande Einhalt gethan, auch das Recht der Wiedererbauung auf ihre Koſten ausſchließlich zuſtehen ſollte.“ Dieß war ein falſcher Vorwand von Seite der Schismatiker; in Wahrheit aber waren nur die in Jeruſalem wohnhaften, oder eben anweſenden Franken hülfreich zugeſprungen, alle anderen ließen, wie es hier zu Lande zu geſchehen pflegt, es eben brennen, ſo lange es brannte, und nach ſechs Stunden, als alles Holzwerk verzehrt war, erloſch das Feuer von ſelbſt. Während des Brandes ſelbſt war im Grabgebäude nur der Guardian des lateiniſchen Convents nebſt ſeinem Sacriſtan zurückgeblieben, welch letzterer noch eine ſilberne Büſte der Madonna addolerata mitten aus den Flammen vom Calvarienberge rettete, während Griechen wie Armenier, welche zum Dienſt der Incenſion u. ſ. w. ſich im Innern befanden, ſich durch das Fenſter eines Türken geflüchtet hatten. Nur der Guardian der letzteren büßte, als er eine hier deponirte Summe Geldes aus dem Heiligthume in Sicherheit bringen wollte, unter dem Sturze der Decke und dem geſchmolzenen Blei das Leben ein; daher anfänglich die Sage ſich verbreitete, er habe das Feuer angelegt und ſich dann aus dem Staube gemacht, bis der letztgenannte Frater ſeine Gebeine unter den Trümmern fand. Umſonſt proteſtirte der Padre Reverendissimo gegen den erwähnten Ferman; der kaiſerliche Internuntius, B. v. St., deſſen Wirkſamkeit im Orient ſchon faſt dem vorigen Jahrhundert angehört, richtete nichts aus, indem der Großvezir erklärte, weil die Griechen unter Kaiſer Conſtantin und ſeiner Mutter die Kirche urſprünglich erbaut zu haben behaupteten, müßte dieſe auch den Griechen gehören; zudem könne man ohne den franzöſiſchen Botſchafter hierin nichts thun. Umſonſt wendete der Präſident der Terra santa dagegen ein: „Conſtantin ſei ja nicht der Kaiſer der Griechen, ſondern des ganzen römiſchen Reichs geweſen, und habe vielmehr vom Abendlande aus das Morgenland unterworfen, und darauf

Digitized by Google

ſeinen Sitz nach Conſtantinopel verlegt; auch müßten nach der obigen Conſequenz die Osmanli eben ſo die Sophienkirche an die Nachkommen ihrer erſten Erbauer herausgeben. Sodann ſei Oeſterreich ſo gut Protector des heiligen Landes, wie Frankreich." Gleichviel! ein Türke macht ſich nie auf eine Einwendung gefaßt, nur die Willkühr macht die Richtſchnur.

Am 31. Juli 1809 begannen die Griechen vor der heiligen Grabkirche eine Pforte zu ſetzen und einen Verſchlag aufzurichten; am 7. Auguſt wurde bereits mit dem Neubau begonnen, und damit in Eile ohne Weile, aus Furcht vor einem Gegenferman, fortgefahren, und das Ganze in Jahresfriſt vollendet. Im Grunde war der Grabdom freilich nur einer Reſtauration im vorderen Chore bedürftig; hier waren die in drei Gallerien übereinder geſtellten Säulen; alle aus einem Stücke, mit ihren Bögen zum Theile noch ſtehen geblieben, wobei die Wandſtreifen zwiſcheninne mit kunſtreicher Moſaik ausgelegt waren; nur das Deckengewölbe mußte neu gemacht, und die Altäre mit allen Kirchenmobilien wieder hergeſtellt werden. Dafür errichteten nun die Schismatiker Pfeiler ſtatt der Colonnen, angeblich zur größeren Feſtigkeit, in der That aber, um jede Spur des früheren Baues zu vernichten; und ſo ruinirten ſie ungleich mehr, als ſelbſt der Brand geſchadet hatte. Die alten Säulen ſind nun eingemauert, und darüber ohne Kunſt und Stil eine Kuppel gelegt, welche großentheils mit dem geſchmolzenen Material des vorigen Bleidaches auf's neue mit dünnen Platten von außen bedeckt wurde. Die Grabkapelle ſelbſt, welche eigentlich den Hochaltar der ganzen Kirche bildete, und zur allgemeinen Verwunderung, mit Ausnahme der halbverbrannten hölzernen Kapelle der Kopten, hinterhalb nur wenig Schaden genommen, wurde unnöthiger Weiſe umgebaut, bloß um alle Inſchriften und Denkmäler der Franken im Innern und von außen zu entfernen. Selbſt das Bild der Auferſtehung über dem Grabe, das, obwohl in Seide gewebt, von den züngelnden Flammen unter dem Schutte wundervoll erhalten und unverſehrt geblieben war, mußte den Platz



Digitized by Google

räumen. Aber unfähig, etwas Beſſeres, oder nur einigermaßen Aehnliches in der Skulptur und Malerei hervorzubringen, ſetzten ſie z. B. ein Relief, die Frauen am Grabe vorſtellend, alle ohne Antlitz, an die Stelle. Das jetzige Gemälde des Auferſtandenen aber iſt, milde geſagt, bäuriſch und unausſtehlich anzuſehen. So hieben ſie auch zwei Drittheile von dem Naturfelſen in der Engelskapelle, wo nämlich der heiligen Sage nach der Engel geſeſſen, und überkleideten alles neu. Inzwiſchen umgaben ſie den Raum mit einer hölzernen Planke, verweigerten den römiſchen Religioſen den Zutritt zur Räucherung; ſie ſelber gingen nach Belieben ein und aus, und öffneten einzig ihren Pilgern die Thüre. Eben ſo barbariſch verfuhren ſie mit ihrer Reſtauration des Calvarienberges, ſchlugen die Moſaiken und lateiniſchen Inſchriften von der Decke und den Wänden, worunter ſich ſelbſt die Bilder Conſtantins und der Helena, und gegenüber die Madonna mit den zwölf Apoſteln befanden, und brachten dafür Malereien aus der Leidensgeſchichte an, von deren Zeichnung und Schönheit man ſich einen Begriff machen kann, wenn ich Ihnen bemerke, daß darauf die Köpfe durchſchnittlich wie eins zu fünf im Verhältniß zum übrigen Körper ſtehen. Die Moſaikbilder in dem Felde der Spitzbogen über den beiden Eingangspforten ſcheinen ſchon früher durch Vernachläſſigung dem Ruine preisgegeben worden zu ſeyn. An dem Orte aber, wo das Kreuz geſtanden, und wo man noch zwanzig Fuß tief hinab den geſpaltenen Felſen ſieht, wurde der vorige römiſche Titel hinweggenommen, und durch eine Platte mit dem ruſſiſchen Doppeladler erſetzt, ſo daß nun der fromme Pilger ohne Ahnung neben dem Bilde des Gekreuzigten die Inſignien der nordiſchen Despotie und des Cäſaropapismus küßt. Aber um den begonnenen Raub und das Werk der Zerſtörung zu vollenden, unternahmen ſie, das ganz innere Quadrat der Kirche zwiſchen den vier Pfeilern, welche die mittlere Kuppel tragen, zu einer großen Kapelle für ſich abzumauern, wo nun die

Digitized by Google

ſchweren eiſernen Kronleuchter von demſelben Rußland hängen, und worin der Prieſter dem vorigen Altar den Rücken zukehrt — ſo daß der Grabdom hiedurch den Charakter einer Kirche verloren hat, und ohne eine freie Stätte zum Anblick in lauter Kapellen zerſtückelt iſt. Doch hier ſtanden die Grabmäler der alten Könige Jeruſalems, die ehrwürdigen Sarkophage eines Gottfried von Bouillon und Balduin, die den Schismatikern längſt ein Stein des Anſtoßes waren. Darauf waren nach dem Berichte, den ich noch von Augenzeugen habe, ringsum kleine Säulentempel mit Figuren ausgehauen, aus welcher Schilderung man leicht die mittelalterliche Arbeit erkennt, wie ſie an vielen andern Monumenten in unſern gothiſchen Domen ſich findet. Jetzt nahmen die Griechen dieſe Denkmäler des Sieges und der Ehre Europas, und ſchlugen ſie, um dem Vandalismus die Krone aufzuſetzen, in Staub und Stücke, ſo daß von da an bis jetzt ſeit fünfunddreißig Jahren nicht eine Spur davon übrig iſt. Man ſagt, ſie ſeien mit vermauert worden, oder, wo nicht, im Convent der Griechen verborgen; andere, und auch unſer gedruckter urkundlicher Bericht geben an, ſie ſeien mit dem Schiffe, welches dieſe und andere Koſtbarkeiten, unter andern auch ein Stück vom Felſen von dem heiligen Grabe, nach Conſtantinopel bringen ſollte, verunglückt, und lägen nun in der Tiefe des Meeres begraben. Genug, daß jede Hoffnung verſchwindet, die Aſche der ruhmvollen lateiniſchen Könige wieder aufzufinden und würdig beizuſetzen; denn was man jetzt wie zum Spotte als die Grabmäler Balduins und des Königes zeigt, der es verſchmähte, da, wo Chriſtus Haupt mit Dornen umwunden ward, eine goldene Krone zu tragen — das ſind nur die alten Steinbänke der Seitenkapelle, und nichts weiter. Gleichzeitig verſchwanden natürlich auch die Panzer der Könige Philipp von Spanien und Philipp von Burgund, die über derſelben Stelle gehangen; wer konnte die Demolirung hindern? Ein Frater des lateiniſchen Convents, der Sacriſtan Manuel Sabatel aus Va-



Digitized by Google

lenzia, welcher herzuſprang, und ſich mit den Schismatikern in ein Handgemenge einließ, um die Zerſtörung auf dem Golgathafelſen zu hindern, wurde ſo geſchlagen, daß er, obwohl ein Mann von großer Rüſtigkeit und erſt vierzig Jahre alt, ſchon drei Tage darauf ſeinen Geiſt aufgab. Gleich ſchlimm erging es einem Bruder, welcher ſich den Schismatikern widerſetzte, als dieſe im October 1811 den Brunnenſtein mit der römiſchen Inſchrift von der Ciſterne im Hofe zerſchlugen; und erſt vor acht Jahren wurde einem anderen, welcher in der Magdalenakapelle eine Ausbeſſerung mit dem Pinſel vornehmen wollte, die Leiter unter den Füßen weggezogen, daß er ſich beinahe todtgeſtürzt hätte.

Europa hatte damals in Mitte ſeiner Kriege keine Zeit, dieſe ſchmählichſte Unbill, die ihm je widerfahren, zu rächen, und ſpäter, als Friede ward, vergaß es völlig der Mahnung. Zwar hatte General Sebaſtiani, Frankreichs damaliger Geſchäftsträger in Conſtantinopel, bald darauf bei Hattiſcherif ausgewirkt, und unter dem Siegel der hohen Pforte das Verſprechen erhalten, daß die Grabkirche mit den Heiligthümern wieder den vorigen Beſitzern eingeräumt werden ſollte. Aber wie ein entgegengeſetztes Urtheil in erſter Inſtanz immer auch eine zweite Appellation nach ſich zieht, ſo zögerte ſich auch hier der Vollzug hinaus. Napoleon überſah bei ſeinen folgenden Feldzügen, ſeiner Forderung weiter Nachdruck zu geben. Hätte er das nordiſche Reich überwunden, ſein nächſter Schritt wäre geweſen, mit der Pforte anzubinden, und die Türken aus Europa zu verjagen. Ueber Paläſtina vordringend, hätte er ſeinen Zug gegen die Britten in Indien vollendet, und den Franken ihr altes Anſehen im Oriente wieder erobert, was ihm im Beginne ſeiner Laufbahn auf dem Zug nach Aegypten mißlungen war. So aber wurde der Hattiſcherif bei Seite gelegt, und der Vollzug blieb bis auf dieſe Stunde aufgeſchoben. Darum veröffentlichte der Präſident der Terra santa, Don Manuel Garzia im Jahre 1814 in einem Buche in ſpaniſcher

Digitized by Google

Sprache unter dem Titel: Direchos legales y estado de tierra santa, einen Hülferuf an die Mächte Europas, der jedoch unbeachtet blieb, bis auf dieſe Stunde.

(Schluß folgt).

---

## II.

### Verfolgung wider die katholiſche Geiſtlichkeit im niederländiſchen Indien.

Niederland hat im indiſchen Archipelagus große und reiche Colonieen, aus deren Ertrage dem Staatsärar und den Börſen der in Indien befindlichen Beamten gar beträchtliche Summen zufließen. Selbige befinden ſich beſonders auf den Inſeln Borneo. Sumatra, Macaſſar, den Molukkos und Java. Letztere Inſel hat Niederland ganz in ſeinem Beſitze. Obwohl die Inländer ihre eigenen Fürſten haben und nach eigenen Geſetzen zu leben ſcheinen, iſt doch die Obergewalt in Händen von Niederland, welches dort auf despotiſche Art den Scepter ſchwingt. Die niederländiſchen Staatsmänner haben zum Grundſatz angenommen: *unſere Gründung im indiſchen Archipelagus hat zum einzigen Zwecke, Geld einzutreiben; für Religion und Civiliſirung haben wir keinerlei Sorge.* Darum ſind auch die niederländiſchen Colonieen, was die Religion und Bildung der Einheimiſchen betrifft, noch faſt im nämlichen Zuſtande, als vor zweihundert Jahren; das Chriſtenthum hat keine nennenswerthen Fortſchritte gemacht, denn die niederländiſche Regierung, die aus der Einführung des Chriſtenthumes Tumult und Empörung unter den Eingebornen befürchtet, erlaubt den Miſſionären nicht, ſich unter ihnen niederzulaſſen. Man erkennt hier den eigennützigen Kaufmannsgeiſt, der ſeine reichen Einkünfte zum Behufe der Menſchlichkeit ſelbſt keinem Scheine von Gefahr ausſetzen will. Benachbart den niederländiſchen ſind die unermeßlichen engliſchen Beſitzun-

gen; in dieſen haben Chriſtenmiſſionäre Freiheit zu arbeiten, und iſt das Chriſtenthum auch in der That gegründet; keinerlei Schaden iſt daraus der Compagnie erwachſen, ſondern die engliſche Regierung hat im Gegentheil die Dankbarkeit unzähliger Menſchen verdient und eingeärndtet. Unerachtet dieſes Beiſpiels verhindert Niederland, aus thörichter Furcht, einige elende Goldſtücke zu verlieren, jegliche Wirkung des Chriſtenthums auf die Eingebornen. Dieß geht ſo weit, daß die katholiſchen Chineſen, die auf Java gar häufig eintreffen, am Orte ihres Aufenthalts ihren Gottesdienſt nicht wahrnehmen können, ſondern jährlich nach Singapora hinüberſegeln, ihrer Oſterpflicht Genüge zu leiſten. Singapora war ehemals eine holländiſche Colonie; jetzt iſt ſie im Beſitze der Engländer, welche ſich wohl einmal den holländiſchen Despotismus werden zu Nutzen machen, um auch Java einzuſchlucken. Dann wird Niederland für ſeinen Golddurſt und ſeine Verwahrloſung der Intereſſen der Menſchen geſtraft ſeyn.

Die Regierungsweiſe durch Niederland in ſeinen Colonien befolgt, iſt ein unerträglicher Despotismus. Der Grundſatz der Staatsmänner in dieſer Hinſicht iſt: Alles was wir wollen, iſt recht. Und ſie wollen — alles, was ſie ſich einbilden dasjenige zu ſeyn, was ſie das Staatsintereſſe der Colonie nennen. Der höchſte Rechtsſatz im niederländiſchen Indien iſt demzufolge: das Intereſſe, repräſentirt durch den allmächtigen Willen des Gouverneur-Generals. Der abſcheuliſche Grundſatz wird auf Alles und auf Alle angewendet, auf das Religiöſe und auf das Nichtreligiöſe, das Moraliſche und Materielle, auf Einheimiſche, Fremde und auf Niederländer. Ein paar Beiſpiele davon. Vor wenigen Jahren iſt ein Niederländer, Namens P. Cleban, aus Java in die Heimath zurückgekehrt, die indiſche Regierung öffentlich beſchuldigend, daß ſie die mit ihm eingegangenen, bilateralen Contracte willkührlich gebrochen, ihn ohne einige Rechtsform aus ſeinem Eigenthume entſetzt, und ohne weiteres zum Bettelſtab verurtheilt habe. Er verlangt von der Oberverwaltung der Colonieen im Mutterlande Beſchirmung und Recht, allein dort verweiſet man ihn nach den indiſchen Rechtsbänken. Will man nun wiſſen, was die indiſchen Rechtsbänke ſeien, ſo merke man auf folgendes noch friſche Ereigniß. Die javaſche Bank kann ihren Verpflich-

Digitized by Google

tungen nicht mehr genugthun; man fürchtet, die Gläubiger möchten erſcheinen, und ein Failliſſement der Bank die Folge davon ſeyn. Was geſchieht? Statt den Gläubigern die Rechte, die ihnen durch die Contracte und die Geſetze zugeſichert, zu verbürgen, verbietet der Gouverneur-General der richterlichen Macht irgend ein Urtheil zu fällen, wobei die Bank würde zur Bezahlung in klingender Münze verurtheilt werden. Die Gläubiger mußten alſo widerrechtlich ſich mit Papier begnügen, welches bei weitem den Werth nicht hatte, für den es ausgegeben wurde. Ein gewiſſer Herr L. van Vliet, der in einem Falle beſonderer Art die Bank vor Gericht lud, ward, ich weiß nicht unter welchem Vorwand, auf ein Schiff geworfen, und aus der Colonie hinausgeſetzt. Auch dieſer ſchweift jetzt in Niederland herum, Recht ſuchend. Wie weit der Despotismus gehen kann, wird aus folgendem Artikel des Regierungsreglementes einleuchten: „Der Gouverneur-General hat die Macht, die Eingeſeſſenen, deren Aufenthalt in Niederländiſch-Indien von ihm gefährlich gehalten wird, von dorten zu entfernen.“ Der Repräſentant des Königs kann alſo einen Jeden entfernen, den er zu entfernen für gut findet, und gibt ſtatt allen Grundes: ich halte ihn gefährlich. Welche Art, welcher Grad von Gefahr die Entfernung veranlaſſen kann, iſt nicht beſtimmt, ſondern der Grille, der Laune, der Leidenſchaft, dem Irrthume des Gouverneur-Generals ſowohl, als ſeiner geſunden Vernunft überlaſſen. Wenn man innerhalb des Kreiſes von Rechten handelt, geſichert und verbürgt von der höchſten Gewalt in Niederlanden, ſo kann der Gouverneur-General in deiner Handlung eine Gefahr ſehen, und ſeine gnädige Excellenz jagt dich fort.

Nach dieſem Geſagten wird man ſich erklären können, was folgt: Kraft einer Uebereinkunft zwiſchen dem Könige der Niederlande und dem heiligen Stuhle ernannte der Papſt im Jahre 1842 einen apoſtoliſchen Vicar mit der Würde eines Biſchofes *in part. infid.* für Niederländiſch-Indien; bald folgte die königliche Erkennung bei Entſchluß vom 16. December 1842. Der Ernannte war kein unbekannter Prieſter, über deſſen Geſinnung und Geſchicklichkeit man im Ungewiſſen verkehrte; auch kein ehrſüchtiger oder weltlich Geſinnter, der dem Glanze einer Mitra und der Auctorität eines kirchlichen Oberhauptes nachſtrebte, nein, ſondern es war der

in Niederlanden rings herum bekannte und hoch geſchätzte J. Grooff, der ſeit achtzehn Jahren in Niederlands amerikaniſcher Colonie, Surinam, zuerſt als gewöhnlicher Miſſionär, und bald darauf als praefectus Apostolicus am Heile der Seelen arbeitete. Sein uneigennütziger Eifer, ſeine menſchenfreundliche Selbſtaufopferung, ſo glänzend in ſeiner Sorge für das Ausſätzigen-Etabliſſement auf dem ſogenannten Braſſingrund, ſein heilreiches Wirken unter den Sclaven weckten die Bewunderung von Allen, Proteſtanten wie Katholiken. Seine geiſtlichen Mitarbeiter ließ er unter den Europäern, für ſich ſelbſt aber wählte er zum gewöhnlichen Wohnort und unmittelbaren Wirkungskreis genanntes Ausſätzigen-Etabliſſement, wo er jeden Tag der Gefahr, von der ſchrecklichen Seuche angeſteckt zu werden, ausgeſetzt war. Der König ernannte ihn dann auch zum Ritter, Se. Heiligkeit der Papſt zum Kammerherr-Honorär, der Gouverneur-General der Colonie rühmte in einem officiellen Schreiben „die gewichtigen Dienſte, die der Colonie durch den Mann erwieſen, und bot ihm Glückwünſche bei Gelegenheit der hohen Auszeichnung, die ihm von Sr. Heiligkeit Gregor XVI. zuerkannt.“ Niederländiſche Proteſtanten erklärten öffentlich in einer Zeitſchrift über die Colonieen: „Man müßte dem Manne eine Bildſäule errichten, aber ſeine Demuth würde ſich dem widerſetzen.“

Zu Ende von 1844 begab der apoſtoliſche Vicar ſich auf die Reiſe, indem er vier junge Prieſter mit ſich nahm. Im April 1845 kam er zu Batavia ans Land. Er fand dort die Sachen in keinem erfreulichen Zuſtande. Das Gouvernement beſoldet in dem niederländiſchen Indien ſieben katholiſche Prieſter, und hat ſich auf deren Ernennung das höchſte Wort vorbehalten. Sieben Prieſter ſind aber viel zu wenig für die Ausdehnung der Colonieen, und die Zahl der Katholiken, welche man auf ſechszehn bis ſiebenzehn Tauſend ſchätzt. Indeſſen iſt es nicht verboten, daß außer den Beſoldeten noch andere Prieſter in der Colonie ſeien: das niederländiſche Gouvernement hat ſogar den vier gedachten Prieſtern auf ihre Erklärung, daß ſie nach Indien gingen, um dort als Prieſter zu wirken, ohne Bedenken die nöthigen Päſſe gegeben, und von der indiſchen Regierung empfingen ſie auf die nämliche Erklärung eine ſogenannte Acte feſten Aufenthalts. Zwei der ſieben Stellen waren vacant, als der apoſtoliſche Vicar zu Ba-

Digitized by Google

tavia ankam: aber das Gouvernement machte Beſchwerden wegen des Abganges gewiſſer Formalitäten gegen die Ernennung von zwei mit dem Hochw. Vicar gekommenen Prieſter. Der General-Gouverneur erklärte deſſen ohngeachtet an Se. Hochwürden, daß die Herren an gedachten Orten ohne bürgerliche Qualität als apoſtoliſche Miſſionäre arbeiten könnten. Auch proteſtantiſche Miſſionäre, über der Zahl der erkannten Prediger, befanden ſich in der Colonie. Demzufolge ſandte der Biſchof zwei Herren zur proviſoriſchen Dienſtverwaltung, bis die Beſetzung der offenſtehenden Caplaneien würde Statt haben können, zu Surabaja und zu Samarang. Die zwei andern Prieſter behielt er bei ſich, in Batavia den Dienſt zu verrichten. Die Zahl der Arbeiter war nur bloß um zwei vermehrt.

Der Zuſtand der Religion und der Geiſtlichkeit ließ ſeit längerer Zeit ſchon viel zu wünſchen übrig. Der Biſchof meinte mit Verbeſſerung des Clerus anfangen zu müſſen. War doch dieſer gewohnt geworden, wenig zu arbeiten: öffentlich als weltliche Leute, ganz in weltlicher Kleidung zu erſcheinen, und Einige ſogar ganz weltlichen Vergnügungen beizuwohnen, mit den proteſtantiſchen Predigern nicht nur tolerant, wie es Pflicht iſt, ſondern oft ſo freundſchaftlich, wie ſich's nicht ſchickt, umzugehen, was größtentheils daraus entſtand, daß ſie einander ohne Unterſcheidungszeichen in Aſſamblées u. ſ. f. begegneten. Der Biſchof ſchrieb dann mehr geiſtliche Arbeit und eine clericale Kleidertracht vor. Drei der früher in Indien anweſenden Prieſter widerſetzten ſich; ſie wollten ihre Lebensart beibehalten, was, wenn ſie das clericale Kleid trugen, nicht füglich geſchehen konnte; mehr Religionsübung zu halten, kam dem Einen als vergebliche Mühe vor, indem die Gläubigen zur Beiwohnung zu indifferent ſeyn würden; dem Andern ſchien es wohl noch etwas Anderes, jedenfalls wußten die Achtundzwanzig, welche, wie wir ſogleich ſagen werden, ſeine Vertheidigung übernahmen, bereits nach moderner, neumodiſcher Art tapfer von Kern und Schaale, und mehr ſolchen verdächtigen Diſtinctionen zu reden: gewiß iſt, daß der Pfarrer beim Confiteor unter der heiligen Meſſe die Namen der heil. jungfräulichen Mutter, der Engel und der andern Heiligen ausließ. Die gehorſamen Prieſter, welche das clericale Kleid trugen, wurden von den

Digitized by Google

andern und ihren Freunden verſpottet, indem der Hohn an dem Vicarius ſelbſt nicht geſpart wurde. Einer von den Widerſachern, weniger verkehrt als die andern, ließ ſich den unverzeihlichen Schritt zu Schulden kommen, ohne Wiſſen des apoſtoliſchen Vicars beim Gouvernement um eine Anſtellung einzukommen, von der er wußte, daß ſie vom apoſtoliſchen Vicar mißbilligt wurde; ſo lieferte er *quantum in se* die Beſtellung der Prieſter in die Hände einer proteſtantiſchen Regierung. Alles dieß und mehr andere Sachen, die wir nicht einzeln aufzählen können, bewogen den Vicarius, wie groß auch der Mangel an Geiſtlichen ſeyn möchte, die drei Widerſpenſtigen zu ſuspendiren. Einer von dieſen wußte achtundzwanzig Laien zu überreden. Laien, von denen vielleicht kein Einziger als Katholik lebte, eine infame Proteſtation gegen den Vicarius Apostolicus zu unterſchreiben; die Kirchenverwaltung ſperrte dazu am Orte (Samarang) die Kirche, ſo daß der gehorſame Prieſter, der ſich dort befand, keinen Gottesdienſt abhalten konnte. Jetzt trat das Gouvernement in's Mittel; aber auch nicht, um die Auctorität des apoſtoliſchen Vicars zu handhaben, im Gegentheil, um ſelbige in den Grund zu bohren. Daſſelbe ließ den gehorſamen Geiſtlichen nach Batavia auswandern, weil er ſich einen fungirenden Pfarrer genannt hätte, ohne von der Regierung als ſolcher anerkannt zu ſeyn; ſpäter machte er einen zweiten gehorſamen Prieſter, der die heilige Bedienung zu Surabaja verwaltete, und ſich den nämlichen Titel beigelegt hatte, ebenfalls nach Batavia auswandern, da er ſich erkühnt hätte, öffentlichen Dienſt in der Kirche zu verrichten, ohne daß er eine Anſtellung oder Ernen- von der Regierung erhalten hätte. Letzterer Grund galt auch den zwei Prieſtern, welche der apoſtoliſche Vicar zu Batavia bei ſich gehalten hatte, und jetzt allen Schwierigkeiten und Verwickelungen mit der indiſchen Behörde vorzubeugen, befahl er ſeinen vier Miſſionären, ſich alles öffentlichen Dienſtes zu enthalten. Da er nach dem Mutterlande geſchrieben hatte, gewärtigte er von dort eine glückliche Auskunft. Dieß zu beſchleunigen, ſandte er am 8. December vorigen Jahres einen der Seinigen mit der überländiſchen Poſt nach Niederlanden. Die indiſche Behörde drang inzwiſchen zu wiederholten Malen bei dem apoſtoliſchen Vicar auf Aufhebung oder Modification der Suspenſionen, als Grund vorwendend, ſie

Digitized by Google

ſei verpflichtet für die Ausübung des Gottesdienſtes Sorge zu tragen, die jetzt zu Samarang und Surabaja nicht Statt finde; indem der Biſchof ſelbſt all die Arbeit zu Batavia verrichtete, ohne daß er von ſeinen vier Aſſiſtenten irgend eine Aſſiſtenz haben könnte. Die Antwort des Biſchofs war jedesmal abweiſend. Es ſei hier bemerkt, daß, während die Verwickelungen ſchon begonnen waren, ein neuer General-Gouverneur ankam, Namens Rochuſſen, der früher als Finanzminiſter in Niederland dem Willen der zweiten Kammer unterlegen war, und ſeine Dimiſſion hatte nehmen müſſen. Dieſer Mann hatte, als er Miniſter war, und dem Könige der Gedanken kam, einen Katholiken zum Juſtizminiſter zu ernennen, Seine Majeſtät bedroht, er werde ſein Portfeuille niederlegen, wenn der König den Gedanken verwirkliche. Man begreift wohl, daß nach deſſen Ankunft die Sachen nicht beſſer wurden. Trunken, wie es ſcheint, von der despotiſchen Gewalt, welche dieſer parvenu in der Colonie in Händen hatte, ſchwur er, der ſtarrköpfige Pfaffe werde den Kopf beugen, oder .... vom Kampfplatz weichen. Er ließ den Vicarius apostolicus am 19. Januar dieſes Jahres im Verſammlungsſaale des indiſchen Rathes vor ſich erſcheinen, und forderte, derſelbe möchte wegen ſeiner ſchwächlichen Geſundheit nach Europa zurückkehren. Die Antwort läßt ſich leicht errathen; ſie war und mußte eine abſchlägige ſeyn. Darauf heiſchte der Despot, daß der Vicar die Suspenſion einzöge oder modificire. Verweigernde Antwort, wie ſie das Gewiſſen gebot. — Da that er den Ausſpruch: der Vicar werde von der Stunde ſuspendirt in ſeiner Bedienung, und erhalte den Befehl, binnen vierzehn Tagen, mit den drei noch bei ihm ſeienden Prieſtern, die Colonie zu verlaſſen. Am folgenden Tag erſchien ein Befehl, daß Seine Hochwürden mit Schiffsgelegenheit nach Niederland würde abgeführt werden, zugleich mit den drei Geiſtlichen. Zu gleicher Zeit beauftragte der Zwingher, der ſich nun als Papſt betrug, einen der ſuspendirten Prieſter vorläufig mit den Functionen eines Pfarrers zu Batavia, einen andern mit der eines Pfarrers in Surabaja, und den dritten in Samarang. Der für Surabaja Ernannte hat ihm zu erklären gewagt, er dürfe oder könne, indem er ſuspendirt ſei, keine paſtorellen Functionen verwalten; die Antwort des inconſequenten Despoten war: thun Sie, ſo viel Ihr Gewiſſen Ihnen erlaubt.

Digitized by Google

Die niederländiſchen Katholiken ſind wegen des Geſchehenen im höchſten Grad aufgebracht; eine ernſte und kräftige Demonſtration bereitet ſich vor, das Recht durch alle geſetzliche Mittel zu handhaben, im Falle die Oberbehörde in Niederland die Gewaltthätigkeiten vom Repräſentanten des Königs geübt, nicht mißbilligen und zu Nichte thun möchte. Sie hoffen noch auf die Gerechtigkeit des Königs, der die Beſchirmung der Religion aufrichtig will, aber der in den Stricken der neuproteſtantiſchen Oligarchie verwirrt ſitzt. Ich nenne neuproteſtantiſch das Mittelding, welches von der dordrechtiſchen Orthodoxie und von Einigkeitsformeln nichts wiſſen will, aber dennoch den Weg der conſequenten Rationaliſterei einzuſchlagen abgeneigt ſich fühlt; den farbeloſen Proteſtantismus, der weder kalt noch warm iſt, und bloß dann Leben zeigt, wenn er, vom Haſſe gegen Katholicismus oder Orthodoxie geſtachelt, ſich bewegt wie eine galvaniſirte Leiche. Die Leute von dieſem Gepräge, bei weitem die zahlreichſten in Niederlanden, ſind Conſervatoren, weil ſie es ſind, welche Alles beſitzen und genießen. Sie fürchten etwas zu verlieren, wenn die Freiheit fortſchreitet. So lange die Katholiken ſich hier nicht zu vereinigen wiſſen, wird jene Partei die Ungleichheit handhaben. Allein ſie begehe noch einen Schritt, wie dieſer von Rochuſſen, und ſie wird erfahren, daß die Katholiken in Niederland etwas ſind. Hierüber doch wohl einmal näher.

Digitized by Google

## III.

## Rückblick auf die Schickſale der Lutheraner in Preußen.

(Schluß.)

„Noch denſelben Tag kam er (Kellner) in Breslau an. Den folgenden Morgen trug der Regierungsrath den Bericht auf die Regierung, aus welchem er dem Paſtor vorgeleſen hatte: daß ſich derſelbe bei der Gefangennehmung auf's löblichſte benommen habe; er ſtehe für deſſen Redlichkeit und Rechtlichkeit ein, und ſchlage vor, demſelben unter vier Bedingungen den Aufenthalt in einer Privatwohnung in der Stadt zu erlauben."

„Nach dieſen ſollte ſich Paſtor Kellner jeder geiſtlichen Function enthalten. Da er aber nach vierzehn Tagen bereits erklärte, dieſer Anordnung nicht nachkommen zu können, wurde er in das Polizeigefängniß gebracht. Kein Menſch, außer dem Wärter mit dem Eſſen, durfte ihn ſehen. Keine Feder, kein Bleiſtift wurde ihm gereicht, ſelbſt viele Druckſachen, die doch Jedermann aus dem Buchladen leſen darf, wurden nicht hineingelaſſen. Der Paſtor ſolle jetzt zur Vernunft kommen, — hieß es. Wollte er ſeiner Frau ſchreiben, ſo brachte der Beamte auf eine kurze Zeit Papier und Feder, mußte aber dabei ſtehen bleiben. Ein ſolcher mußte auch, als Frau und Kinder ihn zu beſuchen nach Breslau gekommen waren, und von der Regierung die Erlaubniß erhalten hatten, ihn eine Stunde im Gefängniß zu ſprechen, zugegen ſehn, damit ja nicht das Geringſte von dem traurigen Schickſal der Ge-

Digitized by Google

meine und der lutheriſchen Kirche überhaupt beſprochen würde. Nur dreimal in einer Woche wurde der Zutritt ſeiner Frau, und einmal ſeinem Bruder, Lieutenant in Luxemburg, der auf Urlaub gekommen, geſtattet. Jeder Freund wurde abgewieſen. In der zehnten Woche erkrankte er im Gefängniſſe an einem Fieber, Entzündung und Geſchwür am Halſe. Der Oberſtadtphyſikus trug auf ein eigenes Lokal zur Verpflegung an, wozu dem Paſtor auch baldigſt die Behauſung ſeiner Schwiegermutter bewilligt wurde; nach kurzer Zeit mußte er Hausarreſt unterſchreiben, und ſich von einem Polizeibeamten täglich revidiren laſſen.'"

Auf die Nachricht von der Verhaftung des Pfarrers beſchloſſen die Einwohner von Hönigern durch freiwillige Tag- und Nachtwachen ihr Gotteshaus, anfänglich mit vierundzwanzig Mann, zu beſetzen.

„Donnerstag den 18. September war der Landrath zum Kirchenpatron gefahren, und hatte im Vorbeifahren geäußert: „„Noch heute Abend müſſen in Hönigern die Glocken klingen und die Kirche die meine ſeyn."" In Folge deſſen waren bald Hunderte vor der Kirche beiſammen. Erſt Abends kehrt der Landrath zurück, ſtellt den Deputirten vor, ſie möchten auseinander gehen; ſie hätten nichts zu beſorgen; erſt Sonntag früh würde er wiederkehren."

„Doch die Wächter blieben, und ſchon Sonnabend zur Nacht finden ſich Hunderte bei der Kirche ein, welche bei der ſchönen, mondhellen Nacht fort und fort ſingen."

„Mit Tagesanbruch werden der Verſammelten immer mehr, vielleicht an drei Tauſend; die Weiber je eines Dorfes ſtellten ſich an je eine Thür, damit ſich kein Fremder oder Verräther heranſchleiche. Die vierzig Kirchenvorſteher wählen für den Fall ihrer Verhaftung vierzig Stellvertreter. Um acht Uhr kam dieſelbe Commiſſion, wie am 11. September an, und ſtieg wieder im Schulhauſe ab. Zuerſt werden die Schullehrer gerufen und gefragt: ob ſie den Paſtor Bauch anerkennen wollen? — Einer von ihnen: Aber doch nur als Schulreviſor? Der Superint.: das verſteht ſich."

Landr. „Nicht auch als ihren Seelſorger? Die Schullehrer antworteten nicht, geben aber den Paſtor Bauch als Schulreviſor die Hand."

Digitized by Google

Um zehn Uhr werden die Deputirten in's Schulhaus gefordert. Der Steinersdorfer und Naßadler Scholz werden ihres Scholzamtes entſetzt, weil ſie Deputirte ſeien, dann werden die Schlüſſel verlangt, aber wie am 11. verweigert.

Die Verhandlung wird protokollirt und unterſchrieben.

„Paſtor Bauch tritt vor die Deputirten hin, hebt ſeine Rechte in die Höhe und ſpricht: Ich ſchwöre bei dem dreieinigen Gott, daß ich auch ein lutheriſcher Prediger bin, und nichts Unlutheriſches predigen werde!“

Die Deputirten: „Werden Sie, Herr Paſtor, die neue unirende Agende gebrauchen?“

Der Paſtor: „Ja.“

Die Deputirten: „Dann ſind Sie kein Diener der lutheriſchen, ſondern der unirten Kirche.“

Der Paſtor: „Ihr ſeyd und bleibt eine ſtreng lutheriſche Gemeine, ich werde das Abendmahl nach der alten Agende reichen.“

Die Deputirten: „Es halten ſich aber auch Einige zu unſerer Kirche, welche das Abendmahl nach der neuen Agende wünſchen: werden Sie dieſen darnach reichen? Hierauf antwortet der Paſtor nicht.“

Um 11 Uhr ſchreitet man vor die Kirche. Der Landrath voran (der Superintendent war zurückgeblieben), der Hofrath als Patronatsrepräſentant, der Paſtor Bauch das neue Kirchenbuch unter dem Arme und — ein Schloſſer. Die Gensd'armes waren ſchon vor der Kirche. — Weder Landrath noch Schloſſer kann durch die mehr als zehnfache Menſchenmauer durch. Man muß davor ſtehen bleiben, und der Landrath fragt: Wollt Ihr die Schlüſſel geben? — Nein, ſpricht Aller Mund. — Paſtor Bauch: Wenn Ihr mich nur ein einziges Mal wolltet eine Rede halten laſſen; ich will ſie hier vor der Kirche halten. Es begehrt es Niemand. Die Commiſſion geht daher ab, und die Gemeine ſtimmt an: Nun danket alle Gott.

„Nächſten Sonnabend, den 27. September, trifft wieder eine Commiſſion ein, es war die fünfte, beſtehend aus dem Breslauer Regierungsrathe, dem Landrathe, dem Patron, dem Patronatsrepräſentanten und dem Paſtor Bauch. Alsbald ſtrömten viele hundert Menſchen zur Kirche; die Deputirten wurden in das Oberförſterhaus gefordert; die Commiſſion verlangt die Schlüſſel und droht

mit Militair, das 3te Bataillon des 23ſten Regiments werde Mittwoch oder Donnerstag eintreffen; ſolle aber gleich wieder abbeſtellt werden, wenn man heute die Schlüſſel gutwillig ausliefere. Verſtünde man ſich aber nicht dazu, ſo würde ihnen das Militair Getreide und Kartoffeln aufzehren, ſelbſt die Kühe im Stalle ſchlachten. Wollt ihr, fragt man, euch denn mit Weib und Kind unglücklich machen und zuletzt todtſchlagen laſſen? — Des Gewiſſens und Glaubens halber, gebietet es Gott in ſeinem Worte, war die Antwort."

„Wer die Schlüſſel nicht geben will, der ſtrecke die Hand in die Höhe! — Sogleich ſind aller Hände in der Höhe. Es werden doch wohl einige Geſcheidte darunter ſeyn; die Geſcheidten, welche die Schlüſſel geben wollen, treten auf dieſe Seite her! — Alle treten auf die Seite der Ungeſcheidten. — Ihr ſeyd alle verrückt, wie euer Paſtor; der iſt der Verführer, verdient den Galgen, hat euch alle Teufel eingetrieben."

Die Gemeine: „Ehe unſer Herr Paſtor nach Hönigern kam, kannten wir die heilige Schrift nicht, lebten in Saufen und Spielen. Und hat man ſeinen Meiſter, Jeſum Chriſtum, einen Verführer, ſelbſt im Grabe noch, genannt, warum nicht auch ihn?"

„Die drei Deputirten des Dorfes Hönigern, Titze, Menzel und Heiduck werden, weil beſonders ſie für ihre Kirche geſprochen hatten, in das Kreisgefängniß nach Breslau abgeführt. Leider wurden ſie dort nach acht Tagen ſchwach im Bekenntniß und unterſchrieben, um aus dem Gefängniß zu kommen, daß ſie das Deputirten-Amt niederlegen, nicht mehr vor die Kirche zur Bewachung gehen, und ſich die Neuerungen in der Kirche gefallen laſſen wollten."

„Sobald ſie ſich zur neuen Kirche unterſchrieben hatten, wurden ſie frei."

Als ſie aber nach Hauſe zurückgekehrt waren, ſo überfiel zwei derſelben eine ſolche Reue und Gewiſſensangſt, daß ſie ſich keinen andern Rath wußten, als in's landräthliche Amt zu gehen und dort ihren Abfall einzugeſtehen. Die augenblickliche Folge davon war: Sie wurden wieder eingeſperrt, und blieben es von einer Woche zur andern."

„Donnerstag den 2. October kam der Landrath wieder heraus; es war der ſechste Commiſſionstag. Er verlangt die Män-

Digitized by Google

ner aus Hönigern zuerſt. — Unterſchreibt euch hier auf dieſen Bogen, die ihr die neue Agende haben wollt! — Niemand unterſchreibt."

„Unterſchreibt hier, die ihr die alte Agende und Militair haben wollt! — Die alte Agende wollen wir Alle, Militair mögen wir Keiner. Die Weiber hatten unterdeß die Kirche wie mit einer Mauer umgeben; erfüllten, die Augen voll Thränen, die Luft mit inbrünſtigem Geſange und Seufzen zu dem, der das Schreien der Elenden hört. Die Leute nahmen gewöhnlich Kirchenmantel und Geſangbuch mit zur Feldarbeit, um geraden Weges zur Kirche eilen zu können, wenn das Geſchrei ſich hören ließ: Commiſſion iſt da! Gebet zu Gott, Bitten und Vorſtellungen an die Behörden waren die Mittel, die ſie zur Abhülfe ihrer Noth anwandten. Anfang October reichten ſie wieder eine Bittſchrift an den König ein, ſandten ſie an die damals in Berlin anweſende ruſſiſche Kaiſerin, baten dieſelbe um Allergnädigſte Einhändigung der Bittſchrift an den König. Sie ſchickte aber die Bittſchrift zurück."

„An dem letzten Commiſſionstag beorderte der Landrath ſechs Männer nach Namslau, die er für die einflußreichſten Lutheraner hielt. Die Gemeine entſchuldigte ſich anfänglich, daß ſie die ſechs Männer nicht ſchicke, damit, daß ſie nicht wiſſe, warum gerade dieſe blos, da Alle gleiche Geſinnung und gleiche Schuld hätten. Doch den folgenden Tag forderte ſie der Landrath noch beſtimmter. Die Gemeine ſchwankte noch, ob ſie dieſelben ſollte gehen laſſen; doch Jeſu Wort und Gnade überzeugte ſie bald, daß wahre Chriſten bereit ſeyn müſſen, um des Herrn willen zu leiden. Einige von den zum Gefängniß Auserwählten ſtärkten ſich noch bei den Brüdern, wurden zum Beharren im Glauben und in der Wahrheit ermuntert, baten ihrerſeits um die Fürbitte der Brüder, und ſchieden unter gegenſeitigen Thränen."

„Der Kerker wurde ihr Loos an demſelben Tage, wo daſſelbe auch ihrem Paſtor in Breslau widerfuhr, am 4. October."

„Die Gemeine, wie auswärtige Glaubensbrüder, ſchickten ihnen Lebensmittel, Holz und Geld, unterſtützten auch ihre Familien zu Hauſe, beſorgten ihnen ihre Wirthſchaften, beſonders Ackerarbeit." Dieſer Zuſtand der Unentſchiedenheit dauerte nahe an drei Monate.



Digitized by Google

„Was für Opfer", ſagt unſere Quelle, „hat dieſe Vertretung der Gemeine gekoſtet, wie viel Wachen in der mehr als dreimonatlichen Dauer, wie viel Verſäumniſſe in ihrem Berufe, wenn ſie an wirklichen, oder ſo häufig nur vermutheten Commiſſionstagen aus dem zum Theil eine Meile abliegenden Kirchdörfern ſo zahlreich zur Kirche kam, und halbe und ganze Tage dabei wartete! Doch jeder ſolcher Verſammlungstag war ein Erbauungstag. Fortwährend beinahe ſang man aus den Geſangbüchern; viele tauſend brünſtige Gebete auf den Knieen und unter heißen Thränen drangen da aus den Herzen zu Gott empor! Sonntags Vormittag kam die Gemeine, auch wenn keine Commiſſion gefürchtet wurde, regelmäßig zuſammen, auf der Morgenſeite der Kirche die Polen, auf der Abendſeite die Deutſchen, und erbauten ſich, jene durch polniſchen, dieſe durch deutſchen gemeinſchaftlichen Geſang. Nach und nach fing man auch an, das Sonntags-Evangelium und die Epiſtel, ſo wie das allgemeine Kirchengebet eben ſo gemeinſchaftlich laut zu leſen, wie man gemeinſchaftlich ſang. Man ſuchte auch das ſeit zwanzig Jahren dort außer kirchlichen Gebrauch geſetzte, alte Breslauer Geſangbuch (bekanntlich eines der vorzüglichſten, und unvergleichlich beſſer, als das verwäſſerte neue Breslauer Geſangbuch) wieder hervor, und Viele kauften ſich wieder Exemplare deſſelben. Von den freiwilligen Beiträgen, welche nach geendigtem ſonntäglichen Nothgottesdienſte eingeſammelt wurden, wurde eine Gemeinekaſſe gebildet, um daraus die Gefangenen und ihre Familien zu unterſtützen, und gottesdienſtliche Bedürfniſſe zu beſtreiten. Als die herbſtliche Witterung immer unfreundlicher wurde, ſo baute man zum Obdach für die ſonntäglichen Verſammlungen und für die Kirchwachen auf der Morgenſeite der Kirche für die Polen, und auf der Abendſeite für die Deutſchen einen Schuppen von Brettern, erſteren von zwanzig Ellen, letzteren von fünfzehn Ellen Länge, beide von zehn Ellen Breite. Von den gebornen Kindern wurden zehen in die lutheriſche Kirche zu Wiſchütz bei Winzig von ihren Müttern zur Taufe gebracht; doch, da Wiſchütz fünfzehn Meilen entfernt iſt, ſo wurden auch einige in Mengſchütz durch des Höniger Paſtors Bruder, und nur eins in dieſer Zwiſchenzeit vom Paſtor Bauch getauft. Dieſer hielt ſich von Donnerstag bis Sonntag Mittag, auf Geſchäfte wartend, in Hönigern auf, ſpäter nur bis Sonnabend, um Sonntags ſeiner

Digitized by Google

eigenen Gemeine zu predigen. Die Leichen wurden unter Geſang und übrigens ganz ſtill beerdigt, die Trauungen aufgeſchoben; nur eine fand in Namslau ſtatt."

„Dieſer ganze traurige und drückende Zuſtand dauerte nun ſchon ein volles Vierteljahr fort; alle Bitten und Vorſtellungen blieben fruchtlos; das Breslauer Conſiſtorium und die Regierung ſagten endlich, es liege Alles dem Könige zur Entſcheidung vor. Von dem geliebten theuern Landesvater hoffte man Erbarmen; man harrte ſehnlich von Woche zu Woche. Anfang November wurde der Landrath von O. und der Paſtor Bauch, der Vicarius für Hönigern, nach Berlin gerufen. Warum wurden nicht beide Theile gehört, warum nicht auch ein paar Mitglieder der lutheriſchen Gemeine, warum nicht auch der Paſtor Kellner? Das war kein günſtiges Vorzeichen. Nach langem Warten kam endlich den 18. December der Landrath nebſt Paſtor Bauch von Berlin zurück. Sofort verbreitete ſich das Gerücht: es ſei Militair-Execution angeordnet worden. Von den Zurückkommenden ſelbſt vernahm man, daß die Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten und des Krieges zuſammen die Inſtructionen gegeben hätten."

„Zuerſt wird nun den acht Gefangenen augenblickliche Rückkehr zu Weib, Kind und Wirthſchaft verſprochen, wenn ſie ſich für das Neue unterſchreiben; doch ſie wanken nicht. Den 19. December werden die Scholzen, Gerichte und Deputirten nach Namslau beſtellt; es wird ihnen angeſagt: Im Namen Sr. Majeſtät des Königs ſei ſchon Militair beordert, das gewiß käme, wenn ſie nicht noch denſelben Tag die Schlüſſel brächten. — Die Deputirten äußerten Zweifel, daß der geliebte Landesvater gegen ihre dreihundertjährige Agende Bajonette ſchicken werde; ſie müßten es in ſtiller Ergebung abwarten, dürften als Chriſten bloßen Drohungen nicht weichen, würden übrigens gegen die Gewalt keinen Finger erheben. — Noch denſelben Abend mußte jeder Scholz in ſeiner Gemeinde ein Gebot halten, bei dem ſich alle Wirthe entweder für das Neue oder für das Alte aufſchreiben ſollten. Faſt alle unterſchrieben ſich für das Alte; denn höchſtens dreißig Familienväter in den zehn Kirchdörfern hatten ſich ſchon vorher für das Neue erklärt. — Montag den 22. December kommt als königliche Commiſſion der Polizeipräſident Heinke, der Conſiſtorialrath Hahn aus Breslau und der Landrath, — begleitet vom Hofrath

N..., Secretären und fünf Gensd'armes nach Hönigern. Conſiſtorialrath Hahn bemüht ſich, die Parochialſchullehrer über ihre Gewiſſensbedenken wegen der neuen Agende zu belehren und zu beruhigen, was ihm aber bei Dreien weder Montags, noch Dienſtags gelingt, weshalb er denſelben am Ende das Buch: „„Luther in Beziehung auf die evangeliſche Kirchenagende““, ſchenkt, damit ſie ſich daraus eines Beſſern überzeugen ſollten. Wir erwähnen aus dieſer zweimaligen, mehrſtündigen Unterredung nur Eins. Auf die Frage des Schullehrers Leib: „„Herr Conſiſtorialrath, getrauen Sie ſich einſt vor Chriſti Richterſtuhle zu behaupten, daß nach Einführung der neuen Agende unſere Kirche noch eine rein lutheriſche Kirche iſt?““ erfolgte nach einigem Beſinnen die ausweichende Antwort: „„Sie behalten das lutheriſche Abendmahls f o r m u l a r; auch gelten die lutheriſchen ſymboliſchen Bücher.““

„Dieſem Schullehrer (der nicht etwa zugleich Organiſt iſt) drohte der Landrath, er würde ſein Amt verlieren, wenn er nicht in die Kirche ginge.“

„Bekannt gemacht wurde durch die Commiſſion deutſch und polniſch folgendes

„„Publicandum.

Unmittelbar von Sr. Majeſtät, unſerm Allergnädigſten König und Herrn ſind wir befehligt:

der hieſigen Kirchengemeine eine an dieſelbe gerichtete Allerhöchſte Kabinets=Reſolution verſiegelt zuzuſtellen,

und

demnächſt die Gemeine zur Herausgabe der Kirchenſchlüſſel, Kirchenbücher und des ſonſtigen Kirchenguts aufzufordern.““

„Nachdem wir uns des erſtern Auftrages entlediget haben, fordern wir die Gemeine hierdurch auf:

„„den Eingang zur Kirche frei zu machen, uns die Kirchenſchlüſſel, Kirchenbücher und das ſonſtige Kirchengut der hieſigen Kirche binnen vier und zwanzig Stunden auszuhändigen,““

und erwarten, daß die Gemeindeglieder als chriſtliche und getreue Unterthanen ſich dem Willen unſeres Königs und Herrn gehorſam fügen werden.“

„Nachdem die Gemeine vielfältig und unwiderlegbar belehrt

Digitized by Google

worden iſt, daß ihr lutheriſcher Glaube durch die Einführung der erneueten Agende auf keine Weiſe beeinträchtigt wird, indem dieſe Agende keine neuen Satzungen, auch keine neuen Gebräuche enthält, ſondern, dem Glauben unſerer Väter getreu, nur die alten, gottesdienſtlichen Formen wieder herſtellt, wie ſie unſere Vorfahren meiſt ſchon zu Luthers Zeiten hatten, ſo hoffe Keiner einen frevelhaften Widerſtand ferner mit dem ganz grundloſen Vorgeben einer angeblichen Beeinträchtigung ſeines Glaubens entſchuldigen, und die aufrühreriſche Umlagerung des Kirchengebäudes, welches nicht Eigenthum der Gemeine iſt *), beſchönigen zu können."

„Sollte die Gemeine ferner daher im Widerſtand beharren, ſo wird unverzüglich die Macht einſchreiten, welche den Königen zu Gebote ſteht, um Gehorſam und Ordnung aufrecht zu erhalten."

„Möge hiernach ein Jeder bei Zeiten bedenken, welch ſchweres Unheil er durch ſündhaften Widerſtand gegen ſeine Obrigkeit auf ſich herabruft; und möge ſich Keiner durch Andere verleiten laſſen, im Ungehorſam zu verharren, denn die Folgen deſſelben wird mit zu ſpäter Reue Jeder für ſich ſelbſt zu tragen haben."

„Hönigern, den 22. December 1834.

Im Allerhöchſten Auftrage:

| Heinke, | Hahn, | v. Ohlen, |
|---|---|---|
| kgl. Polizeipräſident. | kgl. Conſiſtorialrath. | kgl. Landrath." |

Die im Publicandum angezeigte verſiegelte Cabinetsreſolution wurde, indem Montags nach Tiſche die Commiſſion vor der Kirche erſchien, von dem Präſidenten vor den Augen der zahlreich verſammelten Gemeine erbrochen und ihr vorgeleſen: es war dieſe:

„Wiewohl euer fortgeſetztes Widerſtreben gegen die Anordnungen der Behörden mein höchſtes Mißfallen erregt hat, will ich

*) „Den armen Bauern konnte man mit dieſer ſo kühn hingeſtellten Behauptung wohl imponiren, die nicht gleich mit Landrecht Th. II. Tit. XI. §. 170 zu antworten wußten. Dort heißt es: „„Kirchen und andere dahin gehörige Gebäude ſind ausſchließend das Eigenthum der Kirchengeſellſchaft, zu derem Gebrauche ſie beſtimmt ſind.""

„Unbegreiflich iſt es aber, daß man auch ſpäter noch jene Behauptung benutzte, um die Kirchenwegnahme zu rechtfertigen."

doch aus landesväterlicher Milde gegen Verführte euch hierdurch noch ſelbſt wohlmeinend auffordern, zum Gehorſam zurückzukehren. Ihr habt euch beigehen laſſen, euren Vorgeſetzten den Eingang zur Kirche zu verwehren; dieſe ſtrafbare Störung der öffentlichen Ruhe darf aber unter keinem Vorwande geduldet werden. Der chriſtliche Glaube, wie ihn eure Väter ſtets bekannt haben, lehrt, der Obrigkeit unterthan zu ſeyn. Um ſo frevelhafter iſt das Unternehmen, euch unter der erdichteten Vorſpiegelung, als werde euer Glaube angegriffen, zur Widerſetzlichkeit gegen obrigkeitliche Befehle zu verführen. Nach dem Beiſpiel meiner Vorfahren in den Zeiten der Reformation habe ich, um den willkührlichen Neuerungen bei dem öffentlichen Gottesdienſte zu ſteuern, durch die allgemeine Einführung der erneuerten Agende den Gebrauch der alten, meiſt zu Luthers Zeit angewendeten gottesdienſtlichen Formen wieder hergeſtellt. Es iſt daher ein falſches Vorgeben, wenn man euch lehrt, daß durch die Agende der lutheriſche Glaube in Gefahr komme, und eine neue unbibliſche Lehre eingeführt werde. Die ſymboliſchen Bücher der lutheriſchen Kirche bleiben, wie ich ſchon mehrfach öffentlich ausgeſprochen habe, in ihrer vollen Autorität, und jeder Prediger, der euch gegeben wird, ſoll nach meinen allgemeinen Beſtimmungen, ſobald die Gemeine es wünſcht, ausdrücklich auf die Augsburgiſche Confeſſion verpflichtet werden. Sonach kann auch kein Zweifel wider euer Unrecht beim Widerſtreben gegen die Anordnungen eurer Obrigkeit, wozu ihr auf höchſt ſtrafbare Weiſe verleitet worden, verbleiben. Ich erwarte deßhalb, daß ihr unverzüglich zum Gehorſam und zur Ordnung zurückkehren werdet, welche außerdem durch die geſetzlichen Zwangsmittel, wozu bereits alles Erforderliche vorbereitet iſt, wieder hergeſtellt werden ſoll."

Berlin, den 12. December 1834.

Friedrich Wilhelm."

An
die Kirchengemeine zu Hönigern.

„Nach geſchehener Vorleſung forderte der Präſident die Verſammlung in einer Anrede nochmals zur Kirchenübergabe auf, und hielt ihnen die ſchweren Folgen vor, wenn ſie ſich länger weigerten. Die geſammte Gemeine hörte ſtill und ehrerbietig zu. Dann will der Conſiſtorialrath im geiſtlichen Ornate eine Rede halten,

Digitized by Google

wird aber, weil ihn die Gemeine für den unirten Paſtor hält, der ihr, einem Gerüchte zufolge, ſtatt des Paſtors Bauch aufgedrungen werden ſolle, durch Geſang unterbrochen."

Dienſtag Mittag um zwölf Uhr rücken vierhundert Mann Infanterie, dreißig Cuiraſſiere, fünfzig Huſaren ein, die bis dahin eine Meile von Hönigern, in Mieforski, geblieben waren. Sie wurden gut aufgenommen, und wundern ſich über die ſtillen, gottesfürchtigen Leute; denn ſie hatten von polniſchen Rebellen gehört. Auf dem Marſche kurz vor der Parochie hatte der Major den Weber Scholz aus Saabe gefragt: „„Iſt es wahr, wie man aus Berlin geſchrieben hat, daß die Leute in Hönigern mit Heugabeln und Stangen vor der Kirche ſtehen? — O nein, gnädigſter Herr, antwortete der Gefragte, nur mit Geſangbüchern."" — Die Soldaten waren den erſten Tag in Hönigern freundlich und, damit ſich die Leute den folgenden Tag nicht vor der Kirche verſammeln ſollten, verbreitete ſich das Gerücht, die Soldaten marſchirten bloß durch an die polniſche Gränze; auch Bagagewagen wurden beſtellt und Mittwochs früh beladen. Um halb fünf Uhr früh Morgens iſt das geſammte Militär auf dem Hofe zu Hönigern aufmarſchirt, dann umſchließt die Infanterie die Kirche von allen Seiten; die Huſaren ſtehen auf der Morgen-, die Cuiraſſiere auf der Abendſeite; auf dieſe Weiſe werden die etwa zweihundert Gemeindeglieder, welche die ganze ſchneereiche Winternacht ihre liebe Kirche bewacht hatten, eingeſchloſſen; die Cavallerie hält die Wege und Stege beſetzt, jagt die Nachkommenden zurück. Der Präſident und dann der kommandirte Major von Stößer fordern auf, die Kirche zu verlaſſen, ermahnen zum Gehorſam gegen den König, warnen vor den Folgen. — Antwort: „„Es geht um unſern Glauben und kirchliche Freiheit."" „„Wir laſſen euch euren Glauben."" — Eine Stimme: „„Aber nicht das ungeſtörte freie Bekenntniß deſſelben."" — Der Major gibt fünf Minuten Bedenkzeit. Man ſingt. Zum zweiten Mal fordert er auf, und gibt die vorige Bedenkzeit. Man ſingt. Zum dritten Mal fordert er auf und läßt laden. Hierbei geht einem Soldaten das Gewehr los, und die Kugel fliegt durch das zweite Fenſter vom Altar ab auf die Mitternachtsſeite in die Kirche! Der Kirchenzaun wird abgebrochen; dicht geſchloſſen rücken die Soldaten an, ſtoßen

Digitized by Google

mit den Kolben die Leute weg, ſchlagen eine Thür ein und dringen ein.“

„Vollbracht war die Gewaltthat in der Finſterniß früh; die Leute fliehen, ohne einen Finger zu erheben, und zerſtreuen ſich nach allen Seiten. Wie erſchrecken ſie aber, als man ſie nicht unverfolgt nach Hauſe gehen läßt, als die Cavallerie ſich wendet, und mit den flachen Klingen auf ſie losſchlägt. Mehrere Klingen zerſprangen von der Gewalt der Hiebe, man zeigt noch jetzt die aufgehobenen Stücke. Vorzüglich geſchlagen wurden mehrere Weiber, namentlich die Schulzin, die Müllerin, die Lerchin, die Weihrauchin, die Miſtereckin, die Kilian, die ſiebenzigjährige Theuerin; auch der zwölfjährige Pietruski, der dreizehnjährige Hillmann und ſein Vater, der Fröhlich, der Zedler und der Klunz. Die beiden erſtgenannten Weiber verloren viel Blut, der Schulzin ging der Hieb in den Kopf, ſo daß das Blut durch die Strohhaube drang; das geſchah weit ab von der Kirche. Aus Angſt flüchteten Viele in Häuſer; doch auch von da trieben und ſchleppten ſie die Soldaten heraus, z. B. den Nagelſchmied Zedler bei den Haaren aus Seibas Kammer, wobei der aus Breslau mitgekommene Gensd'armes, in der Stube auf und abgehend, mehrmals in die Worte ausbrach: „„der Name des Königs muß geheiligt werden.““ Die Weihrauchin ſchleppte man aus einem Stalle heraus und zerſchlug ſie ſo, daß ſie mehrere Tage bettlägerig war. Die Miſtereck und die Zedler wurden niedergeritten, Klunz mit den Kolben in den Unterleib geſtoßen, daß er bewußtlos niederſank.“

„In's Gefängniß nach Namslau wurden acht Perſonen abgeführt, meiſt nur, weil ſie von der Kirche ein gutes Bekenntniß abgelegt hatten, z. B. Charlotte Schemmel dieſes: „„Wenn unſer lieber König, für den wir ſo viel gebetet haben, ſähe, wie man mit uns verfährt, das Herz würde ihm bluten.““ Einigen waren auch unüberlegte Worte entfallen, beſonders dem ausgedienten Cuiraſſier Müller, dem ſein Weib blutig geſchlagen worden war: „„er werde die tapfern Cuiraſſierhelden ſchon bei Seite bringen.““ Er wurde gebunden in's Gefängniß transportirt. — Wohl zwei Stunden dauerte das Verfolgen. Auf die leere Pfarrei (die Paſtorin war vor vierundzwanzig Tagen zur Krankenpflege ihres Mannes nach Breslau gefahren) hatte ſich der Major und ſein Adjutant einlogirt; deſſenungeachtet aber hatten die Soldaten da-

ſelbſt Schüttboden, Speiſekammer und Wäſchſchrank erbrochen, und langten nach Belieben zu, was jedoch unterſucht und erſetzt worden iſt.“

„Den erſten Tag war die Einquartirung mehr allgemein und gleichmäßig vertheilt (die acht Bekenner der unirten Kirche zu Hönigern hatten gar keine erhalten); Mittwochs aber bekamen die neueſten Lutheraner die meiſte Einquartirung. Der Deputirte Hillmann, den man zerſchlagen, in's Gefängniß geführt, eines Ochſen beraubt, bekam fünfzehn Mann; eben ſo viele die gefangenen Deputirten Titze und Berger, der gleichfalls gefangene Deputirte Kabiz zwölf Huſaren, der Einlieger Klunz zwanzig Mann Infanterie.“

„Den erſten Weihnachtsfeiertag war Kirchenparade; nebſt den ſcharfen Patronen hatten die Soldaten von Breslau ihr Militair-Geſangbuch mitnehmen müſſen. Am Altar ſtanden Conſiſtorialrath Hahn, Superintendent Kelſch, Paſtor Bauch. Der Superintendent überreichte letzterem die neue Agende. Der Conſiſtorialrath hielt am Altar eine Rede, nicht über Chriſti Geburt, ſondern, um der Gemeine zu beweiſen, daß ſeine chriſtliche Geſinnung mit der ihres verſtoßenen Paſtors übereinſtimme, über die an die Chöre angebliebenen Bibelſprüche. Paſtor Bauch beſchwerte ſich in ſeiner Predigt, daß ihm die Gemeine ſo wenig Liebe erweiſe, ja Uebles nachrede, da er doch an ihren Unfällen unſchuldig ſei, und nur den königlichen Befehlen nachkomme. Die wenigen anweſenden Gemeineglieder weinten, aber wohl ſchwerlich aus Rührung von der Predigt, ſondern aus Betrübniß, daß ſie die Stimme eines Fremden, und nicht die ihres geliebten Seelſorgers hörten. Was hatte ſie zum Kirchenbeſuche bewogen? Sicher die Allerwenigſten der freie Wille; denn die Soldaten ſollten aus jedem Hauſe Jemanden zum Kirchenbeſuche veranlaſſen. Zum Bauer Wenzel in Eckersdorf hatte der mit zwölf Mann einquartierte Unteroffizier früh geſagt: „„Lieber Wirth, geht oder ſchickt Jemanden zur Kirche, ſonſt kommt es euch theuer zu ſtehen; wir marſchiren nicht eher ab, als bis Ordnung im Kirchenbeſuche iſt.““ Da die Gegend eine arme iſt, und beſonders in dieſem Jahre großen Mangel hat, ſo war die Einquartirung eine höchſt drückende Laſt für die Leute.“

„Der Präſident fuhr mit dem Landrath und Conſiſtorialrath

auf den Kirchdörfern herum und erklärte: Des Königs Wille und Befehl iſt, die Einführung der neuen Agende, und ihr ſeid ungehorſam und widerſpenſtig, wenn ihr nicht in die Kirche geht. Den rechten Nachdruck aber gab immer das Bewußtſeyn: wir werden der Einquartirung nicht los, wenn wir nicht zur Kirche gehen. Der Conſiſtorialrath verſicherte überall: Wenn auch die neue Agende in der Kirche iſt, ſo bleibt ihr doch die alten Lutheraner, die ihr geweſen ſeid; denn Alle, die ihr wollt, könnet Taufe und Abendmahl nach den alten lutheriſchen Formularen erhalten; die lutheriſch-ſymboliſchen Bücher bleiben gelten, wenn ihr wollt, und es muß lutheriſch gepredigt werden. Doch das Alles waren nur mündliche Verſicherungen. Bei ſolchen Beredungen und unter ſolcher Einquartirungslaſt, was war's da Wunder, wenn die Meiſten, theils den zweiten Feiertag, theils den Sonntag nach den Feiertagen zur Kirche gingen; die Eingeſchreckten, denen das Unglaubliche zur drückendſten Wirklichkeit geworden war, ſahen im Kirchengehen das einzige Mittel, das ihre dürftige Habe aufzehrende Militair los zu werden. Zu dem Gutsbeſitzer Vogdt ſagte dann die Commiſſion: „„Sie ſind ein Meineidiger, denn Sie haben als Vaſall dem Könige Gehorſam geſchworen, und Sie ſind für die alte Agende, obgleich Sie wiſſen, daß die neue Agende entſchiedener Wille Sr. Majeſtät iſt.““ Nachdem den Sonntag nach den Feiertagen faſt alle Hauswirthe zur Kirche geweſen waren, marſchirte Montags darauf, nach ſechstägigem Aufenthalte, das Militair ab. Hätte man nicht durch die Einquartirungslaſt die Leute zum Kirchenbeſuch zwingen wollen, ſo hätte man doch das Militair ſchon am Tage der Kirchenwegnahme oder den folgenden wieder abmarſchiren laſſen. Jetzt iſt der Kirchenbeſuch ſchwach, und zum Abendmahle gehen im Verhältniß noch Wenigere. Und noch weniger Kirchenbeſucher würden ſeyn, wenn nicht das Gerücht verbreitet wäre: die, welche nicht zur Kirche gehen, würden die 1500 Reichsthaler Executionskoſten bezahlen müſſen. Außerdem ſind Gensd'armes in Hönigern ſtationirt, die ſelbſt jeden Beſuch, durch den Einer des Andern Glauben zu ſtärken verſuchen möchte, verhindern. Unter ſolchen Umſtänden ſtehen *) nur noch Wenige feſt, die als durch Gottes Geiſt erleuchtete Bi-

*) Geſchrieben im Jahre 1835.

Digitized by Google

belchriſten den Geiſt der Staatsagende und Staatsunion durchſchaut haben, und bereit ſind, lieber den Verluſt all ihres Eigenthums zu leiden, als ſolcher Kirche Glieder zu werden. Die acht Gefangenen konnten, ohngeachtet zweimaliger Vorhaltung der bekannten Verſprechungen durch den Conſiſtorialrath, nicht zur Unterſchrift für das Neue bewogen werden. Mitte Januar wurden ſie jedoch, ſo wie früher die am heiligen Abend Verhafteten, entlaſſen. Doch aus Furcht vor den Executionskoſten ſind auch von ihnen ſchon Einige in der Kirche geweſen; ſelbſt der Müller Kobitz hat ſein Kind in der neu unirten Höniger Kirche taufen laſſen, weil ihm der Landrath gedroht hatte: „„Laſſen Sie als einer der erſten lutheriſchen Rädelsführer Ihr Kind nicht in Hönigern taufen, ſo bleibt von Ihrer ganzen ſchönen Mühle nicht eine Schindel auf dem Dache die Ihrige.““ Dazu kam das klägliche Zureden ſeiner unerweckten Frau und Verwandten derſelben. Auch hatte ihm der Paſtor Bauch geſchrieben, er wolle ihm ſein Kind wörtlich nach der alten lutheriſchen Agende taufen. Das und ſein Herz, da dem Reichen die Verläugnung der irdiſchen Güter am ſchwerſten fällt, beſchwichtigten ſein Gewiſſen. Er hätte aber bedenken ſollen, daß er ſich durch den Gebrauch eines Sacraments in der unirten Kirche als ein Glied dieſer Kirche bekennt, deren Grundſätze und Handlungsweiſe ſeine beſſere Erkenntniß für nicht bibliſch anerkannt hat.“

Nach dieſen Vorgängen, welche um ſo weniger eines Commentars bedürfen, als die Behauptung: die Lutheraner blieben trotz der Annahme der unirten Agende ihrer Confeſſion getreu, heute durch die ertheilte Generalconceſſion für die alten Lutheraner förmlich zurückgenommen iſt, finde hier nur noch die hiſtoriſche Notiz eine Stätte, daß der Miniſter von Rochow ſeine bekannte, bei einer andern Gelegenheit aufgeſtellte Theorie: den Unterthanen ſtehe in ihrem Gewiſſen kein ſittliches Urtheil über die Handlungen der Obrigkeit zu, ausdrücklich und wörtlich auch auf die Lutheraner anwendete. Eine der uns vorliegenden lutheriſchen Quellen erzählt folgendes: „Im März (1837?) machten die Lutheraner (in Berlin) eine Eingabe an den Herrn Polizeiminiſter Rochow, worin ſie um freie Wirkſamkeit des Herrn Paſtor Laſius bei der Berliner lutheriſchen Gemeine ba-

Digitized by Google

ten. Kleinert und Hoffmann wurden von derſelben beauftragt, dieß Geſuch dem Herrn Miniſter ſelbſt einzuhändigen; ſie wurden aber von dem Miniſter ſehr hart angefahren. Der Miniſter ſagte: „Was habt ihr hier für Noth? werdet ihr hier verfolgt?“ Hoffmann antwortete: Ew. Excellenz, iſt das keine Verfolgung, wenn man unſern Paſtor Ehrenſtröm von uns nimmt, und in Meſeritz gefangen ſetzt? den jetzigen, bei uns ſich befindenden Laſius ſucht man in unſern Häuſern auf, als wenn er ein Verbrecher wäre; und ſo werden alle lutheriſchen Paſtoren vom Staate unrechtmäßiger Weiſe verfolgt, während doch ſie und alle Lutheraner die beſten und treueſten Unterthanen ſind. Hierüber wurde der Miniſter entrüſtet und zürnte ſehr auf Hoffmann; es ſchien dieſem, als wollte er ihn verſchlingen. Er gebot ihm zu ſchweigen, aber Kleinert und Hoffmann fürchteten ſich nicht, denn die Furcht Gottes machte ſie ſtark. Der Miniſter ſagte: ich ſtehe hier im Namen des Königs, und des Königs Befehl und Willen müßt ihr gehorchen, und ob die Prediger rechtmäßiger oder unrechtmäßiger Weiſe verfolgt werden, darüber habt ihr kein Urtheil; genug, ihr ſeid Rebellen gegen des Königs Gebot, und darum werdet ihr beſtraft. Die beiden lieben Brüder beriefen ſich auf's Wort Gottes und die lutheriſchen Bekenntnißſchriften und ſagten: Davon können wir nicht abgehen. Dann wurde er wieder recht gut.“

Wahrhaft beklagenswerth ſind bei ſo traurigen Anläßen jene Beamten, deren perſönlichen Neigungen und Anſichten nichts ferner ſteht, als eine Religionsverfolgung irgend einer Art, die ſich aber durch einen höhern Willen, in dieſe ihnen fremde Bahn geworfen, und plötzlich auf einem Felde ſehen, wo ſie bei jedem Schritte fürchten müſſen, ſich die gewaltigſten Blößen zu geben. In dieſen Fall gerieth auch der in den Zeitungen ſo oft genannte Polizeirath Dunker, ein um die Sicherheitspolizei von Berlin hochverdienter Beamter, der aber zur Lutheranerjagd gewiß eben ſo wenig Luſt als Fähigkeit hatte. Wir wollen unſern Leſern zur Erheiterung das nächſte-

Digitized by Google

hende Geſpräch deſſelben mit einem Altlutheraner nicht vorenthalten, wie es dieſelbe eben benützte Quelle mittheilt. „Am 11. März wurde Hoffmann vor den Polizeirath Dunker gefordert, mußte aber bis zum 15., — wo er erſt protokollariſch vernommen wurde, dreimal wieder kommen. Die Verhandlung dauerte zwei Stunden, wo zwei Bogen voll geſchrieben und viel geſprochen wurde; der Herr Jeſus ſtand ihm aber mit ſeiner reichen Gnade mächtig zur Seite, ſo daß er freudiger war, als der Herr Polizeirath; dieſer ärgerte ſich ſehr, er aber war fröhlich und ruhig im Herrn. Erſtens ſagte Dunker zu ihm: Sie ſind ein Bürger des Staats, ein guter Chriſt und ein königlicher Diener. Dieſe Gründe werden Sie veranlaſſen, mir die Wahrheit zu ſagen. O ja, erwiderte Hoffmann, ſo weit es Gottes Wort und mein Gewiſſen erlauben, werde ich es thun. Hier hatte der Rath ihm ſelbſt ein Schwert in die Hand gegeben, womit er ſich gegen ihn wehren konnte. Der Herr Polizeirath fragte ihn: Wer iſt der Paſtor Kaul, der acht Kinder hier getauft hat? wo logirt er? und wo iſt der Paſtor Laſius, das ſagen Sie mir. Hoffmann antwortete: Der Herr Polizeirath beliebten mir vorhin zu ſagen, ich wäre ein guter Chriſt, was Sie bei uns Lutheranern wohl vorausſetzen, weil wir Gott und dem König getreu ſind; wäre ich aber dann auch ein guter Chriſt, wenn ich unſere Paſtoren, die mit Banden und Gefängniß unſchuldig verfolgt werden, verrathen wollte? auch die Brüder, wo ſie logiren, angeben ſollte, würde ich nicht damit eine Judas-Sünde begehen? Eine Judas-Sünde? das weiß ich nicht, ſagte Dunker. Chriſtus ging ja ſeinen Feinden freiwillig entgegen, und verſteckte ſich nicht ſo, wie Ihre Paſtoren vor der Obrigkeit. Ja, erwiderte Hoffmann, Chriſtus der Herr ging ſeinen Feinden entgegen, als die Stunde ſeines Leidens für unſere Sünden, die von Ewigkeit her beſtimmt, gekommen war, und ſo werden ſich ſeine Diener und Kinder der Leiden um ſeines Namens und Bekenntniſſes willen, wenn die Stunde des Leidens wird da ſeyn, auch nicht entziehen; aber jetzt leben wir in einem

Digitized by Google

chriſtlichen Staate, wo noch Geſetze ſind; kraft dieſer Geſetze hat die lutheriſche Kirche bereits dreihundert Jahre exiſtirt, und namentlich dem preußiſchen Staate zum leiblichen und geiſtigen Segen gedient, und ſo hat auch Se. Majeſtät die Auctorität der lutheriſchen Bekenntnißſchriften auf's neue beſtätigt. Als Hoffmann ihm den 16. Artikel der Augsburgiſchen Confeſſion wegen eines Einwurfs vorhalten mußte, und er nichts darauf zu erwidern wußte, ſo fing er etwas anderes an und ſagte: Die Apoſtel haben ſich nicht ſo verſteckt, wie Ihre Prediger, ſondern bekannten frei vor dem Rath. Hoffmann ſagte: Entſchuldigen Sie, Herr Polizeirath, als der Apoſtel Paulus zum Glauben an den Sohn Gottes gekommen war, und in Damaskus, wo er Chriſtum predigte, verfolgt wurde, ward er von den Brüdern an der Stadtmauer durch's Fenſter, vermittelſt eines Korbes, hinuntergelaſſen, und alſo in die Freiheit geſetzt; und das nennt das Wort Gottes Schlangenklugheit. Unſer Verfahren mit Paſtor Ehrenſtröm hat uns belehrt, wie wir jetzt, wollen wir nach Gottes Wort handeln, in Bezug des Geheimhaltens unſerer Paſtoren handeln müſſen. — Hier kam der Herr Rath auf Luthern und ſagte: Luther wäre nicht ſo eigenſinnig geweſen, wie wir und unſere Prediger, auch wäre er nicht in den Winkel gekrochen, ſondern getroſt nach Worms gegangen. Hoffmann erwiderte: Was Luther und ſeine Lehre betrifft, ſagt er ſelber, da will ich, ob Gott will, eine harte Stirn haben, ja härter denn ein Amboß und Diamant, und was den Glauben und das Wort Gottes betrifft, nicht weichen und nachgeben, und ſollten alle Weltreiche darüber zu Scheitern gehen. Da aber Luther in die Acht erklärt war, folglich ſein Leben in Gefahr ſtand, hat ihn ja der Churfürſt gleichfalls auf der Wartburg ein ganzes Jahr verborgen. Hätten unſere Paſtoren den Schutz von weltlichen Fürſten, wie Luther, ſie würden ſich gewiß nicht verkriechen. — Dann wollte er wiſſen, wo die Lutheraner ihre Kirchenbücher hätten, und die acht Familienväter, deren Kinder erſt kürzlich getauft worden ſind. Als er auch hier ſeinen Zweck nicht erreichte, ſagte

Digitized by Google

er: Wie ſollte denn mit eigenſinnigen Leuten der Staat länger beſtehen können? Hoffmann antwortete: Herr Polizeirath, er hat dreihundert Jahre beſtanden, und die lutheriſche Lehre hat ihm nicht nur nicht geſchadet, ſondern viel, viel genützt. Dann ſagt er: Sie haben auch einen Brief an den ehemaligen Prediger Laſius nach Gumbinnen geſchrieben, und ihn dringend aufgefordert, hieher zu kommen; in Folge Ihres Schreibens iſt er nun hieher gekommen, wo iſt er denn nun? Hoffmann erwiderte: Laſius iſt nicht in Folge meines Schreibens hieher gekommen; als mein Brief in Gumbinnen ankam, war er ja ſchon von dort fort, ſonſt wäre der Brief nicht in Ihre Hände gekommen."

„Da das Protokoll fertig war, ſprachen ſie noch eine halbe Stunde mit einander. Der Polizeirath ſagte: Das ſage ich Ihnen, wenn Sie nicht anders werden, können Sie nicht länger einen königlichen Poſten behalten, ſondern werden abgeſetzt. Hoffmann erwiderte: Wenn das ein chriſtlicher Staat thun kann, dem ich bereits vierundzwanzig Jahre treu und redlich diene, und dieſe meine Dienſtzeit mit den beſten Zeugniſſen belegen kann, ſo wird der allmächtige Gott, an den ich glaube, gewiß für mich ſorgen. Zum Schluße ſagte er: „Mit dem Glauben iſt es doch eine ungewiſſe Sache, man weiß nicht, welches der rechte Glaube ſei." Hoffmann antwortete: Herr Polizeirath, dann wären wir Chriſten betrogene Menſchen, wenn wir nicht ganz gewiß, ja himmelfeſt wüßten, welches der rechte Glaube iſt! — Wie, wenn wir dieſen Augenblick ſterben ſollten, wo dann hin? Hier wurde er ganz ſtille und in ſeinem Gemüth ſehr bewegt. Dann ſagte er: Ich glaube wohl, daß Ihr Recht habt, aber Ihr ſeid doch alle zu bedauern; zum Beiſpiel: die acht Kinder, die kürzlich getauft worden ſind, die können im Staate nie etwas anfangen, wenn ſie größer ſind, weil ſie in kein Kirchenbuch, das anerkannt iſt, eingetragen ſind. Hoffmann erwiderte: Wir ſorgen für das Geiſtliche zuerſt, und ehe die Kinder zum bürgerlichen Leben werden herangewachſen ſeyn, wird die lutheri-

Digitized by Google

ſche Kirche doch wohl lange wieder Duldung und Anerkennung im preußiſchen Staate haben. Dann hielt ihm Hoffmann noch die Ungerechtigkeit bei der Abſetzung des Dr. Scheibel, des Paſtors Kellner und der andern Paſtoren vor, welches er ganz ruhig anhörte, und fügte noch die Worte bei: Wir ſind nicht von unſern Paſtoren verführt, wie Sie vorhin ſagten, ſondern Sie ſehen, daß unſer Glaube an das Wort Gottes und unſere herrlichen, mit denſelben übereinſtimmenden Bekenntnißſchriften lebendig iſt. Hier ſchieden ſie von einander."

Noch im Jahre 1843 verfolgte den hier genannten Paſtor Ehrenſtröm, ſelbſt nachdem er ſich zur Auswanderung aus Preußen bequemt hat, die Rache der Staatskirche bis über die Gränze jener Monarchie hinaus. Er wurde in Hamburg verhaftet, nach Preußen zurückgebracht, und hier zur Feſtung verurtheilt, weil er „preußiſche Unterthanen zur Auswanderung verleitet habe!"

Es ſei uns geſtattet, an die im Obigen erzählte Verfolgungsgeſchichte noch einige allgemeine Betrachtungen zu knüpfen.

Es iſt nicht nöthig, unſere Anſicht über das Bekenntniß der Lutheraner hier nochmals darzulegen, und die ſich von ſelbſt verſtehende Erklärung näher zu begründen: daß wir vom katholiſchen Standpunkte aus jene Lehre, in allen den Punkten, wo ſie von dem Glauben der katholiſchen Kirche abweicht, für irrig und dem ewigen Heile des Menſchen gefährlich halten. Allein hier iſt nicht vom theologiſchen Werthe des Lutherthums, ſondern von deſſen ſtaatsrechtlicher Freiheit und Berechtigung in Preußen die Rede. Und in dieſer (politiſchen und juriſtiſchen) Hinſicht war das entſchiedenſte Recht auf Seiten der Lutheraner, und ihre Verfolger ſtanden klar und offenkundig im Unrecht. Das lutheriſche Bekenntniß war keine neue Secte, ſondern durch den weſtphäliſchen Frieden in ſeinem Beſtande verbürgt. Es hatte im Staate den klaren Buchſtaben des urkundlichen Rechts für ſich. Daß die Lutheraner, trotz der Annahme der unirten, indifferentiſtiſchen und ſynkretiſtiſchen Agende

nicht aufhörten, Lutheraner zu ſeyn und keine Unirten wurden, war ein unwürdiges Sophisma. Heute iſt dieſer Satz durch Wiederanerkennung der letzten Reſte des Lutherthums zurückgenommen, aber es iſt betrübend und beſchämend für unſere ſo oft geprieſene, deutſche Biederkeit, daß es jemals aufgeſtellt werden konnte.

Eine weitere unerfreuliche Wahrnehmung drängt ſich bei dem nahe liegenden Vergleiche zwiſchen der damaligen Verfolgung der Lutheraner, und der Ermunterung und Schonung auf, welche heute in eben jenem Lande der rongeſchen Freikirche widerfährt. — Für die letztere beruft man ſich auf die Geſetze, welche keine Schmälerung oder Entziehung der Gewiſſensfreiheit geſtatteten. — Allein dieſelben, heute wie damals lautenden Geſetze geſtatteten, wie früher ſchon erwähnt, die im Obigen erzählte Procedur gegen die Lutheraner. Heute iſt die Preſſe zu Gunſten des Rongethums und gegen die katholiſche Kirche entfeſſelt. — Allein im Jahre 1827 ergingen Requiſitionsſchreiben an alle deutſche Regierungen mit der Aufforderung: nicht zu dulden, daß etwas gegen die Union oder die Agende gedruckt werde; der Verkauf lutheriſcher Schriften, welche Kunde von den erzählten Ereigniſſen gaben, wurde damals bei hundert Reichsthaler Strafe verboten, und in einigen Gegenden wurden jedem Poſtbeamten fünfzig Reichsthaler Belohnung verſprochen, der die Verſendung eines ſolchen Buches entdecken würde. In allen Ländern wurden Privatverbindungen angeknüpft, um die Veröffentlichung ſolcher Schriften zu verhüten, welche vielleicht die Bedrückungen der Lutheraner erzählen könnten. Als die verfolgte Preſſe derſelben ſich in's Elſaß flüchtete, folgte ihr die Staatsprovidenz auf dem Fuße, und einem dortigen Paſtor wurden anſehnliche Geldanerbietungen gemacht, wenn er die von ihm verfaßte „Verfolgungsgeſchichte der lutheriſchen Kirche in Preußen“ nicht verkaufen laſſen wollte.

Alle dieſe Maßregeln wurden, — es iſt wahr! — nicht aus Haß gegen den Proteſtantismus ergriffen, ſondern aus



Digitized by Google

überfließendem Wohlwollen für ſein Beſtes. Er ſollte zu einer compacten Einheit verſchmolzen, und dadurch vor dem Untergange gerettet, gegen die katholiſche Kirche aber auf dieſem Wege ein entſcheidender Schlag geführt werden.

Wunderbare Fügung der Vorſehung, welche dem Menſchen, ohne daß er weiß und ahnet, was er thut, für ihre Zwecke arbeiten läßt. — Was die Verfolgung der Lutheraner bezweckte, wiſſen wir. Aber was hat ſie bewirkt? Hat ſie die geſuchte Vereinigung der Parteien im Proteſtantismus zu Stande gebracht? Nein! vielmehr hat, nach fünfzehnjährigem fruchtloſem Kampfe das lutheriſche Bekenntniß in ſeinen letzten Ruinen neu anerkannt werden müſſen; ein Schritt, der ſchon längſt gethan wäre, hätte man ihn nicht als eine formelle Verzichtleiſtung auf die Union von 1817 geſcheut, was er in Wahrheit, auch ohne den geringſten Zweifel, iſt. — Hat jene Verfolgung den Proteſtantismus innerlich gekräftiget? Wiederum nein! ſie hat die alten Formen zerſtört, Millionen Menſchen aus der Grabesruhe der Gewohnheit aufgeſcheucht, ſie in dem falſchen Vertrauen auf ihren ererbten, außerkirchlichen Standpunkt irre gemacht, und dem Nachdenken jedes Redlichen die Frage nahegerückt: wo denn jetzt die wahre Kirche ſei?

Im Ganzen und Großen hat der Kampf gegen das Lutherthum zunächſt dem Indifferentismus in die Hand gearbeitet. Fünf bis ſechs Millionen Lutheraner, — denn ſo viel gab es deren in Preußen vor der Union wenigſtens den Namen nach, — ſind einer „evangeliſchen“ Kirche anheimgefallen, die ſich in den erſten achtundzwanzig Jahren ihres Beſtehens noch nicht über ihr Dogma, ja nicht einmal darüber hat vereinigen können, ob ſie überhaupt ein Dogma haben will. Ihre Mitglieder haben aufgehört, Lutheraner zu ſeyn, dieß beweist ihnen die nunmehr anerkannte Genoſſenſchaft der lutheriſchen Separatiſten, die heute etwa 50 bis 60,000 Seelen ſtark ſeyn mag. — Sollte die ewige Liebe nicht gerade dieſen Zuſtand als nothwendigen Durchgangspunkt haben eintreten

laſſen, um beide Theile, die Indifferentiſten wie die Altlutheraner, der einen, ewig unveränderlichen Wahrheit näher zu führen?

---

# IV.

## Kabinetsſtücke aus der Rottenburger Diöceſe.

Der Radikalismus aller Schattirungen, ſei es, daß er von einem abſolutiſtiſchen Miniſterium, oder der Culturpolitik Aaraus und Waadts gehandhabt, oder von den Volksvertretern in den konſtitutionellen Kammern, von ſubventionirten Journalen, oder von unſerm täglich wie das üppigſte Unkraut ſich mehrenden, ſchriftſtellernden Proletariat verfochten wird, ſtehet zur katholiſchen Kirche in durchaus gleichem Verhältniſſe, denn alle dieſe Parteiungen, ſo ſehr ſie, äußerlich betrachtet, aus einander zu laufen ſcheinen, beurkunden doch darin ihre innerliche Weſenseinheit, daß ſie der katholiſchen Kirche keine größere Freiheit geſtatten wollen, als ſie etwa unter Nero, Diocletian oder Julian dem Apoſtaten ſich zu erfreuen hatte. Im Herzen mag ein Katholik glauben, was er will, ſo lautet der gemeinſame Wahlſpruch, allein die Kirche, ihr Eigenthum, ihre Einrichtungen, ihre Aeußerungen und Handlungen ſind unbedingt „dem Geſetze“ unterworfen; nur darin mag ſich vielleicht eine Partei von der andern unterſcheiden, daß ſie ſtatt ihres Abſtractums „Geſetz“, die gleiche Abſtraction, wie „Staatswohl, Volkswohl, Fortſchritt oder Bedürfniſſe der neuen, ſo weit über die mittelalterliche Finſterniß vorangeſchrittenen Zeit“ ſubſtituirt, alle aber finden die ſchreiendſte Rechtsverletzung darin, wenn irgend ein Katholik mit Wort und That für das göttliche Recht ſeiner Kirche in die Schranken tritt. Es iſt in dieſen Blättern bei mancherlei Veranlaſſungen ſchon beſprochen worden, was katholiſche Prieſter in Würtemberg zu gewarten hatten, welche die in der Verfaſſungsurkunde feierlich garantirte Autonomie der Kirche für ihren prieſterlichen Beruf in Anſpruch nahmen, und wir könnten noch



Digitized by Google

manche Belege beibringen, wie ſchnell man von gewiſſer Seite her mit den Anſchuldigungen von „Friedensſtörung, Widerſpenſtigkeit und Unruheſtiftung, revolutionärer Geſinnung“ bereit iſt, wenn man irgend dem beliebten Bevormundungsſyſtem gegen die Kirche widerſtrebt. Wir wollen uns deß enthalten, wie auch weitläuftiger Erörterungen über Recht und Gewalt, — Thatſachen vielmehr mögen ſprechen, auf welcher Seite ſich eine wahrhaft poſitive, das göttliche ewige Recht wahrende Geſinnung kund gebe, auf Seite der verläſterten und verfolgten Ultramontanen, oder auf Seite der Vertheidiger der abſoluten Staatsomnipotenz.

Der eidliche Dienſtrevers, den bei uns ein Decan bei ſeiner Amtseinſetzung auszuſtellen hat, enthält auch dieſe Verpflichtung: „daß er nicht nur keine päpſtliche, biſchöfliche, oder was immer für eine kirchliche Verordnung, welche nicht zuvor die königliche Genehmigung erhalten hat, verkünden oder verkünden laſſen wolle, ſondern auch jede ohne dieſe Genehmigung ihm zukommende derartige Verordnung ſogleich an den königlichen Kirchenrath einzuſchicken.“ In gleicher Weiſe ſpricht ſich auch der Revers der Pfarrer aus. Schon in den Inſtructionen für die Landesorganiſation von 1803 hatte die Regierung für ſich folgende Befugniſſe in Anſpruch genommen: Das Recht, die Erlaubniß zu Kirchenverſammlungen in dem Staate zu ertheilen, oder abzuſchlagen, das Recht, kirchlichen Geſetzen vor der landesherrlichen Beſtätigung die Gültigkeit zu verweigern — das Recht, die Viſitationen des Biſchofs, wenn ſie ohne Vorwiſſen des Landesherrn geſchehen wollen, zu hintertreiben, und den Biſchöfen, wenn die Viſitationen angezeigt werden, landesherrliche Commiſſarien beizugeben; — das Recht, der Bekanntmachung ſcholaſtiſcher Lehrſätze die Einwilligung zu ertheilen oder abzuſchlagen; — das Recht der Einwilligung in eine beſtimmte Liturgie.

Die Verordnung vom 30. Januar 1830, durch welche die verrufenen Frankfurter Grundzüge ſanctionirt wurden, ſetzt feſt: „alle römiſchen Bullen, Breven oder ſonſtigen Erlaſſe können nur mit Bewilligung des Staats publicirt und in Anwendung gebracht werden, und haben ohne dieſe keine rechtliche Wirkung. Die Genehmigung des Staates iſt nicht nur für alle neueren päpſtlichen Bullen und Conſtitutionen, ſondern auch für alle früheren päpſt-

Digitized by Google

lichen Anordnungen nothwendig, ſobald Gebrauch davon gemacht werden will. Selbſt die mit Genehmigung der Regierung publicirten päpſtlichen Erlaſſe haben nur ſo lange Kraft, als der Staat ſeine fühere Billigung nicht zurücknimmt *)."

Auch die Kirche nimmt ihrerſeits den Gehorſam des von ihr und nur von ihr geſandten Prieſters in Anſpruch, weßhalb ſie von ihm mit allem Recht und Fug die Ablegung der professio fidei fordert, ſoll er ein geiſtliches Amt verwalten wollen. In dieſer Profeſſio aber ſchwört derſelbe auch, daß er die heilige katholiſche und apoſtoliſch-römiſche Kirche als die Mutter und Lehrmeiſterin aller Kirchen erkenne, und dem römiſchen Biſchofe als dem Nachfolger des heiligen Petrus, des Fürſten der Apoſtel und Stellvertreter Jeſu Chriſti, Gehorſam gelobe; ferner, daß er ohne allen Zweifel annehme und ſich bekenne zu Allem, was durch die heiligen Kanonen durch die ökumeniſchen Concilien, und vorzüglich durch die heilige Verſammlung zu Trient überliefert, feſtgeſetzt und erklärt worden iſt. Wir fragen nun, läßt ſich eine ſchmachvollere Entwürdigung einem Prieſter anſinnen, als in Einem Augenblicke zwei Eide zu ſchwören, von denen der eine den andern aufhebt? Läßt ſich ein grauſamerer Hohn mit der heiligſten Ueberzeugung, mit dem höchſten Kleinod des Lebens, der prieſterlichen Glaubenstreue treiben, als da geſchieht, wo ihm ein Eid aufgezwungen werden ſoll, deſſen Inhalt kein anderer iſt, als die kirchliche Auctorität abzuſchwören, den kanoniſch-beſchworenen Gehorſam zu verläugnen, und ſtatt deſſen die Willkühr der Staatsgewalt als höchſte unfehlbare Auctorität anzuerkennen? Doch ſeien wir gerecht, ſolche Bedenken haben nicht bloß wir; ſchon vor mehr als zwanzig Jahren hat die Staatskirchenbehörde dieſen Mißſtand gefühlt, und eines ihrer Mitglieder, dem dieſe Behörde ihre ganze Organiſation, ihre Grundſätze, ihre ganze Verfahrungsweiſe verdankt, der geiſtliche Rath, Werkmeiſter, hat einen Ausweg zu eröffnen geſucht, der würdig iſt dieſes Schöpfers des würtembergiſchen Staatskirchenſyſtems. In der von ihm redigirten Ulmer Jah-

*) Die vom geheimen Rathe hierüber zwei Jahre ſpäter gegebenen Erklärungen mildern wohl den Ausdruck, enthalten aber eine weſentliche Modification nicht. Nur Kurzſichtigkeit kann ſich hierüber eine Illuſion machen.

Digitized by Google

resſchrift bringt er nämlich im vierten Bande einen Aufſatz über die Glaubensproſeſſion, welche die katholiſchen Geiſtlichen beim Antritte ihres Amtes abzulegen haben," für deſſen maßloſe Perfidie alle Inzichten noch zu ſchwach ſind, mit denen falſcher Weiſe die ſogenannte Jeſuitenmoral angegriffen wird. Zur näheren Bezeichnung der Taktik dieſes von den Adepten ſeines Unglaubens immer noch ſo hoch geprieſenen Staatskirchlers heben wir einige Stellen aus: Er iſt in Fragen und Antworten abgetheilt, die einem fingirten Examinator und neu angehenden Pfarrer in Mund gelegt werden. „Da die professio fidei Manches enthält, was nicht zum katholiſchen Glauben gehört, ſondern bloß römiſche Prätenſionen betrifft, ſo nahm der Examinator dieſen Anlaß, die Meinung des neu angehenden Pfarrers hierüber zu vernehmen. Er legte ihm folgende Fragen vor, auf deren jede wir ſogleich die Antwort folgen laſſen."

Erſte Frage: „Iſt der Glaube ein Gegenſtand des Eides?" Antwort: „Der Glaube iſt Sache des Gewiſſens und der innern Ueberzeugung. Er kann nicht auf einmal begründet werden. Fortgeſetztes, gewiſſenhaftes Forſchen, tieferes Studium ſichten, erläutern, beſtärken ihn erſt ſtufenweiſe. Aus dieſer Vorausſetzung ergibt ſich klar, daß der Glaube nie ein Gegenſtand des Eides, der auch für die Zukunft Verbindlichkeit haben ſoll, ſeyn könne, man müßte ſich nur mit einer momentanen Verbindlichkeit des Eides begnügen wollen."

Zweite Frage: „Begeht derjenige, der geſchworen hat, einen Meineid, wenn er in der Folge eine andere Ueberzeugung bekommt?" Antw.: „Wenn das Object des Eides fehlerhaft iſt, kann wohl ein ſolcher Eid für ihn eine verbindende Kraft haben? Der Gegenſtand des Eides ſelbſt war dazu nicht qualificirt, wie ſoll für ihn unter dieſer Vorausſetzung eine Imputation ſtatt haben? Er kann alſo durch ſeine veränderte Ueberzeugung keines Meineides beſchuldigt werden, denn die Freiheit des Gewiſſens iſt ein unveräußerliches Recht"

Dritte Frage: „Muß er ſein Amt niederlegen?" Antw.: „Nein! Der Fehler liegt mehr am Geſetze, als am Uebertreter deſſelben; er iſt gleichſam genöthigt, oder doch veranlaßt, dagegen zu handeln."

Vierte Frage: „Iſt ein ſo weitläufiges Bekenntniß gut?

Digitized by Google

Iſt es nicht in unſern Zeiten ein Fallſtrick?" Antw.: „Schon die innere Natur und Beſchaffenheit des Eides fordert eine möglichſt beſtimmte, klare und kurze Faſſung des zu beſchwörenden Gegenſtandes, die alles Fremdartige, nicht zur Sache Gehörige ausſchließt. Gegen alle dieſe Forderungen ſtoßt die professio fidei an . . . Die Folge davon iſt: Erſtickung aller Ueberreſte der Religioſität bei religiöſen Männern."

Fünfte Frage: „Sind Sie und tauſend Andere von allen und jeden Punkten, die Sie beſchwören müſſen, überzeugt, z. B. septem esse vere et proprie sacramenta?" Antw.: „Ich geſtehe offen, daß es mir unmöglich iſt, mich von allen und jeden Punkten dieſer professio fidei zu überzeugen, vielmehr bin ich in einigen Stücken vom Gegentheil überzeugt." In dieſem, den ganzen Lehrbegriff der Kirche vernichtenden Tone geht es fort, und es kann darum nicht überraſchen, wenn der würtembergiſche Oberkirchenrath zum Schluße ſeinem Examinanden noch die Antwort in den Mund legt, auf die Frage: „Was hat ein Mann zu thun, der mit ſolchen Zweifeln geſchworen hat, und doch ſchwören mußte? Er hätte den Eid verweigern ſollen, kann aber einen Grund ſeiner Beruhigung darin finden, daß man über ſeine Ueberzeugung keinen Eid hätte fordern ſollen, und daß alſo hiebei das Meiſte nicht auf ſeine Rechnung käme."

Bedenkt man noch, daß die vom Oberkirchenrath redigirte und größtentheils von ihm auch verfaßte Ulmer Jahresſchrift, deren Tendenz Vernichtung des katholiſchen Glaubens war, von ſeinem Collegium durch eigenen Erlaß den Leſegeſellſchaften der Geiſtlichen zur Anſchaffung geboten war, ſo kann ein Katholik der Diöceſe Rottenburg doch nicht wohl im Zweifel ſeyn, auf was es von den Vertretern des Staatskirchenſyſtems denn abgeſehen war. Wer, fragen wir, ſteht auf dem Boden des göttlichen Rechts, ein Katholik, der rückhaltslos ſeiner Kirche und ihrem Oberhaupte gehorſamet, oder jene Zeloten, die, um die Kirche der Bureaukratie des Gänzlichen zu unterſtellen, kein beſſeres Mittel erſinnen konnten, als Ausrottung des katholiſchen Glaubens? Wenn nun die katholiſche Prieſterſchaft aus der ſchmachvollen Lage ſich herausgewunden, und jene von Werkmeiſter ihr eingeimpfte fluchwürdige Verläſterung der römiſch-katholiſchen Kirche im Tiefſten verabſcheut, wer iſt dann

Digitized by Google

ein Revolutionär, der Vertheidiger der Autonomie der Kirche, oder der Verfechter des von Werkmeiſter etablirten Staatskirchenſyſtems? Bezeichnen wir aber das Verhältniß noch ſchärfer an einem Beiſpiel! Wie bekannt, erließ im Jahre 1792 die franzöſiſche Nationalverſammlung ein Decret, vermöge deſſen das franzöſiſche Volk einen Nationalconvent bilden, das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt aber, als des Vertrauens verluſtig, vorläufig von ſeinem Amte entbunden, jeder Beſchluß auch ohne deſſen Beſtätigung gültig ſeyn, und durch einen Vollziehungsrath ausgeführt werden ſollte. Wir vermögen nun auf unſerm Standpunkt in dieſem Vorgang nichts anderes zu erkennen, als das frechſte Attentat der Revolution auf das unverletzbare heilige Recht des legitimen Souverains. Da aber ein Katholik das Erbe Petri, des Apoſtelfürſten, nicht minder legitim und unverletzlich achtet, als das Erbe und den Thron Ludwig des Heiligen, ſo vermag er in den Beſchlüſſen jenes Convents, der ſich im Jahre 1818 unter Wangenheims Vorſitz in Frankfurt verſammelte, nichts anders zu erkennen, als eine widerrechtliche Verletzung heiliger Rechte des legitimen Nachfolgers Petri, oder des Oberhauptes der Kirche; und es wird eine immer vergebliche Bemühung bleiben, einem denkenden Katholiken beweiſen zu wollen, eine Sanction der dort gefaßten Beſchlüſſe ſei etwas Anderes, als eine Sanction der kirchlichen Revolution; wenn auch Wangenheim in ſeiner Eröffnungsrede die Taktik des Radikalismus anwendete, als trete er und ſein Concil für das Recht in die Schranken, indem er den heiligen Stuhl als Uſurpator ſchilderte, gegen welchen man mit conſequenter Feſtigkeit ſich zu vereinen habe. In der berührten franzöſiſchen Nationalverſammlung ließ ſich der wüthende Exkapuciner Chabot gegen den unglücklichen Ludwig alſo vernehmen: „Alles Elend des Landes verdanken wir der Treuloſigkeit dieſes Verräthers;“ es iſt höchſt merkwürdig, wie ſich ſpäter die kirchliche Revolution in dem intellectuellen Haupturheber der Frankfurter Verſammlung und ihrer Beſchlüſſe in dem ehemaligen Mönch von Neresheim, Werkmeiſter, gegen das Oberhaupt der Kirche in ganz gleicher Weiſe alſo vernehmen ließ: „Es liegt der ganzen Menſchheit daran, dieſes Syſtem (das Papſtthum) von Grund aus zu vernichten; die moraliſche und wiſſenſchaftliche Bildung der Menſchen kann unmöglich gedeihen, die ächte Religioſität unmöglich Wurzel faſſen, Aufklärung und Sittlichkeit unmöglich ſich ausbrei-

Digitized by Google

ten, die Ruhe und Sicherheit der Staaten unmöglich gefördert werden, ſo lange dieſes Syſtem nicht ganz vernichtet iſt, und ich hoffe durch meine Grundſätze gezeigt zu haben, wie es am ſicherſten geſtürzt, und wie es mit allen ſeinen Wurzeln, die auch noch in andere, faſt ganz antipäpſtiſche Syſteme eingreifen, ausgereutet werden kann."

Wenn nun die Katholiken Würtembergs treu dem Worte Gottes: Gott zu geben, was Gottes iſt, und dem Kaiſer, was dem Kaiſer gebührt, der unerſchütterlichen Ueberzeugung ſind, daß Gehorſam gegen das Oberhaupt der Kirche nicht nur mit dem dem Staatsoberhaupte ſchuldigen Gehorſam ſich wohl vertrage, ſondern für den letztern ſogar die ſicherſte Garantie gewähre, iſt ihre Forderung nicht eine wohl begründete, daß ein Syſtem nicht länger mehr gegen ihre Kirche möge beobachtet werden, das ſeine Wurzeln im Unglauben und der kirchlichen Revolution hat, und durch die bisherige ſchneidende Handhabung geeignet iſt, das Mißtrauen auf eine Höhe zu treiben, die wir bei den anderweitigen Erſcheinungen der Zeit als eine höchſt bedauerliche beklagen müſſen? Obwohl nach den berührten Vorgängen den Katholiken Würtembergs das ſchmähliche Treiben der rongeſchen Rotten im vorigen Herbſt in der Reſidenzſtadt des Landes nicht unerwartet, wohl aber ſehr ſchmerzlich fallen mußte, da ſie in dem Geſchrei dieſer Sanskulotten, „Rom muß fallen," nur die Variationen eines längſt hier zu Lande beliebten Themas vernehmen konnten, ſo werden ſie doch nicht abſtehen, mit derſelben Entſchiedenheit ihr gutes Recht für ſich in Anſpruch zu nehmen, als ſie auch dem Afterliberalismus und Radikalismus entgegen die wahrhaft conſervativen Principien auch in politiſcher Beziehung zu vertreten entſchloſſen ſind. Freilich iſt wenig Ausſicht auf eine glückliche Löſung der tiefen Zerwürfniſſe vorhanden, denn ein politiſch-conſervativer Inſtinct ſcheint nun und nimmer den Staatskünſtlern unſerer Zeit beſchieden zu ſeyn. — Doch es wacht ein Höherer über der Kirche, qui irridebit eos et subsannabis eos.

## V.

# Literatur.

Die Südſeevölker und das Chriſtenthum. Eine ethnographiſche Unterſuchung von K. Meinike. Prenzlau bei Kalberg 1845.

Meinike hat ſich als einen der beſſern Schüler Ritters erwieſen in ſeinem „Feſtland von Auſtralien," zu welchem das obengenannte Werkchen eine Ergänzung bilden dürfte. Er handelt in dieſem von der Religion, der Staatsverfaſſung, der Sprache und der Geſchichte der Südſeevölker, zunächſt jedoch nur der hellerfarbigen, und ſtellt darüber die intereſſanteſten Angaben in klarer und belebter Sprache, und mit größtentheils treffender Beurtheilung zuſammen. Wohl hätten wir gewünſcht, daß auf die Sitten und Gebräuche jener Völker mehr Rückſicht genommen worden wäre, ſowie auf ihr Verhältniß zur Natur ihres Landes, wofür die Miſſionsannalen manches hübſche Material enthalten. Daß der Verfaſſer in Bezug auf die Schilderungen der Europäer, welche die Südſeevölker früher als Kinder der Unſchuld, und jetzt als die verdorbenſten Menſchen darſtellen, ſowie ſie auch von außerordentlicher Abnahme der Bevölkerung ſprechen, den Mittelweg geht gemäß der Erfahrung, iſt ſehr zu billigen. Die Geſchichte der Südſeeinſeln behandelt er nach fünf Gruppen, die der Sanitätsinſeln, der Auſtralinſeln, der Haigruppe, der Tongaawinſeln und Neuſeelands, und man wird beim Leſen dieſelbe gewiß aller Aufmerkſamkeit würdig finden. Dieſe Geſchichte führt ihn aber auch auf die Bekehrung der Südſeevölker, und damit auf gefährli-

Digitized by Google

che Klippen und Untiefen, über die ihm ſein proteſtantiſcher Wind nicht hinwegzuhelfen vermag; vielmehr tritt, ſo kurz er auch die katholiſchen Miſſionen in Oceanien abfertigt, hier die ganze verſteckte Tücke und Beſchränktheit ſeines Standpunktes entſchieden hervor, und dagegen erlaube man uns ein Wort der Vertheidigung, das dem Verfaſſer keineswegs ſeine übrigen Verdienſte benehmen will, auch die guten Seiten der proteſtantiſchen Miſſionen nicht herabſetzen ſoll, und in pflichtmäßiger, von Meinike's Vorrede prätendirter Unabhängigkeit das Iliacos inter muros pecatur et extra einräumen wird. Leider wird man wahrſcheinlich auf der Gegenſeite wenig Notiz davon nehmen; das kann uns aber nicht hindern, der Zukunft zu einem billigen Urtheile zu verhelfen.

Vorerſt iſt die Behauptung unwahr, daß die Miſſionen der Mariſtenmiſſionäre auf den Markeſas, auf Walis und Futuna keine beſſern Erfolge gehabt hätten, als jene der Londoner anglikaniſchen Miſſionäre nach achtmaligen Verſuchen. Allerdings ſind jene Mißhandlungen ausgeſetzt geweſen; ja einer der Ihrigen, P. Chanel, iſt als Märtyrer erſchlagen worden; ſein Blut hat aber jenen Boden alſo gedüngt, daß er jetzt reichliche Früchte bringt, und ſelbſt die Mörder des frommen Prieſters ſich bekehrt haben. Bringt nun weiters Meinike die zahlreichen Uebertritte zum Katholicismus in Neuſeeland auf Rechnung der bereits vorhandenen religiöſen Anregung und der Abneigung der Coloniſten gegen die proteſtantiſchen Miſſionäre, ſo mag zugegeben werden, daß die letztern den katholiſchen Miſſionären ſchon in etwas vorgearbeitet haben; wie kömmt es aber, daß dieſe im Vergleich zu jenen in kürzeſter Zeit die auffallendſten Fortſchritte machten? Wohl, abgeſehen vom inneren Werthe der katholiſchen Miſſionen, daher, daß die proteſtantiſchen Miſſionäre es nicht beſſer machten, als die Coloniſten, und wie in Nordamerika die armen Wilden um ihre Ländereien betrogen, wie das Meinike, wenn auch nicht unumwunden, ſelbſt zugeſteht, und wie das aus vielen Berichten und aus dem Mißtrauen der wesleyaniſchen Geſellſchaft

gegen ihre Abgeordneten, die meiſt aus Schneidern, Schuſtern u. ſ. w. ohne Weihe und Beruf beſtehen, erhellt. In welcher Weiſe aber die katholiſchen Miſſionäre gegen die Engländer intriguiren ſollen, mag man aus dem Briefe des Biſchofs Pompallier erſehen, der im December vorigen Jahres in vielen Zeitungen zu leſen war, an deſſen Inhalt ſich ihre Verläumder wohl ſpiegeln dürften, und der ein voller Gegenſatz zu dem iſt, was wir ſelbſt eines Abends in der Surrey chapel in London aus dem Munde der Herren Pritchard, Smith und Genoſſen zu vernehmen Gelegenheit hatten. Letztere Herren ſind bekanntlich mit der franzöſiſchen Escadre, welche die tahitiſchen Häfen beſuchte, in Zwiſt gerathen. Iſt nun auch gewiß, daß angeſehene Inſulaner, welche ehedem die beſten Stützen der proteſtantiſchen Miſſionäre waren, ſchon länger ihre Gegner ſind, und daß ſich auch, wo keine Fremden und katholiſchen Miſſionäre Zutritt fanden, ſich gegen die proteſtantiſchen Maßregeln, die ſelbſt Häuptlinge zu Zwangsarbeiten verdammten u. dgl. mehr, ein heftiger Widerſtand erhob, ſo vermögen wir dennoch die Verbindung der katholiſchen Miſſion in jenen Gegenden mit den klugen und ehrſüchtigen politiſchen Beſtrebungen der Franzoſen nicht zu billigen; denn, wenn auch die Miſſionäre an letztern ſicherlich keinen direkten Antheil haben, ſo lehrt doch die Erfahrung, daß ſich die Regierungen die Dienſte und den Schutz, welche ſie der Religion gewährten, immer theuer zahlen ließen; und wie wenig ernſthaft ſolche Dienſte dort gemeint ſind, erhellt auch aus den Ausſchweifungen, welche die Matroſen ſich erlauben durften, und aus dem wieder freigegebenen Branntweinhandel. Höchſt perfid iſt es aber, die Laſter der franzöſiſchen Seeleute, und die Ausſprüche ſchlechtgläubiger, aber die Religion für ehrgeizige Zwecke ausbeutender Schriftſteller den katholiſchen Miſſionen anzurechnen, und wie die Erlanger Zeitſchrift es gethan, den Satz auszuſprechen: die Einführung des katholiſchen Glaubens ſtehe ſtets mit Mord und Unzucht im Bunde. Leute, die ſolches im Ernſte behaupten, erinnert man freilich vergebens an die Miſſionen

Digitized by Google

der älteſten Zeit, an die Miſſionen der Jeſuiten in Nordamerika, aus denen ſie von den proteſtantiſchen Miſſionären, ungeachtet des Widerwillens der Wilden gegen dieſe, verdrängt wurden, ſowie an die Bekehrungen in Oſtindien, wo die Proteſtanten ſo wenig ausrichten, weil ihnen der Segen fehlt, und an die vielen Marterkronen in China, nach denen dieſe keine Begierde tragen, endlich an die Kämpfe, welche die Miſſionäre ſelbſt gegen die Roheit der ſpaniſchen Eroberer ꝛc. beſtanden.

Was aber kann die Gewaltthaten rechtfertigen, durch welche zum Beiſpiel auf den Tongainſeln die Methodiſtenmiſſionäre die Heiden zum Anhören ihres Unterrichtes zwangen; was auch die empörenden Verfolgungen, welche die katholiſch gewordenen Bewohner der Sandwichsinſeln, wo ein katholiſcher Geiſtlicher von Freycinet's Expedition ſchon vor Ankunft der Methodiſten einen König getauft hatte, laut Zeugniß vieler Proteſtanten erlitten? Meinike iſt doch ſo gerecht, zuzugeſtehen, daß die Katholiken von ihrem Standpunkte aus das Recht anſprechen können, auch dort ſich Bekehrungen zu ſammeln, wo bereits die proteſtantiſchen Miſſionäre gearbeitet haben. Bewundernswerth iſt in dieſer Beziehung der herrliche Brief des hochw. Herrn Bachelot an die proteſtantiſchen Agenten auf Hawai (Annalen XXIII.), in dem er ihnen das Anrecht der Kirche auf die ganze Welt auseinanderſetzt. Wir wollen die proteſtantiſchen Agenten auf den Sandwichsinſeln nicht ſo ſchwer bezüchtigen, als Kotzebue und andere Reiſende gethan haben, oder als es die Artikel dortiger Europäer in der Sandwichsisland Gazette kundgeben, von Gewaltthat und materiellem Eigennutz werden ſie ſich aber nimmer weiß waſchen können. Seltſam mag es klingen im Munde eines Proteſtanten, wie Meinike, von Ketzereien, die auf den Societätsinſeln ſich gebildet haben ſollen, ſprechen zu hören. Derſelbe erzählt auch nach des berüchtigten Lutteroth Geſchichte der Inſel Tahiti ein paar Anekdoten, welche nebſt der Behauptung, daß die Inſulaner in katholiſchen Miſſionen lateiniſche Gebete lernen müſſen, die Oberflächlichkeit des katholiſchen Unterrichtes

beweiſen ſollen, die aber in Wahrheit beweiſen, daß die Miſſionäre in kurzer Zeit Weſentliches und Erſtaunliches geleiſtet haben, aber nicht mit einemmal alle bisherigen Vorſtellungen erſticken konnten, beweiſen, daß Herr Meinike ſich nicht die Sache in den Miſſionsannalen genauer angeſehen hat, wo er hätte gefunden, daß auf den Gambierinſeln eine Gemeinde blüht, welche dem erſten chriſtlichen Jahrhunderte würdig wäre, in denen allerdings auch noch keine Bibeln gedruckt waren. Ob nicht manche Taufen hätten verſchoben werden können, laſſen wir dahingeſtellt ſeyn; jedenfalls iſt den Katholiken die Taufe nicht bloß ein Symbol des Glaubens. Stünden übrigens den wenigen katholiſchen Miſſionären ſo große Hülfsquellen ſchon zu Gebote, wie den proteſtantiſchen, ſie würden dieſe wohl beſſer anwenden, und die vielen über ſie ergangenen Verläumdungen ſchneller und entſcheidend durch die That widerlegen, auch vollſtändigere Berichte veröffentlichen können, als die leider im Raum zu beſchränkten Lyoner Annalen enthalten.

---

## VI.

## Gloſſen über Zeitereigniſſe.

Die Leipziger Allgemeine berichtete jüngſt (Nr. 164) bei dem Tode Gregors XVI.: für Berlin habe der Tod des Papſtes aufgehört eine Exiſtenz zu ſeyn; der Hintritt eines Kaiſers von China mache an den ſeichten Waſſern der ſtillen Spree größeren Eindruck. Die deutſche Sprache iſt wirklich zu arm, um die ganze Nichtigkeit, die leere Geſpreiztheit, die ſchwachſinnige Affectirtheit und armſelige Suffiſance eines ſolchen Ausſpruches zu bezeichnen; die Franzoſen würden allenfalls davon ſagen: c'est pretentieusement bête; er erinnert ſtark an die Ra-

Digitized by Google

domontaden, welche blaſirte Muſterreiter im Munde zu führen pflegen; wir hoffen daher zum Beſten Deutſchlands und zur Ehre Berlins, daß er dort ſeines Gleichen ſuche und nicht finde.

Allein, was geſchieht während der affectirten Gleichmüthigkeit, die mit mehr Intereſſe Nachrichten von Peking als von Rom erwartet. In Breslau begibt ſich die Polizei gewappnet und gepanzert von Kopf bis zu Fuß, raſſelnd und klirrend, in alle Buchhandlungen, um aller Exemplare der Hiſtoriſch-politiſchen Blätter habhaft zu werden. Die armen Buchhändler, die im erſten Schrecken ganz vergeſſen, ſich auf die liberalen Zuſicherungen zu berufen, welche der Miniſter Eichhorn in ihren Mauern ſogar allen Meinungen des extremſten Unglaubens, geſchweige denn des katholiſchen Glaubens vor einigen Jahren gegeben, zeigten, mit Ausnahme eines Einzigen, wie wir hören, die corpora delicti an, und nun ſieht Jeder einer Strafe von etwa hundert Thalern entgegen, wenn dieſelbe nicht etwa gar ſchon verhängt iſt.

Dieß Verfahren gegen eine katholiſche Zeitſchrift, die jederzeit, neben Bekämpfung bureaukratiſcher Willkür, Achtung vor jedem begründeten Recht als heilige Pflicht verkündet, und mit Verachtung einer leicht zu gewinnenden Popularität frank und frei und ſchonungslos den Revolutionären jeder Farbe entgegengetreten iſt, und nach oben wie nach unten von allen Gewaltthaten nach beſten Kräften ſtets abgemahnt hat, ein ſolches Polizeiverfahren gegen die katholiſche Preſſe ſcheint uns im grellſten Gegenſatze zu ſtehen zu jener Freiheit, welche der proteſtantiſchen Synode gerade in dieſem Augenblicke in Berlin geſtattet wird, wozu es wirklich ein ſchlechtes Vorſpiel bildet. Der Magiſtrat von Breslau, obwohl eine gemiſchte Bevölkerung vertretend, hat ſich nichts deſto weniger in den jüngſten Jahren wiederholt für die extremſte Glaubens- oder Unglaubensfreiheit ausgeſprochen; es ſteht nun dahin, wie er dieſe Weiſe, die Glaubensfreiheit ſeiner katholiſchen Mitbürger zu verſtehen, aufnehmen wird; ob ſein Wahlſpruch lautet: Freiheit für alle

und jeden, oder: Freiheit für uns, die Lichtfreunde, allein, und Knechtſchaft, Inquiſition, Polizei, Confiscation, Ketten und Kerker für die Katholiken und alle, die den wechſelnden Götzenbildern des Zeitgeiſtes nicht dienen, ſondern an einen Gott und an eine ewige, umwandelbare Offenbarung glauben.

Woher aber dieß Ungewitter in Breslau? — Wahrſcheinlich irgend ein neuer Beamter, der ſeinen ſervilen Dienſteifer durch dieſe Denunciation in Berlin empfehlen wollte, und daher mit großem Geräuſch dieß Treibjagen auf die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter angeſtellt hat. Wir werden ſeiner Zeit unſeren Leſern melden, welchen Maßſtab der Gerechtigkeit ein Miniſterium, das am Rheine die polemiſche Sprache des rheiniſchen Beobachters nicht nur duldete, ſondern dieß Blatt aus öffentlichen Geldern ſubventionirte, an die Buchhändler in Breslau legen wird, die in derſelben Stadt, wo Ronge den Abfall von der katholiſchen Kirche in den verletzendſten Ausdrücken predigte, eine katholiſche Zeitſchrift ihren Kunden zukommen ließen.

Die Gerechtigkeit verlangt von uns übrigens das Zeugniß, daß die Regierung die Klagen der Katholiken gegen den Rheiniſchen Beobachter einer ernſten Unterſuchung zur Verhütung künftigen Mißbrauches ihrer Autorität unterworfen hat; nicht minder verdient es Anerkennung, daß ſie der Oberzeitung die Conceſſion ertheilte, und der Rhein- und Moſelzeitung in der Behandlung religiöſer und politiſcher Fragen eine Freiheit geſtattet, welche den Dank aller billigen Katholiken verdient; auch der Augsburger Poſtzeitung iſt der Eintritt in die preußiſchen Staaten unverwehrt; hoffen wir daher: daß auch für die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter einmal der Tag der Gerechtigkeit erſcheinen wird, und endlich ein Verbot aufhört, welches ein ungerechtes Vorurtheil eingegeben, das Schwäche und Mangel an Selbſtvertrauen verräth, und nur Mißmuth und Erbitterung erzeugt, wie die Verhandlungen des jüngſten rheiniſchen Landtages ſattſam bewieſen haben.

Digitized by Google

# VII.

## Bedrängniſſe der Väter am heiligen Grabe.

(Schluß.)

Dieß iſt nun bloß ein Theil der Bedrückungen von Seite derjenigen, welche ſelber unter der Zuchtruthe der Türken ſtehen. Nun rechnen Sie noch dazu die Verfolgungen der letzteren, um beiläufig ein Bild von den Bedrängniſſen der Väter am heiligen Grabe zu bekommen Seit ſechshundert Jahren haben ſie allein die Beſchützung der Heiligthümer für das Abendland übernommen; neunhundert Fermane, von den verſchiedenen Sultanen und ihren Procuratoren, den Paſchas, auf's feierlichſte ausgeſtellt, garantiren ihnen den ungeſtörten Beſitz; berechnen Sie die Summen, welche dieſe Fermane gekoſtet! Aber ſchon aus der Nothwendigkeit, ſich von jedem neuen Unterdrücker Jahr für Jahr, und noch öfter, die Erlaubniß der Exiſtenz zu erkaufen, erhellt, daß dieſe Beſcheinigungen nur für eine momentane Gnadenfriſt anzuſehen ſind, und den weiteren Beſtand fortwährend in Frage geſtellt ſeyn laſſen. So wurden ſie ſchon im Jahre 1470 auf Anſtiften eines Juden, der ſich dafür rächen wollte, daß man ihm nicht ohne weiters das Grab Davids öffnete, **durch** die türkiſchen Santos von der großen Moſchee el **Haram aus** ihrem erſten C o n v e n t e a u f d e m B e r g e S i o n **vertrieben**, und dieſer in ein muhammedaniſches Weih

umgewandelt. Noch ſieht man darin Fragmente vom alten Kloſterchore, noch trägt der Präſident der Terra santa erblich den Titel Guardian vom Berge Sion; aber ohne Mißhandlungen ſich auszuſetzen, kann ſelten mehr ein Chriſt zu den Schwellen des Cönakulums gelangen. Mittlerweile haben die Franciskaner die Kirche und das Kloſter zu San Salvator von den Georgianern an ſich gekauft, dort ihre Zellen aufgeſchlagen, und die Casa nova zur Beherbergung der Pilger erbaut, welche Jahr aus Jahr ein aus allen Ländern Europas, von Aſien aber beſonders aus Caldäa, dann vom Libanon, aus Armenien, Perſien, Aegypten, Nubien, Abyſſinien und dem fernen Indien her zum Grabe des Erlöſers wallen. Ich habe nicht nöthig, Sie in die Zeit vor zwei Jahrhunderten zurückzuführen, wo noch jeder Pilger beim Eintritt in die heilige Stadt ſechs, und beim Beſuche der Grabkirche neun Zechinen an die Ungläubigen zu entrichten hatte. Noch ſtehen vor dem Eingange der letzteren, ſo zu ſagen wie in den kaudiniſchen Päſſen, die Mauern des Galgens aufgerichtet, wo die hölzernen Pfortenriegel verrammelt waren, und jeder Chriſt durchpaſſiren mußte; jetzt iſt der Divan in's Innere verlegt. Das iſt vorüber, höre ich ſagen, und wird nicht wieder vorkommen. Aber ich lege nun dem Leſer die Frage vor, wie viel wohl die lateiniſchen Väter in unſeren Tagen, und zwar vom Jahre 1812, wo ſie doch nahehin aus ihrem letzten Beſitzthume, der heiligen Grabkirche, verdrängt wurden, bis 1835 an ihre türkiſchen Dränger an erzwungenem Tribute zu entrichten hatten? Sie rathen vielleicht auf Hunderttauſende? Gewiß, und noch mehr! auf eine Million? Doch ſie errathen es nicht, auch wenn ich die Frage Ihnen noch öfter vorlege. Aber die Rechnungen weiſen aus, daß der Convent während der dreiundzwanzig Jahre nahe dreizehn Millionen Piaſter den türkiſchen Obern bezahlte, gewiß einen nicht geringen Tribut, den Europa ſo auf indirekte Weiſe, mittels Almoſens, an die Väter, an die hohe Pforte leiſtet. Wahrhaftig, unter Allem, was mich je in Verwunderung geſetzt, erweckt es

Digitized by Google

mein größtes Erſtaunen, wie ein Volk von ſo geringer Zahl und noch dazu ohne alle geiſtige und phyſiſche Ueberlegenheit, wie die Osmanen, noch länger an den Schwellen dreier Welttheile das Scepter führen, und durch ſeine Inſulte die Geduld aller gebildeten Nationen auf die äußerſte Probe ſetzen kann. Wo iſt nun die Kraft dieſes Volkes, das zu allen Zeiten ſeinen Uebermuth an der Chriſtenheit ausgelaſſen hat? Von Neugriechenland bis zu den Gränzen Rußlands, in ganz Theſſalien, Albanien, Servien, Bulgarien, der Moldau und Walachei finden ſich ſo viel wie keine Türken; in Bosnien etwas mehr; ihr Hauptſitz iſt Thrazien und Macedonien, wo ſich ihre Stärke vielleicht auf fünf Millionen beläuft, und in Aſien in den Strichen bis Thorſus, Orpha und Diarbekir, und bis Armenien hin — wir mögen im Ganzen zehn Millionen nehmen. Und dieſe drangſaliren in Aſien und inſultiren in Europa über hundert und fünfzig Millionen Chriſten ohne Aufhören, und beherrſchen und ruiniren die ſchönſten Länder der drei Welttheile; denn „wo der Türke ſeinen Fuß hinſetzt, da wächst kein Grashalm mehr“ ſagt ganz treffend ein neugriechiſches Sprichwort. Ja, wenn es noch ein Volk von Männern wäre! Nun aber ſind die Osmanli eine ſchon durch ihr fortwährendes, ſelbſt bei Arbeit und Geſchäft unausgeſetztes Sitzen auf eingeſchlagenen Beinen für alle körperliche Rüſtigkeit verlorenes, durch Vielweiberei, und was noch ſchrecklicher iſt, durch die furchtbar graſſirende Pädaraſtie entnervte, von dem vielen Gebrauche heißer Bäder verweichlichte, bei ewigem Kaffee- und Opiumgenuß ganz herabgeſchwächte, vor der Zeit gealterte und gegen jede höhere Regung abgeſtumpfte Nation; zudem unter einem Haupte, das durch die Sünden des Harems ſchon im achtzehnten Jahre die Epilepſie ausgebildet hat, und das, wenn es noch einige Einſicht hätte, es einzig der fataliſtiſchen Beſtimmung zuſchreiben müßte, daß es ihm noch länger gegönnt iſt, auf den Schultern der Monarchen zu ruhen. Es iſt in der That ein Wunder, daß Europa nicht endlich müde geworden iſt, dieſen garſtigen, ſchon



Digitized by Google

in Fäulniß übergegangenen und mit dem Peſtgeruche der Verweſung behafteten Schweif noch länger nach ſich zu ſchleppen, ſtatt ihn ſich endlich vom Leibe zu ſchneiden. Der Glaube an die alte Prophezeiung iſt vorüber, daß die Türken noch einmal aufſtehen, und ihre Roße im Rheine tränken werden; kaum hält man es für möglich, daß dieſes, wie man ſie anſicht, vom Fuß bis zum Kopfe ganz von dem Zuſchnitte der Franken abhängige Volk einſt die Welt ſo in Schrecken geſetzt, und zum Schauplatze ſeiner mörderiſchen Verwüſtungen machen konnte. Wohl aber möchte es geſchehen, daß, wie Israel dafür büßen mußte, weil es die gottverfluchten Kanaanäerſtämme noch länger in ſeiner Mitte wohnen ließ, dieſe Geduld auch einſt an Europa heimgeſucht wird.

Dreißig tauſend Thaler alſo beträgt die jährliche Steuer, welche die Chriſtenheit bis auf unſere jüngſte Zeit herab zum Danke für alle Unbill, Brutalität und Verfolgung in alter und neuer Zeit an ihre alten Tyrannen als Abgabe durch die Hüter des heiligen Grabes bezahlt, die ſelber kein Eigenthum beſitzen, und nur als Miſſionäre in partibus infidelium, als verlorne Schildpoſten der Diplomatie im Dienſte der Kirche und aller chriſtlichen Mächte ihre Stelle behaupten. Dieß iſt mehr, als alle dreiundzwanzig Convente der Terra santa jährlich verausgaben; denn der Koſtenaufwand für alle dreihundert Mitglieder, welche in den Conventen und Hospitien zu San Salvator und am heiligen Grabe in Jeruſalem, zu Bethlehem und San Giovanni, Ramla, Jaffa und Nazareth in Paläſtina; zu Akra, Seida, Bairuth und Tripolis in Phönizien; ſo wie in l'Ariſſa am Berge Libanon; zu Damaskus, Aleppo, Attakia und Alexandretta (Skanderona) in Syrien; ferner zu Conſtantinopel, in Kairo, Fayum, Roſette und Alexandria in Aegypten, und endlich zu Nikoſia und Larnaka auf der Inſel Cypern leben, beträgt durchſchnittlich nur dreißig tauſend Gulden (300,250 Piaſter), kaum ſo viel, als mancher Geſandtſchaftspoſten einer Großmacht koſtet, ſo

Digitized by Google

daß auf die Perſon im Durchſchnitte, vom oberſten Präſidenten bis zum unterſten Laienbruder, bloß eilfhundert Piaſter (110 fl.) gerechnet werden; denn die Verfaſſung des Ordens iſt republikaniſch; der Reverendiſſimo ſelbſt gilt nur als primus inter pares; und alles wird gleichheitlich vertheilt.

So verfährt das Gubernium der hohen Pforte mit europäiſchen Inſtituten, den Pflanzſtätten einer beſſeren Cultur und Civiliſation im Oriente. Und doch ſind die Väter als die größten Wohlthäter des Landes angeſehen, und ſtehen unter den Muhammedanern im Vergleiche zu den andern Religionsgenoſſen in ungemeiner Achtung; ja die Araber würden ſich ihrer möglichen Entfernung ſicher widerſetzen. Was die Wächter des heiligen Grabes ſelbſt vom Almoſen der Chriſtenheit für ſich in Anſpruch nehmen, iſt etwa nur der vierte Theil, — denn alles, Einnahme wie Ausgabe, die jedesmalige Summe und die Länder, woher alles gekommen, alle Geſchenke an kirchlichen Geräthen und Gefäßen von Seite der Monarchen, und alle Religioſen, welche aus den verſchiedenen Provinzen in's heilige Land gekommen, ſammt deren Lebensbeſchreibung, wenn ſie darin geſtorben, finden ſich im Archive des Central-Convents in Jeruſalem, bis auf einige Jahrhunderte zurück, auf's genaueſte aufgezeichnet. Abgeſehen von dem, was zum Unterhalte der Pilger erforderlich iſt, welche nach einer Verfügung des heiligen Vaters in Jeruſalem einen Monat, in den meiſten übrigen Orten aber von einem bis drei Tagen unentgeldlich Gaſtfreundſchaft finden, und deren Anzahl ſich zu hohen Feſtzeiten in ein paar Monaten leicht auf zwei bis drei Tauſende beläuft (früher waren deren, mit jenen der Griechen, das Jahr hindurch an dreißig Tauſend, jezt kommen zwei Drittheile weniger), lebt die ganze, mehrere hundert Familien ſtarke katholiſche Bevölkerung von den Einheimiſchen, darunter allein fünfundſiebenzig Wittwen, auf Koſten des Kloſters Tag und Nacht; Jahr aus und ein iſt der Backofen in Thätigkeit: ſechszehn hundert Brode, jedes von anderthalb bis zwei Piaſter (oder drei bis vier Groſchen) im Wer-

the, werden allwöchentlich an die Armen vertheilt. Hundert Knaben und eben ſo viele Mädchen werden nicht nur unentgeldlich (letztere durch eine arabiſche Matrone) unterrichtet, ſondern durch den Convent auch geſpeist, von Fuß auf gekleidet, und mit Büchern und allem Nöthigen verſehen. Und dieß geſchieht nicht nur hier, ſondern nach Verhältniß auch in allen übrigen Häuſern des Ordens, ja dabei ſind noch außerordentliche Fälle gar nicht gerechnet, wie der neuliche, wo die Bevölkerung ganzer Dörfer, an drei Tauſend Maroniten, vor den grauſamen Mißhandlungen der Türken, ihrer Friedensſtifter, vom Libanon auf Monate lang nach Seida flüchtete, und bei wem anders, als im lateiniſchen Convente die Lebensmittel zu ihrem Unterhalte fand, ſo daß man erſtaunt, wie die Väter all das zu leiſten vermögen, und Gottes Segen ſichtbar mit ihnen iſt. Die Muhammedaner und ſelbſt die entfernteren Beduinen kommen, und nehmen, wie nach altem Rechte, nicht nur die freie ärztliche Behandlung von Seite des erfahrnen Kloſterbruders, ſondern auch die Medizin in Maſſe unentgeldlich in Anſpruch. Dafür ſtehen ſie natürlich als eigentliche Menſchenfreunde unter der türkiſchen und arabiſchen Bevölkerung in unglaublicher Verehrung; viele davon kommen regelmäßig in die Kirche, und füllen nicht nur die Lampen mit Oel, ſondern verrichten auch ihr Gebet vor den Altären, wo eine ſolche Selbſtaufopferung gelehrt wird. Andere vermachen den Vätern gleichſam teſtamentariſch einige Olivenbäume an den Straßen, um davon Oel zu preſſen, und dieß iſt das einzige Grundeigenthum, was die Letzteren beſitzen. Ja ein ſolches Vertrauen genießen dieſe würdigen Jünger des Franciskus, daß, als vor zwölf Jahren die arabiſchen Fellahs aus Empörung über die ihnen zugemuthete Conſcription Jeruſalem erſtürmten, die Türken ihr Geld und Gut, ja ſelbſt ihre Frauen zur Sicherheit in den Kloſterhof flüchteten, und die Fellahs ſelbſt hielten Wache vor den Pforten, damit ihren Vätern keine Unbill widerfahre, während das übrige Jeruſalem geplündert wurde. Mehr Anerkennung konnte den Vertretern der chriſtli-

Digitized by Google

chen Religion im Oriente gewiß nicht widerfahren. So kommen auch noch immer Reiſende, Engländer und Amerikaner, obwohl ſie der vorige Biſchof alle fürderhin zu ſich eingeladen, noch immer zum lateiniſchen Convent als der allein anerkannten Autorität, und laſſen ſich hier wenigſtens durch ein Certifikat ihre Anweſenheit in Jeruſalem beſcheinigen. Es ſind jetzt ungefähr fünfzig Jahre, daß die Beduinen einen Pater, welcher ihnen ſo viele Liebe und heitere Zuneigung erzeigt hatte, förmlich ſtahlen und mit ſich in die Wüſte brachten, wo er ſieben oder acht Jahre unter ihnen die Schafe hütete. Sie wollten ihm auch ein Weib geben, nur damit er gerne in ihrer Geſellſchaft bliebe; und erſt als er ihnen einen Stein zeigte, worin er den Ort ſeines Aufenthalts eingeritzt hatte, und ihnen bemerklich machte, wie theuer die Franken in Jeruſalem, ſeine Brüder, dieſe Antike bezahlen würden, kam er auf dieſe Weiſe wieder zu den Seinen zurück, denen ſein Verſchwinden ein Räthſel geblieben war. Es ſind erſt drei bis vier Monate, da kam ein Beduine ein- um das anderemal nach Bethlehem, und verlangte mit den rührendſten Zeichen des Glaubens und der aufrichtigſten Ueberzeugung ein Anhänger Iſa's zu werden, ja er war ſo bewegt und begeiſtert für unſeren göttlichen Stifter, daß er dem Küchenmeiſter des Convents eine Art Hymnen auf den Himmelsſohn niederzuſchreiben zwang, die er ſelber verfaßt hatte, und die noch dort vorhanden ſind. Er iſt ſeitdem verſchwunden, und man hat Spuren, die auf die Vermuthung führen, daß ihn ſeine eigenen Glaubensgenoſſen aus dem Wege geräumt haben. Ja, wäre nicht die Todesſtrafe auf den Abfall vom Islam, und namentlich auf den Uebertritt zum Chriſtenthum geſetzt, ſo würde das letztere gewiß nicht unbedeutende Fortſchritte unter den Arabern machen.

Wir haben das Jahr 1835 oben zum Normalpunkte der türkiſchen Erpreſſungen und Bedrückungen gegen die lateiniſchen Väter genommen: Dieß iſt nämlich die Zeit, wo **Ibrahim Paſcha** Syrien unter ſeine unbeſchränkte Verwaltung brachte, der, ſonſt eben kein milder Herrſcher, nach der Regentenweiſ-

Digitized by Google

heit ſeines großen Lehrers, Mehemet Ali, es ſich zum Grundſatze machte, die Türken als die Mächtigeren mit furchtbarem Despotismus niederzuhalten, und den Chriſten emporzuhelfen, überall aber die Franken zu begünſtigen. Damals ging auch den Vätern am heiligen Grabe ein beſſerer Stern auf, denn nicht nur nahmen die willkührlichen Erpreſſungen von Seite der Paſchas ein Ende, ſondern auch der Tribut, den die Pilger auf dem Wege von Jaffa nach Jeruſalem an Abugoſch, ſowie die Abgabe von 25 bis 35 Piaſtern, welche ſie etwa noch am Eingange der heiligen Grabkirche zu entrichten hatten, wurde durch ihn abgeſchafft, und die Lateiner, wo er nur konnte, auffallend gegen die Griechen begünſtigt, die er als ſchmeichelnde Verräther in Verdacht hatte, ſo wie ſie überhaupt bei der muhamedaniſchen Bevölkerung nicht ſonderlich wohl gelitten ſind. So erlaubte er den römiſchen Religioſen nicht nur unbehindert die Flagellationskirche, eine großmüthige Gründung des Herzogs Maximilian von Bayern zu erbauen (worin wir unlängſt die erſte deutſche Predigt hörten), ſondern räumte ihnen ſelbſt die ehemalige Kirche zum Hauſe der Anna und nachmalige Moſchee zu Litaneien oder Abendgottesdienſte ein, weil keine Altäre darin vorhanden waren, ja es hätte damals wohl nur einer geringen Verwendung von einer katholiſchen Macht bedurft, um eine Extradition dieſes ſchönen byzantiniſchen Tempels zu erwirken,[1] ſowie auch den abendländiſchen Vätern zu ihrem alten Rechte am heiligen Grabe zu verhelfen.

Aber eine andere Wendung nahmen die Ereigniſſe nach dieſem kurzen Sonnenblicke, als die Cabinette der europäiſchen Großmächte, mit Ausſchließung Frankreichs, die berühmte Allianz gegen Mehemet Ali, den einzigen intelligenten Regenten des Orients ſchloſſen. Gewiß hat die Diplomatie, meiner Anſicht nach, nie einen falſcheren Calcül gemacht, und ihre Schützlinge aus dem Regen in die Traufe gebracht, als da ſie mit aller Kraftaufwendung Ibrahim Paſcha aus Syrien vertrieb, und hiemit die Europäer ſich ſelbſt entthronten, die unter ihm

im Geiſte und in der Wirklichkeit die Zügel der Regierung in Syrien in Händen hatten. Unter ihm waren die Franken angeſehen, wie kaum einmal zuvor. Jeder reiste ſicher, auch ohne Bedeckung, und fühlte ſich Herr im Lande. Wie ganz anders iſt dieß ſeit dem Fall von Jean d'Akre geworden, wo die Engländer noch dazu den katholiſchen Convent der armen Franciskaner plünderten, und alles zerſchlugen, was man von Soldaten einer ſo gebildeten Nation gar nicht erwarten ſollte. Glaube man nicht, daß dieſe blitzſchnelle Expedition die Europäer im Morgenlande in Reſpekt geſetzt habe; im Gegentheile. So wenig begreifen die Türken, wie es mit dieſer, von Seite der chriſtlichen ihnen zu Theil gewordenen Hülfe eigentlich zugegangen, daß ſich unter dem gemeinen Volke der ſtolze Glaube verbreitet hat, und man kann dieß auf der Straße zur Antwort erhalten: „Der Sultan habe es nicht der Mühe werth gefunden, perſönlich mit ſeinem aufrühreriſchen Paſcha anzubinden, darum habe er nur den ihm untergebenen Machthabern der Giauren befohlen, und dieſe hätten denn auch ohne viele Mühe Mehemet Ali aus Syrien verjagt.“ Bei dieſem Hochgefühle hat natürlich auch die Anmaßung und Brutalität der Türken gegen die Franken in einem unglaublichen Grade zugenommen; bei jedem Schritte ſetzt man ſich Mißhandlungen aus, und erſt vor zwei Tagen kam wieder ein Reiſefreund, der obige Amerikaner, zu mir, und beklagte ſich, daß er, obwohl ruhig ſeines Weges gehend, in den offenen Straßen Jeruſalems bei hellem Tage mit Steinwürfen verfolgt werde. Daſſelbe, und wohl noch Schlimmeres, iſt auch mir, ſowie allen meiner jüngſten Vorgänger, wie ich höre, nicht bloß hier, ſondern auch an andern Orten, namentlich in Damaskus widerfahren. Wer nicht eben Conſul iſt, kann bei allem Ausweichen und der größten Behutſamkeit dieſen Angriffen des wiedererwachten Fanatismus nicht entgehen; ja, vor nicht lange wurde der franzöſiſche Ambaſſadeur ſelbſt mit ſeiner ganzen Begleitung auf dem Frankenberge aufgehoben, und

Digitized by Google

mußte ſich die Freiheit erkaufen. Seit Jahresfriſt haben ſie ihm auch den Dragoman und deſſen Frau ermordet, und noch einen Diener baſtonnadirt. Wer noch unter der vorigen Regierung hier war, kann den jetzigen Zuſtand des Landes gar nicht begreifen. Ganz Paläſtina iſt jetzt ein Räuberſtaat geworden, ein Jeder geht bewaffnet, mehr zum Angriff, als zur Vertheidigung. Keine Ordnung, keine Art von Obrigkeit herrſcht jetzt im Lande: Jeder raubt und ſtiehlt, oder hilft ſich, wie er kann und will. Genug, wir ſelbſt, obwohl wir zu Zehn reisten, hatten nicht weniger als viermal mit blanker Wehr im Hinterhalte, ſo wie auf freiem Felde ſich haltende Wegelagerer zu verſcheuchen, und als wir, unſer vierzig Europäer, kürzlich an den Jordan zogen, hatten wir nicht weniger als dreißig Mann Bedeckung nöthig. Man denke ſich! vor wenigen Tagen begegnete uns bei einem Spaziergange am Jaffathor ein Menſch, der noch dazu eine Heiligenmedaille an die Bruſt geheftet hatte. Er verlangte nach der hier landesüblichen Unverſchämtheit von meinem Nachbar Bezahlung dafür, daß er ihm ſeine Dienſte angeboten hatte, die Jener nicht in Anſpruch nahm, wohl aber ſpäter vorübergehend einen anderen Diener wählte: und ſchwur, als ihm dieſe nicht zu Theil ward, bei der allerheiligſten Madonna, er wolle der Sohn einer unreinen Mutter heißen, wenn er ihm nicht das Meſſer, deſſen Griff er zugleich in die Hand nahm, durch den Leib renne und ihn in Stücke ſchneide, ſo bald er ihm allein vor dem Thore begegne. Und dieſe Betheurung wiederholte er dreimal mit lärmender Stimme in Gegenwart vielen Volkes, ohne daß irgend Jemand ein Aergerniß nahm; wohl aber ſagte einer nebenan: das wird er dir auch thun, ſo wie er kann, nimm dich in Acht! Jener Menſch war ein Grieche von Geburt, und wir verlangten nicht mehr zu hören. — So erging es damals einem meiner Begleiter; geſtern wurde im Hauſe des andern, des deutſchen hieſigen Arztes, von vier Türken ein nächtlicher Einbruch verſucht, ja vor einem Jahre waren hier Mordanfälle bei ſolcher Gelegenheit an der Tages-

Digitized by Google

ordnung. Auch auf das Brieferbrechen verſteht ſich das neue Gubernium bereits trefflich.

Möge es Anderen beſſer ergangen haben, aber ſo kann es nicht länger mehr bleiben. Ich habe keine Urſache, den wahren Verhalt der Dinge zu verſchweigen, und bin auch jetzt nicht Diplomat, um nach allen Seiten hin die obligate Verſicherung zu geben, daß alles auf's Beßte ſtehe. Gewiß iſt die aus dem Zuſtande der Unſicherheit entſprungene Theurung der Lebensmittel eine Haupturſache dieſer Uebelſtände; denn Noth kennt kein Gebot. Man ſagte mir aber auch, eines bringe die türkiſche Bevölkerung beſonders gegen die Europäer auf, eine Art Weisſagung nämlich, daß die Franken im Jahre 1850 kommen, und ihnen ihr ganzes Reich nehmen würden; und ich ſagte dazu im Stillen: Amen! Genug, ſo kann es nicht lange mehr dauern. Man konnte nach Erforderniß der Politik Ibrahim ſtürzen, ohne damit die Europäer aus ihrer anſehnlichen Stellung in Syrien zu werfen. Ohne Zweifel hatten auch Lord Palmerſton und Ponſonby den beſten Willen, den Chriſten hier zu Lande eine beſſere Lage zu ſichern; da ſchickte Lord Aberdeen einen Mann nach Conſtantinopel, welcher der Verhältniſſe ganz und gar unkundig war, und es kam Alles in's Stocken und blieb bis zur Stunde beim Alten. Die Türken ihrerſeits befinden ſich wohl dabei, und wiſſen kaum, wie ihnen geſchieht. Sie finden die Wege geebnet und das alte Regiment kehrt, nur noch vermehrt, mit den Mißbräuchen der ägyptiſchen Herrſchaft, wie dem Steuerpachte und dem furchtbaren Monopoliſirungs-Syſteme, weßhalb alle Fellahs noch heute dem ägyptiſchen Joſeph ſo gram ſind, wieder. Und ſo hat ganz Syrien bei dieſem Zuſtande nach den amtlichen Notizen eine Bevölkerung von nur Zwölfmalhunderttauſenden, da es doch leicht ſieben oder acht Millionen nähren würde. Dafür findet man in der weiten Ebene Esdrelon und in der unabſehbaren Jordanpläne einzig ein paar Beduinenzelte; ja Reſchid Paſcha, der freilich von jeher ein großer Lügner

war, iſt und wohl auch bleiben wird, verſicherte neulich einen Diplomaten, daß dieß Land ſeinem Herrn einen jährlichen Schaden von ſieben Millionen Piaſtern verurſache, in welchem Falle alſo der Pforte durch die Abnahme deſſelben nur eine wohlthätige Erleichterung geſchähe.

Es kann natürlich hier nicht meine Aufgabe ſeyn, Ihnen eine ausführliche Schilderung von dem Hohn und den Gewaltthätigkeiten zu geben, denen die Chriſten nun wieder ausgeſetzt ſind, nachdem man die Zügel der Herrſchaft neuerdings ihren früheren Unterdrückern in die Hände gelegt hat, denen ſie zuvor entfallen waren, und die ſie nie recht zu handhaben wußten. Ich verſpare mir dieß vielleicht auf eine ſpätere Correspondenz, hier genüge ein Beiſpiel, weil es vorzüglich hieher gehört, und zur Beleuchtung der bedenklichen Lage der katholiſchen Väter am heiligen Grabe dient. Seit der beſagten Vertreibung, das heißt, ſeit drei Jahren ſind hier in Jeruſalem fünf neue Paſcha aufeinander gefolgt, ſie mußten wegen ihrer großen Schlechtigkeit von der Pforte alle bald wieder entfernt werden, nur der Vorletzte wurde von einem zu drei Roßſchweifen befördert, und ich ſah ihn ſelber in Damaskus einziehen. Daß ſie Alle Blutſauger ſind, iſt eine alte und bekannte Sache, und ein Türke mag noch ſo reich ſeyn, ſo iſt er immer Geſchenken und der Beſtechung zugängig, und darnach wird das Recht abgewogen; aber es iſt gefährlich, hierüber nur das Geringſte verlauten zu laſſen. Genug, es herrſcht hier im Oriente noch in unſern Tagen der Zuſtand, wie zur Zeit der römiſchen Prokuratoren, und wie damals die Juden behandelt wurden, ſo ergeht es jetzt Moslimen, Juden und Chriſten. Bisher wurde dieſes Beſtechungs- und Erpreſſungs-Syſtem noch immer mit einer Art Beſcheidenheit betrieben, und man erfuhr gewöhnlich erſt nach dem Abzuge eines Jeden all die Niedertracht, die er begangen. Der jetzige Paſcha aber, Mohammed mit Namen, der erſt vor wenigen Wochen angelangt iſt, überbietet an Frechheit und Unverſchämtheit alle ſeines Gleichen, und findet es auch nicht

Digitized by Google

einmal mehr der Mühe werth, daraus ein Geheimniß zu machen. Ich will Ihnen nur berichten, was ſo zu ſagen unter meinen Augen vorgefallen iſt. Als er neulich in Jaffa landete, nahm er ohne Umſtände dem franzöſiſchen und amerikaniſchen Conſul einige Gebäulichkeiten zum Behufe von Magazinen weg, und gab ſie erſt auf ſtarke Reclamationen wieder zurück. Einen Franken wollte er zu den öffentlichen Arbeiten zwingen, und bedrohte ihn auf ſein Widerſtreben ſogar mit der Baſtonnade, wovor ihn mit Mühe der preußiſche Conſul errettete. Auch nahm er dort ein erzwungenes Anlehen auf; natürlich an eine Zurückbezahlung wird in dieſem Falle gar nie gedacht. Auf ſeinem Herwege in Ramla ließ er einen Mann die Erlaubniß zu einem Wohnungbau ſchnell mit dreihundert Gaſen oder türkiſchen Thalern bezahlen. Kaum in Jeruſalem angelangt, legte er den Franciskanern unverzüglich zehntauſend Piaſter als erſtes Handgeld zu entrichten auf. Die Erlaubniß, ihre Schule zum Beſten der Einwohnerſchaft zu vergrößern, hatten Sie vorher mit ſechstauſend Piaſtern bezahlt, mehr als der ganze Umbau koſtet. Seitdem iſt die Schule eingeweiht und unter einer feierlichen Anrede eröffnet worden, und wird von Jungen und Erwachſenen, ja ſelbſt von Söhnen armeniſcher und griechiſcher Primaten beſucht, wie denn überhaupt die ganze hieſige lateiniſche Bevölkerung, und alles, was italieniſch oder franzöſiſch ſpricht, vom Convente herangezogen wurde. Ein ähnliches bedeutendes Geſchenk bezog die Frau des neuen Paſcha von den Griechen.

Aber vernehmen Sie nur, mit welcher Perfidie nach der Analogie von tauſend ähnlichen Vorgängen der früheren und jüngſten Zeit, wie ſie im Archiv des Kloſters aufgezeichnet ſtehen, noch jetzt unter den Augen der europäiſchen Conſuln, auf ächt türkiſche Weiſe, Maßregeln zu weiteren Gelderpreſſungen genommen werden, Maßregeln, gegen unſere kirchlichen Aſyle, die noch dazu unter dem Protectorate eines ſo mächtigen chriſtlichen Königs ſtehen. Eine ſtuprirte Perſon, eine Türkin, kam neulich von ſelbſt oder durch Ein-

Digitized by Google

flüſterung Anderer auf den treuloſen und heilloſen Gedanken, einen Chriſten, und zwar einen Mann vom katholiſchen Convent, der als Dragoman oder was ſonſt dabei bedienſtet iſt, als den Schänder ihrer Ehre anzuklagen. Sie wird von der Frau des Paſcha mit einer türkiſchen Inſpektion in das bezeichnete Haus geſchickt, der Eigenthümer, der ſie vielleicht früher gar nie geſehen hat, vorgerufen, und von ihr ohne weiters für den erklärt, der ihr Gewalt angethan habe. Der Arme wußte anfangs nicht, um was es ſich handle; die Strafe ſelbſt, die auf ein ſolches Verbrechen geſetzt iſt, iſt der Tod, und kann nur gegen eine ſchwere Geldbuße vermieden werden. Dieſe fällt natürlich dem lateiniſchen Kloſter zur Laſt, deſſen Angehöriger er iſt, und das für alle ſeine Glaubensgenoſſen, auch was den Charadſch oder Kloſterſteuer betrifft, einzuſtehen pflegt. Der Präſident, ein geiſtreicher Mann, war eben beim Weihnachtsfeſte in Bethlehem abweſend. Aber dießmal war die Schamloſigkeit doch zu weit getrieben; Jedermann, ſelbſt die Muhammedaner, mußten darüber den Kopf ſchütteln; noch handgreiflicher wurde die Lüge in Folge einer Confrontation. Die Väter faßten den Muth, dieſer ehrrührigen Forderung ſich ſtandhaft zu widerſetzen, und ſo unterblieb dieſe für jetzt. Früher, ſo oft man den Vätern eine Contribution auflegen wollte, nahm man auch gerne böswillig zum Vorwand, es habe ein oder der andere Chriſt den Propheten geläſtert. Sie können glauben, mit welcher Rückſicht man mit den chriſtlichen Einwohnern zu verfahren gedenkt, da es ſelbſt der muhammedaniſch-arabiſchen Bevölkerung nicht viel beſſer ergeht. So wurde kürzlich, um die theuren Fleiſch- und Brodpreiſe herunterzubringen, ein alter Fleiſcher, der die fünfzig oder hundert Stockſtreiche auf die Fußſohlen nicht wohl mehr aushalten konnte, halbnackt, und ſtatt einer Schuldtafel ein Rinderſtück am Halſe hangen habend, zum abſchreckenden Exempel durch alle Straßen Jeruſalems geführt. Die Bäcker kamen zum Glück einem gleichen Schickſale noch ſchnell durch Beſtechung zuvor, und darauf war am Ende der ganze Spaß einzig abgeſehen; denn

Digitized by Google

Sie begreifen wohl, daß in Folge einer ſolchen Execution nicht mehr Schlachtvieh und Getreide wurde, und dieſelbe Theurung nach wie vor herrſchte. Zugleich hatte der Paſcha mit dieſem Aufzuge das Volk zum Beſten, indem er zur vorläufigen Gewinnung der Gunſt des Pöbels ihm anſchaulich machen wollte, als ob er wirklich etwas ihm zum Beſten und zur Erleichterung zu thun geſonnen ſei. Alſo zwei Fliegen auf Einen Schlag! Vielleicht gewöhnt ſich ſo Etwas bei längerem Hierſeyn, vorläufig kömmt mir aber eine ſolche Behandlung der Unterthanen noch fremd vor. Zwar ſpricht man davon, er werde nächſtens wieder abgerufen werden, aber was wird der Gewinn ſeyn, da der nächſte Paſcha wieder mit derſelben Brutalität auftreten, und die kaum erſt erlegten Gebühren ſeinerſeits wieder auf's neue eintreiben wird. Man ſollte auf Dergleichen diejenigen, welche helfen können, wiederholt aufmerkſam machen, damit die von Jedermann erſehnte, bleibende Aenderung der Dinge nicht zu lange mehr ausbleibe.

Was möchte aber ich nun den lateiniſchen Conventen zu Danke thun? Soll ich mit einem Aufrufe in's deutſche Vaterland zurückkehren, daß die chriſtlichen Völker mehr Geldhülfe leiſten möchten? Das haben Andere vor mir gethan. Eine bloße Geldhülfe iſt ungenügend; werden bei ihrer Spendung nicht die dortigen Verhältniſſe berückſichtigt, ſo kann es damit gehen, wie mit dem Orden zur Loskaufung der Chriſtengefangenen. Die Genoſſen derſelben gaben ſich unglaubliche Mühe, große Geldſummen von der Chriſtenheit zuſammen zu bringen, und dafür unter unendlichen Gefahren ihre lieben Brüder aus den Kerkern von Algier, Tunis, Tripolis und aus dem Innern der Barbarei zu befreien; aber was war die Folge? Je mehr ſie loskauften, deſto mehr wurden Chriſten gefangen, weil die Seeräuber jetzt Abnehmer dafür gefunden hatten. Die Väter vom heiligen Grabe bedürfen vor allem des Schutzes wider ihre türkiſchen Gewalthaber, die, wenn ſie ahnen, daß dieſe reichliches Almoſen empfangen, ihnen unter allen möglichen Chikanen mehr abzupreſſen wiſſen. Mit allen Ordenskanonen hat man nichts gegen die Raubſtaaten aus-

Digitized by Google

ausgerichtet, mit Kanonen aber haben die Franzoſen im Nu dem langen Unweſen ein Ende gemacht. So würde es auch hier der Fall ſeyn. Das Almoſen reichte vollſtändig hin, wenn es nicht dem chriſtlichen Zwecke auf ſo gewaltthätige Weiſe entfremdet würde — obwohl Europa mit ſeiner Beiſteuer eben nicht groß thun darf, denn, nur nebenbei geſagt, iſt es jetzt Amerika, und zwar, ein Land, von dem Sie es am allerwenigſten vermuthen ſollten, nämlich Braſilien, das in Verbindung mit den Nachbarſtaaten: Mexico, Chili, Quitto und ſelbſt den fernen Philippinen die bedeutendſten Beiträge (kürzlich fünfzigtauſend Colonnaten) für den Schutz und Unterhalt der Sanctuarien im heiligen Lande beigetragen hat; ja, Braſiliens junger Kaiſer hat es ſich zur würdigen Aufgabe geſetzt, dieß Almoſen perennirend zu machen, wofür ihm und ſeinem Lande Gottes Segen gewiß nicht entgehen wird. Die Vorſteher des heiligen Grabes haben inzwiſchen dieſe Summen auch nicht verſchleudert, ſondern damit in ſchlimmer Zeit gut hausgehalten, und namentlich eine neue, für dreitauſend Gläubige hinreichende und wirklich herrliche Kirche, beiläufig im Style der Sancta Anna zu Jeruſalem, in Larnaka auf Cypern zu ihrem alten Convente erbaut, an welchem Gebäude während meiner Anweſenheit daſelbſt eben die Kuppel aufgeſetzt wurde, ſo daß es nunmehr für vollendet gelten, und ſicher für den ſchönſten Dom der Inſel betrachtet werden darf. Der Baumeiſter ſelbſt iſt ein Kloſterbruder, Fra Seraphino mit Namen, aus den Abruzzen gebürtig, welcher ſchon früher die Kirche in Sidon, ſo wie die der Geißlung Chriſti dahier, gegenüber der alten Burg Antonia erbaut, und nicht bloß Architekt, ſondern auch Maler und Bildhauer zugleich die Gemälde und Skulpturen dazu verfertigt hat. Es gehört zu den angenehmſten Erinnerungen auf meiner Reiſe, die Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen Laienbruders gemacht zu haben.

So iſt alſo das ſpaniſche Tochterland für die unglückliche

Digitized by Google

Mutterheimath, und Amerika für das zu Allem gleichgiltige Europa eingetreten. Was das unglückliche Spanien noch leiſtet, iſt nicht mehr der vierte Theil von dem Früheren; Eſpartero ſelbſt hat in gleißneriſcher Frömmigkeit noch vierzig Tauſend Realen (4000 fl.) jährlich vom Staate zugeſichert; noch drei= oder viermal ſo viel ſteuern die dortigen Miſſionsvereine, und ungefähr im ſelben Verhältniſſe auch einige andere katholiſche Staaten. Aber nicht ſowohl das Gold iſt es, wodurch die Schismatiker bei der Pforte ihren Einfluß zum Nachtheile unſerer Glaubensbrüder im heiligen Lande geltend zu machen wiſſen, ſondern vielmehr die politiſche Macht ihres hohen Protectors, während die lateiniſchen Väter ſich ganz allein ſelbſt überlaſſen ſind. Zwar höre ich einwenden: iſt nicht der allerchriſtlichſte König, der Nachfolger des heiligen Ludwig, der erklärte Schirmherr und Helfer in der Noth für alle dortigen Katholiken? Aber das iſt eine baare Illuſion, wie ſich neulich wieder am Libanon gezeigt hat, wo die dortigen maronitiſchen Prieſter und Nonnen von den wilden Arnauten ungeſtraft bis zum Sterben mißhandelt, in's Waſſer getaucht, oder bei den Füßen aufgehangen und ſchaukelnd mit dem Kopf an den Boden geſchlagen wurden, während von den armen entwaffneten Bergbewohnern viele unter den barbariſchen Stockſtreichen und Peitſchenhieben jener Blutmenſchen das Leben aushauchten, denen ſie wohl ihr Blut, aber kein Geld zu geben im Stande waren. Und all das geſchah ungeahndet, gleich als hätte das katholiſche Abendland alle Macht und Ehre eingebüßt, um ſolchen Gräuelſcenen Einhalt zu thun. Genug, wenn man mit nachträglichen papiernen Beſchwerden die Pforte unterrichtete, man habe davon Kunde erhalten, und ſo das Ganze als fait accomplit gleichſam noch beſtätigte, während man durch ſeine Freunde in den heimiſchen Blättern verbreiten läßt, welch ernſthaften Notenwechſel man mit den großherrlichen Miniſtern geführt, an Ort und Stelle aber ſich entſchuldigt: man ſei hier *im fremden Lande*, und könne nichts thun! Im verwichenen Sommer hielten die hieſigen türkiſchen Behörden förmlich Be-



Digitized by Google

rathung, wie ſie, da es doch in einem hinging, und die Mächte der Chriſtenheit ſich ſo nachgiebig zeigten, den katholiſchen Fürſten auf dem Libanon fallen zu laſſen, der, wäre er ein Grieche g'eweſen, gewiß noch auf ſeinem Throne ſäße, gleichheitlich dem katholiſchen Convent mit einer eigentlichen Plünderung beikommen könnten; und nur die Vorſtellungen und Bitten der angeſehenſten Hieroſolymitanen hielten ſie davon ab.

In dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, kömmt eine Deputation von Ain Karim (San Giovanni) hier an, und legt zu den bereits handbreit hoch auf dem Tiſche des Präſidenten deponirten Suppliken, alle allein von dieſer Woche, eine neue Bittſchrift mit der Beſchwerde, daß man die dortigen Chriſten alle eingeſperrt habe, weil ſie ſich weigerten, nachdem ſie ſelbſt mit Hilfe des Kloſters bereits das Kopfgeld (60 Piaſter per Familie) für heuer abgezahlt haben, nun auch noch für die türkiſchen Bewohner ihres Fleckens den Charadſch zu entrichten. Sie haben ihre Arbeiten in Perlmutter und die Roſarien an die Pilger verkauft, aber der wenige Erlös reicht nicht hin, und ihr Guardian ſoll ihnen nun wieder die Freiheit verſchaffen, daß ſie nur wieder nach Jeruſalem dürfen. So kommen hier ſtets Civil- und Criminalfälle, wie geiſtliche Sachen vor das Forum der Franciskaner. Ein Türke, der über dem Chor der Väter an der Grabkirche wohnt, hat das Regenwaſſer auf ihre Mauern geleitet, daß es ihnen in die Zellen rinnt, einzig um dadurch ihnen Geld abzuzwingen. Das iſt die Geſchichte von heute, und ſo geht es von einem Tage zum andern. Sie glauben nach den Ereigniſſen des letzten Jahres, es gebe nur Einen Sultan in der Welt, und der alte Muthwille und rohe Uebermuth gegen die Chriſten iſt mit verſtärkter Macht wieder gekehrt. Indeß haben zwei Türken in Bethlehem einen andern von Jeruſalem in der Nacht ganz in der Nähe erſchoſſen; andere, Gewerbsgenoſſen, ſind auf halbem Wege von hier ausgeplündert worden. Wer nicht hier lebt, möchte glauben, es ſeyen in dieſem meinem Berichte wie in einer Comödie die

Ereigniſſe eines Jahres zur Geſchichte eines Tages zuſammengedrängt, und doch geſchieht dieß Alles hier Schlag auf Schlag nach einander.

Wo finden nun die Väter für ſich und ihre Schutzbefohlenen Hülfe? Bei dem, in deſſen Lande ihnen ſelber aller Zutritt verſagt iſt? Abgeſehen davon, daß das Cabinet der Tuillerien ſeit den letzten Jahren im Orient ungemein an Anſehen und Einfluß verloren hat, zweifelt man auch mit gerechtem Mißtrauen an der Aufrichtigkeit der Geſinnung desſelben, da, wenn gleich politiſche Gründe mahnen, die Katholiken des Orients kurzweg als franzöſiſche Unterthanen unter ſeinen Schutz zu ſtellen, doch der herrſchende Indifferentism und der Mangel an eigentlichem Intereſſe für das Wohl der wahren Religion den orientaliſchen Chriſten kein Geheimniß iſt. Was wollen Sie ſagen, wenn ſelbſt die franzöſiſchen Jeſuiten zur Zeit, da ſie in Frankreich doch noch geduldet waren, bei der Errichtung ihrer neuen Pflanzſchulen in Bairuth und zu Gazir, Backfeia und Zachle am Libanon inſtinctartig das Protectorat ihres Königs ausſchlugen, und ſich allein unter ihren General in Rom zu ſtellen begehrten? Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſichs, wie warm die katholiſche Sache den Diplomaten von einer gewiſſen Farbe am Herzen liege; denn als der Paſcha dem franzöſiſchen Conſul bemerkte, es ſei zwar altes Herkommen, daß Prieſter ſeiner Nation, ohne weiter um einen Ferman nachzuſuchen, für die Einwohner der Hafenſtadt eine Schule nebſt ihrem Collegium errichteten; aus Discretion für ihn wolle er dazu ſchweigen — erklärte der Letztere: ſeinetwegen möge er in dieſem Falle mit einer ſolchen Gunſt und Nachſicht nicht verſchwenderiſch ſeyn; denn er könne ſie nicht für franzöſiſche Prieſter betrachten.

Begreiflich alſo, daß unſere katholiſchen Väter im Morgenlande ſich als eigentlich ſchutzlos betrachten, und bei jedem großen oder kleinen Angriffe gegen ihre inſulariſche Exiſtenz auch ſind. Es ſchiene zwar natürlich, daß dieſe uralten chriſt-



Digitized by Google

lichen Convente, die wie Oaſen in der Wüſte ſtehen, ſo gut wie die weltlichen Legationen, eine Immunität genießen ſollten; die Väter verlangen aber nicht einmal von einer regulirten und geſetzlichen Beſteurung exemt zu ſeyn, um nicht den Ungläubigen als ein unerträglicher Dorn in's Aug zu fallen; ja ſelbſt Ehrengeſchenke beim Antritt eines jeden neuen Würdeträgers zur Sicherung eines freundſchaftlichen Einvernehmens würden ſie billig finden: nur gegen regelloſe Willkür und dieß unausgeſetzte Hudeln und tyranniſche Torquiren, wie es jetzt wieder begonnen,! hoffen ſie, da ſie doch in Europas Namen hier ſind, durch die chriſtlichen Mächte ſicher geſtellt zu werden.

Wer ſoll aber nun die Protection des gelobten Landes übernehmen? Ich kann es nicht ſagen, ich weiß nur, daß ſeit Spanien und Deutſchland zurückgegangen ſind, auch die katholiſche Sache im Orient, ja die Ehre Europas an die Griechen verrathen ward. Ich weiß nur, daß eine uns verwandte Macht neulich neben Britanniens Dreizack den Kampf gegen Jean d'Akre entſchied, und daß man auf dieſe Macht, die erſte katholiſche in Deutſchland, hier noch immer große Hoffnung ſetzt, ja von daher im äußerſten Nothfall noch Hülfe erwartet. Ich kann nur ſagen, was der obige Don Manuel Garcia dem Pfortenminiſter erwiderte: daß Oeſterreich ſo gut, wie Frankreich, das Protectorat über Paläſtina habe, und erſteres um ſo mehr, als der Kaiſer ja ſeit alter Zeit auch noch den Titel König von Jeruſalem führt. Ich glaube bloß, daß eine bleibende Verbindung der ſyriſchen Küſte mittels Dampfbooten von Trieſt über Griechenland, Cypern, Bairuth und bis Jaffa, ſo lange es noch an der Zeit iſt, das heilige Land feſter und enger an's deutſche Mutterherz knüpfen könnte. Ich weiß nur, daß Ibrahim Paſcha, ohne einen Schuß zu verlieren, ſeine Fahne von Aegypten bis vor Ptolomais trug, und daß das ganze Land ſich ihm ohne Weigerung ergab; ja daß, verſtünde man, wie die benachbarten Nationen ſich geltend zu machen und den rechten Augenblick zu benützen, um der langen orientaliſchen Chriſtenſklaverei ein Ende zu machen, an Abu Goſch

Digitized by Google

keinen zweiten Abdel Kader haben würde. Abu Goſch, dieſer lange ſo gefürchtete Name, iſt es noch immer, welcher hier wie ſprichwörtlich für den König Jeruſalems, ſo wie Abder Rachman ibn Amru, der jetzt mit ſeinen Brüdern im Kriege liegt, für den Fürſten von Hebron, und Scheich Said für den Herrn von Gaza gilt: aber Ibrahim wußte ſie durch Geld auf ſeine Seite zu bringen, und ſofort unſchädlich zu machen. Seit dieſem hat auch die räuberiſche Pilgerſchatzung aufgehört, und Abugoſch, den man ganz friedlich mit ſeinem Gefolge durch die Straßen Jeruſalems ziehen ſieht, kömmt jetzt oft, und zwar in größter Freundſchaft, in den Convent. Ich ſelbſt habe ihn geſprochen; er erzählte uns, daß ſein Stamm bereits ſeit einem Jahre mit einem benachbarten Chriſtendorfe im Kampfe liege, und ſie ſo eingeſchloſſen habe, daß ſie von allem Verkehr mit der Umgegend abgeſchnitten ſeien, weil ſie Einen von den Seinen ermordet, und ihm keine Genugthuung dafür gegeben hätten. Er fragte uns auch (mich und zwei venetianiſche Nobili, meine bisherigen Begleiter), was wir für Landsleute ſeien? und da wir nach der mißbräuchlichen Sitte uns ſcherzweiſe für Engländer ausgaben, erwiderte er uns gleich, das ſei nicht wahr, dazu ſeien wir nicht bleich genug. Wir lobten ſofort ſeine ſchöne Geſtalt, und er gab uns mit der feinſten Artigkeit das Compliment zurück, woran er uns aber ſehr unrecht that, denn wir nahmen uns neben dem Farbenreichthum ſeiner Kleidung und ſeinem prächtig geſchmückten Gefolge wie verkohlte Baumſtrünke aus. Nun gab er uns aber im Laufe des Geſpräches eine intereſſante Charakteriſtik unter den verſchiedenen Nationalitäten. Die Türken, meinte er, zeigten ſich nach ihrer ſtolzen Haltung und ihrem ganzen Weſen mehr für den Adel und die Nobilität, die Aegypter ſeien für die Cultur, die Araber für die Schrift, die Perſer für die Höflichkeit geſchaffen, und darin den geſchmeidigen Franzoſen ähnlich. Die Armenier eigneten ſich für die Regierung; und wirklich ſieht man kaum einen Paſcha oder höheren Beamten, ſo ein liſtigblickender

Armenier mit ſeiner Adlernaſe als Rathgeber dahinter, ja ſie ſind jetzt die eigentlichen Regenten der Pforte. Die Europäer aber, ſchloß unſer Scheich, ſeien ausgezeichnet durch alle Bravour. Da ich ihn aber nun noch fragte, was er denn von den Niemze halte? antwortete er: die kenne er zu wenig.

Weil man alſo die Deutſchen im Oriente kaum kennt, dürfen wir auch die Erwartung von unſeren künftigen Leiſtungen daſelbſt nicht zu hoch fliegen laſſen; wir wollen nur das unbeanſtandet Mögliche uns zum Ziele ſetzen. Sind wir doch bereits dahin gekommen, die Zeit der Kreuzzüge, wo die Nation die Kraft nach außen trug, verkehrt, die des dreißigjährigen Krieges dagegen, wo Deutſchland ſich in ſich ſelber aufrieb, großartig zu finden. Auch jetzt findet eine ſolche innere Aufreibung, ein geiſtiger Selbſtmord unter uns ſtatt; wir ſind im Glauben nicht mehr einig, und ſo iſt nicht daran zu denken, der Zeit eine beſſere Richtung zu geben, und das Volk gemeinſam auf andere Gedanken zu bringen, indem man ihm zur Aufgabe ſtellt, einen geiſtigen, wenn nicht politiſchen Eroberungskrieg nach außen zu führen. Was aber gemeinſchaftlich nicht mehr angeht, ſoll wenigſtens denen angelegen ſeyn, welche in der Einheit des Glaubens mit der Kirche verharrt ſind, die auf den Felſen gebaut iſt. Was unſere getrennten Brüder verfehlt aufgegriffen haben, das ſollen wir im rechten Geiſte vollführen, und bei Zeiten der Spaltung entgegenwirken, womit jene auch noch den Orient unſelig machen würden. So weit man im Morgenlande ſich umſieht, findet man alle Nationen, Franzoſen, Spanier und Italiener, ſo wie Engländer und Amerikaner durch ihre geiſtlichen Vorpoſten repräſentirt, nur die deutſche nicht. Schon als ich auf Malta landete, war die erſte Frage, womit mir die Bewohner entgegen kamen: ob nicht auch franzöſiſche Väter von der Geſellſchaft Jeſu mit am Borde wären, welche kürzlich erſt ein Collegium eröffnet hatten, das bereits von achtzig Zöglingen beſucht iſt, und deren man noch mehrere, ſo wie auch soeurs de la charité für den Unterricht

und die Krankenpflege von dort her erwartete. Als ich nach Griechenland mich einſchiffte, traf ich italieniſche Miſſionäre, welche nach Konſtantinopel und der Moldau ihre Beſtimmung hatten, mit auf dem Dampfboote, und ich begriff erſt in der Levante, wo auch ihre ſchöne Sprache noch durchgängig herrſcht, was Italien mit ſeinen vielen Prieſtern thue? Sie ſind ſeine Colonnen zur geiſtigen Wiedereroberung der Welt, und gerade im Oriente habe ich ſie zahlreich und am würdigſten gefunden.

In allen drei Welttheilen berühmt iſt der Convent der franzöſiſchen Lazariſten in Conſtantinopel, woran ſich unter ihrer Obhut, wie überall in Frankreich, ein Inſtitut der barmherzigen Schweſtern knüpft, welche ohne Unterſchied auch Türken, Schismatiker und Juden alle unentgeltlich pflegen, ihnen die Arzneien verabreichen, und hier zu Lande wie Heilige verehrt werden. Auch eine Deutſche, aus Hannover, traf ich unter ihnen, vielleicht die Zierde von Allen, die außer ihrer Mutterſprache noch fünf andere mit derſelben Fertigkeit redet, während alle andern wenigſtens in dreien oder vieren ſich bewandert zeigten, wie dieß hier faſt allgemein vorkömmt, da ſchon der große Verkehr und die allgemeine Miſchung der Nationen es nöthig machen. Ebenſo fand ich es in Smyrna. Auch einem deutſchen Bruder aus demſelben hannöver'ſchen Vaterlande begegnete ich im franzöſiſchen Hoſpiz zu Zachle in Cöleſyrien, der bei ſeiner völligen Iſolirung ſeit vierzehn Jahren ſeine Mutterſprache faſt gänzlich verlernt hatte. Ja, bis Damaskus und Aleppo hat die Propaganda von Lyon ihre Miſſionäre, und mit ihnen franzöſiſchen Einfluß und Erziehung bereits verbreitet. Aber ſo ſehr bleibt der Franzoſe überall Franzoſe, daß auch die Inſtitute ihren rein nationalen Charakter nicht verläugnen, wie denn die franzöſiſche Miſſionsgeſellſchaft faſt ohne Ausnahme nur Anſtalten von ihrer Gründung unterſtützt. Ich weiß und habe es mehrmals hören müſſen, daß man es ſehr übel nahm, wie der bayeriſche Ludwigsverein ſich von der Congre-

gation in Lyon trennte; aber dieſe königliche Verordnung zeugt von hoher Weisheit, indem es gewiß nicht mit dem Intereſſe der katholiſchen Kirche zuſammenhängt, den politiſchen Einfluß eines Nachbarlandes durch deutſche Unterſtützung zu verſtärken, ja gewiſſermaßen einem nationalen Verrathe gliche, wie die unpatriotiſche Subvention der neuen engliſchen Kirche auf Zion. Unter allen Vätern der *Custodia terrae sanctae* in Aegypten, Paläſtina, Phönizien und Syrien, ſo wie auf Cypern befindet ſich ein Franzoſe, aber — auch nicht Ein Deutſcher. Nur ein polniſcher Prieſter, der zugleich deutſch ſpricht, leiſtet in Jeruſalem den Pilgern aus dem deutſchen Vaterlande ſeine geiſtlichen Dienſte.

Ich ſage, Deutſchland hat im Orient keinen Namen, und man gibt ſich nicht gerne für einen Deutſchen aus, weil man ſonſt leicht für einen Mitgenoſſen der ſeit dem Jahre 1817, wo die Methodiſten in Jeruſalem ihren Sitz aufſchlugen, im höchſten Grade verdächtigen amerikaniſchen Miſſionen gilt, und fremd und mißtrauiſch behandelt wird. Wohl aber hat der Name Bavareſe kirchlich einen guten Klang, und ſchließt Jedem nicht nur Thür und Thor, ſondern auch die Herzen der morgenländiſchen Katholiken auf; ja, es that mir im Innerſten meiner Seele wohl, ſelbſt in dem von Europa faſt ganz abgeſchnittenen Damaskus noch das Lob unſers religiös geſinnten Königes zu hören. Alle Convente des heiligen Landes ſind nun nur mehr von Italienern und Spaniolen beſetzt, welche jetzt ſehnlichſt eine Anſchließung und neue Verbindung mit dem katholiſchen Deutſchland begehren. Die Zahl der Ordensmitglieder hat vielfach abgenommen, die alten Spanier ſterben dahin, und das unglückliche Land kann keine neuen Streiter zum Grabe des Erlöſers ſenden. In Damaskus, wo früher zehn ſich befanden, ſind jetzt nur mehr zwei Pater und ein Bruder; ähnlich ſteht es mit Bairuth, mit Sidon u. ſ. w., ja das Haus in Skanderona iſt vorläufig gänzlich aufgegeben. Um die Lücken mit Jalienern zu ergänzen, ſieht ſich Rom

Digitized by Google

theilweiſe genöthigt, Ordinationen pro sola Missa vorzunehmen, was in unſern Tagen andererſeits wieder nicht ohne Nachtheil bleibt. Während meiner hieſigen Anweſenheit, am erſten Tage des neuen Jahres, iſt auch der letzte Portugieſe, Fra Giuſeppe, geſtorben; er war 67 Jahre alt, hatte deren vierzig im Orden gelebt, und inzwiſchen Reiſen faſt nach allen Welttheilen unternommen. Beim Brande des heiligen Grabes kam er eben von Bethlehem herein, ſah halb verzweifelnd die unerhörte Verwüſtung und den Einſturz über dem Grabe Chriſti an, und ging, ohne ſich weiter umzublicken, zum Ordensſuperior, ihn unter Thränen bittend, daß er ihn wieder nach ſeinem Vaterlande entlaſſen möchte. Der Reverendiſſimo ertheilte ihm den Segen und er kehrte heim; aber nach Jahresfriſt kam er wieder zurück — mit einer Summe von 20,000 Skudi, die er in Portugal und Amerika indeß für die Wiedererbauung der heiligen Grabkirche von Thür zu Thür erbettelt hatte. Doch es war umſonſt; denn die Griechen hatten den Ferman ausgewirkt, der ſie allein zum Bau berechtigte, und bald faſt ganz in Beſitz des Domes der Kreuzfahrer brachte. Vor acht Tagen iſt noch ein Bruder, Francesko, im 76ſten Jahre zu ſeinen Ordensgenoſſen, die in kühler Erde auf dem Berge Sion, ihrer urſprünglichen Anſiedlung gegenüber, ruhen, entſchlafen. Sein Begräbniß iſt dadurch merkwürdig, weil dießmal die Väter ſeit Jahrhunderten zum erſtenmal ſich das Herz faßten, ihn mit der Stola und einem vorangetragenen Crucifixe zur Erde zu beſtatten. Die Türken ſchienen es nicht zu beachten, und ließen ſie ungeſtört ziehen, ja die Araber traten ſogar mit vieler Ehrerbietung in den Straßen zurück. Ueberhaupt iſt es rührend, nicht ſelten Muhammedaner am Oelberge auf einem vor ihnen ausgebreiteten Teppiche knieen, und mit größter Reverenz ihre Andacht zu dem verrichten zu ſehen, der hier in den Himmel aufgefahren iſt. Wäre, wie geſagt, nicht die Todesſtrafe auf den Uebertritt eines Moslem zum Chriſtenthum geſetzt, die katholiſche Kirche würde in dieſen Ländern, die für das Fortkommen des Proteſtantismus

Digitized by Google

durchaus kein Boden ſind, ohne Zweifel unter den Arabern die größten Fortſchritte machen, und ihr bleibt für jeden Fall auch die endliche Erziehung und Sittigung dieſer Stämme vorbehalten. So aber ſtirbt nun Einer nach dem Andern von den heiligen Grabwächtern ohne vorauszuſehenden Erſatz dahin, ja man war ganz überraſcht, in dieſen letzten Tagen auf's neue zwei Portugieſen, einen Pater und einen Laienbruder ankommen zu ſehen. Dafür gehen aber wieder drei andere Väter nach Braſilien und dem übrigen Amerika ab, welcher Welttheil ſelber nur durch Ein Mitglied, einen Irländer aus Terranova hier vertreten iſt. Die Peſt vor zwölf Jahren, die zuerſt den 18. Juni 1834 ſich in San Salvatore angemeldet, hat allein dreiundzwanzig Mitglieder des Conventes hingerafft; die Namen Aller nebſt ihrer Biographie ſtehen in den Todtenbüchern verzeichnet. Ebenſo war es in den Jahren 1670 und 1693, dann 1710 bis 1712, wo zwanzig Religioſen an der Peſt ſtarben; ferner 1718 und 1719, 1735 und 1736, um wie viel mehr noch früher. Sie ſehen hieraus, daß es nicht ſo faſt eine große Gnade von Seite der chriſtlichen Mächte iſt, wenn ſie den armen Franciskanern in Jeruſalem ein Almoſen zufließen laſſen, ſondern daß es als die größte Aufopferung von den letzteren erſcheint, daß ſie ganz allein unter allen Verfolgungen der Ungläubigen — Jean d'Akre allein zählt vierzig Martyrer! — und trotz der noch fortwährenden Torturen über ein halbes Jahrtauſend die Sanctuarien des gelobten Landes im Namen der europäiſchen Chriſtenheit bewachten. Lebte nur noch ein Funke von dem Geiſte unſerer Vorväter in uns, und könnte man ſich entſchließen, nicht mit Strömen von Blut, nein, nur mit einem Tropfen Tinte dem gelobten Lande zu Hülfe zu kommen, ſo wäre freilich vor drei Jahren nach dem Abzuge Ibrahims, um wie vielmehr bei den jüngſten Ereigniſſen am Libanon, ich will wenig ſagen, Paläſtina mit einem Federſtriche eben ſo unter das Protectorat der abendländiſchen Mächte geſtellt worden, wie Rußland die Moldau und Wal-

Digitized by Google

lachei halb unter ſeine Souverainität genommen hat, und den Drangſalen der dortigen Chriſten wäre für immer ein Ende gemacht — ſtatt daß man jetzt den katholiſchen Fürſten vom Libanon in den Kerker nach Conſtantinopel abführen ließe. So aber iſt nach einem ſolchen Anlaß weniger als nichts geſchehen. Wäre einmal europäiſche Cultur und Reinlichkeit nach dem Oſten verpflanzt, ſo wird bald die Geißel der Peſt in den Hintergrund treten. Wie ſelten wird die Diplomatie durch einen höheren, chriſtlichen und wahrhaft philanthropiſchen Gedanken geleitet; kann man ſich wundern, wenn Gott die Mächtigen mit dem irreligiöſen Geiſte und der Revolutionsſucht ihrer Unterthanen ſtraft.

Ich gehe durch den Capitelſaal des Conventes, und finde hier die Bildniſſe der alten Könige und Fürſten hangen, die als wahre Schirmherrn des heiligen Landes ſich einſt ſchützend angenommen, wie Spanien und Frankreich, Neapel und Sizilien, Sardinien und Toskana. Neben jenen des obigen Königs Robert und ſeiner Gemahlin Sancha, die auch in Bethlehem ſich vorfinden, ſchaut nun von den Wänden der Gallerie der Grabkirche noch das Bild Louis Philipps, faſt in Lebensgröße, und mit dem heurigen Jahre iſt ebenſo das Portrait der Königin Iſabelle von Spanien angelangt. Ich wüßte wohl auch noch einen andern Fürſten, deſſen Bild würdig die Reihe dieſer katholiſchen Häupter ergänzte.

Wir rechnen es uns in Bayern nicht zur geringen Ehre, daß unſer hochſinniger König jährlich ſechszig Tauſend Piaſter nach hieſigem Gelde, etwa den zwanzigſten Theil deſſen, was die Väter des heiligen Grabes überhaupt für ſich und die dortigen Gläubigen, und zur Befriedigung ihrer Unterdrücker erforderlich haben, von dem nach ihm genannten Miſſionsvereine nach Jeruſalem beſtimmt hat. Warum geht man aber nicht noch einen Schritt weiter, und ſetzt dem Werke dadurch die Krone auf, daß nicht nur pecuniäre Hülfe, ſondern auch lebendige Helfer, prieſterliche Glaubensboten nach Paläſtina wandern? Die Zeit iſt hier noch

nicht vergeſſen, wo auch die Deutſchen ihr Contingent zu den Wächtern des heiligen Grabes abgegeben haben, namentlich Oeſterreich und Bayern. Während des dreißigjährigen Bruderkampfes trat zwar auch hierin ein Stillſtand ein, und ich finde einzig einen Prieſter aus Cöln angelangt, ſo wie überhaupt verhältnißmäßig am meiſten Religioſen aus Cöln und Tirol hier ihr anderes Vaterland erwählten. Darnach aber leſe ich unter dem 10. Auguſt 1690, geſtorben, Pater Octavian von Straubingen aus Bayern, Präſident der Terra santa in Cairo, von dem das Sterbebuch weiter ſagt: er ſei unter dem tiefſten Leidweſen aller ſeiner Mitarbeiter im Weinberge Chriſti, namentlich aber deren, die an ſeinen Predigten ſich erbauten, zur ewigen Ruhe beſtattet worden. Drei Jahre ſpäter folgt unter dem 21. Auguſt ein weiterer Landsmann, P. Bonaventura Brandmaier, geſtorben in Japha; unter dem 2. December 1739 P. Elzearius Zeller aus Bayern, todt in Nazaret; unter dem 8. Juni 1773 P. Deicola von Bamberg, der in Jeruſalem ſeine Tage beſchloß und hieſelbſt begraben liegt *). Im Jahre 1789 lebten noch vier Religioſen aus Oeſterreich auf dem Berge Carmel, ſo wie noch andere in den übrigen Ordensgenoſſenſchaften, bis Kaiſer Joſeph mit dem Verbote einer weiteren Spende nach dem heiligen Lande, und mit der verdoppelten Mauth auf Alles, was von daher kömmt, wie dieſe gewiß aus abſichtsloſer Vergeſſenheit noch bis auf den heutigen Tag in Trieſt beſteht, auch den prieſterlichen

*) Es iſt im Plane und wird namentlich von Athen aus betrieben, allen im heiligen Lande verſtorbenen Bayern gelegentlich mit Dr. Bair, dem in Nazaret vor neun Jahren an der Peſt verſchiedenen Leibarzte Sr. K. H. des Herzogs Max von Bayern ein Denkmal zu errichten. Herr Sigl, der den Löwen von Nauplia zum Andenken der auf helleniſchem Boden verſtorbenen Bayern gebildet, wird auch dieſes nach einem ſehr gelungenen Entwurfe, wenn der Gedanke Anklang und Unterſtützung findet, vollenden, daß hier ebenſo, wie dort, die Inſchrift durch eine fanatiſche Hand zerſtört werde.

Digitized by Google

Geiſt, zum religiöſen Dienſte nach Paläſtina zu wallfahren, erſtickt zu haben ſcheint. Doch warum ſollten jetzt, da nach ſo vielen und großen Stürmen, welche die katholiſchen Staaten im Grunde erſchütterten, hoffentlich ein neuer Völkerfrühling anbrechen wird, nicht auch von Deutſchland großartige Stiftungen ausgehen können, wie deren Frankreich lange ſchon zu gründen verſteht? Iſt es für den Kaiſerſtaat nicht Zeit, das ehemalige Beſitzthum öſterreichiſcher Nonnen nunmehr auf erſprießliche Weiſe in ein *Inſtitut barmherziger Schweſtern* umzuwandeln, *die das größte Bedürfniß für Jeruſalem ſind*, und zu welchem, für alle hieſigen Bewohner gemeinnützigen Zwecke die Abtretung leicht zu gewinnen wäre — ſo fürchte ich, daß die nun leer ſtehende Kirche zu Sanct Anna in Bälde auch das Eigenthum der Griechen ſeyn wird. Vielleicht iſt es nicht einmal nöthig, wenn gleich wegen gewiſſer hieſiger Vorurtheile wünſchenswerth, daß alsdann auch ein eigenes deutſch-katholiſches Conſulat hier errichtet werde. Sonſt iſt auch wohl der Conſul von Sardinien, wie z. B. im afrikaniſchen Tripolis, der Träger der öſterreichiſchen Creditive, und hier zumal ein trefflicher Mann. Jetzt ſind kaum mehr vier geiſtliche Eremiten auf dem *Carmel*, in Deutſchlands Gauen iſt jüngſt einer von ihnen erſchienen, und hat zur Herſtellung eines großen und geräumigen Neubaues auf dem heiligen Berge um ein Almoſen eingeſprochen; er iſt vor keiner Thüre leer ausgegangen, und hat aus dem katholiſchen Süden, wie von dem proteſtantiſchen Norden nicht geringe Summen zu ſeinem frommen Zwecke in Empfang genommen: aber wird er auch ein lebendiges Almoſen erwerben? Der Carmel iſt kühl, ſeine Luft paradieſiſch geſund, die Lage hoch über dem Meere und den umliegenden Ländern wundervoll zu nennen; die meiſten ſterben dort erſt als Greiſe von achtzig Jahren: wie lange wird es währen, bis daſelbſt wieder vier Deutſche, ſei es Väter, ſei es Brüder, ſich finden? In Jeruſalem, Bethlehem und Nazaret, in Bairuth und Smyrna, in Alexandria und Kairo, überall iſt das Bedürfniß nach deutſchen Religioſen

Judäa iſt gebirgig, und leicht mag ſich hier ſelbſt ein Nordländer acclimatiſiren; ich ſollte meinen, die Ausſicht, als Miſſionär nach dem heiligen Lande zu kommen, und von dort mit Kenntniſſen aller Art bereichert, wie üblich, nach ſechs Jahren wieder ins Vaterland zurückzukehren, müßte viele talentvolle Cleriker bewegen, ihre Kräfte dem Orden des heiligen Franciskus ſo am nutzbarſten zuzuwenden. Die Vorbedingung iſt, außer dem Gewöhnlichen noch, ein wenig der italieniſchen Sprache mächtig zu ſeyn, das übrige Arabiſche findet ſich leicht von ſelbſt; die Profeß muß aber im Vaterlande abgelegt und dort der titulus mensae erworben werden, weil die Hüter des heiligen Grabes auf dem unruhigen Boden Palläſtinas ihre ſichere Heimath nicht haben.

Solche neue Sendboten des Evangeliums können aber vorläufig nur aus Bayern ohne Schwierigkeit zu dieſem Ziele nach dem gelobten Lande ziehen, weil die Ordensprovinzen Oeſterreichs ſeit der unſeligen Joſephiniſchen Periode von ihrem Generale in Rom abgeſchnitten ſind, ja nicht einmal der Ritterſchlag des heiligen Grabes vom Kaiſer ſanctionirt wird. Indeß ſoll der wackere Salzbacher, und auch ein Canonicus aus Görz, M., welcher jüngſt hier geweſen, wie es ſcheint in höherem Auftrage, dahin zu wirken beabſichtigen, eine Vereigung, wie früher, wieder zu Stande zu bringen. Für Bayern dagegen hat es keinen Anſtand, in die Terra santa zu kommen, wenn ſie ſich deßhalb an den General der Minoriten wenden, der an der Spitze von hundert und fünfzig Ordensbrüdern ſeit vielen Säculen ſeinen Sitz in Ara Cöli auf dem Capitol hat, in jener Kirche, die aus den Säulen und Trümmern des alten kapitoliniſchen Jupitertempels erbaut iſt, und auch an deſſen Stelle ſteht. Daß auch er ein Imperator in ſeinem über die ganze Welt verbreiteten Reiche ſei, kann man leicht aus dem Umſtande entnehmen, daß nach einer vor nicht gar langer Zeit getroffenen Statiſtik im Verlaufe von ſechs Jahren allein 40000 Laienbrüder ſtarben, und 250,000 ſich noch im Orden befanden. Wie leicht kann ferner ein Jeder, der einen Drang zu

wiſſenſchaftlichen Leiſtungen in ſich fühlt, dieſen in Paläſtina befriedigen? Wie ganz anders liest ſich hier die heilige Schrift, als an irgend einem Punkte der Welt? Welch ein großes Zeitbedürfniß iſt es zum Beiſpiel, eine neue Ausgabe des jüdiſchen Geſchichtſchreibers, Joſephus Flavius, namentlich in deutſcher Sprache, ſammt begleitenden Anmerkungen zu veranſtalten; eine richtige Orientirung und ein gediegenes Werk der Art iſt aber nur an Ort und Stelle möglich. Die hieſige Bibliothek, welche jüngſt auch Profeſſor Lepſius während ſeines mehrwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Rückwege von Aegypten unterſuchte, iſt bei ſeinen, etwa zwei Tauſend Bänden zwar reich an Büchern, vielen Sprachen, reich an manchen ſchätzenswerthen Ausgaben und alten Handſchriften; arm aber namentlich an neueren Werken aus einem Grunde, welcher ſonſt wohl nirgend vorkömmt, weil nämlich in Zeiten der Peſt die Bücher der daran verſtorbenen Religioſen alle verbrannt werden müſſen. Neuere Schriften, insbeſondere wiſſenſchaftliche Werke aus der deutſchen Theologie mit einzuſchiffen, iſt darum eine weſentliche Erforderniß, und es iſt wohl kaum zu zweifeln, daß zu einem ſolchen gottbegeiſterten Zwecke den Miſſionären auch ein freier Transport über das Meer bis Joppe eingeräumt werden würde. Wie ſehr wäre es ferner an der Zeit, und von den Vätern des heiligen Grabes ſelber erwünſcht, daß auch das reiche Archiv des Conventes bearbeitet, und ein gewiß kirchlich wie politiſch bedeutendes Buch in Rückſicht auf die orientaliſchen Verhältniſſe ſeit vielen Jahrhunderten ans Tageslicht gefördert würde. Um ſolches zu leiſten, muß der einzelne vom Chor entbunden ſeyn, und darum ad verbum als Miſſionär, und nicht unter den Visitantes oder bloßer Chorprieſter ſeine Stellung hier einnehmen; denn die Väter ſind im Uebrigen zum Gebete für die ganze Chriſtenheit in der Stadt Gottes verſammelt, und der liturgiſche Dienſt iſt ſtreng, ja währt am heiligen Grabe von Mitternacht an faſt ununterbrochen bis zu den ſpäten Abendſtunden, ſo daß die Mitübung ſchon einen Tag hindurch dem Pilger etwas ungewohnt vor-

Digitized by Google

kömmt. Doch welch eine Befriedigung gewährt ſonſt überhaupt ſchon der Aufenthalt dahier? Alles voll der heiligſten Erinnerungen, bei jedem Schritte ſpricht die Geſchichte von Jahrtauſenden zu dem jetzt lebenden Geſchlechte: Man kann ſich kaum von dieſen Orten trennen, die der Heiland ſelbſt durch ſeine Gegenwart geweiht hat. Mein Andenken erlöſche vor der Zeit, und mein Name werde ausgetilgt im Buche des Lebens, wenn ich je deiner vergeſſe, Jeruſalem!

Was aber nun ferner? Die heilige Grabkirche bedarf des Wiederbaues! Das ganze Werk der Reſtauration, welche die Griechen nach dem Brande im Innern und Aeußern, großentheils noch mittelſt des alten Materials, vorzunehmen ſich anmaßten, und in diebiſcher Haſt in kurzer Jahresfriſt vollenden wollten, iſt nicht bloß im Style, ſondern auch nach ſeiner Feſtigkeit mißlungen. Die Kuppel über dem eigentlichen Sanctuarium iſt jetzt, nach kaum fünfunddreißig Jahren, ſchon baufällig geworden, die Bleiplatten, die das Dach bilden, ſind zum großen Theile geriſſen und abgefallen, ſo daß das ganze Heiligthum von ferne ſchon einen armſeligen Anblick darbietet, und der Regen gießt durch die Ritzen ins Innere hinein. Der feſte gothiſche Thurm, in ſeinem unterſetzten Bau auf die Höhe von dreihundert Fuß berechnet, und im Uebrigen ganz dem Münſterthurme zu den vierzig Martyrern, einem andern Tempel der Johanniter bei Ramla ähnlich, ſchaut kaum über das Dach hinaus, und iſt mit der Ehre des Kreuzes von den Türken erniedrigt worden, die vorne und im Rücken der Grabkirche eine Moſchee erbauten, und nicht wollten, daß jener über ihre Minarete emporragen ſollte. Jornandes me fecit, ſoll noch auf einem Steine, wo einſt der Glockenſtuhl geſtanden, zu leſen ſeyn; aber auch der Klang der Glocken iſt längſt verſtummt, ſo wie der Glaube der morgen- und abendländiſchen Völker keinen Ton mehr hat, und nur das hölzerne Geläute der Griechen und Armenier, die mit einem Bret auf einen halbrunden Reif ſchlagen, und ſo

Digitized by Google

allerdings Jahr aus Jahr ein eine Charfreitags-Mette erzielen, ſchallt widerlich und unausſtehlich in die Ohren. Die Säulen, die am Eingange des Atriums ſtanden, und mit ihren wunderſchön ausgearbeiteten Kapitälern, wie man noch aus ihren Fragmenten ſieht, ſtattliche Bögen trugen, ſind bis auf den unterſten Rumpf gebrochen, dadurch haben die jetzigen Monaſterien der Griechen zu beiden Seiten ihren Widerhalt verloren; ein Einbau hat ſtatt gefunden, wodurch, verbunden mit dem breiten ſteinernen Diwan, wo die Türken früher ihre Schatzung von den chriſtlichen Pilgern erhoben, der Vorhof ſelber um den vierten Theil verkleinert worden iſt. Die Eingangspforten von vortrefflicher Arbeit ſind nicht nur durch die vorſtehenden Trümmer des gerügten moslemitiſchen Galgenbaues beſchändelt, ſondern das rechte Thor iſt gänzlich vermauert, wie die Pforte der großen Helenakirche in Bethlehem, wo nur ein Thürlein, vier Fuß hoch, zum Hineinſchlüpfen zeitweiſe offen gelaſſen iſt; und das linke, wo die Türken einen zweiten Diwan ins Innere der Kirche hineingebaut haben, und den Fremden für einen leichten Bakſchiſch zum erſtenmal Einlaß ertheilen, iſt, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, faſt den ganzen Tag über verſchloſſen; und kömmt man einmal hinein, ſo ſteht man nach wenig Schritten an der Wand, wodurch die Griechen die ganze innere Mitte, wo, nach einer ſinnlichen Auffaſſung des großen geiſtigen Gedankens, gerade unter der zweiten, höheren Kuppel das Centrum der Erde angegeben iſt, zum Gebrauche für ſich abgebaut haben, ſo daß der ehrwürdige Münſter ſeitdem ſein Imponirendes und ſeinen eigentlichen Charakter ganz und gar eingebüßt hat.

So ſieht es in unſern Tagen jetzt mit dem heiligſten Dome der Chriſtenheit aus. In derſelben Weiſe iſt der Chor der großen Helenakirche in Bethlehem von den Schismatikern eingenommen und abgemauert; der Altar über der Grotte der Geburt des Gottesſohnes dadurch den Blicken entzogen, und das ganze Schiff mit ſeinen vierundzwanzig



Digitized by Google

antiken Säulen (die Moſaik an den Wänden iſt ebenfalls zerſtört) einzig mehr zum Durchgange benützt. Man weiß nicht, worüber man mehr entrüſtet ſeyn muß, über dieſen Vandalismus der fanatiſchen morgenländiſchen Chriſten, oder über das Abendland, das einen ſolchen Raub und den ganzen Gräuel im Heiligthume noch länger mit gleichgültigen Augen anſehen kann. Lebt denn kein Rächer mehr in Israel, und ſind die Heiligthümer von den oberſten Würdenträgern ganz vergeſſen, daß ſie die Schmach, welche die chriſtliche Welt dadurch im Angeſichte der Ungläubigen erleidet, nicht mehr empfinden? Vielleicht ſind die Väter der Terra santa jetzt darum zurückhaltender mit der Ertheilung des Ritterthums mit dem Schwerte Gottfrieds von Bouillon, deſſen Aſche erſt in unſern Tagen durch ſchismatiſche Frevler in den Wind geſtreut werden konnte — um Niemand mehr wegen der unterlaſſenen Vertheidigung des heiligen Grabes mittelſt Wort und That einen Meineid in's Gewiſſen zu ſchieben.

Die Entdeckung Amerikas hat die Aufmerkſamkeit Europas von dem Oriente abgelenkt, und je mehr das adeliche Spanien ſeine Blicke dem neuen Welttheile zuwandte, deſto mehr hat Rußland im Norden unter ihrem Selbſtherrſcher zum Nachtheile der occidentaliſchen Chriſten im Morgenlande Fortſchritte gemacht; ja die Schismatiker, die uns Abendländer ſchmählich wie Heiden betrachten und darum wieder taufen, haben unter dem Einfluſſe ihres Protectors, des gewaltigen Czar, ſchon faſt ganz und gar den heiligen Boden erobert. Vor dreißig und vierzig Jahren wüthete in unſeren Ländern der Krieg; wird aber der jetzige Ruin des heiligen Grabes die Blicke der chriſtlichen Herrſcher nicht doch wieder dem heiligen Oſten zuwenden, wo das Licht der Welt ausgegangen, da wir ſo lange ſchon im Frieden leben? Wieder ſind die Griechen jetzt daran, und ſie haben ſchon die Steine bereitet, um von neuem einen Kuppelbau, vielleicht beſſer, vielleicht noch ſchlechter als dieſen aufzuführen. Auch die heilige Grabkapelle im Innern wollen ſie nach ihrem Vorgeben erweitern,

Digitized by Google

natürlich, um ſie bald ganz allein in Beſitz zu nehmen. Mag vielleicht Rom, mag vielleicht das Cabinet des ſogenannten Protectors, deſſen jetziger Bevollmächtigter dahier ſeine hohe Achtung für das Chriſtenthum unter andern dadurch zu erkennen gibt, daß er einen Apoſtaten in ſeinem Dienſte hält, von dieſer Lage der Dinge unterrichtet ſeyn, der übrigen katholiſchen Welt iſt es bis jetzt ſicher unbekannt geblieben. Gegenwärtig iſt der **Padre Reverendissimo** ſelbſt in Rom, um eine endliche Aenderung der Zuſtände herbeizuführen. Die lateiniſchen Väter haben bis zur Stunde kräftig wider dieſe erneute Uſurpation proteſtirt, und eigentlich nie aufgehört, ihr altes und unverjährtes Beſitzrecht auf das Sanctuarium kraft des 1811 erneuten Hattiſcherifs zu reclamiren: wird ihnen jetzt ihr Eigenthum endlich zurückerſtattet werden? Werden nicht die abendländiſchen Mächte ſich nunmehr des Werkes kräftigſt annehmen? Die Väter des heiligen Grabes haben nie aufgehört, ihrer alten Wohlthäter ſich dankbar zu erinnern; noch findet jeden Montag für Sardinien, jeden Dienſtag für das Königreich Neapel und Sicilien, Mittwochs für Portugall, jeden Donnerſtag auf den Namen des deutſchen Kaiſers, jeden Freitag für Frankreich, Samſtags für Spanien, Sonntags endlich für das gemeinſame Kirchenoberhaupt der Chriſtenheit die gottesdienſtliche Feier am heiligen Grabe ſtatt; aber faſt iſt es dahin gekommen, daß auch dieſe aufhören muß, da die uralten Wächter des heiligen Grabes gegen die Anmaßungen der eingedrungenen Schismatiker ohne Hülfe gelaſſen werden. Außerdem wird noch jeden Mittwoch insbeſondere auf den Namen des obigen Robert und ſeiner königlichen Gemahlin Sanchia, welche die Sanctuarien alle nach Recht und Vertrag von den Sultanen zum ewigen Beſitz für die katholiſche Kirche erkauften, ſo wie achtzigmal im Jahre für Sophia, wie ich glaube von Ungarn,



Digitized by Google

eine andere große Wohlthäterin des gelobten Landes, wozu in jüngſter Zeit auch noch Bayern gekommen iſt, das heilige Opfer, doch nicht immer an demſelben Altare, dargebracht; wohl aber findet täglich zum Schluße eine Missa cantata für alle Wohlthäter in der geſammten Chriſtenheit, für die Lebenden ſowohl, als für die Abgeſtorbenen, an dem Orte ſtatt, wo Chriſtus begraben lag, und triumphirend zum ewigen Leben auferſtanden iſt.

Jetzt ſoll auch für das deutſche Vaterland die Stiftung einer ewigen Meſſe über dem Grabe des Erlöſers ſtatt finden. Das wird aber ohne wirkſamere Vertretung von Seite der katholiſchen Mächte ſchwer zu verwirklichen ſeyn; die Griechen, welche früher nur zeitweiſe in einem oder dem andern Jahrhundert ſich ein Recht an die heilige Kapelle mißbräuchlich angemaßt hatten, ſeit einem Jahre aber ſogar einen Patriarchen beſtellten, geſtatten den Lateinern jetzt nicht mehr, als daß zwei oder höchſtens drei Prieſter, und dieſe mit knapper Noth ſchnell gedrängt auf einander das ſacramentale Opfer vollbringen. Sie ſelbſt celebriren zuerſt, und zwar ſchon um Mitternacht bis gegen zwei Uhr hin, dann folgen die Armenier, und bis gegen vier Uhr die Römiſch-Katholiſchen, ſo daß, wer nicht im heiligen Grabe ſich einſchließen läßt, kaum einmal einem Sacrificium beiwohnen kann. Nach dieſem erſt werden von den Schlüſſelinhabern, die aber nichts mit Petrus gemein haben, die Pforten geöffnet, auch die Pilger wollen nun dem heiligen Grabe fußfällig nahen, und auf den Knieen bis zum Altare nach einander vorrückend, den Staub vom Grabſteine küßen. Iſt nicht zufällig auf der Höhe der Gallerie bei den Armeniern oder in der Mitte der Kirche bei den Griechen eine weitere Feierlichkeit, ſo ſieht man ſich kaum um, und die Thore ſind von den türkiſchen Schlüſſelmeiſtern wieder verriegelt, und bleiben ſo verriegelt bis zum Abend, wo nicht bis zum folgenden Morgen. Die Kopten, welche einen hölzernen Verſchlag hinter der heiligen Kapelle zu ihrem Dienſte eingerichtet haben, und in der Stadt ſelbſt ein

paar übrigens recht arme Klöſter, meiſt nur zum Behufe der Pilger eingerichtet haben, celebriren nicht täglich, ſondern incenſiren nur an den verſchiedenen Altären durch einen Diacon nach dem Vorgange derſelben Griechen und Armenier. Auch an der Krippe zu Bethlehem, wie geſagt, wollen die griechiſchen Papas der lateiniſchen Chriſtenheit heuer nur mehr zweimal den Dienſt geſtatten, da ſie jetzt ſich ſchon im ausſchließlichen Beſitze des Hauptaltares der heiligen Grotte am Orte der Geburt, ſo wie der großen Kirche oberhalb befinden, von der nur die linke Seite im Querſchiff den Armeniern zuſteht. Nur am Oſter- und Weihnachtsfeſte ſteht die heilige Kapelle zu Jeruſalem wie Bethlehem den abendländiſchen Vätern zum unbeſchränkten Gebrauche zu. Zum Glücke iſt in Jeruſalem täglich Feiertag und auch täglich Werktag; denn Moslimen und Juden, Lateiner und Griechen, alle fangen das Jahr zu einem andern Zeitpunkte an, und ſo iſt natürlich auch die Reihenfolge ihrer Feſte eine ganz verſchiedene; die Moslimen haben ſodann den Freitag, die Juden den Sabbath, die Chriſten den Sonntag zu ihrem Feiertage. Fällt aber das griechiſche Oſterfeſt mit dem der Lateiner zuweilen zuſammen, dann erkennen die Schismatiker jene Berechtigung der Römiſch-Katholiſchen nicht mehr an, und des gewaltthätigen Gedränges und der Unordnung iſt kein Ende mehr *).

*) Wie weit der fanatiſche Haß der Griechen gegen die Abendländer gehe, erhellt wohl aus dem Umſtande, daß die lateiniſchen Chriſten an den höchſten Feſttagen kaum mehr im Stande ſind, trotz dem Schutze des eigens dazu kommandirten türkiſchen Militärs ihren Gottesdienſt in der heiligen Grabkirche abzuhalten; denn wo die Schismatiker mit Händen und Ellenbogen nicht durchdringen, iſt es der teufliſche Hohn und die lauten Spottgeſänge, wodurch ſie die lateiniſchen Prieſter in ihrem Geſange nachäffen, und ſo die ganze Feier unabläſſig ſtören, ſo daß jeder Fremde darüber in Zorn gerathen möchte. Wo iſt nun da von gleichheitlicher Anfeindung und Unduldſamkeit die Rede?

Wie viele aber von den Franciskanern das Grab des Heilands bewachen, ſo hat jeder Pater, hier wie in allen andern Conventen der *Terra santa* überhaupt die Verpflichtung, alle Meßofficien für ihre Wohlthäter darzubringen, und nur drei im Monate bleiben ihm zur freien Application überlaſſen, ein Bruder aber hat monatlich nur einmal die Aufopferung nach ſeinem Belieben frei. Eine ewige Meſſe für Deutſchland könnte alſo vorläufig nur ein von dieſer allgemeinen Obliegenheit eximirter, und zwar ein mit dieſer Miſſion beauftragter, eigens noch hieher zu ſendender deutſcher Religioſe darbringen. Wie aber die Dinge jetzt ſtehen, könnte das heilige Opfer auf dem Altar des Grabes ſelbſt nur einmal im Jahre, und zwar am Oſterfeſte, ſo wie einmal zu Weihnachten an der Krippe zu Bethlehem ſtatt finden, denn eine bleibende Verſicherung iſt bei ſo prekären Verhältniſſen nicht wohl zu ertheilen. Auch auf den Kalvarienberg, wo das Kreuz geſtanden und die Erlöſung vollbracht ward, iſt keine Rechnung deßhalb zu machen, denn dieſen Altar haben die griechiſchen Popen durch Verdrängung der Georgianer nach dem großen Brande wieder zu alleinigem Gebrauche an ſich gebracht; nur der Altar der Kreuzannaglung und die kleine Kapelle der Madonna dolorosa nebenan, ſo wie unten die Altarſtellen, wo Chriſtus nach der Auferſtehung der Magdalena und ſeiner Mutter erſchien, und endlich der Ort der Kreuzerfindung in der weiteren Entfernung ſtehen den dortigen Ordensvätern bis jetzt noch zu Gebote, und auf ihnen müßte wechſelweiſe, wie es ſich trifft, die beantragte Darbringung ſtatt finden. Der Kerker, ſowie die Kapellen in der Runde der Kirche (mit der Darſtellung der Kleidervertheilung, dem Hauptmanne am Kreuze ꝛc.) und der Hauptaltar in der Mitte, wo die großen eiſernen Luſtern aus Rußland hängen, gehören, außer dem ſchon Beſagten, wieder ausſchließlich den gläubigen Genoſſen der Czarkirche. Erſt noch im Jahre 1836 hat der Prinz von Joinville nach ſeiner Anweſenheit in Paläſtina,

Digitized by Google

wo er ſelber den Zuſtand der Heligthümer ſah, im Namen Frankreichs auf's neue einen Ferman in Conſtantinopel ausgewirkt, daß die uns kürzlich erſt entriſſenen Sanctuarien ihren rechtlichen Beſitzern wieder eingeräumt werden ſollen, und nur ein Geſchenk von 250,000 Piaſtern, womit die Griechen den Paſcha von Syrien beſtachen, hinderte auf's neue den Vollzug. Will Deutſchland eine ewige Meſſe am heiligen Grabe, dann möge es durch ſeine Machthaber dafür ſorgen, daß die widerholten Hattiſcheriffe endlich in Wirklichkeit treten, und in der heiligen Grabkirche der Zuſtand wie vor dem Jahre 1808 wieder hergeſtellt werde, was Gerechtigkeit im Namen Gottes erfordert.

So viel oder ſo wenig iſt vorläufig den lateiniſchen Conventualen von ihren alten Heiligthümern im gelobten Lande übrig geblieben, bis auch noch das Wenige verloren gehen wird, wenn der Geiſt des Indifferentismus im Abendlande noch länger regiert. Hunderte von Reiſebüchern beſchreiben ausführlich die Alterthümer Paläſtinas — ich möchte keines verfaſſen, wenn doch keine religiöſe und politiſche Lehre daraus gezogen, kein Antrieb zu einer beſſeren Zukunft gegeben werden darf. Jeder Menſch lebt nur, in ſofern er lebendig wirkt; Staaten werden geachtet, ſo weit ſie ihre Macht, Ehre und Anſehen auch nach außen zu behaupten wiſſen. Möchten die katholiſchen Großmächte dieß wohl erwägen. Wie auch die Wagſchaale über das gelobte Land zu Gunſten des katholiſchen Europas oder des ſchismatiſchen Nordreichs ſteigen oder fallen wird: das aber mögen unſere diplomatiſchen Häupter bedenken, daß damit der Zuſtand des heiligen Grabes vielleicht für immer entſchieden bleibt, und daß keine Kreuzzüge mehr folgen werden, um Paläſtina, dieſe alte, blutige Eroberung wieder in die ſchützende Hand der occidentaliſchen Mächte zu ſpielen. Zwar möchte ich nicht gerne Chriſten mit Moslimen in Parallele ſtellen, aber das iſt gewiß, daß die Letzteren, wenn es

Digitized by Google

die Entweihung von Mekka gälte, alle wie Ein Mann ſtehen würden.

Ich weiß, daß Bayern kein Land erſter Größe iſt, um einen bedeutenden Einfluß auf die bevorſtehende Löſung der orientaliſchen Frage zu üben: aber möge es für ſeinen Theil dieß erſtreben, daß durch Mitglieder aus ſeinen Gauen, welche entſchloſſen in die Reihe der Wächter der paläſtiniſchen Sanctuarien treten, der alte Name, *Bavaria sancta*, im Morgenlande wieder auflebe. Da leſe ich eben im Pilgerbuche unter dem 21. März 1841: E. Chapelier, du même pays que Godefroy de Bouillon. Hat der auf den Ruhm ſeines Vaterlandes ſtolze Mann dabei auch wohl gedacht, was dieſe hochgefühlige Aeußerung ihm zur Pflicht auferlege: Belgien, die alte Heimath der Karolingen, aufzufordern, nicht länger gleichgültig zu ſeyn zu der Schmach, die der Gruft ſeines Gottfrieds und der übrigen Könige Jeruſalems aus der Mitte der Kreuzritter erſt in unſern Tagen widerfahren, ſondern ſich aufzumachen, um ihre Sarkophage in Mitte der heiligen Grabkirche zum ewigen Gedächtniß der Großthaten der Ahnen wieder zu errichten! Dann finde ich einen andern Pilger noch, der alſo ſich zum Abſchied eingeſchrieben, und deſſen Geſinnung ſo ganz die meine iſt, daß ſeine Worte hier zum Schluße ſtehen mögen:

Jeruſalem, auf Deinen heil'gen Bergen
Steh ich verſunken in Gebet und Thränen.
Du biſt ein offnes Grab, umringt von Särgen,
Wie kann ich Dich, o Friedensſtadt, noch kennen?
Entheiligt ſind die gottgeweihten Stätten:
Wer wird aus Deiner Feinde Hand dich retten?

Wie biſt du um die Majeſtät gekommen,
Du Stadt der Juden, Moslimen und Chriſten!
All deine Schöne iſt von Dir genommen,
Ich ſchaut' entrüſtet, wie ſie Dich verwüſten.
Dein Königsmantel iſt befleckt, zerriſſen,
O möchten dieß Europas Herrſcher wiſſen!

Gefallen iſt Dein Pallaſt und Dein Tempel,
Die Thore Deines Heiligthums verrammelt;
Das Volk in Dir trägt der Verwerfung Stempel,
Das ſich von allen Ländern her geſammelt.
Dein Vorhof iſt zertreten von den Heiden,
Und alle wollen Dein Geſchick entſcheiden.

So hat der Herr gefeget ſeine Tenne,
Seit Er geſtanden auf des Oelbergs Hügeln,
Als Er Dich zu ſich rief, wie eine Henne
Die Glucken ſammelt unter ihren Flügeln.
Du wollteſt nicht! der Fluch hat Dich getroffen,
Was kann ich noch von Deinem Heile hoffen?

Das Korn iſt reif, dann wird der Halm gemähet,
Die Hülſen hat der Wind mit ſich geführet.
Weil Du das geiſt'ge Zepter haſt verſchmähet,
Wirſt Du vom Pöbel aller Welt regieret.
Das Licht der Welt iſt von Dir ausgegangen.
Mit ſeinem Tod haſt Du die Nacht empfangen.

Und doch muß ich Dich, Tochter Sion, lieben!
Ich nehme von dem Schutte Deiner Mauern,
Und will die Aſche auf das Haupt mir ſieben,
Um ſtets ob Deines tiefen Falls zu trauern.
Ich ſeh' Dein altes Volk die Stein' umklammern,
Und händeringend bei den Trümmern jammern.

Ich ſcheide, ganz verloren in mein Sinnen.
Du haſt den Pilger liebreich aufgenommen:
O mög ich einſt, wie hier, mein Ziel gewinnen,
Ins himmliſche Jeruſalem zu kommen.
Wer möchte nicht auch Dir das Heil erwerben?
Ach daß ich nicht hier leben kann und ſterben!

Digitized by Google

# VIII.

## Literatur.

Die chriſtliche Dogmatik. Von Dr. F. A. Staudenmaier, Domcapitular, geiſtl. Rath und ordentl. öffentl. Profeſſor an der Univerſität Freiburg im Breisgau. Freiburg in Breisgau. Herder'ſche Verlagshandlung. Erſter Band 1844. S. VIII, 330. Zweiter Band 1844. S. 639. Dritter Band. Erſte Abtheilung. 1845. S. 320. gr. 8.

Es möchte befremdend ſcheinen, daß bei dem mächtigen Aufſchwunge des katholiſchen Lebens in der Gegenwart die Erzeugniſſe katholiſcher Wiſſenſchaft an Zahl und Gehalt verhältnißmäßig ſich noch eben ſo ſpärlich als unzureichend zeigen. Namentlich iſt es das dogmatiſche Gebiet, das bisher einer befriedigenden, tüchtigen Bearbeitung vergeblich entgegenharrte; die bisherigen Leiſtungen dienten faſt nur dazu, das Bedürfniß zu noch regerem Bewußtſeyn aufzureizen, und durch ihre mehr und minder mißlungenen Verſuche die Schwierigkeit der Aufgabe noch fühlbarer zu machen. Wer übrigens den Zeitereigniſſen, die in der letzten Hälfte des vorigen, und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts mit ihren deſtructiven Strömungen Leben und Wiſſenſchaft in gleicher Weiſe berührten, Rechnung zu tragen geneigt iſt, der wird eine Erſcheinung nicht unerklärlich finden, die ihre Wurzeln in keinem andern, als jenem zeitgeſchichtlichen Boden hat. Kommt es bei der theologiſchen Wiſſenſchaft im Allgemeinen, und bei der Dogmatik insbeſondere einerſeits auf die ſubſtantielle Ueberlieferung ihrer poſitiven Elemente, andererſeits auf

Digitized by Google

die fortſchreitende Entwicklung eines ächt wiſſenſchaftlichen Geiſtes an, ſo müßte eine Zeitbildung auf ihr Gedeihen um ſo nachtheiliger einwirken, je auflöſender die negative Critik und je unwiſſenſchaftlicher die kahle und ſeichte Aufklärung derſelben erſchien. Mit der Zerſprengung der klöſterlichen Corporationen, die bisher die faſt ausſchließlichen Träger der theologiſchen Schultradition waren, wurde eine Lücke aufgethan, deren auch nur nothdürftige Ausfüllung von den vereinzelten Kräften des mit paſtorellen Geſchäften überhäuften Weltclerus nicht ſo bald zu erwarten ſtand. Dazu kam auch noch der eintretende Umſchwung des wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyns, das in raſcher Aufeinanderfolge eine neue Form und Methode um die andere aus ſeinem Schooße erzeugte, und mit Verſchmähung der bisherigen Schulwiſſenſchaft ſich neue Bahnen zu eröffnen trachtete.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe neuen Syſteme, je mehr ſie ſich ſelbſt überſtürzten und durchkreuzten, deſto verwirrender in die theologiſchen Kreiſe eingriffen, in deren Schranken man jetzt Altes und Neues mit einander ringen ſah, ohne daß das Eine ſeine erſchütterte Herrſchaft ſich wieder zu ſichern, das Andere feſten Fuß zu faſſen im Stande war. Das Gefühl, daß mit dem modernen Element etwas Fremdartiges in die theologiſche Welt eingedrungen, ſprach ſich in ſolchen Geiſtern, die einer ſelbſtſtändigen Bewegung fähig waren, immer beſtimmter und dringender aus; ſie verſuchten, des neuen Princips Meiſter zu werden, und ſeine Formen und Anſchauungen den katholiſchen Wiſſenſchaftsintereſſen dienſtbar zu machen. Mußten auch dieſe vereinzelten Beſtrebungen für den Augenblick erfolglos verklingen, ſo waren ſie nichts deſto weniger die Keime, aus denen nach dem Erwachen einer allgemeineren Theilnahme eine erneute Blüthe der theologiſchen Wiſſenſchaft hervorging. Dieſer neue Aufſchwung erſchien theils durch erneutes Studium der theologiſchen Vergangenheit mit ihren reichen geiſtigen Schätzen, theils durch Erzeugung einer den geſteigerten Zeitbedürfniſſen angemeſſenen wiſſenſchaftlichen Form bedingt. Als Reſultat einer nach dieſen beiden Richtungen ſich entwickelnden friſchen Thätigkeit ließen ſich tüchtige Einzelerzeugniſſe erwarten; aber ein die ganze Welt durchdringender Lebensproceß iſt an ein Moment geknüpft, das leider durch die Auflöſung der geiſtlichen Orden vorderhand völlig ausgefallen war. Es kann nämlich die Wiſſenſchaft ein reges, inneres Leben nur unter der Vorausſetzung ſubjectiver

Gegenſätze entwickeln; dieſe Freiheit, dieſes Wechſelſpiel der geiſtigen Kräfte iſt ihr Lebenspuls; die Träger dieſer innern Bewegung und Regſamkeit waren früher die geiſtlichen Orden mit den eigenthümlichen Principien und Richtungen, die ſie in ihren Haupterſcheinungen auf dem Gebiete der theologiſchen Lehrentwicklung zu vertreten pflegten. Die Controverſe, die über die theologiſchen Lehrmeinungen zwiſchen den Theologen der verſchiedenen Orden ſich faſt ununterbrochen fortſpann, erſchien ſelbſt in dem Falle, wo ſie ſcheinbar oder wirklich auf leeres Wortgezänk auslief, noch als fortwährende Bürgſchaft wiſſenſchaftlicher Freiheit, und zeigte ſich, wenn ſie durch die kirchliche Einheit getragen war, als kräftiges Ferment einer fruchtbaren Entwicklung und als reger Wellenſchlag der Lichtgewäſſer der Theologie, über dem der Geiſt der Kirche als das ziel = und maßgebende Princip ſchwebte. Jenes für einen univerſellen Entwicklungsgang ſo nothwendige Moment kann, nach unſerer Anſicht, in der Gegenwart durch nichts erſetzt werden, als durch die Bildung theologiſcher Schulen, mögen ſie mit den theologiſchen Facultäten der verſchiedenen Univerſitäten zuſammenfallen, oder mögen ſie an einzelne wiſſenſchaftliche Perſönlichkeiten ſich anſchließen. Ein ſolcher Gegenſatz konnte begreiflicherweiſe nach der beſagten Kataſtrophe nicht ſogleich hervortreten; die theologiſche Reſtauration mußte einige Zeit hinter ſich haben, ſie mußte unter günſtigen Einflüſſen verlaufen und von energiſchen Lehrkräften geleitet werden; jetzt erſt mochte die Rede von der Bildung theologiſcher Schulen ſeyn, die natürlich nur als eine g e w o r d e n e, nicht etwa künſtlich g e m a ch t e von Bedeutung ſeyn konnte. Daß gegenwärtig von der Ausprägung verſchiedener Schulen theils unter den einen, theils unter den anderen Auſpizien geſprochen wird, iſt eine Thatſache, die wir als glückkündendes Zeichen begrüßen zu dürfen glauben.

Mit dieſen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen wollen wir den hiſtoriſchen Standpunkt andeuten, von dem aus die vorliegende theologiſche Erſcheinung in dieſen Blättern betrachtet und gewürdigt werden ſoll.

Wenn man je von einem der gegenwärtigen akademiſchen Lehrer der Dogmatik wiſſenſchaftlichen Scharfſinn in Bearbeitung dieſer Disciplin ſich verſprechen durfte, ſo iſt es wohl Herr Staudenmaier, der durch ſeine früheren Leiſtungen und durch die glänzende Erprobung

Digitized by Google

ſeines ſpekulativen Talentes die Berechtigung zu einer ſolchen Erwartung hinreichend darbot. Schon lange wußte er unter den Förderern der theologiſchen Wiſſenſchaft einen Ehrenplatz zu behaupten. Was ihn beſonders auszeichnet, iſt das rege Streben nach einer dialektiſchen Durchbildung, die er vorzüglich durch das Studium der Hegel'ſchen Schriften ſich anzueignen, und durch ſelbſtſtändige ſpekulative Arbeiten zu erproben ſuchte. Nahm auch ſeine theologiſche Thätigkeit frühzeitig und vorherrſchend dieſe dialektiſch-ſpekulative Richtung, ſo blieb er doch poſitiv-hiſtoriſchen Studien nicht fremd, ja in ſeiner ſpäteren Periode bemeiſtert ſein raſtloſer Geiſt ſich immer mehr des reichen Erbes der patriſtiſchen und ſcholaſtiſchen Theologie; ſeine „Philoſophie des Chriſtenthums" *) lieferte bereits einige Reſultate dieſer rühmlichen Beſtrebungen. Unter ſolchen Vorausſetzungen ließ ſich von ſeiner Hand eine dogmatiſche Bearbeitung hoffen, die ſich eignete, mit einer erquicklichen Befriedigung der dringenden wiſſenſchaftlichen Intereſſen dieſes ſo wichtigen Gebietes einmal den Anfang machen zu können. Mit Freuden wurde das Erſcheinen der „chriſtlichen Dogmatik" unſers Herrn Verfaſſers begrüßt. Auch wir ſtimmen in den freudigen Willkomm ein, und bedauren nur, daß der Herr Verfaſſer durch publiciſtiſche Geſchäftigkeit an der vollſtändigen Herausgabe längere Zeit verzögert ward; tröſten uns aber mit der ſicheren Hoffnung, daß die Vollendung ſeines dogmatiſchen Werkes jedenfalls ein bedeutenderes Gewicht in die Wagſchaale legen werde, als die beiden jüngſt von ihm herausgegebenen journaliſtiſchen Produkte.

Wir wollen nunmehr, die Leſer dieſer Blätter mit dem Inhalte der Staudenmaier'ſchen Dogmatik, ſo weit ſie an's Licht der Oeffentlichkeit trat, in einer kurzen Ueberſicht vertraut machen.

Den Inhalt des erſten Bandes bildet die „Einleitung in die chriſtliche Dogmatik." Begriff und Zweck dieſer Einleitung werden beſtimmt als das wiſſenſchaftliche Verſtändniß und Bewußtſeyn über das Weſen der Dogmatik und über den Proceß ihres Werdens und ihres bisherigen Gewordenſeyns. Aus dieſer Beſtimmung wird gefolgert, daß die Ein-

*) Vergl. die Recenſion derſelben im 7ten Band, 4ten Heft, Jahrgang 1844 dieſer Blätter.

Digitized by Google

leitung in die Dogmatik mit dem Innern dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt ſich nicht befaſſe, was an ihr dogmatiſch ſei, das ſei es nur in ſo fern, als es mit Etwas in Berührung ſtehe, was weder im Syſteme ſelbſt ein weſentliches Moment bilde, noch zum Kreis der göttlichen Offenbarung im Allgemeinen gehöre. Jenes wiſſenſchaftliche Verſtändniß vermittelt die Einleitung 1) durch Aufſtellung des Begriffes der Dogmatik, 2) durch Bezeichnung ihrer Quellen, 3) durch Angabe der bei ihrer ſyſtematiſchen Geſtaltung zu befolgenden Methode, 4) durch Aufzeigung der Eintheilung und Anordnung ihres Stoffes und 5) durch eine kurze Darſtellung ihrer Geſchichte.

Statt dieſe fünf weſentlichen Gegenſtände der Einleitung der Reihe nach in erſchöpfender Weiſe zu behandeln, zieht es der Herr Verfaſſer im wiſſenſchaftlichen Intereſſe vor, ſie einer genetiſchen Entwicklung zu unterwerfen, deren Schema ſich in Folgendem gegeben findet:

1) Die Theologie als Religionswiſſenſchaft im Allgemeinen.
2) Die beſtimmte Religion.
3) Die chriſtliche Theologie als poſitive Wiſſenſchaft.
4) Die Quellen der chriſtlichen Dogmatik, Schrift und Tradition.
5) Aushebung des dogmatiſchen Stoffes aus den Quellen, oder Beweisführung aus der Schrift und Tradition.
6) Die Entfaltung der chriſtlichen Wahrheit:
   a) der chriſtliche Glaube;
   b) der objective Glaube in ſeiner Vermittlung zum Symbol;
   c) das Symbol als Bekenntniß und Glaubensregel;
   d) nähere Charakteriſtik des Symbols, ſeine Stellung zur Wiſſenſchaft;
   e) Glauben und Wiſſen, das Weſen und die Bedeutung der Entwicklung der chriſtlichen Wahrheit;
   f) der Entwicklungsproceß der chriſtlichen Wahrheit ſelbſt;
   g) die Stadien des Entwicklungsproceſſes:
      α) die göttliche Setzung der Wahrheit;
      β) die Subjectivirung;
      γ) die Objectivirung.
7) Das Dogma.
8) Das Werden der Dogmatik oder des chriſtlichen Lehrbegriffs:
   a) Umſetzung der bildlichen Form in die Form des Begriffes;

b) dialektiſcher Charakter der Dogmen; c) die dogmatiſche Sprache; d) Verhältniß der chriſtlichen Dogmatik zur Philoſophie; e) formeller Gebrauch der Philoſophie; f) die ſpekulative Methode, Form der chriſtlichen Dogmatik.

9) Die Dogmatik als Syſtem.

10) Eintheilung der Dogmatik.

11) Geſchichte der Dogmatik.

Die Geſchichte der Dogmatik, die der Herr Verfaſſer gegenüber der Dogmengeſchichte als der Entwicklungsgeſchichte der dogmatiſchen Formen beſtimmt, gliedert ſich in drei Zeiträume, wovon der erſte von Chriſtus bis zum Ausgange des ſiebenten Jahrhunderts reicht, der zweite vom Anfang des achten Jahrhunderts bis in die Mitte des fünfzehnten — das Mittelalter, das Zeitalter der Scholaſtik und Myſtik umfaſſend — der dritte von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, die neuere Zeit in ſich ſchließend.

Jeder dieſer großen Zeiträume zerfällt wieder in drei Perioden. Die erſte Periode des erſten Zeitraumes bezeichnet der Herr Verfaſſer als die Periode des Glaubens in ſeiner erſten leiſen Bewegung von der Unmittelbarkeit zur Analyſis mit dem Uebergewichte der Unmittelbarkeit (v. Chriſt. bis zum Jahre 125), die zweite als die Periode der Bewegung des Glaubens von der Analyſis zur Syntheſis mit dem Uebergewichte der Analyſis (v. 125 bis 430), die dritte als die Periode der Bewegung von der Analyſis zur Syntheſis mit dem Vorherrſchen der noch unvollendeten letztern (v. 430 bis 700).

Die erſte Periode des mittelalterlichen Zeitraumes (vom ſiebenten bis zum neunten Jahrhundert reichend) ſtellt die Syntheſis dar, wie ſie iſt in ihrer ruhigen Selbſtvorbereitung, die zweite (v. 9. Jahrhdt. bis 1100), wie ſie iſt in ihrem wirklichen Hervortreten, die dritte (v. 1100 bis 1450), wie ſie iſt in ihrer weiteren Entwicklung.

Die erſte Periode der neueren Zeit (v. 1450 bis 1517) charakteriſirt ſich als die Periode des Kampfes und der Selbſtbewährung gegen das ſich vorbereitende antikirchliche und heidniſche Bewußtſeyn, die zweite (v. 1517 bis 1700) als die Periode des Kampfes und der Selbſtbewährung gegen die außerkirchliche Reformation, die dritte als die Periode des Kampfes und der Selbſt-

bewährung gegen das moderne Heidenthum in der Form des Rationalismus.

Im zweiten Bande beginnt der Herr Verfaſſer die Darſtellung und Entwicklung ſeines dogmatiſchen Syſtems. Das Syſtem der chriſtlichen Dogmatik ſcheidet er in zwei Haupttheile, wovon der erſte die Lehre von Gott, der zweite die Lehre von der Creatur zum Grundinhalte hat. Die Lehre von Gott zerfällt in zwei Abtheilungen: 1) in die Lehre vom Daſeyn Gottes, und 2) in die Lehre vom abſoluten Leben Gottes. Die letztere theilt ſich ſelbſt wieder in drei Abſchnitte: 1) in die Lehre vom Weſen und den Eigenſchaften Gottes, 2) in die Lehre von der Einheit und 3) in die Lehre von der Dreipersönlichkeit des göttlichen Weſens. Der erſte Abſchnitt entwickelt das Syſtem des göttlichen Lebens nach den drei Kategorien der Aſeität, der Cauſalität und der Perſönlichkeit. Nachdem das göttliche Leben unter dieſen Kategorien als abſolute Aſeität, abſolute Cauſalität und abſolute Perſönlichkeit dargeſtellt, und damit die Lehre von den göttlichen Eigenſchaften verbunden worden iſt, behandelt der zweite Abſchnitt die Lehre von der Einheit Gottes mit Berückſichtigung der gegenüberſtehenden Häreſien. Der dritte Abſchnitt gliedert ſich 1) in einen phänomenologiſchen Theil, der die Trinität in ihrer Erſcheinung durch ihre Selbſtoffenbarung enthält, 2) in einen ſpekulativen Theil, der die weſentlichen Beſtimmungen der Trinität nach der in ihnen liegenden Dialektik und den trinitariſchen Lebensproceß erörtert, 3) in einen hiſtoriſchen Theil, der die Häreſie als falſche, das Schisma als nichtvollendete Entwicklung der Gotteslehre darſtellt. Zum Schluſſe folgt als Uebergang von der Trinitätslehre zur Lehre von der Welt eine Angabe des Verhältniſſes des dreieinigen Gottes zur Welt, in Verbindung mit einer Darſtellung der gemachten Verſuche, das Geheimniß der Trinität philoſophiſch zu löſen.

Des dritten Bandes erſte Abtheilung fängt die Entwicklung der Lehre von der Welt an, und führt des zweiten Haupttheiles erſte Unterabtheilung bis gegen die Mitte fort. Dieſe Unterabtheilung handelt von der Schöpfung nach ihren weſentlichen Momenten: Geiſt, Natur und Menſch. In der Lehre von der Natur bricht die Veröffentlichung der Stauden-

Digitized by Google

maier'ſchen Dogmatik ab. Zur Vollendung der Ueberſicht des Ganzen fügen wir aus dem §. 13 der Einleitung die Eintheilung und den Inhalt des Folgenden bei. „Die zweite Abtheilung", heißt es Seite 199, „enthält die Lehre vom freien Abfall der Creatur von Gott mit den Folgen deſſelben. An ſie ſchließt ſich an die Lehre von der Erhaltung und Vorſehung, beide mit Rückſicht auf eine einſtige Erlöſung der von Gott abgefallenen Welt, welche Erlöſung von Seite Gottes in der Bewegung ſeiner Liebe zur Welt liegt, von Seiten der Welt aber in der Bewegung des Geiſtes, der in ſein wahres Seyn und Leben wieder hergeſtellt werden will, ruhet. Die dritte ſtellt dar die Rückkehr des Geiſtes und der Dinge zu Gott, wie ſie durch die wirkliche Erlöſung möglich gemacht iſt, und fortgehend in der Kirche bis zum Tage der letzten Entſcheidung hin ſich verwirklicht."

Soweit wir nun den ſyſtematiſchen Bau der Staudenmaier'ſchen Dogmatik überſchauen können, ſtellt er uns ein großartiges Ganzes dar, das durch den Reichthum ſeiner einzelnen Glieder ſowohl, als durch die ungekünſtelte Einfachheit der Grundgliederung ſich auszeichnet. Wenn der Herr Verfaſſer die Idee Gottes zum herrſchenden Mittelpunkt der geſammten Gliedederung erhoben hat, und von ihr ſowohl den Ausgang der organiſchen Entwicklung nimmt, als auch dieſe wieder darauf zurückführt, ſo liegt dieß in dem theologiſchen Charakter, der die Dogmatik ſo vorherrſchend und durchgreifend beſtimmt, daß die wenn auch unzertrennlich mit ihr zuſammenhängenden anthropologiſchen und kosmologiſchen Elemente nur eine untergeordnete Stelle einnehmen können und durchweg unter den theologiſchen Standpunkt geſtellt werden müſſen. In dieſer unſerer Ueberzeugung ſtimmen wir dem Herrn Verfaſſer vollkommen bei, daß er die Idee Gottes in den Mittelpunkt der dogmatiſchen Entwicklung ſtellte; nur hätten wir einerſeits gewünſcht, daß der Idee Gottes ſelbſt nähere, ſpecifiſch-chriſtliche Beſtimmung zu Theil geworden, und bei der Eintheilung ein durchgreifenderer Gebrauch von ihr gemacht worden wäre. Bekanntlich iſt der Ausdruck: „Idee Gottes", im gegenwärtigen ſpekulativen Bewußtſeyn eine ganz unbeſtimmte Größe; er muß ſonach zuvor in ſeiner ſpecifiſch-chriſtlichen Beſtimmtheit ausgeprägt werden, ſoll er an die Spitze der chriſtlichen Dogmatik treten. Hätte der Herr Verfaſſer dieß gethan und die Idee



Digitized by Google

Gottes, wie er dieß ſpäter allerdings thut, ſogleich an der Spitze in ihrer chriſtlichen Eigenthümlichkeit als abſolute Perſönlichkeit erſcheinen laſſen, ſo wäre dadurch ſein Eintheilungsprincip entſprechend beſtimmt worden; überdieß hätte die Idee der Perſönlichkeit ihm das Mittel an die Hand gegeben, die offenbare Einſeitigkeit ſeiner Haupteintheilung zu vermeiden. Der zweite Haupttheil kündigt ſich nämlich als Lehre von der Creatur an, ſtatt gleichfalls, wie der erſte, als Gotteslehre — nur unter einem andern Geſichtspunkte — zu erſcheinen. Es iſt wirklich merkwürdig, wie der Herr Verfaſſer Seite 199 der Einleitung den Uebergang und das Verhältniß des erſten und zweiten Theiles ausſpricht. „Den Anfang", heißt es dort, „macht alſo nothwendig, was, als anfangslos, ſelbſt der Anfang iſt, Gott. Dieſer Anfang iſt zugleich der Mittelpunkt der ganzen Glaubenslehre, denn Gottes und göttlicher Beziehungen iſt Alles voll. Was Gott nicht ſelbſt iſt, aber, von ihm aus Bewegung ſeiner freien Liebe geſchaffen, außer ihm Daſeyn hat, das iſt die Creatur. Und ſo zerfällt die ganze Dogmatik in zwei große Theile: in die Lehre von Gott, und in die Lehre von der Creatur." — Dieſer Uebergang iſt offenbar ein Sprung, der um ſo wehthuender iſt, als der Herr Verfaſſer trotz ſeiner ſcharfbetonten Hinweiſung auf die göttlichen Beziehungen, „deren Alles voll ſei", — doch von dieſen keinen Gebrauch macht, um die Haupttheile ſeiner Dogmatik vor dem Zerfallen zu bewahren! — Es hätte, wie geſagt, nur bedurft, Gott ſogleich bei der Grundgliederung als perſönlichen zu faſſen; damit wären die Beziehungen zur Creatur, und zwar die rechten und beſtimmten (ſtatt jener unbeſtimmten, wirren Vollheit) von ſelbſt in die Augen geſprungen.

Was die Untergliederung des erſten Theiles betrifft, ſo zeichnet ihn der ſtetige, ſtufenweiſe Fortſchritt aus, in welchem die ſyſtematiſche Entwicklung ſeines Inhaltes verläuft. Die Idee Gottes, der Grundinhalt des erſten Theiles, ſchreitet von den allgemeinſten, abſtrakteſten Beſtimmungen zu immer concreteren, das chriſtliche Princip immer beſtimmter ausſprechenden Begriffen fort: vom Daſeyn Gottes zu ſeinem Seyn und Leben, von dem Weſen des göttlichen Lebens zu ſeinen Eigenſchaften, von der allgemeinen Beſtimmung des göttlichen Lebens als abſolute Aſeität,

Digitized by Google

zu den beſonderen Beſtimmungen als abſolute Cauſalität und abſolute Perſönlichkeit, an dieſe Begriffe die daraus abgeleiteten Eigenſchaften in beſtimmter, fortſchreitender Aufeinanderfolge anknüpfend, von der Einheit Gottes zur Dreiperſönlichkeit, dem Gipfel und Schlußpunkt der chriſtlichen Gottesidee.

Das Gleiche iſt von der Einzelgliederung der erſten Unterabtheilung des zweiten Theiles zu rühmen; auch dieſe befolgt einen dem Inhalte, der Lehre von der Schöpfung, gemäßen Fortſchritt der Entwicklung: von der Urſetzung der Welt in der Idee zu ihrer wirklichen Hervorbringung und ihrer Vollendung, und nach geſchehener Verwirklichung auf der Stufenleiter der Schöpfung vom Geiſte und dem Reiche der Geiſter zur Natur und ihren Geſtaltungen, und weiterhin von der Natur zum Menſchen, dem Bindegliede beider, und ſeiner Geſchichte fortgehend.

Nicht weniger, als die treffende, ſchöne Einzelgliederung, die Herr Staudenmaier dem dogmatiſchen Organismus gab, hat uns im Ganzen die Darſtellungsweiſe ihrer edlen, durchaus würdigen Haltung und ihrer mitunter begeiſterten, lebensfriſchen Färbung wegen angeſprochen; aber, wir wollen kein Hehl daraus machen, die ungemeine Breite, in die ſie nicht ſelten ausläuft, hat uns einen nicht wenig ſtörenden Eindruck verurſacht. Die läſtigen Wiederholungen, die gewaltige Dehnung der einzelnen Gedanken, die zu häufig zweckloſe wörtliche Anführung von Bibelſtellen, die Einmiſchung von einer Menge ungehöriger, die Sache um Nichts mehr aufhellender Bemerkungen, zuweilen bloßer Einfälle und Gedankenſpäne u. dgl. können wir nur als einen Ballaſt betrachten, von dem wir herzlich gewünſcht hätten, der Herr Verfaſſer möchte Selbſtüberwindung genug ſich errungen haben, deſſelben ſich zu entledigen, ſo ſchmerzlich auch das Ueberbordwerfen Einen ankommen mag; durch dieſes Opfer wäre das Werk um wenigſtens ein Viertheil leichter, d. h. expediter, ſchwunghafter geworden, und bei dem ſichern Gewinn an Schwung- und Schnellkraft wäre der Nachtheil des Horaziſchen Brevis esse laboro um ſo weniger zu befürchten geweſen, als die gerügte Breite der fraglichen Darſtellung noch das Eigenthümliche hat, die Sache dunkler, ſtatt heller zu machen.

Dieſe Dunkelheit, die in dem Maaße einer die Umriſſe des darzuſtellenden Gegenſtandes zerdehnenden und damit deren ſcharfe

Begränzung verwiſchenden Breite begreiflicherweiſe zunehmen muß, hat übrigens nicht bloß in dem Fehler, in welchen der Herr Verfaſſer hier und da verfällt, ihren Grund; dieſer liegt auch in der von demſelben gewählten Terminologie und Methode. Bekanntlich hat Herr Staudenmaier in dieſer Beziehung ſich an die Hegel'ſche Schule angeſchloſſen: dieß ihm zum Vorwurfe zu machen, ſind wir im Allgemeinen ſo wenig geſonnen, als wir nicht glauben, daß ein ſolcher gegen die Väter und Scholaſtiker wegen des Gebrauches, den ſie bei ihren dogmatiſchen Entwickelungen von den platoniſch-ariſtoteliſchen Formen machten, erhoben werden dürfe. Dabei wird es aber immerhin darauf ankommen, in welchem Maaße und in welcher Weiſe die Anwendung einer auf fremdem Boden erwachſenen Methode und Terminologie geſchieht; und hierin iſt der Herr Verfaſſer wohl etwas zu weit gegangen: es iſt ganz die Sprache Hegel's, die ſeine Dogmatik, ſoweit es nur einigermaßen anzugehen ſcheint, nachſpricht; es iſt ſo ganz Hegel's Methode, wenn er Seite 157 ff. ſeiner Einleitung von einer dialektiſchen Selbſtbewegung des Inhalts, von einer Selbſteinführung des Geiſtes in ſeine Form, von einer objectiven Dialectik des Glaubens, der chriſtlichen Wahrheit; von einer Selbſtbeſtimmung, Selbſtgliederung, Selbſtgeneſis u. dgl. redet, und dieſe als die allein wahre Form der chriſtlichen Dogmatik bezeichnet. Unſtreitig paßt dieſe Methode vortrefflich zur Darſtellung einer pantheiſtiſchen Weltanſchauung, ja ſie iſt für ein Syſtem derſelben die möglichſt adäquate, lebendigſte Form; Hegel als Urheber dieſer Methode hat das Unübertreffliche geleiſtet, und dem Pantheismus zu ſeiner höchſten Form verholfen. So wenig wir ihm dieß Verdienſt, wenn es eines iſt, ſtreitig zu machen gedenken, ſo ſehr glauben wir es für eine ganz andere Frage halten zu müſſen, ob für die chriſtliche Dogmatik eine Form und Methode paſſe und zureiche, die aus einem ihrem (dem chriſtlichen) Principe ganz und gar widerſprechenden Gegenſatze hervorgegangen iſt, und mit ihm auf's Innigſte zuſammenhängt. Dieſe Frage, ſo nahe ſie auch liegt, ſcheint den Herrn Verfaſſer nie beſchäftigt zu haben, oder doch ſcheint er die rechte Antwort darauf nicht gefunden zu haben, ſo einfach ſie iſt und ſchon aus dem Verhältniſſe des Inhaltes und der Form hervorgeht, das, wenn überhaupt kein gleichgültiges iſt, auch es

Digitized by Google

hier nicht ſeyn kann, daß folglich der chriſtlich-theiſtiſche Glaubensinhalt ſeine Form nicht von einem heidniſch-pantheiſtiſchen Philoſophen entlehnen kann noch darf. Uebrigens muß man geſtehen, Herr Staudenmaier führte die Hegel'ſche Methode in die chriſtliche Dogmatik mit der gleichen Argloſigkeit und demſelben Enthuſiasmus ein, mit welchem er auch den Scotus Erigena auf gut theiſtiſch deutet, und nichts weniger als pantheiſtiſche Tendenzen in ihm wahrnahm. Ferner muß rühmend anerkannt werden, daß er den Heiden Hegel in ſeiner chriſtlichen Dogmatik eher keine Sylbe ſprechen läßt, bis dieſer ſich nicht zur Taufe bequemt hat; und ſofort iſt der chriſtliche Hegel des Herrn Staudenmaier ernſtlich bemüht, chriſtliche Ideen zu verkündigen, freilich noch in ſeiner Sprache, wobei, was ohne Zweifel die Hauptſache iſt, der Inhalt orthodox bleibt, mögen auch die Formen etwas ſonderbar, wunderlich, modern, hart und unverſtändlich, ja für die Ohren eines homo simplex ſogar etwas anſtößig klingen. Kein Wunder, daß dieſer Umſtand mitunter Auftritte veranlaßt, wie wir einen jüngſt in der Bonner Zeitſchrift *) erlebten, wo ein Recenſent über die hegeliſirende Mundart unſers Dogmatikers in einen ſo lebhaften Aerger gerieth, daß er in ziemlich derben, unkultivirten Ausdrücken losbricht, deſſen ſpekulative Sprache ein Kauderwälſch nennt, ſeine dialektiſche Argumentation aus einer Drehkrankheit ableitet, ja ſogar Bemäntelungen der kirchlichen Autorität und proteſtantiſche Tendenzen nicht nur wittert, ſondern offen ihm vorwirft. Wenn übrigens dieſer recenſirende Mann Gottes in den Staudenmaier-Hegel'ſchen Formeln lediglich ſpaniſche Dörfer erblickt, wenn ſie an ſein Ohr wie „unbeſtimmte Cither- und Flötentöne", oder „wie Erbſen an eine Trommel" ſchlagen, wenn er ſich vis-à-vis von ihnen wie in einer „ganz troſtloſen Sandwüſte" fühlt, wenn er in dieſer Wüſte ſich fortwährend durch Krümmungen und Scheinbilder getäuſcht und ſich in die Unterwelt verſetzt glaubt, wo er unſern Dogmatiker zur Siſyphus- und Danaiden-Arbeit und zum Irions-Rade verdammt ſieht: ſo iſt dieß um ſo erklärlicher, je

*) Siehe Bonner Zeitſchrift für Philoſophie und katholiſche Theologie. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. 4. Heft. Sechster Jahrgang. 1., 2., 3. Heft. (1845.)

Digitized by Google

eifriger der Practikus, der er iſt, für den „Herzensglauben“ der sancta simplicitas ficht, und je frommſeliger er „das Bemühen, dogmatiſche oder Moral-Syſteme zu begründen, für ein unnützes und gewiſſermaßen eitles und hoffärtiges erklären zu müſſen glaubt“. In der That, es durchſchauert unſern „Herzensgläubigen“ ein wahres Grauen vor den Terminis, wie Dialektik, Metaphyſik, Syſtematik, und er legt gegen ſie förmlich Proteſt ein mit den Worten: „man wolle damit ſo viel möglich etwaigen Verſuchen begegnen, aus jener Syſtemaſtik Laſten zuſammenzubinden, und dieſe den Menſchen aufzulegen.“ Wenn er ſich gegen die Auflaſtung einer ſolchen „Bürde des Geiſtes“, wie ihm Methaphyſik und Dialektik dünkt, aus Leibeskräften wehrt, ſo iſt dieß übrigens um ſo verzeihlicher, da er geſteht, durch die dialektiſch-ſpekulativen Expoſitionen unſers Herrn Verfaſſers „ſo klug geworden zu ſeyn, wie er vorher geweſen iſt, ja noch viel dummer“, und hinzuſetzt, daß deſſen „Dociren und Argumentiren zum Raſendwerden“ ſei, daß einem vor ſolchem „Wörter- und Ideen-Tanz der Kopf ſchwindle“, und daß man ſogar „fürchten müſſe, in dieſem Wirbel des Kopfes gegen das Stadium anzulaufen, und ihn an dem Eckſteine deſſelben zu zerſchmettern!“ — Später ſagt er gar, es ſei einem nach Durchleſung der Staudenmaier'ſchen Entwicklungen, als hätte man den Verſtand verloren! — Ach! möchte doch dem guten Mann, während wir ſo ganz con amore hier referiren, nicht ſo etwas vom Raſendwerden, Kopfzerſchmettern oder dergleichen zugeſtoßen ſeyn! Wir ſind wirklich bang darüber; denn er hat, wie ſeine Recenſion zeigt, kaum bis zur Hälfte der Einleitung geleſen, und lieſt er nun weiter und ſtößt auf neue „Ungeheuer, Geſpenſter, Larven des Betrugs u. ſ. w.“, wer ſteht uns dafür, daß das Unglück . . . . . es ſchaudert uns, den Gedanken auszudenken, geſchweige, auszuſprechen?! — Gehen wir nach dieſer Quaſiepiſode wieder zum vorliegenden Werke über, und freuen uns, daß der Herr Verfaſſer in demſelben, wie er es in der Vorrede verſprochen, vielfach in einem ungleich größeren Maße, als dieß in den letzterſchienenen Dogmatiken zu geſchehen pflegte, an die „großartigen Ideen und die tiefſinnigen Gedanken“ der Kirchenväter und der Scholaſtiker anknüpfte, und dieſe unſchätzbaren, reichhaltigen Beſitzthümer des chriſtlich-kirchlichen Geiſtes

Digitized by Google

einer fruchtbaren Benützung werth hielt. Dieſem Umſtande verdankt ſeine Dogmatik zum Theil den tiefen Ideengehalt, der ſie an vielen Stellen auszeichnet, und der uns berechtigt, ſie als eine tüchtige, erfreuliche Leiſtung auf dem dogmatiſchen Gebiete zu begrüßen. Da aber durch die bisherige Beſprechung ihrer anderweitigen Seiten die unſerem Referate in dieſen Blättern verſtatteten Schranken nahezu überſchritten erſcheinen, ſo müſſen wir eine Auseinanderſetzung und Würdigung ihres ideellen Gehaltes und eine weitere Ausführung der Eingangs angeregten hiſtoriſchen Betrachtungen auf eine ſpätere Gelegenheit verſparen. Wir ſcheiden von dem angezeigten dogmatiſchen Werke mit der freudigen Zuverſicht, daß es gerade durch ſeine „dialektiſche Form", und beſonders durch ſeine durchgehende Berückſichtigung der religiöſen Gegenſätze unſeres Zeitbewußtſeyns, zu deren Vermittlung und Verſöhnung, ſowie zur Wiederbefreundung vieler Gemüther mit dem chriſtlichen Glauben und Wiſſen ein nicht geringerer Beitrag ſei, als des Herrn Verfaſſers „Darſtellung und Kritik des Hegel'ſchen Syſtems" einen lieferte, von deren ſegensreichen, tiefen Wirkungen, vorzüglich auf norddeutſchem Boden, ſich Referent aus vielfachen Mittheilungen zu ſeiner großen Freude überzeugt hat. Möge indeſſen die „Milchkur des Glaubens", die ihm der Bonner Referent ſchließlich „zur Erneuerung und Verjüngung des Geiſtes durch Wiederauffütterung (ſchönes, feines Bild!) mit den einfachſten Grundſpeiſen deſſelben (ipsissima verba!) anzurathen die Freundſchaft hat, unſerem Herrn Staudenmaier, falls er ſie gebrauchen will, recht gut anſchlagen!

Digitized by Google

## IX.

### Aus einer Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, vom Oberlehrer Teipel in Coesfeld.

Wer ſieht nicht mit Wohlgefallen auf einen feſten, ſich ſeiner ſelbſt und ſeines wahren Zieles klar bewußten und auf geradem Wege mit männlicher Kraft demſelben entgegenringenden Charakter? Wem nöthigen Männer entſchiedenen Willens, deutlicher Kenntniß und edler Grundſätze, einig mit ſich und ihrem Gotte, nicht überall Hochachtung und Bewunderung ab? Wer dagegen empfindet keinen Widerwillen vor jenen unklaren Geiſtern, die den Abgang wahrer Wiſſenſchaft und feſter Grundſätze entweder durch keckes Abſprechen, freches Läugnen, polterndes Wortemachen, oder durch ein nebelndes und ſchwebelndes Umherſchwirren in unverſtandenen und unverſtändlichen, oder doch den eigentlichen Kern kaum berührenden Satzwendungen, durch ein zartes und ſüßes Schönthun mit gehaltloſen Redensarten zu verdunkeln ſuchen; oder vor ſolchen, die ohne bewußtes Ziel ihres Geſammtſtrebens dem Rohre gleichen, welches vom Winde hin und her getrieben wird, und als geſpenſtartige Nebelbilder ſich faſt nie auf einem Punkte faſſen oder feſſeln laſſen; oder endlich vor ſolchen, die zerfallen mit ſich, mit Gott und mit den Menſchen, nur dort Zielpunkt und Anhalt gewinnen, wo man ihrer Selbſtſucht und dem ganzen Heere ihrer Leidenſchaften Weihrauch ſtreut! Je mehr Abſprechen und Läugnen, je mehr Unklarheit und Verwirrung, je mehr Wanken und Schwanken, je mehr Zerfahrenheit, Zerſplitterung,

Digitized by Google

Uneinigkeit und Leidenſchaftlichkeit wir alſo heutigen Tages in unſerm Deutſchland erblicken, zumal wenn wir den Fuß über unſer kerniges Weſtphalen hinausſetzen, deſto mehr iſt die Aufgabe aller Erziehung, dahin zu arbeiten, daß die Zöglinge zu feſten Charakteren, zu Männern, die ihr wahres Ziel ſtets deutlich und unverrückt vor Augen zu halten ſuchen, erwachſen und erſtarken.

Sicherlich würden wir daher den Geburtstag eines um Erziehung und Unterricht beſorgten, Künſte und Wiſſenſchaften mit hochherziger Freigebigkeit unterſtützenden, und aus innerer Neigung liebenden, verwerflichem Wandel und Wechſel abholden, und der um ſich greifenden geiſtigen Zerſplitterung und Zerriſſenheit nach Einſicht ſteuernden Königs würdig feiern, wenn wir uns heute die Frage beantworten, was insbeſondere in unſerer Zeit zu thun ſei, um jene oben beſchriebene edle Einfalt und klare Einheit, die dem Menſchen erſt einen Charakter verleiht, bei der Jugend zu erzielen.

Zuvörderſt wird es die Aufgabe der Schule ſeyn, die geſammten Unterrichtsgegenſtände unter eine höhere Einheit zu ſtellen, und die einzelnen Fächer in Bezug auf das eine zu erreichende Ziel zu würdigen und zu behandeln. Dieſes eine Ziel iſt nun im weiteſten Sinne das allgemein menſchliche, nämlich die Erreichung der ewigen Seligkeit, für höhere Lehranſtalten näher beſtimmt, die Gewinnung des ewigen Lebens in einem der gebildeten Stände. Gründlichkeit und Gediegenheit, Wiſſenſchaftlichkeit und Tiefe ſind demnach für Gymnaſien und alle Anſtalten, die auf höhere Bildung Anſpruch machen wollen, in allen Zeiten erforderlich geweſen, ſie ſind aber jetzt deſto mehr nöthig, je mehr Oberflächlichkeit und Seichtigkeit ſich in einem ſolchen Grade geltend zu machen wiſſen, daß man an der hochgeprieſenen Aufklärung und an dem Ernſte der Wiſſenſchaft verzweifeln möchte. Je frecher die Unwiſſenheit ihr Haupt erhebt, und die vorausſetzungsvollſte Verneinung um ſich greift, deſto augenſcheinlicher iſt es, daß nur der Mann, welcher durch das Gewicht der Forſchung und ſeiner in alle Verzweigungen eingedrungenen Kenntniß dem ſeichten Läugner und Behaupter das Loſungswort abfragen kann, das Feld gewinnt, wobei freilich dem Gebete und dem blitzähnlich wirkenden Strahle bewunderungswürdiger Frömmigkeit kein Abbruch geſchehen ſoll.

Aber die wahre Wiſſenſchaft iſt eben eine untheilbare, und

alle Fäden ihres kunſtvollen Gewebes laufen in einen Mittelpunkt zuſammen. Dieſe Mitte des Wiſſens und Kennens iſt ohne Frage die Religionslehre. Alle bildenden Elemente, die Geiſt, Gemüth und Willen des jungen Menſchen ſtärken, veredeln und zur Gottähnlichkeit erheben ſollen, finden ſich in ihr zuſammen. Sie erhebt die Phantaſie unter die Chöre der ſeligen Geiſter, wie ſie ſtehen um den Thron des Weltenſchöpfers, und verſetzt den reumüthigen Büßer unter das Kreuz des um der Sünde willen hingefolterten Heilandes, oder vor den Richterſtuhl des von den heiligen Engeln umgebenen, für ewig entſcheidende Worte der Begnadigung oder Verdammung ausſprechenden Weltenrichters; ſie überliefert dem Gedächtniſſe die kernigen, leichtbehaltlichen Sprüche der Bibel; ſie übergibt dem Verſtande und der Vernunft rationelle und geſchichtliche Beweiſe zur Bewährung; ſie erwärmt das Herz durch die freudige Verſicherung, vom dreieinigen Gotte geliebt zu ſeyn, und das ganze Menſchengeſchlecht als die Familie des einen himmliſchen Vaters umfaſſen zu können; ſie fordert den Willen auf, das, was geiſtig erkannt, gefühlt und gebilligt iſt, in That und Leben umzuſetzen, und hebt ſeine Kraft durch die feſte Verſicherung höheren Beiſtandes; ſie gibt dem Gemüthe Ruhe in dem wonnevollen Bewußtſeyn, daß es mit Millionen und Millionen vom Anfange des Chriſtenthums bis jetzt deſſelben Glaubens, derſelben Hoffnung, derſelben Liebe, derſelben vom heiligen Geiſte beſchützten Ueberzeugung und Richtung iſt; ſie flößet der menſchlichen Seele, wie ſie dieſelbe im Glauben zur demüthigen Anerkennung ihrer Beſchränktheit bildet, ſo auch durch denſelben Glauben den Durſt nach immer höherer Wahrheit und wandelloſer Heiligkeit ein, und erquickt ſie durch die Hinweiſung auf ein beſſeres Leben. Wie ſehr ſoll ſie alſo vor Allem gepflegt werden, und wie ſehr iſt die auf ſie verwendete Zeit eine für formale Bildung wohl benutzte! *)

*) Sowohl von proteſtantiſcher als von katholiſcher Seite hat man gewünſcht, daß dem Religionsunterrichte mehr Zeit gewidmet würde. Betrachtet man die große Maſſe des Stoffes, wenn der Lehrbegriff aus der heiligen Schrift und wenigſtens den älteſten Kirchenſchriftſtellern nebſt den allgemeinen Concilien ſoll entwickelt, und das chriſtliche Leben mit Beziehung auf die großen Vorbilder der chriſtlichen

In nächſter Einigkeit ſchließt ſich hieran die Geſchichte, das Ringen und Erringen in Wahrheit und Tugend nebſt deſſen Ge-

---

Vorzeit geſchildert werden ſoll; nimmt man hinzu, daß auch der praktiſchen Einführung in den Empfang der heiligen Sacramente und die fruchtbare Theilnahme am öffentlichen Gottesdienſte auf allen Klaſſen alljährlich einige Stunden ſollten gewidmet werden; denkt man an die verſchiedenen Stufen, auf denen die Religionslehre eben wegen der ihr eigenen Tiefe und Unerſchöpflichkeit muß behandelt werden; beherzigt man endlich die Menge von Angriffen, denen die chriſtliche Wahrheit in Wort und Schrift, beſonders zu unſerer Zeit, ausgeſetzt iſt, und die daher entſpringende, ganz beſondere Nothwendigkeit einer gründlichen und tief religiöſen Bildung: ſo muß man wohl zwei wöchentliche Stunden zu wenig finden, zumal für ſolche Schüler, welche nicht alle Klaſſen der Anſtalt durchſtudiren, ſondern etwa mit vierzehn bis ſechszehn Jahren zu Künſten und Gewerben übergehen. Und was wäre gewagt, wenn man eine wöchentliche Stunde hinzuſetzte? Nichts, durchaus nichts! Fähigkeit zur formalen Bildung hat die Religionslehre trotz irgend einem Gegenſtande. Und würde es nicht der Geſchichte zu gute kommen, wenn man die Schüler mit der Bibel vertrauter zu machen, und in die Hauptereigniſſe der chriſtlichen Kirche gehörig einzuführen Zeit hätte? Verdienen Charaktere, wie die eines Ignatius, Juſtinus, Origenes, Auguſtinus ꝛc. ꝛc. geringere Hochachtung, als die berühmter Feldherrn und Staatsmänner? Würde nicht die äſthetiſche Bildung ihren Gewinn davon ziehen, wenn man ihnen mit asectiſcher Rückſichtnahme die deutſchen und lateiniſchen Kirchenlieder erklären könnte? Und tritt nicht das rationelle Element bei unſerm Unterrichte gegen das gemüthliche vielleicht ohnehin gar zu ſtark hervor? Wird der durch ſo viele Gegenſtände des Wiſſens gleichſam umhergetriebene, und deßhalb vielleicht keinen mit der vollſten Liebe ſeiner Seele umfaſſende Jüngling nicht von ſelbſt unſtät und unfeſt werden, wenn nicht ſein begeiſtertes und erwärmtes Gemüth einen Halt- und Stützpunkt vor Allem liebgewinnt? Wenn es unſerer Zeit gegenüber ſchwer wird, einen Gegenſtand unſeres Lehrfächerwerks zu beſeitigen, ſo vernachläſſige man es doch ja nicht, dem Verſchiedenartigen den rechten Einheitspunkt ſtets einzureihen und das Manchfache in den alles umfaſſenden Kreis als Eingehöriges beſtändig einzufügen.

Digitized by Google

genſätzen erzählend und ſchildernd. Fern ſei es, daß die Geſchichte eine bloße, wohl einrangirte, auf Urſache und Folge pragmatiſch Rückſicht nehmende Aufzählung von Zwiſten und Verträgen, von Staatseinrichtungen und Veränderungen, vom Aufſchwunge und Verfalle der Gelehrſamkeit und der Künſte, vom öffentlichen und Familienleben ſei; ſchon beim heidniſchen Geſchichtſchreiber waltete über der Geſchichte „der Gott“ oder „das Göttliche“, und der chriſtliche Geſchichtſchreiber zeigt überall, wie die ewige Vorſehung die Menſchheit leitete, um ſie durch manchfache Prüfungen und Belehrungen für's Chriſtenthum reif, im Chriſtenthum aber der höhern Vollendung fähig zu machen! Er zeigt die ewige Nemeſis als den allwaltenden Ernſt der Liebe Gottes, und wenn er die Weisheit des Sokrates, die Strenge der Stoiker, die Keuſchheit der Lukretia, die kindliche Liebe der Chineſen, die büßende Askeſe der Inder ſchildert, ſo findet er darin eben ſo ſehr den Beweis, daß ſich Gott auch den Heiden nicht unbezeugt gelaſſen, und den zwar verdeckten, aber nicht erloſchenen göttlichen Funken in ihnen genährt und angefacht habe, als er es offen aufdeckt, wie ſehr ſolche heidniſche Weiſen mit ihren Beſtrebungen unter den chriſtlichen Tugendhelden ſtehen.

In ähnlicher Weiſe wird bei der Leſung der klaſſiſchen Schriftſteller zu verfahren ſeyn. Abgeſehen von der Wahrheit, daß die Erziehung des ganzen Menſchengeſchlechtes in ſeinem Organismus dargeſtellt, und der geſchichtliche Zuſammenhang des Heiden=, Juden= und Chriſtenthums ſammt den Haupteinzelnheiten dem Gebildeten zum Bewußtſeyn kommen muß; abgeſehen von dem Einfluße der griechiſchen und römiſchen Studien auf Geſchmackbildung und die Belebung des Sinnes für's Einfache, Schöne, Kräftige und Erhabene *); wie viele Goldkörner weiſer Lebensanſichten,

*) Nur der Unverſtand kann die klaſſiſchen Schriften der Alten von den Schulen gänzlich verbannen wollen, was ſchon deßhalb ſchlimm wäre, weil uns dadurch der hiſtoriſche Sinn und Takt, der uns jetzt vor Allem noth thut, noch mehr entzogen würde. Wir haben bereits im „Katholiken“ Nr. 41 und 42 Jahrg. 1845 gezeigt, welches Gewicht die größten Kirchenlehrer auf dieſe Studien legten, wie ſie gerade diejenigen bewunderten, welche zugleich in ihnen hervorleuchteten, und wie dieſelben faſt zu keiner Zeit ganz vernach=

Digitized by Google

erhebender Naturbetrachtung und tiefer Wahrheit enthalten ſie! Und doch dürfte kaum eine Sitten- und Weisheitsregel des klaſſiſchen Alterthums gefunden werden, die nach chriſtlichen Grund-

---

läſſigt wurden. Wir erlauben uns hier nur einige kleine Nachträge. Hieronymus zeigt auch noch in ſeinem apologeticon ad Domn., wo er ſich über ſeinen Bildungsgang ausſpricht, welche Achtung er vor der Bekanntſchaft mit griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern hat. *Anitia Faltonia Proba* war in einem ſolchen Grade mit den Dichtungen Virgils vertraut, daß ſie um 400 n. Chr. ein Gedicht deprecatio ad Deum, welches die heil. Geſchichte des alten und neuen Teſtaments zum Gegenſtande hat, aus lauter einzelnen ganzen und halben Verſen dieſes Dichters zuſammenſetzte. Pontius Meropius *Paulinus* († 431 als Biſchof zu Nola) beweiſet in ſeinen Dichtungen ſeine Bekanntſchaft mit den überlieferten klaſſiſchen Muſtern der heidniſchen Zeit. Aehnlich Coelius *Sedulius*, der gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts lebte. Venantius Honorius Clementianus *Fortunatus*, der als Biſchof von Poitiers um 600 n. Chr., *Eugenius* der Jüngere, der als Biſchof von Toledo im Jahre 617, und Theodulphus, der als Biſchof von Orleans 821 ſtarb; in gewiſſem Maße auch *Drepanius Florus* († um 650) und *Paulus Diaconus* († 799). Vergl. latein. Anthologie aus den chriſtl. Dichtern des Mittelalters von J. Kehrein 1840. Und wer kennt nicht in dieſer Hinſicht die Jeſuiten Balde und Sarbiewski, und in grammatiſcher und ſtiliſtiſcher Rückſicht Turſellin, Viger, Perpinian, Pontanus, Vermulaus u. m. A. *Joh. Scotus Erigena* citirt in ſeinen Werken *Virgil*, *Boethius*, *Cicero*, *Plinius*, *Aristoteles* und *Plato*, und in ſeinen Gedichten kommen faſt ganze griechiſche Verſe vor. Vom heil. Fulgentius, den wir a. a. O. auf Grund ſeiner Lebensbeſchreibung (Gall. bibl. vol. XI. p. 384) unter die Kenner der griechiſchen und lateiniſchen Literatur rechneten, tragen wir noch nach, daß man ihn für denſelben mit dem Grammatiker *Fabius Planciades Fulgentius* hält (Jahns N. Jahrb. 1845, H. 1, S. 72). Die Behauptung des Dr. Lerſch (Fab. Planc. Fulg. de abstrusis sermonibus Bonn. 1844), daß dieſer vorgebliche Grammatiker ein ſchnöder Betrüger und alſo ſein Werk ein unterſchobenes ſei, weiſet K. L. Roth aus Baſel in den Heidelberger Jahrbb. 1845, 4tes Doppelheft, S. 603 ff. zurück. Ueber die Schule des Paderborner Biſchofs Meinwerk (1009 — 36) ſagt die vita

Digitized by Google

ſätzen betrachtet die Prüfung aushielte, ſchon deßhalb, weil den Heiden bei ihrer Unbekanntſchaft mit tiefer *Demuth* wohl überall der rechte Beweggrund fehlt, welcher bekanntlich die glänzendſte

---

Meinwerci b. II.: „Studiorum multiplicia sub eo floruere exercitia, quando ibi musici fuerunt et dialectici enituerunt, rhetorici clarique grammatici, quando magistri artium ibi exercebant trivium, quibus omne studium erat circa quadrivium. Ubi mathematici claruerunt et astronomici, habebantur physici atque geometrici. Viguit *Horatius* magnus atque *Virgilius*, *Crispus* et urbanus *Statius*, ludusque fuit omnibus, insudare versibus et dictaminibus jucundisque cantibus." Schließlich noch eine Stelle aus Hurters Leben Innocenz III., B. 3, S. 582: „Man mag ſich über die Zahl der Bücher verwundern, wenn man liest, daß am Ende des eilften Jahrhunderts in der Abtei Croyland 3000 Bücher verbrannten. Die Bibliothek der Abtei Glaſtoneburg enthielt im Jahre 1284 400 Bände, worunter mehrere römiſche Geſchichtſchreiber und Dichter. Aehnliches, wiewohl in geringerer Anzahl, weist das Bücherverzeichniß des Kloſters Priſling auf, auch einen *Homer*; doch läßt ſich nicht erſehen, ob in der Urſprache oder in einer lateiniſchen Ueberſetzung. Um die gleiche Zeit erfreute ſich Benedictbeuren eines *Lucans*, *Horazens*, *Virgils*, *Salluſts*; im Ganzen beſaß es 247 Bücher. Unter Abt Wolfram war das Kloſter St. Michael bei Bamberg mit einer herrlichen Büchersammlung ausgeſtattet, welche die *meiſten römiſchen Dichter* und viele andere Schriftſteller ſowohl des Alterthums, als der chriſtlichen Zeit umfaßte."

Von proteſtantiſcher Seite kämpft man ebenfalls gegen die Zumuthung, im Intereſſe der Religion, die klaſſiſchen Studien zurückzuweiſen. In der Schrift: „Die Emancipation der Schule von der Kirche in ihrer geſchichtlichen Entwicklung betrachtet", von C. A. Lilie, Collaborator an der Gelehrtenſchule in Kiel 1843, bezeichnet es der Verfaſſer Seite 105 als unproteſtantiſch, wenn ſich im Intereſſe des Religiöſen eine Verachtung des klaſſiſchen Alterthums als des verführenden Heidenthums geltend machen wolle. Dr. Mezger, Rector der proteſtantiſchen Studienanſtalt zu Augsburg, zeigt in einer, am 30. Auguſt 1843 gehaltenen Rede: „Ueber die Benutzung der alten Klaſſiker für die religiös-ſittliche Bildung" (Rieger'ſche Buchhandlung), daß die alten Schriftſteller auch vom religiös-ſittli-

Digitized by Google

handlung erſt in den Rang einer chriſtlichen Tugend erhebt *). Ferne ſei es daher vom chriſtlichen Lehrer, die Jugend an eine verkehrte Anſchauungsweiſe zu gewöhnen, von Selbſtſucht und Hochmuth bewegte Triebfedern zum Handeln durch Lektüre in ſie hineinzulegen, oder ſie gar zu dem Wahne zu führen, es ſei im Heidenthum ſchon gut genug geweſen, und der menſchliche Geiſt würde, ſich ſelbſt entwickelnd und entfaltend, auch ohne höhere Offenbarung und Verſöhnung den menſchlichen Bedürfniſſen ſchon genügt haben. Könnte auf ſolche Weiſe die Bekanntſchaft mit den klaſſiſchen Schriften der Alten verderbliche Grundſätze dem jugendlichen Gemüthe einprägen, ſo wären auch die mathematiſchen Wiſſenſchaften, welche eben die übermächtige Phantaſie zügeln und leiten, der Anſchauung Feſtigkeit, dem Verſtande Schärfe und Folgerichtigkeit, der geſammten geiſtigen Thätigkeit Beharrlichkeit verleihen, und ſo auf die Bildung eines ſich ſelbſt klaren, feſten Cha-

---

chen Standpunkte einen Werth haben, indem er außer hiſtoriſchen Gründen die Wahrheit geltend macht, daß auch in ihnen eine Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge ſich offenbare, und daß auch ihre Moral manches Treffliche enthalte. In einem dritten Schriftchen: „Ueber den Einfluß der klaſſiſchen Studien auf ſittlich-religiöſe Bildung“ — Kaſſel, Hotop — leitet der Verfaſſer die Gleichgültigkeit gegen das Chriſtenthum von der ungenügenden Weiſe, worin Religionsunterricht ertheilt werde, von der Vernachläſſigung der Religion im Familienleben, und von der Organiſation und rationellen Weiſe des Gymnaſial-Unterrichts ab.

*) Man hat ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß einem Volke die Dinge abgehen müßten, für welche es in ſeiner Sprache keinen Namen habe, und daß demnach die Griechen und Römer die Demuth nicht gekannt haben könnten, weil ihnen die ſprachliche Bezeichnung dieſer Tugend fehle. So richtig dieſe Bemerkung im Ganzen iſt, ſo kommen doch Anklänge an Demuth auch bei den Heiden vor. C. Nepos ſchreibt vom Timoleon c. 4: „Nihil unquam neque insolens neque gloriosum ex ore ejus exiit; qui quidem quum suas laudes audirat praedicari, nunquam aliud dixit, quam se in ea re maximas diis gratias agere atque habere, quod quum Siciliam recreare constituissent, tum se potissimum ducem esse voluissent. Nihil enim rerum humanarum sine deorum numine geri putabat.

rakters beſonders einwirken ſollen, im Stande, den Geiſt zu verwirren, wenn ſich durch ſie die Anſicht ausprägte, nur in ihnen ſei Sicherheit der Ueberzeugung zu finden. Falſch, denn obgleich die Art der Ueberzeugung eine andere iſt, ſo bleibt es mir doch nicht minder ſicher, daß Berlin die Hauptſtadt Preußens iſt, und daß Karl der Große bekannte Heldenthaten vollführte, als daß alle Winkel in einem Dreiecke gleich ſind zweien Rechten.

Die Naturwiſſenſchaften: Phyſik, Naturbeſchreibung und Kunde der Himmelskörper können kaum die Beziehung auf Gott, den Herrn der Natur und ſeine Offenbarung in der Schöpfung außer Acht laſſen, und ſie ſollen es auch nicht; ja ſie werden gerade ihre Bewährung darin finden, daß ſie mit dem durch die heil. Urkunden der Offenbarung Ueberlieferten übereinſtimmen *). Aehnlich verhält es ſich mit der Geographie: indem ſie den Menſchen als abhängig von klimatiſchen Einflüſſen und den durch beſondere Lage des Wohnorts bedingten Verbindungen und Verhältniſſen darſtellt, wird ſie ſich hüten, den fataliſtiſchen Wahn zu erzeugen, als hänge vom Aeußern das Wirken des Menſchen ab, als ſei er ſchlechthin das, wozu äußere Verhältniſſe und Erſcheinungen ihn machten, als könne und ſolle er nicht unter allen Umſtänden ſeine durch die Gnade erhobene Freiheit bewähren.

(Schluß folgt).

---

*) Es iſt bekannt, wie, abgeſehen von den Naturwiſſenſchaften, gerade die Sprachwiſſenſchaften in den neueſten Zeiten die Wahrheit, daß alle Menſchen gemeinſamen Urſprunges ſind, bewährt haben. In dieſer Hinſicht machen wir wiederholt (ſ. unſere Abhandlung über Juſtins Apol. 1, 6. mit Berückſichtigung der Trinitäts- und Engellehre Juſtins im Repertorium für katholiſches Leben, Wiſſen und Wirken von F. A. v. Besnard 1843, Nr. 46, S. 362) auf Wüllners Schrift „über die Verwandtſchaft des Indogermaniſchen, Semitiſchen und Tibetaniſchen", Münſter 1838, aufmerkſam eine Schrift, die, wie wir uns dieſes Jahr auf der Conferenz der Orientaliſten zu Darmſtadt überzeugten, noch zu wenig bekannt iſt.

Digitized by Google

# X.

## Zeitläufte.

Tod Gregors XVI. — Der Radikalismus in Italien und Oeſterreich. — Die Wahl Pius IX. — Hochherzigkeit der Cardinäle. — Charakter Gregors XVI. — Die Generalſynode in Berlin. — Verſchwimmende Halbheit im Kampfe mit folgerichtiger Entſchiedenheit. — Die acht Commiſſionen für den Berathungsſtoff. — Betrachtungen über ihre Aufgaben. — Die Eröffnungsrede des Miniſters Eichhorn. — Hoffnungen des Miniſters. — Proteſtationen gegen die Synode. — Innere Widerſprüche. — Zuſammenſetzung der Synode. — Kirchenregiment und Schirmherrſchaft. — Rede des Königs.

Den 8. Juli 1846.

Wäre die Vorſehung nicht wieder ſichtlich dem Mittelpunkte der Kirche zur Seite geſtanden, ſo hätte Gregors XVI. Hintritt eine große und verderbliche Criſis für Italien, und mittelbar für ganz Europa herbeiführen können. Der unvorhergeſehen ſchnelle Tod des vorigen, und die faſt beiſpiellos raſche Wahl des jetzigen Papſtes haben jedoch die Gefahr glücklich vorübergelenkt. Die Feinde jeder ſocialen, menſchlichen Ordnung in Kirche und Staat, welche ſonſt in Italien durch Energie und Entſchloſſenheit erſetzen, was ihnen an Zahl abgeht, waren, obwohl fortwährend mit Anknüpfung und Vorbereitung von Verſchwörungen beſchäftigt, dennoch, als Papſt



Digitized by Google

Gregor nach ſo kurzer Krankheit aus dem Leben abgerufen ward, auf dieſem Wendepunkt nicht zum Handeln gerüſtet. Dazu kam, daß einige im Hafen von Ancona erſcheinende öſterreichiſche Kriegsfahrzeuge den Entſchluß dieſer Macht bekundeten, jeden Verſuch des Radikalismus zur Störung der Ordnung im Kirchenſtaate ſofort mit der Schärfe des Schwertes niederzuſchlagen. Hat in ſolcher Weiſe Oeſterreich bei dieſer Gelegenheit thatſächlich wiederum eine der Functionen verſehen, welche früher dem Oberhaupte des Reiches als Schirmherrn der römiſchen Kirche oblagen, ſo haben auch die Cardinäle gleichzeitig das Ihrige gethan. Manche Feinde des chriſtlichen Glaubens gefallen ſich darin, das Papſtthum als eine altersſchwache, lebensſatte, ihrer Auflöſung zuwankende Inſtitution zu ſchildern. Aber was geſchieht? In einer Zeit der Ueberklugheit, wo nie endende, bis auf ihren Gipfel geſteigerte, zweifelſüchtige Bedenklichkeiten ſo Vielen für ächte politiſche Weisheit gelten, und drei Menſchen ſich, auch in geringfügigen Dingen, wohl nur in den ſeltenſten Fällen eines raſchen, einhelligen Schluſſes vergleichen können, traten fünfzig Cardinäle im Conclave zuſammen, von denen Jeder mit der rechtlichen Möglichkeit den Anſpruch hegen durfte, dießmal oder ſpäter die höchſte geiſtliche Würde der Chriſtenheit zu bekleiden. Und nach achtundvierzig Stunden geht aus dieſer Berathung ein ſtaunenswerthes Ergebniß hervor. Sie haben nahezu den Jüngſten und Rüſtigſten aus ihrer Mitte erwählt, denſelben, den die jubelnde Zuſtimmung des Volkes als den Würdigſten und Tüchtigſten bezeichnet. Auch Jene, die an die Einwirkung des heiligen Geiſtes auf die Regierung der Kirche nicht glauben, werden bei billiger Erwägung ſchwerlich in Abrede ſtellen können, daß dieſe Thatſache ein nicht alltägliches Bewußtſeyn ihrer Stellung, ihrer Aufgabe und ihres gemeinſamen Zweckes in den handelnden Perſonen vorausſetzt. Die Idee der Inſtitution, die ſie vertreten, muß in den Würdenträgern der Kirche, die ſolches Entſchluſſes fähig ſind, in voller Jugendkraft und Friſche lebendig ſeyn. Wir kennen unter allen ſocialen

Digitized by Google

Verbindungen, von denen die Geſchichte jemals Meldung gethan, keine einzige, die nach achtzehnhundertjährigem Beſtande Aehnliches von ſich rühmen könnte. Wer ſich den Sinn für großartige, geſchichtliche Erſcheinungen noch offen gehalten, wer ſich den Glauben an das Walten Gottes in den Angelegenheiten der Menſchen bewahrt hat, wird einſehen, daß dieſe wunderbaren Schickſale der Kirche nicht Menſchenwerk ſind. In dieſem Glauben, der in der Kirche leben wird bis an das Ende der Tage, und der, oft geprüft, immer wieder neu und lebendig in den jedesmaligen Trägern emporblüht, liegt das Geheimniß ihrer Dauer und ihrer fortwährenden Erneuerung und Jugend.

Auch Gregor XVI. war ein Kirchenfürſt, der den würdigſten Päpſten kühn an die Seite geſtellt werden kann. Lag ſeine Stärke in dem, was eine weltliche Betrachtung der Dinge Genie, oder ſogenanntes geiſtreiches Weſen, oder ſonſtige glänzende Herrſchergaben nennt? Wer je mit ihm zu verkehren gehabt, wird gerührt und erſtaunt geweſen ſeyn über die kindliche Einfachheit und Demuth des greiſen Prieſterfürſten, der gleichſam zwei Naturen in ſich vereinigte, den frommen, ſchlichten Camaldulenſermönch und den Statthalter Chriſti auf Erden, von denen der eine von Ehrfurcht und heiliger Scheu vor der Würde des andern durchdrungen war. Nicht ſelten geſchah es, wie Ohrenzeugen verſichern, daß er im Geſpräche des Papſtes wie einer dritten Perſon erwähnte, ſeine menſchliche und perſönliche Exiſtenz trennend von dem heiligen Amte, das auf ihm ruhte. Nur wer ihn je vor dem Sacramente beten geſehen, kann dieſe Stimmung und Geſinnung vollſtändig begreifen und würdigen. Er ſah ſich, den Menſchen, als unwürdig und unfähig an, die Würde und Bürde des Hohenprieſterthums zu tragen. — Aber auf den Herrn der Heerſchaaren, der ihn auf dieſen Platz geſtellt, ſetzte er mit der Selbſtverläugnung und dem Kindesſinn eines Heiligen ſein Vertrauen. Dort lag ſeine Stärke, von dort her holte er ſeinen Muth und ſeinen Rath. So wenig eine Mutter ihres Kindes vergißt,



Digitized by Google

ſo wenig hat der Herr ſolchem Glauben noch jemals ſeine Gnade verſagt. Darum ſtand Gott ſeinem treuen Diener Gregor, in den mannigfaltigſten Gefahren und Verwickelungen ſeines ſchwierigen Pontificats, ſichtbar mit ſeinem Schutze und ſeiner Erleuchtung zur Seite. Bei mehr als einer Gelegenheit hat gerade er, wie durch höhere Inſpiration, Entſcheidungen angegeben, auf welche, was der ſpätere Erfolg bewies, kein bloß natürlicher Verſtand aller Weiſen und Gelehrten der Chriſtenheit gekommen wäre. Hoffen und beten wir, daß dieſelbe Gnade auch ſeinem Nachfolger zu Theil werde. An Demuth und an dem lebendigen Gefühl, daß jede bloß menſchliche Macht zur Regierung der Kirche in unſern Tagen unzulänglich ſei, fehlt es auch ihm nicht. Denn während der vornehme wie der geringe Pöbel in ganz Europa wähnt, daß die dreifache Krone ein Gegenſtand ehrſüchtigen Verlangens und heißer Sehnſucht ſei, hat Pius IX., überwältigt von dem Gefühl der ſchweren Verantwortung am Tage des Gerichts, als er ſah, daß die Wahl unwiderruflich auf ihn gefallen, in Thränen ausbrechend die Cardinäle beſchworen: dieſen Kelch an ihm, dem unwürdigſten der Knechte Chriſti, vorübergehen zu laſſen. Gott ſchütze ihn und erhalte ihn der Kirche auf viele Jahre!

Zu derſelben Zeit, als dieſes ſich in Rom begeben, iſt man in Berlin damit beſchäftigt, einen „chriſtlichen Proteſtantismus" von den Todten zu erwecken, und aus den poſitiven, ſich mannigfach widerſprechenden Reminiscenzen einer längſt verklungenen Periode ein neues evangeliſches Kirchenthum zu conſtruiren. Im Beginn des Jahres hatte ſich zuerſt eine „evangeliſche" Conferenz von Abgeordneten der meiſten proteſtantiſchen Regierungen Deutſchlands verſammelt. Die Bemühungen derſelben ſind jedoch in den Vorbereitungen zu den Anſtalten ſtecken geblieben, welche getroffen werden ſollten, um dereinſt die gewünſchten Reſultate anzubahnen. Es hat ſich alſo dermalen in derſelben Hauptſtadt, auf königlichen Befehl, eine „Generalſynode" zuſammengefunden, welche das Werk mit

Digitized by Google

größerem Ernſt angreifen, und unabhängig von dem Mißtrauen, und den Bedenklichkeiten anderer ſouveräner Regierungen, die ſich bei der frühern Conferenz geltend machten, nunmehr tiefer auf die Sache einlaſſen ſoll. Die Berathungen ſind im vollen Gange, und wir werden in wenigen Wochen oder Monaten bereits über deren Verlauf und Ergebniß zu berichten haben.

Einſtweilen liegt uns die Frage am nächſten: ob dieſe Synode im Intereſſe des wahren Glaubens ein erfreuliches Ereigniß ſei? Wir nehmen keinen Augenblick Anſtand, dieß mit voller Ueberzeugung zu bejahen, und werden in dieſer Anſicht durch die täglichen Berichte über die Berliner Synodal-Verhandlungen immer mehr beſtärkt. Für den größten Feind der Sache des Chriſtenthums in Deutſchland halten wir nicht den erklärten atheiſtiſchen Unglauben, der mit ſich ſelbſt im Reinen offen und ungeſchminkt vor die Welt hintritt. Wir fürchten im Intereſſe der chriſtlichen Wahrheit, Feuerbach und Marx und Wilh. Jordan und Stirner und die ganze Schule der aufrichtigen und conſequenten Hegelingen nicht. Denn erſtens hat es gute Wege damit, daß dieſe Lehre, in dieſer Form, durch dieſe Organe in die Maſſe der Nation eindringe; zweitens hat ſchon jetzt, gerade das freie Ausſprechen der Folgerungen aus Sätzen, welche das liberale Philiſterthum ohne die leiſeſte Gemüthsbewegung und Ahnung einer Gefahr wie ein Evangelium glaubte, nicht berechenbaren Nutzen geſtiftet, und Manchem zwar zum Falle, aber Vielen zur Auferſtehung, wenigſtens vorläufig zur Orientirung, gedient. Drittens geben wir ſelbſt manche dieſer Ungläubigen, gerade weil ſie ſich naiv und ehrlich ausſprechen, nicht auf, glauben, daß ſie ſelbſt nicht recht an ihren Atheismus glauben, und leben der Hoffnung, daß ſie unter günſtigen Umſtänden mit Gottes Hülfe ſelbſt noch kräftige Rüſtzeuge für Gottes Sache werden können. Was wir aber fürchten, iſt die aus Beſchränktheit und Unehrlichkeit zuſammengeknetete, feige Halbheit, die wir überhaupt für den gefährlichſten Feind der Deutſchen des neun-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts halten. Dieſe würde freilich dem Atheismus auf die Dauer, auch bis in das Herz des Volks hinein, unmerklich und allmählich breite Straßen bahnen. Es iſt dieß jene Abneigung: ſich über die tiefſten Gründe des eigenen Meinens und Handelns klar zu werden, und unabweisbaren Folgerungen unerſchrocken in's Auge zu blicken. Es iſt jene unrühmliche Flucht vor jeder ernſten, auf den Grund gehenden, bei der Sache bleibenden Erörterung, jene Scheu vor der Tiefe in allen ernſten und entſcheidenden Fragen, jenes widerwärtige Streben: ſich im Kampfe gegen die Wahrheit in einer unentſchiedenen, nach allen Seiten hin verſchwimmenden Mitte, und jede, auch die ſchlechteſte Ausflucht offen zu halten, jene Vorſicht, welche von vornherein ernſten, tüchtigen Angriffen einer kräftigen Dialectik gegenüber geſchickt zu entwiſchen ſucht, und nur dahin trachtet, ſich im dichten Nebel unwürdiger Sophismen zu verbergen, oder in hohle Phraſen zu kriechen. Leider ſind dieß die Eigenſchaften, welche die, ſich am meiſten hervordrängende Seite der außerkirchlichen deutſchen Schriftſtellerwelt bezeichnen. Aber dieſes Erlöſchen des Inſtinctes der Wahrheit, dieſe Abweſenheit des ſittlichen Ernſtes, an der das Geſetz des Widerſpruches ſeine Macht verloren hat, dieſe bilden den häßlichſten Flecken im Charakter der heutigen deutſchen Bildung, und einen eigenthümlich unterſcheidenden Zug im geiſtigen Typus des dermaligen, wiſſenſchaftlichen Proteſtantismus, vornämlich in unſerm Vaterlande. Daß mit dieſer vorherrſchenden, negativen Indifferenz, mit dieſem gänzlichen Mangel feſter, poſitiver Ueberzeugungen, — von einer durchdachten dogmatiſchen Grundlage will ich gar nicht ſprechen! — die herbſte Ausſchließlichkeit, die engherzigſte, verfolgungsſüchtigſte Unbarmherzigkeit gegen Anders- oder überhaupt gegen Etwasgläubige Hand in Hand gehen könne, dürfte unglaublich ſcheinen, wenn die Erfahrung es nicht durch den Augenſchein bewieſe. Um des Verhaltens gegen die katholiſche Kirche zu geſchweigen, wollen wir hier nur auf den, im Namen der dog-

Digitized by Google

menloſen Union geführten Vernichtungskrieg gegen die Altlutheraner hindeuten.

Dieſer principmäßigen und abſichtlichen Unbeſtimmtheit tritt, nach länger als zwei Jahrhunderten, zum erſten Male wieder eine proteſtantiſche Synode entgegen, die ſich durch ihr geſammtes Gehaben als einen Verſuch ankündigt, zur Inventariſirung der Activa und Paſſiva, und zur Liquidation der geſammten Concursmaſſe des heutigen Proteſtantismus zu ſchreiten. Der „Berathungsſtoff" iſt nämlich acht Commiſſionen überwieſen. Der erſten ſind zugetheilt: „die Angelegenheiten, welche die Lehre und das Bekenntniß betreffen, mit Inbegriff der Frage wegen der ordinatoriſchen Verpflichtung der Geiſtlichen." Mit andern Worten geſagt: es wird dieſer Ausſchuß der Synode die regula fidei des preußiſchen Proteſtantismus in formeller und materieller Hinſicht angeben, und ihr Verhältniß einerſeits zur heiligen Schrift, und andererſeits zur proteſtantiſchen Gewiſſensfreiheit der Individuen feſtſtellen. Hat ſie dieſe Probleme überwunden, ſo wird ſie neue Symbole entweder entwerfen und mit der unentbehrlichen Autorität verſehen, oder die vorhandenen revidiren, die Widerſprüche in denſelben heben, die abweichenden Feſtſetzungen des lutheriſchen und reformirten Lehrbegriffs mit einander vereinigen, vor Allem aber die bekannten aus der Geſchichte der Reformation hergeholten Einwürfe widerlegen, welche vom Standpunkte des Proteſtantismus mit ſo großem Rechte, oder Scheine des Rechts gegen die Kraft und Gültigkeit ſymboliſcher Schriften überhaupt gemacht werden können.

Inzwiſchen wird eine zweite Commiſſion über die proteſtantiſche Kirchenverfaſſung entſcheiden. Bekanntlich hat dieſe ſeit dreihundert Jahren zu manchen, bisher noch nicht beantworteten Fragen Veranlaſſung gegeben, und die ſich daran knüpfenden Controverſen betreffen nichts mehr und nicht weniger, als die tiefſten Fundamente des Chriſtenthums. Es iſt nicht anders möglich, als bei deren Schlichtung auf die Einſetzung Chriſti zurückzugehen, und den preußiſchen Proteſtantismus aus

dieſer, auf ſtichhaltige Weiſe herzuleiten. Dieß dürfte, wie jeder Billigdenkende zugeben muß, ſeine eigenthümlichen Schwierigkeiten haben. Die Exiſtenz einer „evangeliſchen Kirche" als petitio principii vorauszuſchicken, thut es nicht länger. Es muß Auskunft ertheilt werden: wer? und wo ſie iſt? und aus welcher Macht ſie redet? Hier werden dann endlich auch die Zweifel über die Zuläſſigkeit, die Bedeutung und den rechtlichen Grund einer Verpflichtung der Prediger auf die Symbole, genügende Schlichtung und Auflöſung finden. Welche Herkulesarbeit! Aber dazu iſt ja die Synode berufen, und ſie wird in der Kraft des Geiſtes, der ſie verſammelt hat, dieſe Berge ebnen müſſen. Die dritte, vierte und fünfte Commiſſion beſchäftigen ſich mit Detailfragen, die mit leichter Mühe beantwortet werden können, ſobald nur erſt die, leider etwas in's Wanken gerathenen Fundamente feſtſtehen. Dann findet ſich auch die Vorbildung für den geiſtlichen Beruf, Beförderung der pfarramtlichen Wirkſamkeit, Feier des öffentlichen Gottesdienſtes und Privaterbauung. Die ſechste Commiſſion iſt zur Erörterung des Verhältniſſes der Kirche zur Schule beſtimmt. Sie wird uns alſo den ſo lange vergeblich gewünſchten, authentiſchen Aufſchluß über das Verhältniß der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft unſerer Zeit zur Autorität der neu zu errichtenden, oder wieder herzuſtellenden, lehrenden Kirche des Proteſtantismus nicht vorenthalten können. Die ſiebente Commiſſion beſchäftigt ſich mit der Vorberathung über die in den Protokollen berührten Verhältniſſe zu andern Kirchen- und Religions-Geſellſchaften. Natürlich! denn jede Geſellſchaft, die ſich als chriſtliche Confeſſion geltend machen will, hat, bei Strafe ihrer eigenen Nichtigkeit, den Beweis zu liefern: daß ſie, und keine andere, die wahre ſei. Endlich wird der achten Commiſſion die Begutachtung jener Beziehungen obliegen, in welchen die Kirche zu gewiſſen Gegenſtänden der bürgerlichen Geſetzgebung ſteht, insbeſondere zum Eherechte und zur Eidesleiſtung, deren kirchlich-religiöſe Grundlagen in Preußen bekanntlich einer ſtarken Reparatur bedürfen. Man ſieht, was die

Digitized by Google

ehrwürdige Synode zu entſcheiden, feſtzuſtellen, zu begründen, und der Mit- und Nachwelt gegenüber zu vertheidigen haben wird, umfaßt das, was auf dem Gebiete des heutigen Proteſtantismus ſtreitig iſt, und dieß dürfte ſo ziemlich Alles ſeyn, wovon ſonſt gewöhnlich in einer Kirche und Religion die Rede zu ſeyn pflegt.

In der That ſoll nun hier keineswegs behauptet werden, daß die Synode von der voraus bedachten Abſicht und Willensrichtung ausgegangen, oder gegenwärtig beſeelt ſei, auf alle dieſe Fragen eine, die proteſtantiſche Chriſtenheit in ihrem Gewiſſen beruhigende Antwort zu geben. Im Gegentheil: wir glauben Niemanden Unrecht zu thun, wenn wir annehmen, daß bei vielen der zu Berlin zur Synode Verſammelten die Hoffnung und Neigung obwalten könnte, durch geſchickte Behandlung der Sache dieſen unangenehmen Erörterungen zu entgehen, und in allgemeinen Ausdrücken jede derartige, offene und ungeſchmückte Einlaſſung auf die Lebensfragen des Proteſtantismus abzulehnen. Aber die allmächtige Natur der Dinge iſt gewaltiger, als dieſer oder jener Einzelwille. Alle oben angedeuteten Fragen ſtellt nicht die Stimme vorlauter Individuen. Es ſtellte ſie, ſobald einmal eine Synode berufen war, die Zeit und der Entwicklungsgang der proteſtantiſchen Verhältniſſe; es ſtellte ſie die Nothwendigkeit, die in den Dingen liegt. Von dieſem Boden aus werden ſie der Generalſynode in die Hand wachſen. Sie hat freilich die Freiheit, dieſe unangenehmen Erörterungen völlig abzuſchneiden, ſie oberflächlich zu berühren, oder (was das Unwahrſcheinlichſte wäre!) den Verſuch einer erſchöpfenden Löſung jener Probleme zu machen. Was ſie aber auch thun möge, ſie wird ihre eigene Inſufficienz, und die Unmöglichkeit, auf dieſem Wege Heil und Rath und Troſt in der verzweifelten Lage des heutigen Proteſtantismus zu finden, auch den blödeſten Augen klar machen. Irgend einmal mußte dieſer Verſuch: ein proteſtantiſches Concilium zu berufen, um durch dieſes eine Grundlage zu gewinnen, auf die ſich dann die Sache der Reformation retten ließe, noch gemacht werden.

Digitized by Google

Das iſt die Miſſion und Beſtimmung dieſer Reſtaurationsverſuche. Welchen Eindruck aber das unvermeidliche und nothwendige Reſultat aller dieſer Auskunftsmittel in einer kritiſchen Zeit, wie die unſrige auf alle denkenden und redlichen Proteſtanten machen wird, das iſt ſchwerlich im Voraus erwogen worden. Wir wollen abwarten, welche Gegenrede die Schlüſſe der Synode zu Berlin von Seiten der orthodoxen, wie der ungläubigen, proteſtantiſchen Oppoſition, welche ſie in England und in der übrigen proteſtantiſchen Welt, welche Critik ſie endlich von Seiten der Katholiken hervorrufen werden! Die Zeit, wo rohe, eiſerne Territorialgewalt eines proteſtantiſchen „Kirchenregiments“ *) auch das Abſurdeſte aufrecht halten konnte, was die Hoftheologie ſagte und ſetzte, dieſe Zeit iſt vorüber, und jedes Fehl- und Rückwärtsgreifen in der dießfallſigen Chronologie könnte den unabwendbaren Entwickelungsgang der kirchlich-politiſchen Angelegenheiten in Preußen nicht ſtillſtellen, ſondern nur beſchleunigen.

Die Rede, mit welcher der Miniſter Eichhorn die Generalſynode einleitete, bietet reichlichen Stoff zu intereſſanten Betrachtungen. Sie kann, ihrem weſentlichen Inhalte nach, nur zur Beſtätigung des eben Geſagten dienen. „Es iſt nicht lange her, daß viele treue Bekenner unſerer evangeliſchen Kirche mit banger Sorge auf deren Zuſtand hinblickten. Sie ſahen mehr und mehr die Zeichen ihres ſichtbaren Lebens ſchwinden, und wo ſich in ihr noch eine Bewegung kund gab, trat ſie hier in einem Streben nach Abſonderung und Vereinzelung, dort in einem Drängen nach einer halt- und bedeu-

---

*) Ein Berliner Bürger fragte kürzlich, als bei Gelegenheit einer großen Parade die Truppen defilirten, ſeinen Nachbar: welches denn eigentlich das Kirchenregiment ſei, wovon man jetzt immer ſo viel in den Zeitungen leſe? Der Nachbar meinte: darunter ſei wohl der Generalſtab verſtanden.

Digitized by Google

tungsloſen Eigenſchaft *) hervor. Es erſchien die Bewegung mehr und mehr unter den Anzeichen einer Auflöſung, als einer Wiedergeburt.“ Wie wahr und richtig! Die hiſtoriſch-politiſchen Blätter treffen in dem Reſultate ihrer Beobachtungen hiermit vollkommen zuſammen! Aber, „der innerlich wurzelnde Glaube jener treuen Bekenner, daß der Herr der Kirche ſie nicht verlaſſen werde, habe ſich hauptſächlich an dem Vertrauen auf die Wiſſenſchaft geſtärkt.“ Jener rührende Glaube iſt um ſo verdienſtlicher, da der geſammte ehemalige „chriſtliche“ Proteſtantismus die Rechtfertigung ſeiner Exiſtenz doch nur auf die entgegengeſetzte Anſicht gründete, daß Chriſtus die allgemeine Kirche, und ihr Oberhaupt in Rom länger als ein Jahrtauſend, bis zur Sendung Luther's, thatſächlich verlaſſen habe. Und doch hatte jene eine Verheißung für ſich, die unſers Wiſſens weder an das Lutherthum, noch an den Calvinismus, noch an die Kirche Socin's, noch an die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, noch an die, im Jahre 1817 geſchehene Union aller dieſer Elemente ergangen iſt. Und was die Wiſſenſchaft betrifft, ſo hat allerdings die Generalſynode über die Reſultate, die mannigfachſten Schattirungen und Entwickelungen derſelben zu verfügen. Nur Schade, daß die Frage: wo die Wahrheit ſei? immer zur Zeit innerhalb eben jener außerkirchlichen Wiſſenſchaft noch etwas beſtrittener iſt, als ſie dort von je geweſen. Durch die Wiſſenſchaft dürfte auch die Generalſynode den Streit nimmermehr ſchlichten, denn menſchliche Wiſſenſchaft ſteht auf Seiten jeder Partei. Und das, was allein den Streit der Wiſſenſchaft ſchlichten kann, hat ſie nicht. Aehnlich, wie Richard III., könnte ſie rufen: eine Autorität! eine Autorität! ein Königreich für eine Autorität!

Trotz deſſen knüpft der Herr Miniſter an dieſe Synode die ſchönſten Hoffnungen. Er ſtellt ſie der eben erſt von ihm ſelbſt

---

*) Vielleicht Entwickelung?

Digitized by Google

ſo richtig erkannten und geſchilderten troſtloſen Lage des Proteſtantismus als neue Arche des Heils gegenüber. „Welch erhabenes Zeichen einer beſſern Zukunft der Kirche geht, jenen frühern Beſorgniſſen gegenüber, uns jetzt auf, wenn wir unſere Verſammlung betrachten, und in ihr Umſchau halten. Aus allen Theilen unſers Vaterlandes, aus allen Ordnungen und Verbindungen, welche mit unſerer Kirche im Zuſammenhange ſtehen, aus allen Kreiſen des kirchlichen Gemeindelebens haben ſich Männer, Geiſtliche und Weltliche, vereinigt, um gegen einander auszuſprechen, was ihnen in Beziehung auf die evangeliſche Kirche am Herzen liegt, um Gedanken und Anſichten, wie ſie die Einen aus der Tiefe der Wiſſenſchaft, die Andern aus den Erfahrungen des Lebens geſchöpft haben, ſich gegenſeitig mitzutheilen, und ein gemeinſames, kräftiges, lebendiges Bewußtſeyn davon zu gewinnen, was unſere Kirche anzuſtreben hat, und was ihr Heil bringt.“ — Man ſoll nie den Tag vor dem Abend loben. Herr Eichhorn hatte damals gewiß noch nicht die, von allen Seiten herzuſtrömenden Proteſtationen geleſen, in welchen die unendliche Mehrheit der preußiſchen Proteſtanten gerade gegen die Anſicht Verwahrung einlegt: daß dieſe Synode ein Ausdruck des allgemeinen proteſtantiſchen Zeitbewußtſeyns ſei. Wer weiß, ob den Herrn Miniſter nicht einſt noch die bitterſte Reue anwandeln dürfte, daß er eben durch dieſen Kirchenrath alle Wunden des Proteſtantismus aufgeriſſen, alles Troſtloſe deſſelben vor den Augen der Welt bloß gelegt hat. An dem ſich gegenſeitig Ausſprechen, an dem Herzenernöffnen, an allerhand Meinungen, Gedanken, Anſichten und vielen Worten über das, was geſchehen könnte und ſollte, wird es eben ſo wenig fehlen, als an Zweckeſſen und heitern Ausflügen nach Potsdam. Aber die Weltgeſchichte wird ſich an die Reſultate halten. Eine bloß menſchlich deliberirende Verſammlung, wie dieſe Synode, kann nicht mit redlichem Gewiſſen ſagen: „es hat dem heiligen Geiſte und uns gefallen.“ Sie kann nicht fremden Ueberzeugungen Geſetz und Regel geben; ſie kann dem Zweifel keine Gewißheit, dem

Bedürfniſſe des Glaubens keine Beruhigung gewähren; ſie kann in Sachen des Heils dem Willen Anderer keinen Gehorſam gebieten. Würde ſie ſelbſt daran glauben, daß ſie ein Werkzeug der Offenbarungen des heiligen Geiſtes (Sacrosancta Synodus in Spiritu sancto legitime congregata) ſei? Und wenn nicht, wie kann ſie dieſen Glauben von Andern fordern? und wenn ſie ihn nicht fordern will, wie kann ſie, eine Verſammlung von Menſchen vielen Millionen anderer Menſchen gegenübergeſtellt, auch nur an den Verſuch gehen, Licht und Regel und Ordnung in das Wirrſal des heutigen Proteſtantismus zu bringen.

Herr Eichhorn, welcher, wie wir geſehen haben, ſo eben erſt dem bloßen Factum dieſer Verſammlung die Kraft beigelegt hat, jene ſchweren Beſorgniſſe für den Beſtand des Proteſtantismus zu beſeitigen, ſchreitet unmittelbar darauf zu dem wichtigen Geſtändniſſe: daß dieſe Verſammlung nicht ſelbſt ſchon Frucht oder Darſtellung eines wahrhaft lebendigen, kirchlichen Leibes ſei. „Ein ſolcher ſoll erſt erwachſen.“ Die „evangeliſche Kirche“, von der mit ſo vieler Zuverſicht und Kühnheit geſprochen, deren Autorität den freikirchlichen Diſſenters wie ein Meduſenſchild entgegen gehalten wurde, beſteht alſo noch nicht. Sie ſoll heute, nach drei Jahrhunderten, gegründet werden. Die Synode, welche kein Leib iſt, „vereinigt nur Glieder“ (disjecta membra). Dennoch ſpricht der hohe Redner in demſelben Athem von „einer beſtehenden Ordnung der Kirche, die nicht willkührlich verlaſſen werden dürfe.“ Beſtand aber eine von Gott gegründete Odnung der Kirche im Proteſtantismus, wie ſoll und kann ſie jemals verlaſſen (gleichviel, ob willkührlich oder nach reifer Ueberlegung!) werden? Und war dieſe „Ordnung“ bloßes Menſchenwerk, iſt dann nicht der Stab über die geſammte Erſcheinung des Proteſtantismus gebrochen, inſofern er doch immer eine Kirche darſtellen wollte? „Aber Ihrer Zuſammenberufung ſind aller Orten Wünſche vorangegangen, welche das Verlangen ausſprechen, daß es anders und beſſer mit der evangeli-

ſchen Kirche des Landes werden möge, und die zugleich als Weg dazu eine frei berathende Verſammlung andeuteten.“ Ueber das Herausgehen aus dem bisherigen Zuſtande ſind alſo, wie es ſcheint, Alle, oder doch die Meiſten einig, nur das Wohin? bleibt die Frage. So ſind alſo, da hier vom Beharren auf einer unantaſtbaren Ueberlieferung, von dem Feſthalten an einem göttlichen Depoſitum nicht die Rede iſt, noch ſeyn kann, der Sache nach alle, auch die extremſten Richtungen des Proteſtantismus zur Antwort gleich berechtigt, und zwar jene Meinungen ſowohl, die auf der Synode vertreten ſind, als jene, die ſich außerhalb derſelben ſtehend erachten. Herr Eichhorn rühmt zwar, daß der „hohe Schirmherr“ der Kirche, Vertreter derſelben „aus allen Theilen ſeines Reiches zuſammenrief, und ihren Berathungen kein anderes Geſetz ſtellte, als daß die Kirche ſich aus ſich ſelbſt erbauen möge.“ Aber kam es hier, wo ein neuer Zuſtand gegründet werden ſoll, auf eine Vertretung der einzelnen Provinzen des preußiſchen Staats, oder nicht vielmehr auf eine öffentliche Debatte unter allen Richtungen des Proteſtantismus an? kann nach den eben ausgeſprochenen Grundſätzen irgend eine derſelben, auch die der Lichtfreunde oder der Königsberger Freikirchler, ausgeſchloſſen werden? Ja, hat nicht, nach dem Grundſatze der individuellen proteſtantiſchen Gewiſſensfreiheit, die Ueberzeugung jedes Einzelnen genau daſſelbe Recht, wie die Anſicht und Meinung einer willkührlich zuſammengeſetzten Synode, oder einer Majorität ihrer Glieder? Wer vermag dieſe Fragen abzulehnen, wer ſie genügend zu beantworten!

Als Aufgabe der Generalſynode bezeichnet der Herr Miſter: „daß dieſelbe ſich über den Zuſtand der evangeliſchen Kirche in allen ihren Beziehungen gründlich beſinnen, und demnächſt ein gemeinſames Bewußtſeyn darüber zu gewinnen ſuche, was der Kirche Noth thue, und ihr Heil bringe.“ Dieſe Beſinnung, die ſo lange gefehlt hat, wünſchen auch wir von ganzem Herzen nicht nur den Mitgliedern der Synode, ſondern allen Proteſtanten jeder Richtung und Farbe.

Wahrlich, wem eine Erſcheinung, wie dieſe Verſammlung, nicht zum Nachdenken und zur Klarheit über die Lage des Proteſtantismus verhilft, wen ſie nicht aus der dumpfen Gleichgültigkeit des heutigen Indifferentismus aufrüttelt, wem ſie nicht die Augen öffnet über die Gegenſätze, welche eine unehrliche Sophiſtik ſo lange zu verhüllen bemüht war, — in dem iſt jeder Funke eines chriſtlichen Geiſtes, wie des gewöhnlichen natürlichen Verſtandes für immer erloſchen.

„Für den Zweck Ihrer Aufgabe gelangen keine beſondern Propoſitionen des Kirchenregiments an die Verſammlung.“ Alſo der Miniſter Eichhorn. Mit dem obbeſagten Berliner Bürger müſſen wir hier frank und frei unſere Unfähigkeit bekennen, den Sinn jenes, wie es uns ſcheint, ſo ſchmählich gemißbrauchten Wortes zu faſſen. Herr Eichhorn ſpricht von einem Schirmherrn der Kirche, der dieſer volle Freiheit laſſe. Und gleichzeitig erwähnt er eines Kirchenregimentes, welches ſich des Einbringens von Propoſitionen enthalte, von einer Kirche, die ſich unbehindert durch die Macht des Schirmherrn aus ſich ſelbſt neu erbauen ſolle, von einem Geiſte der Freiheit, der der Geiſt der evangeliſchen Kirche ſei. — Wir wiſſen aus dem Staatsrechte des weiland heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation, was ein Schirmherr einer Kirche ſei. Der Papſt war, was er heute noch iſt, der oberſte, von Gott eingeſetzte Regierer der allgemeinen Chriſtenheit in geiſtlichen Dingen, der Kaiſer Schirmvogt der römiſchen Kirche. Will der König von Preußen ſich zum Proteſtantismus ſeines Landes in ein ähnliches Verhältniß denken, ſo hat dieß freilich in der Wirklichkeit ſeine eigenthümlichen faktiſchen Schwierigkeiten. Doch können wir bis dahin immer noch mit ſolchen Worten einen nothdürftigen, theoretiſchen Sinn verbinden. Aber wer iſt das Kirchenregiment? Iſt es beſchloſſen in der Geſammtheit aller Prediger, als quaſi lehrender Kirche? oder in der Majeſtät des proteſtantiſchen Volkes? oder in dem Könige, der die Kirche durch ſeine Beamten regiert? Wir würden das Letztere glauben, aber Herr Eichhorn ſpricht ja von

Schirmherrſchaft und Kirchenregiment als zwei verſchiedenen, einander beſtimmt entgegengeſetzten Gewalten! Sollte er vielleicht in der Perſon des Königs zwei Naturen unterſcheiden, den Summus Episcopus, der die Kirche territorialiſtiſch beherrſcht und regiert, und den Schutzherrn des Proteſtantismus, der ihr volle Freiheit läßt? Hoffen wir, daß die Synode dieſe Scrupel in der Theorie, und die „Kirche der Zukunft" ſie durch das Factum löſen werde.

Jedenfalls hat der Miniſter, der, wie wir geſehen haben, im Beginne ſeiner Rede die Synode auf das Geſchäft ſich zu beſinnen und zum Bewußtſeyn zu kommen beſchränkte, vollkommen Recht, wenn er gegen das Ende der Allocution die ungeheure Wichtigkeit des Schrittes anerkennt, der in dieſer Berufung lag. „Seit den Tagen der Reformation hat die vaterländiſche Kirche keine Vereinigung geſehen, zu vergleichen der Ihrigen, man mag die Bedeutung in der Zuſammenſetzung der Verſammlung und der Zahl ihrer Mitglieder ſuchen, oder in der Natur und in dem Umfange der Gegenſtände, welche zur Berathung vorliegen." Wir können uns, wie oben dargethan, mit dieſer Anſicht, wenn auch von einem ganz andern Standpunkte aus, nur völlig und unbedingt einverſtanden erklären. Nur über die Wirkungen und den Erfolg dieſer großen Maßregel lauten unſere Anſichten etwas weniger ſanguiniſch. Herr Eichhorn verſpricht ſich nämlich von den Berathungen ein Ergebniß: „welches den Streit der Zeit durch eine tiefe Auffaſſung deſſen, was Noth thut, ausſöhnt, das Schwankende befeſtigt, das Getrennte vereinigt, und die Quelle eines neuen, reichen, alle Theile der Glieder der evangeliſchen Kirche durchſtrömenden Lebens." Noch wenige Monate, und die Juſtiz der Zeit wird über dieſe Vorausſagung, von der wir einſtweilen Act nehmen, ihr Urtheil geſprochen haben.

Ein zweites wichtiges Actenſtück zur Geſchichte der Berliner Synode iſt die Rede des Königs an die Abgeordneten des Kirchenraths. Auch der Monarch iſt durchdrungen von der inhaltſchweren Wichtigkeit des Schrittes, den er gethan,

Digitized by Google

Er wiederholt die Verſicherung, welche ſein Miniſter gegeben: daß er die Berathungen der Synode nicht influenziren wolle, und der Charakter Friedrich Wilhelms IV. iſt Bürge dafür, daß dieſes Verſprechen aus dem tiefſten Ernſte einer ſittlichen Ueberzeugung ſtammt. „Nur vollſte Freiheit der Berathung und Ueberzeugung kann hier Segensreiches wirken.“ Ja, der König iſt tief durchdrungen von der Nothwendigkeit einer, von jedem weltlichen Einfluſſe unabhängigen Kirche. Aber räumt er dieſer Kirchenverſammlung, die ſich auf ſeinen Wink im Amtslokale des Miniſteriums der geiſtlichen Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten verſammelte, eine höhere Macht und Gewalt ein: die Zweifel zu löſen, die Wahrheit auszuſprechen, den Irrthum zu verwerfen, räumt er ihr mit einem Worte eine Autorität ein? Mit nichten! auch er ſtellt ſich, ſolchem Anſpruche gegenüber, auf den Standpunkt des proteſtantiſchen Princips. „Auch ich werde in voller Freiheit der Ueberzeugung, die auf unwandelbaren Grundſätzen beruht, das Ergebniß Ihres Wirkens prüfen, Mich demſelben anſchließen, oder mich ihm gegenüberſtellen.“ — Wer kann läugnen, daß der König, als Proteſtant, das volle Recht zu dieſem Ausſpruch und zu ſolchem Verfahren hat! Wie könnte ihn ſeine Synode in ſeinem Gewiſſen binden? iſt darum die Autorität der allgemeinen Kirche und des Papſtes verworfen, daß ſie hinterrücks und ohne die großartige Conſequenz der alten Kirche von einer Geſellſchaft vielleicht ganz achtbarer Privatleute, die aber eine göttliche Miſſion weder haben, noch zu haben behaupten, auf Schleichwegen wieder uſurpirt werden ſollte? Wir laſſen dieſer Auffaſſungsweiſe dermaßen volle Gerechtigkeit widerfahren, daß wir unbedenklich Jedem, auch dem Geringſten der Unterthanen des Königs, in Kraft derſelben Grundidee des Proteſtantismus daſſelbe Recht einräumen. Jeder preußiſche Proteſtant, ohne Ausnahme, wird die zu erwartenden Conciliенſchlüße annehmen, in ſoweit ſie ſeiner Ueberzeugung entſprechen, und ſie verwerfen, in ſofern ſie ihm nicht zuſagen. Wir ſehen keinen Grund, warum Rupp und Wislicenus dieſen



Digitized by Google

Accord nicht eingehen könnten. Wenn es aber alſo iſt, und nach den unerbittlichen Geſetzen jeder geſunden Logik nur ſo und nicht anders ſeyn kann, ſo dürfte das poſitive Ergebniß der Verſammlung ſchwerlich das vom Herrn Miniſter angekündigte ſeyn. Deſto größeres Vertrauen aber ſetzen wir, unſers Orts, auf die mit Sicherheit zu erwartenden, negativen und indirekten Reſultate der Synode, auf die wir oben bereits hindeuteten. Wie dem aber auch ſei, der Monarch hat durch dieſe Aeußerung, wie durch den geſammten ſonſtigen Inhalt ſeiner Rede einen neuen Beweis geliefert, daß dieſe Angelegenheit Sache ſeines Herzens und ſeiner tiefſten Ueberzeugung iſt. Dieß muß Jeder erkennen, auch der, welcher aus den oben entwickelten Gründen anders über die Synode denkt, als Jene, welche zu ihrer Berufung riethen. So ſpricht nicht klug und kalt berechnende Politik, ſo kann nur ein warmes, edles Gemüth ſich äußern, welches die Verhältniſſe des heutigen Proteſtantismus durchſchaut, aber ſie zur Zeit noch nicht für ein von dem Weſen des Proteſtantismus unzertrennliches Gebrechen, ſondern für vorübergehende, möglicher Weiſe zu beſeitigende und auszubeſſernde Uebelſtände hält. Das Mittel zur Reformation ſollte dann, nach dem nahe liegenden Muſter und Beiſpiel des Conciliums von Trient, eine Verſammlung der Kirche an Haupt und Gliedern ſeyn. Vielleicht hat die Erfahrung ſchon in dieſem Augenblicke gezeigt, worin die Unterſchiede zwiſchen der Kirche und den proteſtantiſchen Bekenntniſſen liegen.

# XI.

## Aus einer Rede, gehalten am Geburtstage Sr. Majeſtät Friedrich Wilhelm IV., Königs von Preußen, vom Oberlehrer Teipel in Coesfeld.

(Schluß.)

Indem ich die auf Bildung des Schönheitſinnes gerichteten Künſte und Fertigkeiten übergehe, ſcheue ich es nicht, der Frage zu begegnen, ob denn alle Künſte und Wiſſenſchaften im Dienſte der Religion ſtehen ſollen. Unbezweifelbar; ſie ſollen derſelben nicht nur nicht entgegentreten, ſondern dieſelbe poſitiv pflegen und fördern. Oder können ſie anders, wenn ſie wahr bleiben wollen? Iſt das ihnen angewieſene Verhältniß nicht das allein gültige und richtige? Finden ſie nicht erſt in ihrer Beziehung auf Gott und alles Göttliche ihre Verherrlichung? Erſt der Religion dienend ſind ſie wahrhaft frei, wie nur der Menſch wahrhaft frei ſich nennen darf, der keinen Lüſten und Leidenſchaften, keinen offenen oder verdeckten Götzen, ſondern Gott allein dient, und Jedem, dem er ſich ſonſt irgendwie fügt, um Gottes Willen gehorſamt.

Unſere ſkizzenartige Darſtellung ruhet von ſelbſt auf der Vorausſetzung, daß Erziehung vom Lehren und Unterrichten nicht getrennt werden darf. Was hälfe uns die graue Theorie, wenn wir ſie nicht im grünen Leben angewandt ſehen wollten! So muß denn auch die Schulzucht fordern, daß der Knabe oder der junge Mann Abſtraction, Ausdauer und Selbſtbeherrſchung im Leben be-

während, nicht Alles genieße, nach dem es ihn gelüſten könnte. Und iſt nicht das gemeinſame Gebet, die gemeinſame Theilnahme an der Darbringung des heiligen Opfers, die Vorbereitung und Hinführung zum Empfange der heiligen Sacramente wirkſamer, als viele Ermahnungen und Belehrungen?

Nun möchte ich mich zu einem zweiten Punkte wenden, und den ich nicht kürzer bezeichnen zu können glaube, als wenn ich ihn das Verhältniß der Form zum Inhalte, des Kerns zur Schaale, des Scheines zur Wahrheit nenne.

Goldene Früchte in goldenen Schaalen anzubieten, iſt etwas Ausgezeichnetes, aber goldene Früchte in ehernen Schaalen ſind doch immer noch beſſer, als eherne Früchte in goldenen Schaalen. Ich will hier nicht ſprechen von der den Menſchen erniedrigenden Unklarheit, nach der man es einem höher anrechnet und ihn längerer Mißachtung ausſetzt, wenn er eine aus Achtloſigkeit entſprungene, unſchädliche Lächerlichkeit ſich zu Schulden kommen läßt, als wenn er ein Laſter begangen hat. Worauf ich mir die Aufmerkſamkeit gegenwärtig vorzüglich hinzulenken erlaube, das iſt das Verhältniß der ſprachlichen Darſtellung zu ihrem Inhalte. Von Jugend auf ſoll ſich der Menſch daran gewöhnen, nur das auszuſprechen, was ſeine Empfindung, ſeine Ueberzeugung iſt und werden muß; gewarnt ſoll er werden vor der leeren Wortmacherei, die ſich um den Inhalt nicht kümmert, wenn ſich nur die ſprachliche Wendung gut ausnimmt; die zu Gunſten einer ſchönen Redensart, einer abgerundeten Periode, eines Beifall erregenden Witzes die Wahrheit zu verletzen, oder ſich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen keine Scheu trägt. Beſonders iſt hier auf die Lectüre zu achten. „Ich billige den Inhalt dieſes Werkes nicht, aber es iſt ſchön geſchrieben“, wie oft hört man ſolchen Ausſpruch! Ein berühmter Mann hat einſt geſagt: „Der Stil iſt der Menſch!“ Das will ſagen: „Das Wort und die Schrift iſt der verkörperte, das innere Seelenleben darſtellende Gedanke, die in einen Leib und in eine faßbare Hülle gekleidete Anſchauungs-, Gefühls- und Wollensweiſe eines Menſchen.“ Somit wird die Hülle in der Regel ſich dem Gedanken eng anſchmiegen, und daher ſo ſchön oder häßlich werden müſſen, als der Gedanke ſelbſt. Und ſo finden wir es auch in der That. „Das Werk iſt ſchön

Digitized by Google

geſchrieben", ſagt Mancher; der Kundige aber denkt: „Die Darſtellung iſt eben ſo leer und hohl, eben ſo ſaft- und kraftlos, eben ſo falſch und gleißend, eben ſo weichlich und lüſtern als ihr nichtswürdiger Inhalt." Doch, dem ſei, wie ihm wolle, wer möchte ſich denn durch ein ſchönes Kleid beſtechen laſſen, wenn es einen häßlichen Körper, oder durch einen ſchönen Körper, wenn er eine häßliche Seele umſchließt! So gewöhne man denn den Knaben, der dabei nur mit ſtrenger Auswahl leſen ſoll, ſich immer über den Inhalt des geleſenen Stückes oder Buches Rechenſchaft abzulegen, und die Hauptidee des Ganzen am Ende beſtimmt auszuſprechen oder gar aufzuſchreiben. Auf ſolche Weiſe wird man ſich über das Geleſene erſt recht klar werden, die fremden Gedanken zu ſeinem geiſtigen Eigenthum machen, nicht hier- und dorther geholte, unzuſammenhängende Brocken unverſtandenen Wiſſens in ſich aufnehmen, ſondern, obwohl man die Erfahrung und Weisheit Anderer benützte, ſeine geiſtige Errungenſchaft als zuſammenhängendes Beſitzthum erblicken. Zugleich wird man auf ſolche Weiſe leicht der Verworrenheit und bodenloſen Gefährlichkeit, der Seichtigkeit und Leerheit mancher Werke auf die Spur kommen. Und bei Dutzenden von Büchern wird man, wenn man am Ende derſelben fragt: „Welche Wahrheit hat der Schriftſteller darin dargeſtellt? welche Hauptidee liegt dem Werke zu Grunde?" ſagen müſſen: „Keine Idee klingt darin an; nichts, was das Gemüth erfreuen, den Geiſt veredeln, den Willen ſtärken könnte, iſt darin dargeſtellt, die Lectüre desſelben iſt geiſtiger Müſſiggang. Sieht man aber in Romanen die in Bewegung geſetzten Mittel, wodurch der Schriftſteller zum erwünſchten Ziele einer Verbindung kam, näher an, Gott! welche Ungebührlichkeiten werden da bisweilen als Unverfängliches, Erlaubtes, oder gar Lobenswerthes dargeſtellt. So können dann in glatter Form die verderblichſten Grundſätze ſich unbemerkt in die Seele ſchleichen. Und wie leicht fällt es, durch die Art der Einkleidung, dem Böſen den Schein des Erlaubten zu geben! Das Kind handelt wider den vernünftigen Willen des Vaters, aber der Vater iſt als ein unnatürlicher Wütherich, als ein in den filzigſten Geiz verſunkener Unmenſch, als ein ſeinen Wahnbegriffen von Stand und Ehre Alles aufopfernder Thor beſchrieben, und in dem Maße, als das Herz ge-

gen dieſen eingenommen wird, rechtfertigt es das widerſpänſtige, ehrfurchtsloſe Betragen des pflichtvergeſſenen Kindes. Iſt es nicht leicht, für den kühnen Räuber, durch Beimiſchung einiger Züge Edelmuths, und durch Contraſtirung mit ſeinem heuchelnden und ſchmeichelnden, ſchleichenden und betrügenden Bruder einzunehmen, ja ihn vielleicht zum Lieblinge der Jugend zu machen? Da ſoll nun die prüfende, ſondirende, und die Fäulniß trotz der gleißenden Decke ausſchneidende Hand ihre Dienſte thun, der Schein ſoll nicht über die Wahrheit, die Einkleidung nicht über den Inhalt, die Form nicht über das Weſen den Sieg gewinnen. Der Punkt, den ich hier berührte, läuft nach zu vielen Seiten in den verſchiedenſten Linien aus, als daß ich hoffen dürfte, mehr denn eine ſchwache Ahnung darüber gegeben zu haben.

Leichter zu behandeln iſt für unſern Zweck der folgende Punkt: Soll nämlich die Jugend zu feſten, in ſich einigen Charakteren erſtarken, ſo muß die häusliche Erziehung mit der Schule im Einklange ſtehen.

Der Zögling ſoll von den Lippen ſeines Erziehers die Grundſätze der Weisheit, Tugend und Religiöſität einſaugen und von ſeinem Handeln ſie abſehen. Iſt das möglich, wenn er nicht mit Achtung, Liebe und Verehrung an demſelben hängt? Iſt nun gleich der Lehrer und Erzieher Menſch, und ſchwacher Menſch, ſo kann dieß, falls er nicht durchaus pflichtvergeſſen iſt, den Schüler nicht von ihm entfernen; wenigſtens lehrt die Erfahrung, daß alle großen Männer bis in's Greiſenalter ihren Erziehern ein Herz voll Liebe und Hochachtung bewahrten. Aber freilich kann das Haus dieſen zarten Schmelz reiner Anhänglichkeit und Liebe mit rauher Hand leicht verwiſchen. Man braucht nur vor den Ohren der Kinder von dem Lehrer mit Geringſchätzung zu ſprechen, ſein Handeln mißbilligender Critik zu unterwerfen, mit den Anſichten der Schule ſich nicht einverſtanden erklären, und der Jüngling, der von Adam her den Kitzel in ſich trägt, auf eigenen Füßen ſtehen, nach eigener Willkür gehen, keinen über ſich ſehen zu wollen, wird leicht Feuer fangen. Die Heiden haben hierin tiefe Blicke gethan. Alexander, der große Macedonierkönig, ſtellt in gewiſſer Hinſicht ſeinen Lehrer über ſeinen Vater; die Chineſen wollen den Lehrer lebenslänglich als Vater geehrt wiſſen; die Indier erheben wieder

Digitized by Google

den Lehrer höher als den Vater *). Der Gatte würde es der Gattin, die Gattin dem Gatten mit Recht übel nehmen, wenn ſie vor den Ohren ihrer Kinder gegenſeitige Befehle und Anordnungen tadelten oder aufhöben, es gehört wenig Umſicht dazu, um dieſes auf die Schule auszudehnen. Die Anſichten der Schule ſind immer ausgegangen von einem ganzen, oft ſehr großen Vereine von Männern, welche, das Wohl der Jugend im Herzen tragend und ihre Einzelerfahrungen gegen einander austauſchend, von vorn herein Vertrauen verdienen. Eltern ſind, wo es ſich gerade um ihre Kinder handelt, gar leicht befangen und parteiiſch, eine Behauptung, die mir Keiner übel nehmen wird, wenn ich offen bekenne, daß ich für meine Schüler, die in gewiſſer Hinſicht meine Kinder ſind, oft nur zu leicht Partei zu ergreifen mich geneigt fühle. Hieran möchte ſich auch unſchwer die Meinung abſtumpfen, daß der Lehrer wohl für ſeine Schüler gar leicht zu ſtreng ſeyn, und ihnen zweckmäßige Vergnügen abſchneiden dürfte. Wer könnte glauben, daß wir nicht lieber freundliche, fröhliche, lebensfriſche Geſichter ſähen, als dumpfe, düſtere, gleichgültige? Denkt man aber an öffentliche Vergnügungen und Beluſtigungen, ſo möchte ich mir eine Frage erlauben: Wir, die in den Jahren Vorgerücktern, ſind in dieſer Hinſicht ſtrenge erzogen, und Theilnahme an öffentlichen Luſtbarkeiten wurde uns durchaus abgeſchnitten. Haben wir nicht deßhalb eine frohe Jugend durchlebt? Und unſere kernigen Schüler verleben ſie noch jetzt ohne ſolche Theilnahme. Fragt ſie nur ſelbſt! Oder ſind wir vielleicht deßhalb nicht vergnügungsſüchtig genug geworden? — Glaubt man aber vielleicht jetzt viel Vergnügungen der Jugend einräumen zu müſſen, damit ſie nicht ſpäter vergnügungsſüchtig werde: ſo hieße dieß wohl in unſerm Falle, die Teufel durch Beelzebub austreiben wollen. Es iſt aber ferner einleuchtend, daß die Schule nicht im Stande

*) Vergl. unſere Bemerkung im chriſtkatholiſchen Magazin B. 2, H. 4, S. 799 und Webewer: „Ueber die Nothwendigkeit eines kräftigern Zuſammenwirkens des Hauſes und der Schule für Erziehung und Unterricht“ im Programm der Selecten-Schule zu Frankfurt a. M. 1845. S. 10.

Digitized by Google

iſt, die übeln Eindrücke, welche Kinder durch unpaſſende Reden, welche ſie daheim hören, und durch unlobenswerthe Beiſpiele, welche ſie im häuslichen Kreiſe ſchauen, unſchädlich zu machen; ein Punkt, den ich nur deßhalb berühre, damit man nicht alles Böſe, welches Zöglinge der Schule zu Tage fördern, der Erziehungsanſtalt aufbürde. Aber das Haus ſoll nicht allein der Schule nicht entgegentreten, es ſoll derſelben thätige Theilnahme beweiſen.

Wie viele Stunden ſind die Kinder außerhalb der Schule? Wenn ſie da ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, wer berechnet die Folgen? Und wenn den Lehrern von gewiſſenloſen, vielleicht durch Gewinnſucht verblendeten Menſchen ſogar Hinderniſſe gelegt werden, die Schüler außerhalb der Schule zu beaufſichtigen und vor Ausſchweifungen zu behüten: wer kennt die Ausdrücke, die ſtark genug wären, ſolche Nichtswürdigkeit zu brandmarken? — Eltern, die den Lehrer als Lohndiener betrachten, und von ihm erwarten, daß er ſein bezahltes Tagewerk thue, ſtehen für uns zu tief, als daß wir zu ihnen hinabſteigen könnten. Im Grunde genommen ſollten Eltern oder deren Stellvertreter und Lehrer immer im lebendigen Verkehr bleiben, und ſich hinſichtlich der Erziehung und des Unterrichts wenigſtens oft gegenſeitige Mittheilungen machen. Wie iſt's möglich, Einheit in die Erziehung, und demnach in den Charakter zu bringen, wenn von vorn herein ein zweifacher Ausgangspunkt vorhanden iſt?

Wäre der behandelte Gegenſtand nicht der größten Aufmerkſamkeit werth, ſo hätte ich längſt fürchten müſſen, meine verehrten Zuhörer zu ermüden. In der Ueberzeugung aber, daß ſolche wichtige Betrachtungen nicht allein jeden denkenden Menſchen zuweilen beſchäftigen, ſondern daß auch jener Monarch, deſſen Geburtstag mich zu ſolchen Erwägungen hinführt, dieſelben billigen würde, finde ich meine Beruhigung; und er würde ſie nicht allein billigen, ſondern aus allen Kräften unterſtützen, denn das Wohl der Schulen iſt ſein Wohl!

Er alſo, der Hochverehrte, den wir lieben, auf den wir vertrauensvoll hinſehen, dem wir langes und ſegensreiches Daſeyn und Wirken vom Allerhöchſten erflehen, Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, lebe hoch!

Digitized by Google

# XII.

## Literatur.

Darſtellung der ſpaniſchen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus. Mit einer Vorrede von Joſeph von Görres. Erſter Band. XXVIII u. 464 S. Zweiter Band. 537 S. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1846. 8.

Der Wunſch, auf jedem Gebiete menſchlicher Wiſſenſchaft und Forſchung die Spuren und Zeugniſſe katholiſcher Wahrheit nachzuweiſen, kann unter gewiſſen Umſtänden auch den Mißgriff zur Folge haben, daß ein allzuraſcher Eifer bei der Bearbeitung irgend eines beſondern Fachs es vorzieht, auf Koſten des beſtimmten nächſten Ziels ſich in theologiſche Lucubrationen zu verlieren, ſtatt ſich zu begnügen, in der gründlichen Entwicklung des reichlich geſammelten und wohlgeordneten Lehrſtoffs am rechten Ort auch ſolche Reflexe des göttlichen Lichts anzudeuten. Dergleichen Verirrungen ſind aber beſonders in glaubensarmen Zeiten zu vermeiden, wo der blödſichtige Dünkel eines verkehrten Willens, ſelbſt dem poſitivſten Inhalte gegenüber, im frivolen Ignoriren und Negiren ſich gefällt, und die eigene brutale Geiſtloſigkeit als den göttlichen Weltgeiſt einzuſchwärzen ſucht. Darum ſind uns jene Werke doppelt willkommen, die nach ſorgſamer und verſtändiger Benützung des disponibeln Materials, mit allſeitiger Durchforſchung und Be-

Digitized by Google

herrſchung des Gegenſtandes hinſichtlich ſeiner allgemeinen Bedeutung wie ſeiner ſpeciellen Faſſung, ihre Aufgabe in erſchöpfender Weiſe löſen; zugleich aber, weil ſie vom höhern Standpunkte nach allen Seiten und Beziehungen hin überſchauen und prüfen, was ſie finden und erkennen, getreu, ohne vorgreifende Abſichtlichkeit und deswegen um ſo überzeugender verkündigen, und in dieſer Art die eingänglichſten Beweiſe für manche verkannte oder vergeſſene Wahrheiten darbieten. Zu den Werken dieſer Art dürfen wir unbedenklich das oben genannte Buch zählen, und es iſt vorzüglich dieſe Eigenſchaft, wodurch die empfehlende und ausführliche Anzeige deſſelben in dieſen Blättern gerechtfertigt wird. Wenn der Verfaſſer, der ſich uns als Staatsdiener und Bewohner einer Provinzialſtadt kundgibt, über Unzulänglichkeit der Muße ſo wie der Quellen und bibliographiſchen Hülfsmittel klagt, und wegen möglicher Lücken die Nachſicht des Leſers anſpricht: ſo bemerken wir dagegen, daß wir dennoch, wenigſtens unter den uns bekannten Werken, in ſeinem Buche die umfaſſendſte Darlegung des literär-hiſtoriſchen Stoffs gefunden haben. Deswegen ſind wir auch der Meinung, daß es, mag er immerhin nicht als Gelehrter und Aeſthetiker vom Fach, ſondern nur als Dilettant mit Liebe geſchrieben haben, nicht bloß an die große Zahl gebildeter Leſer, wohin er es angewieſen, ſondern auch an Literatoren im ſtrengeren Sinne und zwar mit der Ausſicht auf vielfache Anerkennung ſich wenden dürfe. Nur etwas könnte ihm bei den üblichen Idioſynkraſieen dieſer Zeit vielleicht hier und dort einen übeln Empfang bereiten: daß es eine Probe ſeines guten Gehalts, das Vorwort J. von Görres, an der Stirne trägt.

Mit richtigem Blick gibt der Verfaſſer in der Einleitung eine hiſtoriſche und geographiſche Ueberſicht Spaniens und eine ausführliche Darſtellung der ethnographiſchen und Culturmomente, welche auf die Bildung des Charakters der ſchönen Literatur des ſpaniſchen Mittelalters von erheblichem Einfluſſe geweſen ſind. So wie er dadurch die organiſche Entwicklung dieſer Literatur, von ihrem Entſtehen an bis auf König Jo-

Digitized by Google

hann II. und von dieſem an bis zu den Zeiten Ferdinands und Iſabellens in ein helleres Licht geſetzt, ſo hat er auch für denſelben Zweck bei der Betrachtung der Chevalerie, der Galanterie und des Geiſtes der Abenteuer, die im Leben und in der Poeſie des ſpaniſchen Mittelalters eine vorzügliche Rolle ſpielen, länger verweilt. Hierauf geht er in eine genaue Erörterung über die Geneſis und Fortbildung der ſpaniſchen Sprache aus der lingua romana, dem Romance und den von fremden Sprachen hineingetragenen Wörtern und Wortformen ein, und wir haben über dieſes Verhältniß ſonſt nirgends ſo zuſammenhängende Aufſchlüſſe gefunden, obgleich das Einzelne für die ſtreng wiſſenſchaftliche Forſchung noch tiefer zu verfolgen ſeyn wird. Er ſagt von ihr Band I, Seite 130:

„Wer für Spracheigenthümlichkeit feineren Sinn hat, wird dem kaſtilianiſchen Idiome die Majeſtät und rauhe Schönheit der Sierra's, welche ſeine Wiege umſtanden, den Heldenmuth und Thatendurſt der Männer, welche es zuerſt ſprachen, den hohen, einſamen, durch arabiſchen Anflug Phantaſiereichen Charakter des Spaniers und die ſiegende Kraft, welche die chriſtlichen Königreiche allmählig hervorrief und vereinigte, wieder erkennen, und wie auf ſüdlichem Grunde nordiſcher Ernſt ſich niedergelaſſen hat. Er wird inne werden, wie hier römiſches und germaniſches Weſen in einen edeln, einander zur Einheit durchdringenden Bund traten, wie ſich arabiſcher Orientalismus jenen Elementen beſcheidentlich zugeſellte, und die von ihnen erhaltene Erlaubniß folgſamer Forterxiſtenz zur verſchönernden Eintracht gedeihen ließ .... Ein erhabeneres Gewand leiht dem Worte Gottes wohl kaum ein anderes Idiom. Dieß Wort zeigt ſich hier gewiſſermaßen im Feierkleide. Der mächtige Ernſt tiefer, ſonorer Vocale und der männliche, markige Bau der allen Illuſionen abholden Worte ſpiegeln die Unwandelbarkeit des katholiſchen Glaubens auf eine ſprechende Art ab. Dabei iſt die Sprache keineswegs ungefügig. Ihre Fülle, ihre Idealität, ihr Reichthum leihen ihr zu koſenden Tände-

Digitized by Google

leien ſo gut als zu ſchwungreichem Gedankenfluge erfolgreich ihre Mittel.“

Den Anfängen dieſer Sprache begegnen wir in der Schrift und in den älteſten Denkmalen der Literatur, die auch hier, wie faſt überall, der Poeſie angehören, welche ſich zuerſt in epiſcher Richtung bewegt, und frei von allem Mythiſchen aus dem wirklichen Leben der Volksgeſchichte naturgemäß hervorwuchs. Zum Belege deſſen dient eine kurze Ueberſicht des geſammten Romanzenvorrathes nebſt Proben von Ueberſetzungen des Verfaſſers, der uns jetzt in die drei größern epiſchen Dichtungskreiſe: den der reinhiſtoriſchen, der kirchlichen und der romantiſch-ritterlichen Epik, einführt. Hier erkennen wir es mit Dank, daß er uns vom alten Gedichte von Cid, von den geiſtlichen Dichtungen des Weltprieſters Gonzalo von Berceo und der Alexandreis des Juan Lorenzo Segura, die bisher in Deutſchland faſt ganz unbekannt oder mindeſtens ſehr verkannt waren, ſo ausführliche Auszüge und Analyſen dargeboten, daß wir, ſo weit es ohne vollſtändige Uebertragung möglich, von den Originalen klare Vorſtellungen gewinnen können. Wenn der Verfaſſer hier, wie im ganzen Verlaufe ſeiner Arbeit, mit ſeinem äſthetiſchen Ausſpruche ſehr karg iſt, und den Leſer lieber zum eigenen Urtheile befähigt, indem er ihm die Erzeugniſſe der ſpaniſchen Literatur ſelbſt durch Uebertragungen in charakteriſtiſchen Bruchſtücken zugänglich macht, ſo finden wir dieſe Selbſtverläugnung nur löblich. Bei den nun folgenden Ritterromanen mußte ihrer überſchwänglichen Weitſchweifigkeit wegen dieſe Behandlungsart im geringern Maße ſtattfinden, und die Darſtellung entſprechend beſchränkt werden.

Mit treffenden Zügen ſchildert der Verfaſſer die gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ſich kundgebende neue Richtung, welche dem abgeſchloſſenen epiſchen Cyclus gegenüber hervortritt, indem der didactiſche Geiſt, der Vorläufer des Reformationszeitalters und des Rationalismus, mit allen Streitkräften der Reflexion von verſchiedenen Seiten in die ſpaniſche Literatur einbrach, und ſich in mannichfachen Erſcheinungen —

Digitized by Google

in den Werken König Alfonſo II., des Infanten Don Manuel, des Erzprieſters Juan Ruiz von Hita und Lopez Ayalas — mehr oder minder vernehmlich ausgeſtaltete. Die gründliche Charakteriſtik und die Auszüge aus dem Grafen Lucanor und aus den Poeſien des Erzprieſters von Hita betrachten wir als eine willkommene Gabe, da trotz Eichendorffs Ueberſetzung des erſtern und Wolfs Charakteriſtik des letztern beide in ihrer wahren und vollſtändigen Geſtalt noch wenig bekannt ſind. Bedauern müſſen wir es aber, daß ſich der Verfaſſer, dem Anſcheine nach wegen Mangel des Materials, über die ältern Denkmale der ſpaniſchen Proſa unverhältnißmäßig kurz gefaßt hat, obgleich wir nicht verkennen, daß poetiſche Werke zu Auszügen geeigneter ſind.

Auf dieſem Wege bei dem Zeitalter Johann II. von Caſtilien, 1418 bis 1454, angelangt, macht der Verfaſſer einen Abſchnitt in ſeiner Darſtellung, weil durch die tief greifenden Wirkungen des zur Herrſchaft gekommenen ſubjectiven Geiſtes in Verbindung mit dem Einfluſſe der provencaliſchen Dichtkunſt auf die ſpaniſche Literatur eine neue Periode ſich bildet. Nachdem er im Anfange des zweiten Bandes, ſo weit es zum Verſtändniſſe nöthig wird, eine Schilderung jener Dichtkunſt, ihrer Formen und Behandlung durch die Troubadours gegeben, führt ihn die Abſicht, die Stellung König Johann's II. zur ſpaniſchen Literatur anſchaulich zu machen, zu einer geſchichtlichen Ueberſicht der Regierung dieſes Königs, welche unſers Bedünkens um desjenigen willen, was ſpäter aus Cibda Reals Briefſammlung, Fernan Perez de Guzmans proſaiſchen Schriften und der Chronik Alvaro's de Luna über Johanns Perſon und deſſen Hof beigebracht wird, kürzer hätte ausfallen dürfen. Bei der Angabe der unzähligen Dichter, welche Johann's poetiſchen Hof bildeten, vernehmen wir das Angemeſſene über die alten Cancioneros und überblicken, nachdem die Poeſieen der Bedeutenderen näher in's Auge gefaßt worden, die übrige große Maſſe in vier geſonderten Gruppen als geiſtliche Gedichte, Lehrgedichte, Liebeslieder und Scherzgedichte. Selbſt bei dieſem

Digitized by Google

zweckmäßigen Verfahren, welches um ſo nothwendiger erſcheint, als auch bei den namhafteren Dichtern die Unterſchiede ſchwer zu beſtimmen und nur ſehr dürftige Notizen von ihrem Leben beizubringen waren, wird es dem Verfaſſer ſchwer, ſeine Darſtellung ſtets vor Eintönigkeit zu bewahren, weßwegen er auch, jene poetiſche Reihenfolge unterbrechend, in anziehender Weiſe des heiligen Vicente Ferer und ſeiner wunderbaren Redegabe gedenkt.

Der Verfaſſer beginnt nun mit ſichtbarer Vorliebe die Darſtellung der dramatiſchen Poeſie des ſpaniſchen Mittelalters, welche innerhalb der gezogenen Gränze auch neben dem vortrefflichen Werke von Schack ihren beſondern Werth behält. Mit geiſtreicher Auffaſſung und großer Ausführlichkeit im Einzelnen betrachtet er das Inſtitut der Juglares, die Dichtungen des Todtentanzes, der comedieta de Ponza des Marquis von Santilana, die dramatiſchen Stellen der Liederbücher und den Dialog Mingo Rebulgo, in welchen Vorläufern der dramatiſchen Literatur er nicht ſowohl die echten Anfänge des ſpaniſchen Nationaldramas als verirrte Auswüchſe anderer Stämme erblickt. Nachdem er uns dann mit Juan de la Encina, welchen er als den erſten wirklichen Dramatiker begrüßt, und mit dem portugieſiſchen Gil Vicente bekannt gemacht, geht er in eine vollſtändige Charakteriſtik der merkwürdigen Tragikomödie Cöleſtina ein, für welche gründliche Arbeit wir ihm, ungeachtet der ſehr gelungenen Ueberſetzung von Bülow, allen Dank ſchuldig ſind. Endlich zur proſaiſchen Literatur dieſes Zeitraums ſich wendend, macht er mit Recht darauf aufmerkſam, daß, wenn man nicht erwarten darf, in den Auszügen und Ueberſetzungen eines Literaturhiſtorikers, der nicht zugleich im Beſitze großer Dichtergaben iſt, einem getreuen Spiegelbilde caſtilianiſcher Poeſieen zu begegnen, eine anſchauliche Vorſtellung von den Erzeugniſſen der Proſa, des Umfangs der Werke wegen, noch ſchwerer zu erreichen ſei. Dennoch hat er ſich bei den ausführlichen Mittheilungen über die Schriften des Gutiere de Games, Cibda Real, Fernan Perez de Guzman,

Digitized by Google

Hernando de Pulgar und Alvaro de Luna nach unſerm Dafürhalten ziemlich gut aus der Verlegenheit gezogen, was ihm dagegen bei den übrigen Proſaiſten weniger gelungen zu ſeyn ſcheint, wo allerdings die Dürftigkeit des Materials nicht ſelten zu einer unfreiwilligen Sparſamkeit genöthigt haben mag; weßwegen hier einem künftigen Bearbeiter noch eine gute Nachleſe vorbehalten ſeyn wird.

Die Anſicht, welche am Schluße über das Verhältniß der Königin Iſabella zur ſpaniſchen Literatur ausgeſprochen wird, weicht von der gewöhnlichen Annahme der Literarhiſtoriker ab. Unſer Verfaſſer läßt mit ihr keineswegs eine neue Epoche beginnen, ſondern eine abgelaufene ſich vollenden; und wir müſſen bekennen, daß uns dieſe Meinung nach demjenigen, was er für ſie anführt, wohl begründet erſcheint. Durch ſie wird auch der ſonſt ſchwer zu löſende Widerſpruch gehoben, daß unmittelbar nach dem Anbruch einer neuen Periode, wo wir doch das Regen und Wirken friſcher Kräfte vorausſetzen dürfen, plötzlich ein Stillſtand faſt von der Länge eines Menſchenalters eingetreten ſeyn ſoll, ohne daß irgend etwas Großes und Eigenthümliches aus der neuen Gährung und Richtung hervorgegangen wäre.

Nachdem wir in Kürze angedeutet, was dem Leſer zur klareren Auffaſſung und zum beſſern Verſtändniſſe der ſchönen Literatur Spaniens — in ihrem Geſammtcharakter wie in vielen, bisher unbekannten oder wenig zugänglichen Einzelheiten — bis zur Regierung des erſten Carls, in Deutſchland des fünften, dargeboten wird, haben wir noch jene Eigenſchaft des Buches nachzuweiſen, welche wir als den vorzüglichen Beweggrund zu ſeiner ausführlichen Beleuchtung in dieſen Blättern bezeichneten. Im Allgemeinen rechnen wir hieher die unabhängige Geſinnung und Wahrheitsliebe, die ſich allenthalben kundgibt, und einen werthvollen Beitrag zu den ſtets zahlreicheren Beſtrebungen geliefert hat, den hiſtoriographiſchen Taſchenſpielerapparat zu beſeitigen, wodurch man das Mittelalter in ein nächtliches Ungethüm verwandelt, um das Zeitalter der Re-

formation als eine glänzende Lichtpartie aus dunkelm Grunde aufſteigen zu laſſen. Unſer Verfaſſer iſt auf dem Wege langer und ſtrenger Forſchungen zu dem richtigen Standpunkt gelangt, und was er ohne unlautere Abſichtlichkeit gefunden, das ſpricht er treu und ohne Hehl aus. Sein Urtheil über dieſes verunglimpfte Mittelalter hat er in der Schlußüberſicht Bd. II., S. 531 bis 537 klar formulirt, und wir entnehmen daraus einige Stellen:

„Die geiſtige Cultur der Gegenwart beruht auf Grundlagen, welche uns vom Mittelalter dargeboten wurden. In der geiſtigen Errungenſchaft der modernen Zeit iſt auch das Erbe der Voreltern mitbegriffen. Wir haben daſſelbe ohne eigene Arbeit überkommen. Es enthält den Grundſtock unſerer geiſtigen Capitale. Dieſen zu erwerben und gut zu beſtellen, war die Hauptſache. Die erſten Anfänge ſind aber bei weitem das Schwierigſte ... Aus unſcheinbaren, verkommenen aber Gottesfurcht und Ergebenheit hütenden Anſtalten bildeten ſich, wie in den übrigen Ländern Europas ſo auch in Spanien, die großen und zahlreichen Pflanzſtätten der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, welche ungeachtet der Mangelhaftigkeit aller äußern Verkehrsmittel unaufhaltſam und unaufhörlich ihre geiſtigen Schätze im ganzen Abendlande zu verbreiten wußten ... Die wilde Leidenſchaft der Beuteluſt und des kriegeriſchen Mordens hatte den zarteſten und edelſten Gefühlen Platz gemacht und den ſchönſten und den entſprechendſten Ausdruck gefunden, welcher geiſtvoll verarbeitet in Hütten, Burgen und Palläſten willige und empfängliche Hörer fand. Die großen Thaten der Gegenwart und Vorzeit wurden einzeln und in Maſſe in ſinn- und kunſtreichen Weiſen beſungen. Das Leben in ſeinen mannichfaltigen Erſcheinungen wurde in gelungenen Bildern geſchildert. Die Wahrheiten eines beſeligenden Glaubens fanden, vom dichteriſchen Geiſte glücklich behandelt, einen willkommenen Anklang in vieler Hörer Bruſt ... Schon die begeiſterte Annahme, welche die aus den eröffneten Fundgruben

Digitized by Google

des klaſſiſchen Alterthums geförderte Ausbeute ſo allgemein fand, ſetzt eine ſchon anſehnlich vorgeſchrittene Geiſtesbildung voraus. Einer Barbarei, worin die gewöhnlichen Compendienſchreiber uns dieſe Zeiten verſunken erſcheinen laſſen, würden dieſe Culturſchätze eben ſo wenig willkommen als genießbar geweſen ſeyn ... Die caſtilianiſchen Dichter und Proſaiſten des Mittelalters ſtanden in der überwiegenden Mehrzahl gleich den großen ausländiſchen Dichtern jener Zeit alle in der Mitte des Chriſtenthums und der Kirche ... So berechtigt denn nicht minder, vielleicht aber noch weit mehr als andere Literaturen des Mittelalters, auch die ſpaniſche zu dem Urtheile, daß aller Fehler des fünfzehnten Jahrhunderts ungeachtet durch gewiſſenhafte Pflege und Entwicklung des vorhandenen Guten, durch ſtufenweiſes und den Geſetzen der Stätigkeit folgendes Fortſchreiten und Weiterbauen auf den beſtehenden Grundlagen, auch ohne alles gewaltſame Zerwürfniß mit der Vergangenheit, eine beſſere Zeit würde herbeigeführt worden ſeyn ... Der ſpaniſche Geiſt bedurfte daher nicht einer Kirchenumwälzung, um ſich in ſeiner eigenthümlichen Grandezza zu zeigen. Denn wo Kunſt, Religion und Wiſſenſchaft ſo viel verſprechende Werke zu Tag brachten, war für den menſchlichen Geiſt irgend eine Neuerung kein Erforderniß, deren Werth man vielleicht auch in andern Ländern, welche davon betroffen wurden, zu hoch anſchlägt, weil man ſich nicht vergegenwärtigt, was ohne dieſelbe mit den vorhandenen Mitteln erreicht werden konnte."

Die Gerechtigkeit, welche er einer vielfach geſchmähten Zeit widerfahren läßt, bewährt er auch in der Betrachtung ihrer Religion und ihres Cultus Er iſt kein Glied der katholiſchen Kirche und das Vorwort bezeichnet ihn als einen Proteſtanten. Allein wir erkennen in ihm weniger noch den Proteſtanten als den Katholiken, und dürfen ihn wohl zu jenen zählen, die ſich im Verſtande mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche bis zu einem Grade befreundet haben, daß dieſe Freundſchaft, von tiefer Ueberzeugung wenig unterſchieden, nur



Digitized by Google

der befruchtenden Gnade zur Wiedergeburt im Glauben und Willen bedarf. In dieſer Hinſicht verweiſen wir auf das, was Bd. I, S. 10 und 17 über die chriſtliche Bedeutung der Völkerwanderung, was bei der Betrachtung der kirchlichen Epik und ihrer Erzeugniſſe von den Poeſieen des Gonzalo von Berceo und der naiven Frömmigkeit dieſes Weltgeiſtlichen von Bd. I, S. 229 an vorgetragen iſt. Eben ſo wenig im Geiſte des proteſtirenden Rationalismus ſind die Bemerkungen, womit die erſten Aeußerungen dieſer ſelbſtſüchtigen Verſtandesrichtung in der ſpaniſchen Literatur Bd. I, S. 357, 398, 444, Bd. II, S. 41 beleuchtet werden. Mit Recht erblickt der Verfaſſer in ihnen die Efflorescenzen deſſelben verführeriſchen Geiſtes, der ſpäter die Kirche Chriſti ſpaltete und das ungenähte Gewand, welches alle ihre Kinder umſchlang, mit frechem Dünkel zerriß. Der Betrachtungsweiſe der Kirche noch näher verwandt ſind die Anſichten und Empfindungen, welche bei der Beſprechung der geiſtlichen Gedichte der Spanier aus dem fünfzehnten Jahrhundert und insbeſondere des poetiſchen Cultus der Mutter Gottes in den Marienliedern Bd. II, S. 210 ff. offenbar werden. Bezüglich auf die kecke Inconſequenz, mit welcher der Proteſtantismus neben einer überaus poſſierlichen Quaſivergötterung von Luthers Buchenhölzchen und ſonſtigen Reformationsutenſilien ſich die gehäſſigſte Verhöhnung und Schmähung der als Götzendienſt verdammten Verehrung der Jungfrau Maria und der Heiligen erlaubt, leſen wir Bd. II, S. 220:

„Die caſtilianiſche Poeſie hatte es noch nicht zu der tiefſinnigen Einſicht gebracht, daß die rührende Verehrung, welche der Gottmenſch ſelbſt ſeiner jungfräulichen Mutter widmete, und welcher ſo viele Begnadigte und heilige Menſchen gefolgt ſind, ein ſchnöder Götzendienſt ſei. Da das Mittelalter vergangen und ſein Mund verſchloſſen iſt, ſo kann es ſich gegen den Unverſtand und die Ungerechtigkeit ſolcher Anſichten und Urtheile nicht vertheidigen. Es würde ſonſt ſeine Berechtigung zu der Verehrung der Holdſeligſten ſchon durch einen Seitenblick auf die maßloſe Vergötterung beweiſen,

womit ein Theil der neuern Geſchichtſchreibung verſchiedene Lieblingsheroen, als Luther, Hutten, Sickingen, Guſtav Adolph und andere Männer des geprieſenen Fortſchritts beehrt ... Luther hatte, als er das canoniſche Recht, die wider ihn ergangene Bulle des Papſtes und einige Schriften ſeiner Gegner feierlich in die lodernde Flamme eines Scheiterhaufens warf, die bedeutungsvollen Worte geſprochen: weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! — Wollten die enthuſiaſtiſchen Verehrer des Reformators nur mit demſelben Eifer, womit ſie dieſe Selbſtcanoniſation pflegen und ſchützen, auch diejenigen gewähren laſſen, welche Mariens Wort an ihre Baſe Eliſabeth: Siehe, nun werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter! als an ſich geſprochen befolgen."

Nach allem dieſen war es nur folgerecht, daß der Verfaſſer die geiſtige Bedeutung und Würde, ſo wie die künſtleriſche Größe des katholiſchen Cultus wohl erkannte und kein Bedenken trug, in der Einleitung zur Schilderung der dramatiſchen Literatur des Mittelalters, Bd. II, S. 290, wo der Gegenſtand dazu aufforderte, ſeine Anſichten darüber auszuſprechen.

Die Literatur keines andern Volks wird in gleichem Maße falſch beurtheilt und ſchnöde mißhandelt, wenn ſie mit confeſſioneller Befangenheit und dürrer Reflexion in's Aug gefaßt wird, als die grundkatholiſche ſpaniſche, und nur des beſchränkten Raumes wegen verzichten wir darauf dasjenige anzuführen, was Görres in dieſer Beziehung S. IV bis VI ſeines Vorworts, wie immer bis zum Kerne der Sache eindringend, geſagt hat. Deßwegen konnte der Verfaſſer auch nur durch ſeine vorurtheilsfreie Betrachtungsweiſe den angemeſſenen Standpunkt und damit die höhere Berechtigung zu ſeinem Werke gewinnen. Befindet er ſich dadurch im harten Widerſpruche mit den Syſtemen und Lehren proteſtantiſcher Aeſthetiker und Literaturhiſtoriker, ſo mag er ſich mit dem Bewußtſeyn tröſten, daß dieſer Zwieſpalt nur in ſeinen ernſten Studien, in ſeiner verſtändigen Billigkeit und ſittlichen Gewöhnung wurzle, daß er

eben dadurch im gleichen Verhältniſſe der Wahrheit näher gekommen und zum Entwurfe eines treffenden Bildes von der ſpaniſchen Literatur des Mittelalters befähigter geworden ſei. Damit iſt aber zugleich der weſentliche Unterſchied zwiſchen ſeiner Darſtellung und jenen andern bezeichnet, welche wir in Deutſchland, mit Ausnahme der ausgezeichneten Wolfſchen Beiträge, bisher faſt nur proteſtantiſchen Schriftſtellern verdanken.

---

# XIII.

## Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens.

### Zweiter Artikel *).

Nichts iſt gewiſſer, als daß von der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens allein nicht alles Heil für unſere Rechtspflege zu erwarten iſt. Thorheit wäre es überhaupt, von irgend einer bürgerlichen Einrichtung Vollkommenes zu erwarten. Wer die Wirkungen eines auf jene Principien gebauten Verfahrens ſchildert, als ob dadurch jeder Beſchwerde in Anſehung der Rechtspflege werde vorgebeugt werden, will entweder Andere täuſchen, oder täuſcht ſich ſelbſt, iſt ein Lügner oder ein Phantaſt.

Die Römer haben jederzeit mündliches öffentliches Gerichtsverfahren gehabt; erſt in der ſpäteſten Zeit, nachdem die Gerichtsſitzungen längſt vom öffentlichen Markte in Gebäude

---

*) Dieſer Artikel wurde der Redaction ſchon im Januar dieſes Jahres übergeben, mußte aber wegen Mannichfaltigkeit des Materials zurückgelegt werden.

Die Redaction der hiſt.-polit. Blätter.

Digitized by Google

verlegt waren, wurde die Oeffentlichkeit beſchränkt. Gleichwohl wird ein Kenner der römiſchen Rechtsgeſchichte ſchwerlich behaupten, daß der Zuſtand der Rechtspflege im römiſchen Reiche, vollends in den Provinzen, ein befriedigender geweſen ſei, er möge die Zeit des größten Redners der Römer, oder die der höchſten Blüthe der Rechtswiſſenſchaft, oder die der unbeſchränkten Kaiſerherrſchaft ſeit Diocletian in's Auge faſſen. Die Römer haben uns ein claſſiſches Muſter wiſſenſchaftlich-praktiſcher Durchdringung des Rechts hinterlaſſen, das für alle Zeiten ſeinen Werth behalten wird, wie ihn die großen Werke der Alten in Poeſie, Philoſophie und Geſchichte niemals verlieren werden; aber keine Zeit der römiſchen Rechtsgeſchichte bietet uns ein Muſterbild eines praktiſch vollkommenen Rechtszuſtandes dar; man darf vielmehr behaupten, daß die Gerechtigkeitspflege damals in mancher Beziehung an bedeutendern Gebrechen litt, als man der deutſchen Rechtspflege unter der Herrſchaft des ſchriftlichen Verfahrens zum Vorwurfe machen kann.

Während des ganzen Mittelalters war das gerichtliche Verfahren in Deutſchland mündlich und öffentlich. Auch das Verfahren der Vehmgerichte war mündlich und öffentlich; nur die Albernheit moderner Ritter-Romane und Schauſpiele verlegt ſie in finſtere Kerkergewölbe; die Vehme richtete unter freiem Himmel, auf mündliche Anklage; nur mußten, wenn über einen Wiſſenden (Freigrafen oder Freiſchöffen), oder über einen Abweſenden, der auf die Ladung nicht erſchienen war, gerichtet wurde, alle Mitwiſſenden ſich entfernen, jedenfalls aber mindeſtens ſieben Freiſchöffen zugegen ſeyn, und in einem berühmten Falle, bei der Vernehmung des Herzogs Heinrich von Bayern im Jahre 1434, waren nicht weniger als achtzehn Freigrafen und achthundert Freiſchöffen zugegen, woraus ſich ergibt, wie ſehr der Vergleich des nicht öffentlichen ſchriftlichen Verfahrens mit dem der heimlichen Vehme hinkt. Gleichwohl möchte es bedenklich ſeyn, zu behaupten, daß etwa in der Zeit, als der große Hohenſtaufe die Herzogthümer zerſplit-

Digitized by Google

terte, oder als Rudolph von Habsburg mit beharrlicher Anſtrengung der Felſenneſter der Raubritter zerſtörte, oder während der friedloſen Friedensregierung Friedrich III. der Zuſtand der deutſchen Rechtspflege befriedigender geweſen ſei, als heutzutage in denjenigen deutſchen Staaten, welche noch das ſchriftliche Verfahren beibehalten haben, oder ſelbſt als zu der Zeit, da des weiland heiligen römiſchen Reiches Kammergericht Berge von Acten als Schutzwälle des Rechts gegen die Willkür aufthürmte.

Und ſchwerlich haben die Deutſchen heutigen Tages Urſache, England, das Land des großartigſten politiſchen Lebens, um den Zuſtand ſeiner bürgerlichen Rechtspflege zu beneiden, wenn gleich es nur mündlich öffentliches Verfahren kennt, ſo wie es auch Länder gibt, in denen im Weſentlichen das von Freunden der Mündlichkeit als Vorbild geprieſene franzöſiſche Gerichtsverfahren beſteht, und dennoch laute Klagen über die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege gehört werden, weil Beſtechlichkeit der Richter und Habſucht der Anwälte die Frucht des Geſetzes verderben.

So wichtig alſo die Form des Verfahrens iſt, ſo wird doch die Erreichung des Ziels aller Proceßgeſetzgebung, ſchleunige und gerechte Entſcheidung der Rechtsſtreitigkeiten, kräftiger Schutz des Rechts gegen das Unrecht, noch durch Anderes als durch jene bedingt. Vor Allem bedarf es einer wohlbegründeten Staatsordnung, einer kräftigen höchſten Staatsgewalt, welche jeden Verſuch der Eigenmacht abzuwehren und dem Walten des öffentlichen Richteramts freien Raum zu verſchaffen weiß, ohne die Macht zu haben, durch Eingriffe der Willkür den Rechtsgang zu ſtören. Dann aber iſt das Wichtigſte: gebildete, pflichteifrige, unabhängige und jeder Art von Beſtechung unzugängliche Richter zu haben. Wie ein ſchlechter Schulplan, wenn die Lehrer tüchtig ſind, die Erzielung ſchöner Reſultate des Unterrichts nicht hindern, der beſte aber unter den Händen untüchtiger Lehrer nur kümmerliche Früchte hervorbringen wird, ſo kann trotz einer mangelhaften Proceß-

Digitized by Google

Geſetzgebung, wenn nur deren Anwendung in die rechten Hände fällt, ein befriedigerender Zuſtand der Rechtspflege ſich ergeben, als bei einer an ſich zweckmäßigen Form des Verfahrens, wenn die Organe, durch welche dieſes wirkſam werden ſoll, nichts taugen, wenn die Richter unwiſſend und nachläſſig, oder gar feil und niederträchtig ſind.

Wiſſenſchaftliche Bildung iſt für unſere Richter ein unentbehrliches Erforderniß, wenn wir auch die Geltung eines einfachen Geſetzbuches vorausſetzen. In Frankreich hat man erfahren, welche nachtheilige Wirkungen es mit ſich brachte, daß zu Friedensrichtern, die doch nur einen beſchränkten richteramtlichen Wirkungskreis haben, Männer ohne rechtswiſſenſchaftliche Bildung berufen wurden. Daher iſt es Recht, wenn die Regierungen bei der Auswahl zu Anſtellungen im Juſtizdienſt vor Allem nach den Kenntniſſen und nach der im Leben bewährten wiſſenſchaftlich-praktiſchen Tüchtigkeit fragen, ohne andere Rückſichten vorwalten zu laſſen. Die Auszeichnung bewährter Tüchtigkeit iſt zugleich geeignet, den Pflichteifer zu heben, während es zum großen Nachtheile des öffentlichen Dienſtes nur einen durch Mißmuth lähmenden Einfluß auf die amtliche Thätigkeit ausüben kann, wenn anerkannte Fähigkeit und vieljährige treue Pflichterfüllung unbeachtet bleibt, ſeichte Mittelmäßigkeit aber, durch beſondere Umſtände begünſtigt, leicht ſich in die Höhe ſchwingt. Insbeſondere iſt es von großer Wichtigkeit, daß die Vorſtände der Gerichtshöfe nicht bloß durch Rang, ſondern auch durch wiſſenſchaftliche Bildung und praktiſchen Takt ſich auszeichnen und ſelbſt lebendiges Intereſſe hegend für würdige Haltung des Richteramts die beſſern Kräfte überall zu finden und zu heben wiſſen. Gewiß kann mancher Praktiker es aus Erfahrung bezeugen, wie unter der Leitung eines ausgezeichneten Vorſtandes die Wirkſamkeit eines Gerichtshofes bald ungleich günſtiger ſich geſtaltete, als da, wo der Stuhl des Präſidenten nur als ein ſorgenfreier Ehrenſitz angeſehen wurde.

Mit wiſſenſchaftlicher Bildung und praktiſcher Tüchtigkeit

aber muß ſich jene Unabhängigkeit und Lauterkeit der Geſinnung verbinden, die ganz vorzüglich die Zierde des Richters iſt, die niemals den Charakter verläugnet, welchen der Römer dem Rechtsgelehrten beilegt, den Charakter eines Prieſters der Gerechtigkeit *). Keinen verderblichern Krebsſchaden gibt es im Leben eines Volkes, als wenn ſeine Richter nicht richten nach dem Rechte, ſondern das Recht biegen nach Willkür, unterwürfig den Winken der Gewalt, oder zugänglich der Beſtechung von Seiten der Parteien. Die Kenntniß des Rechts ſelbſt wird zum böſen Gifte in der Hand feiler Richter, und die beſten Geſetze vermögen wenig gegen ſolches Verderben, wenn es einmal eingeriſſen iſt; die zweckmäßigſte Form des Verfahrens wird der Unlauterkeit ihr Spiel nicht unmöglich machen. Doch kann ſie dazu beitragen, es zu erſchweren, und auch ſonſt kann viel geſchehen, um dem Einreißen jenes Verderbens vorzubeugen und entgegenzuwirken; weniger durch Strafen — denn die Ungerechtigkeit derjenigen, die zu Dienern des Rechts beſtellt ſind, iſt ſchwerer in ihren Schlupfwinkeln zu verfolgen, als der liſtige Reinecke in ſeiner Höhle — als vielmehr dadurch, daß den Richtern eine Stellung gegeben wird, welche die Ehrenhaftigkeit des Standes fördert und die Verſuchung, das Amt als Quelle unreinen Erwerbes zu mißbrauchen, ſo viel möglich entfernt oder mindert. Wenn der, welcher die Wage der Gerechtigkeit in ſeiner Hand hält, von Nahrungsſorgen bedrängt iſt, und für die Erfüllung des Berufs, der alle ſeine Zeit und Kraft in Anſpruch nimmt, kaum ſo viel Entgeltung findet, um das äußere Anſehen ſeiner geſellſchaftlichen Stellung zu behaupten, ſo muß man befürchten, daß er der immer ſich erneuernden Verſuchung erliege, einen Lohn zu ſuchen, den er mit Abſcheu verſchmähen ſollte, und in Erwartung ſolchen Sünderlohns die Wage manchmal nach der Seite ſinken zu laſſen, auf welcher ſie in die Höhe ſchnel-

*) Merito quis nos sacerdotes appellet; justitiam namque colimus. Ulpian im erſten Fragment der Pandecten.

len ſollte. Daher iſt es eine heilſame Vorſorge des Staats, den angeſtellten Richtern eine dem Bedürfniß ihrer Stellung entſprechende Beſoldung zu geben, und wohl hat er Urſache, dieſem Gegenſtande nach dem Wechſel der Zeiten ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Ein geachteter preußiſcher Juriſt, der ſelbſt nicht Richter iſt, ſagt in dieſer Beziehung: „Das ungeheure Vertrauen, das der Staat auf die unbeſiegbare Integrität ſeiner Richter ſetzt, beweißt er am glänzendſten durch die im Durchſchnitt und im Vergleich mit dem geſunkenen Geldwerthe kläglichen Beſoldungen der Richter. — Man muß nicht Opfer fordern, wo man werthvolle Dienſte verlangt. Es ſind das Erſparungen, die ſehr theuer werden, durch welche man endlich einen ehrenwerthen Stand knickt;“ und ein anderer bemerkt ebenfalls in Bezug auf Preußen: „Der Werth des Geldes iſt enorm geſunken, der Wohlſtand des Landes, der Luxus der gewerbtreibenden Claſſen enorm geſtiegen, die Beſoldungen der Beamten ſind unverändert geblieben, und ſo kommt es, daß der Handlungsdiener eines guten Hauſes ſich häufig beſſer ſteht, als die jüngern Räthe eines Obergerichts. Die Zunahme des Cölibats iſt Folge davon. Das Bedürfniß wiſſenſchaftlicher Ausbildung wird zwar den Aemtern immer noch Candidaten genug zuführen, allein die Nachtheile dieſes Garçon- und Hageſtolzendienſtes werden mit der Zeit immer ſichtbarer hervortreten, und vielleicht zu ſpät den Mangel der Solidität empfinden laſſen.“

Uebrigens darf Deutſchland in Anſehung der bisher berührten Bedingungen guter Rechtspflege, im Vergleich mit andern Ländern, nicht klagen, wenn es auch an ſchlimmen Beiſpielen nicht fehlt und ſtete Wachſamkeit noth thut, daß nicht Verderben ſich einſchleiche. Kabinetsjuſtiz iſt ein faſt verſchollenes Geſpenſt; unſere Richter erfreuen ſich einer unabhängigen geſicherten Stellung, und dürfen im Ganzen genommen in Anſehung ihrer Kenntniſſe und ihrer Ehrenhaftigkeit den Vergleich mit dem Richterſtande irgend eines andern Volkes nicht ſcheuen. Sehr viel kommt aber zudem auf die Redlichkeit und Tüchtigkeit

Digitized by Google

der Rechtsanwälte an, die als Vertreter und Beiſtände der Parteien einen ſo höchſt bedeutenden Einfluß auf den Gang der Rechtspflege, zum Guten wie zum Böſen, ausüben, und nach dem Stande unſerer Verhältniſſe nicht entbehrt werden können. Wenn die Anwälte, verkennend ihren Beruf, dem Rechte zu dienen dadurch, daß ſie beiderſeits dasjenige, was der Richter zu Gunſten ihrer Partei berückſichtigen muß, geltend machen, und nicht zufrieden damit, daß ihnen dieſer Beruf die Quelle eines anſtändigen Lebensunterhaltes iſt, mit gleichem Eifer der Unterſtützung des offenbaren Unrechts, wie der Vertheidigung des guten Rechts ſich hingeben, wenn ſie ihre Rechtskunde mißbrauchen, um der Ungerechtigkeit immer neue Schlupfwinkel zu öffnen, und wenn ſie fette Proceſſe auf alle Weiſe zu ihrer Bereicherung auszubeuten ſuchen, während ſie minder ergiebige vernachläſſigen: ſo können ſie nach dem mündlichen Verfahren des franzöſiſchen Rechts eben ſo gut, ja vielleicht noch mehr als nach dem ſchriftlichen Verfahren des deutſchen Rechts, den Erfolg der Rechtspflege auf die nachtheiligſte Weiſe verkümmern.

Ein anderes Moment, worauf ſehr viel ankommt, iſt eine gute Gerichtsverfaſſung. Von dieſer hängt es hauptſächlich ab, daß die Gerichte überhaupt im Stande ſeien, ihrer Aufgabe zu genügen, daß gute Richter nicht in Verſuchung gerathen, von ihrer Pflicht abzulaſſen, daß ſchlechte weniger Spielraum für ihre Ungerechtigkeiten finden. Wenn im römiſchen Reiche, zur Zeit der größten Rechtsgelehrten, die Rechtspflege viel zu wünſchen übrig ließ, ſo lag der Grund davon, abgeſehen von dem herrſchenden Sittenverderbniß, gewiß vorzüglich in der mangelhaften Gerichtsverfaſſung. In der Hand eines einzigen Mannes ruhte die ganze Verwaltung und Gerechtigkeitspflege einer Provinz von beträchtlichem Umfange. Standen ihm auch Räthe und Gehülfen zur Seite, ſo war er doch allein der Inhaber der richterlichen Gewalt, ſein Urtheil das entſcheidende. Welche Aufgabe für den beſten und redlichſten, den Obliegenheiten dieſes Amtes vollkommen zu entſpre-

Digitized by Google

chen! welche Gelegenheit und welche Verſuchung zu Willführ und eigennützigem Mißbrauch der Gewalt! Ein ſchwacher Schutz dagegen war es, daß man ſich beſchwerend an den Kaiſer in Rom wenden konnte, und andererſeits wurde auch gerade durch willführliche Eingriffe von dorther der Gerechtigkeit manche Wunde geſchlagen. Während jetzt Frankreich allein ſechsundzwanzig Gerichtshöfe als Berufungsgerichte zählt *), deren jedem eine Anzahl Bezirksgerichte untergeordnet iſt, war zur Zeit der Römer das ganze Gebiet deſſelben nebſt einem Theile der Schweiz, dem ganzen linken Rheinufer, Belgien und Holland, nur in ſechs, ſpäter in zwölf, zuletzt in ſiebenzehn Provinzen getheilt, und in jeder ſolcher Provinz hatte ein Präſes jene umfaſſende Gewalt. Wie ſollte man davon Gutes erwarten! Wenn dagegen heutzutage der Zuſtand der Rechtspflege in Frankreich und ſo auch in den deutſchen Rheinlanden vor andern als befriedigend gerühmt wird, ſo liegt der Grund davon gewiß weit mehr, als in der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, in der trefflichen Gerichtsverfaſſung, deren ſich jene Länder erfreuen. Die Vorzüge derſelben beſtehen darin, daß alle wichtigeren Rechtsſachen von Collegialgerichten entſchieden werden; dann daß die Gerichte nur Gerichte ſind, gänzlich befreit von allen nichtrichterlichen Functionen, nicht nur von allen fremdartigen Verwaltungsgeſchäften, ſondern auch von der ſogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit, für welche das Notariat beſteht. Der Vorzug collegialer Verfaſſung der Gerichte iſt jedem einleuchtend, wenn gleich man gerne zugeben mag, daß geringere Rechtsſachen der Entſcheidung von Einzelnrichtern überlaſſen bleiben; ſowohl Unfähigkeit als Willführ und Unredlichkeit einzelner Mitglieder des Richterſtandes

---

*) Nach Schubert's Handbuch der Staatenkunde I. S. 236 ſind in Frankreich (mit Inbegriff der Inſel Corſika) 27 königliche Gerichtshöfe, mit 93 Präſidenten, 630 Richtern; ferner 361 Gerichtshöfe erſter Inſtanz mit 1626 Richtern. Dazu kommen denn noch die Friedensrichter und die Beamten des öffentlichen Miniſteriums.

Digitized by Google

iſt dort weniger zu fürchten. Eben ſo einleuchtend aber iſt es, daß die Rechtspflege ſich nicht wohl dabei befinden könne, wenn derſelbe Beamte, dem das Richteramt für einen anſehnlichen Bezirk anvertraut iſt, nebenbei aber nur für geringfügige Streitſachen Friedensrichtern als Einzelnrichtern die Entſcheidung zuſteht; von andern, und zwar den manchfaltigſten und fremdartigſten Geſchäften hin- und hergezerrt wird, von denen viele ihrer Natur nach oder wegen der Wichtigkeit, die ihnen von vorgeſetzten Behörden beigelegt wird, für dringender gehalten werden, als die Entſcheidung bürgerlicher Rechtsſtreitigkeiten, und wegen deren Verzögerung der Beamte leichter und ſtrenger zur Verantwortung gezogen zu werden fürchten muß; daß es ferner keine zweckmäßige Einrichtung ſei, wenn derſelbe Beamte, der heute als Organ der ſogenannten freiwilligen Gerichtsbarkeit etwa einen Vertrag oder ein Teſtament aufnimmt, einige Zeit nachher in den Fall kommen kann, als Organ des eigentlichen Richteramts über die Gültigkeit jenes Rechtsgeſchäfts, deſſen Ungültigkeit vielleicht er ſelbſt verantwortlicher Weiſe verſchuldet hat, zu erkennen. In Preußen iſt ſchon längſt die Gerechtigkeitspflege von den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung getrennt; die Gerichte, auch die Untergerichte haben nichts zu ſchaffen mit Polizei, mit Päſſen und Wanderbüchern, mit Wirthshäuſern und öffentlichen Luſtbarkeiten, mit Feuer- und Waſſergefahren, mit Landſtraßen und Eiſenbahnen, mit Schulen und Stiftungen, mit Wahlverhandlungen und Soldatenaushebung u. ſ. w. u. ſ. w. Dennoch wurde es bei der im erſten Artikel erwähnten Juriſtenverſammlung als ein Uebelſtand hervorgehoben, daß die Gerichte noch unter dem Drucke ſo vieler nicht eigentlich richterlichen Arbeiten erliegen, und der Wunſch ausgeſprochen, daß in dieſer Hinſicht die Geſetzgebung zweckmäßige Abänderungen bewirken möge. Dieſe Arbeiten beſtehen dort nur in der ängſtlich überwachenden Obervormundſchaft, in einem complicirten Sportel- und Depoſitalweſen, in der Führung der Hypothekenbücher und in Notariatshandlungen, in welche letzte ſich zudem die Gerichte mit den Juſtiz-

Digitized by Google

Commiſſarien theilen. Um wie viel hemmender und beſchwerender muß es ſeyn, wenn ſich mit allem dem noch eine kaum überſehbare Maſſe anderer Geſchäfte verbindet, die nach einer faſt noch weniger überſehbaren Maſſe von Verordnungen und Inſtructionen zu erledigen ſind*)! Theilung der Arbeit, Trennung des Verſchiedenartigen, kann hier für den einen wie für den andern Zweig des öffentlichen Dienſtes nur erſprießlich wirken. Eine andere Anſicht zwar ließ ſich vor einiger Zeit durch die Allgemeine Zeitung in einer Stimme aus Kurheſſen vernehmen. Sie meinte, die Trennung des Richteramts von aller Verwaltung führe nur dazu, daß die Richter ſich dem Leben zu ſehr entfremden, und immer mehr in haarſpaltenden Spitzfindigkeiten ſich ergehen, wie man auch im benachbarten Preußen bereits zu gewahren anfange; um das Jahr 1950 werde man vielleicht, ganz im Gegenſatze gegen die jetzige Ausſcheidungstendenz, in jedem Dorfe einen Dorfrichter finden, der wieder alle Gewalten in ſich vereinige. Wir wollen hoffen, daß dieſer kein ruſſiſcher Hetmann oder gar ein türkiſcher Kadi ſei. Der Urheber dieſer Prophezeiung muß ſeine abſonderlichen Erfahrungen in Preußen gemacht haben, vielleicht von dieſem oder jenem Polizeimann, dem die Selbſtſtändigkeit und Gewiſſenhaftigkeit des Richteramts hinderlich war. Es hat ſonſt noch gute Wege, daß unſere Rechtspflege nicht durch Haarſpalten in Verwirrung gebracht werde, und daß die Richter ſich dem Leben entfremden, möchte weniger zu beſorgen ſeyn, als daß Beamte, die mit allem Möglichen zu thun haben, dem Beruf des Rechtſprechens entfremdet werden, und auch da, wo ſie Recht ſprechen ſollten, geneigt ſind, polizeilich darin zu verfahren. Uebrigens ließe ſich das wohl annehmen, daß für den beſchränkten Kreis einer Dorfgemeinde ein Beamter hingeſtellt würde, der den Mitgliedern derſelben die nächſte Autorität in

---

*) Man vergleiche z. B. die Anleitung zur Kenntniß der weſentlichen Beſtimmungen für den adminiſtrativen Wirkungskreis der Landgerichte, von Freudel, Bayreuth 1845.

Digitized by Google

allen Sachen wäre. Aber es iſt leicht einzuſehen, daß dieſer in Bezug auf die Rechtspflege ſowohl, wie in Bezug auf die übrige Staatsverwaltung im Ganzen doch nur eine untergeordnete Stelle einnehmen könnte, und daß es etwas ganz anderes iſt, wenn für einen Bezirk von zehn und zwanzig Tauſend Einwohnern oder mehr eine Behörde ſo verſchiedenartigen Anforderungen genügen ſoll.

Vom bedeutendſten Einfluße iſt endlich noch der Zuſtand der materiellen Geſetzgebung, nach welcher die Gerichte Recht zu ſprechen haben; wenn die Gerichte des Rheinlands leichter die vorkommenden Proceſſe erledigen, als die dießſeitigen Gerichte, ſo iſt dieß, von allem andern abgeſehen, ſchon aus dem Grunde nicht zu verwundern, weil die manchfaltig ſich durchkreuzenden Particularrechte, welche hier gelten, weit mehr Schwierigkeiten erzeugen, als die dort beſtehende einfache Geſetzgebung, welcher zudem verſchiedene Rechtsverhältniſſe, die oft gerade die weitläufigſten Rechtsſtreite veranlaſſen, völlig fremd ſind.

So vielfach alſo ſind die Bedingungen eines befriedigenden Zuſtandes der Rechtspflege; es wäre ein großer Irrthum, wenn man Oeffentlichkeit und Mündlichkeit für die Zaubermittel hielte, welche allein alle Uebelſtände zu beſeitigen vermöchten; wenn nicht Anderes hinzukommt, ſo kann die unvorſichtige Aufnahme jener Principien leicht noch ärgeres Uebel herbeiführen. Nun aber kehrt uns die Frage wieder, ob denn überhaupt Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens, auch unter den gehörigen Vorausſetzungen, als ein erſprießliches Element für die bürgerliche Rechtspflege gelten könne? Ich nehme keinen Anſtand, der jetzt vorherrſchenden Meinung mich anſchließend, dieſe Frage zu bejahen, und trete ſomit in offenen Widerſpruch der Anſicht mit dem Verfaſſer des im vorigen Bande dieſer Blätter enthaltenen Aufſatzes. Es iſt jedoch nicht meine Abſicht, hier die Gründe dafür erſchöpfend zu entwickeln, indem dieſes zu ſehr in juriſtiſche Erörterungen hineinführen möchte; ich will mich nur darauf beſchränken, den Erwägungen jenes

Aufſatzes einige Gegenbemerkungen entgegenzuſtellen, vorzüglich in der Abſicht, daß nicht in dieſen Blättern eine ſo wichtige Zeitfrage nur von einer Seite beleuchtet erſcheine.

Trennen wir die Frage über Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, ſo iſt leicht zu erkennen, daß die erſte ein bei weitem wichtigerer Gegenſtand geſetzgeberiſcher Erwägung iſt, als die letzte. Jene iſt gewiſſermaßen eine Vorbedingung für dieſe; denn ſo weit das Verfahren in einem bloßen Schriftwechſel beſteht, kann von Oeffentlichkeit kaum die Rede ſeyn, und zu dem Ableſen der Vorträge und den darauf folgenden Berathungen anderen Perſonen, als den Gerichtsgliedern den Zutritt zu geſtatten, möchte theils wenig anziehend, theils nicht räthlich ſeyn. Auch bedarf es, wenn an die Stelle des ſchriftlichen Verfahrens ein ſolches treten ſoll, worin mündliche Gerichtsverhandlung ein weſentliches Element bildet, einer durchgreifenden, wohlbedachten Umgeſtaltung der ganzen Proceßordnung; iſt aber das Verfahren einmal darnach geordnet, ſo erledigt ſich die Frage über die Oeffentlichkeit einfach durch die Entſcheidung darüber, ob man die Thüren des Gerichtsſaales auch nicht betheiligten Perſonen öffnen ſolle oder nicht. Daher würde es verkehrt ſeyn, bei legislativer Berathung dieſes Gegenſtandes das letzte voranzuſtellen, und eine unverantwortliche Thorheit wäre es, wenn etwa eine Ständeverſammlung einer ſonſt befriedigenden Proceßordnung bloß darum ihre Zuſtimmung verſagen und dadurch jene vereiteln wollte, weil gegen ihren Wunſch nicht zugleich unbedingte Oeffentlichkeit der mündlichen Verhandlungen gewährt ſeyn ſoll. Indeſſen hat unſer Verfaſſer die Oeffentlichkeit vorangeſtellt, und ſo will ich ihm auch darin folgen.

Nicht von der ſogenannten parteilichen Oeffentlichkeit iſt hier die Rede. Ein Rechtsverfahren, deſſen weſentliche Momente ſelbſt für die Parteien Geheimniß bleiben, wäre ein Unding; auch der durchaus ſchriftliche Proceß iſt kein heimlicher für die Parteien. Es könnte nur die Frage entſtehen, ob nicht bei einigen Handlungen, deren Reſultate jedenfalls den Parteien

Digitized by Google

bekannt werden müſſen, auch perſönliche Gegenwart derſelben geduldet werden ſolle, namentlich beim Zeugenverhör und bei der Urtheilsfindung, und in dieſer Beziehung ſtimme ich dem genannten Verfaſſer bei, wenn er dieß in einem Falle billigt, in dem andern Falle, ſo fern nämlich eine collegiale Berathung vorausgeſetzt wird, mißbilligt; doch könnte allenfalls den Parteien geſtattet werden, den thatſächlichen Beſtandtheil des Vortrags mit anzuhören, um ſich zu überzeugen, daß dem erkennenden Collegium alles Erhebliche vorgelegt werde. Wir reden hier von der Oeffentlichkeit des Verfahrens auch für andere, als die Parteien und deren Anwälte, von der ſogenannten volksthümlichen Oeffentlichkeit, wobei jedoch immerhin angemeſſene Beſchränkungen in Anſehung der Perſonen, welche davon Gebrauch machen mögen, gedacht werden können.

Aber: „Oeffentlichkeit der Privat-Rechtspflege! Liegt nicht ſchon in den Worten der Widerſpruch, der ſchlagend das Unpaſſende jenes Verlangens darthut? Wie kann man dazu kommen, Privatangelegenheiten der Bürger vor die Oeffentlichkeit ziehen zu wollen?“ — Man könnte mit gleichem Rechte ſagen: „Oeffentliche Richter ſollen in Privatſachen urtheilen? Wie kann man dazu kommen, Privatangelegenheiten vor öffentliche Gerichte zu ziehen?“ — Und jeder wird ſogleich erkennen, daß in jenen Worten ein Widerſpruch gar nicht liegt. Das Privatrecht ſteht dem öffentlichen Rechte gegenüber, nicht wie das heimliche dem offenkundigen, ſondern als das zunächſt nur die Verhältniſſe der Einzelnen als ſolchen unter einander betreffende Recht im Gegenſatz von denjenigen Rechtsnormen, welche die Verhältniſſe und Aufgaben des Staates als Geſammtheit betreffen. Die geſammte Ordnung der Gerichte und des Gerichtsverfahrens aber bildet einen Theil des öffentlichen Rechts, indem ſie ſich unmittelbar auf die Erfüllung der weſentlichen Aufgabe des Staates, des Rechtsſchutzes nämlich, bezieht; und wer nun dieſen öffentlichen Rechtsſchutz für ſich in Anſpruch nimmt, der muß ſich auch derjenigen öffentlichen Ordnung unterwerfen, an welche die Thätigkeit der

richterlichen Gewalt des Staats gebunden iſt. Wenn ein römiſcher Bürger den Prätor erſucht hätte, ſein Tribunal zu verlaſſen und ſich mit ihm in eine heimliche Kammer zu begeben, weil er ſeine Rechtsſache, die ja nur Privatſache ſei, nicht auf öffentlichem Markte verhandelt ſehen möge, welches Erſtaunen würde ſich der Zuhörer bemächtigt haben! und doch wußten die Römer ſehr gut jus publicum und privatum, judicia publica und privata zu unterſcheiden. Alſo mit den Worten iſt noch nichts geſchlagen, und von einer durch die Natur der Sache gegebenen Nothwendigkeit heimlicher Verhandlung der Privatrechtsſachen vor den öffentlichen Gerichten kann keine Rede ſeyn.

Indeſſen könnte man ſagen, wenn auch die Ordnung des Gerichtsverfahrens im Ganzen eine Sache des öffentlichen Intereſſe ſei, ſo ſei doch jeder einzelne Proceß nur eine Privatſache der Parteien, welche andere Bürger nichts angehe; nun, ſei es zur gerechten Entſcheidung der Sache nicht nothwendig unbetheiligten Zuhörern den Zutritt zu den gerichtlichen Verhandlungen zu geſtatten, den Parteien aber könne dieß läſtig und unerwünſcht ſeyn; daher ſei es beſſer, die Oeffentlichkeit auszuſchließen. Faßt man die Sache von dieſem Geſichtspunkt auf, ſo kommt es nur darauf an, ob nicht dieſe Rückſicht auf den Wunſch der Parteien durch andere Rückſichten, welche zu Gunſten der Oeffentlichkeit ſprechen, überwogen werde? Iſt das Letzte der Fall, verſpricht die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens Vortheile, welche in der Wagſchaale des allgemeinen Wohls ſchwerer wiegen, als die mögliche Abneigung der Parteien gegen öffentliche Verhandlung ihrer Privatrechtsſachen, ſo iſt es legislativ gerechtfertigt, für jene ſich zu entſcheiden; der Einzelne hat kein Recht, die allgemeine Ordnung des Verfahrens nach ſeinen individuellen Wünſchen beſtimmt zu ſehen.

Hierbei fragt ſich aber vor allem, ob denn überhaupt eine ſolche Abneigung gegen öffentliche Gerichtsverhandlungen im Volke vorherrſchend ſei? Ich würde das für kein gutes Zeichen

halten; man kann aber die Frage auch, was Deutſchland betrifft, dreiſt mit **Nein** beantworten. Eine im Jahre 1843 in Berlin erſchienene Brochüre findet es zwar bedenklich, und ſogar die Grundlage der Monarchie (nach Montesquieu), die Ehre, gefährdend, wenn durch öffentliche Verhandlung gegen Perſonen der vornehmeren Claſſe den geringern Ständen eine Luſt bereitet werde; aber man darf wohl bezweifeln, daß dieſe Sentenz in Deutſchland viel Anklang gefunden habe, oder von irgend Jemanden für den wahren Ausdruck der deutſchen Volksmeinung gehalten worden ſei. Dagegen iſt von deutſchen Ständeverſammlungen ſchon oft auf Einführung der Oeffentlichkeit angetragen worden, die Mitglieder dieſer Verſammlungen aber ſind ohne Zweifel ſelbſt großentheils ſchon in bürgerliche Rechtsſtreitigkeiten verwickelt geweſen, und haben darin doch keineswegs Anlaß gefunden, der Geheimhaltung das Wort zu reden. Auch haben Römer und Deutſche Jahrhunderte lang ſich die Oeffentlichkeit der Privatrechtspflege gefallen laſſen, vermuthlich ohne Murren, ſo wie man auch jetzt von dorther, wo ſie beſteht, kein Murren darüber vernimmt, während ſich anderwärts über den Mangel derſelben nicht ſelten etwas der Art hören läßt, auch unſere Ahnen vor drei- bis vierhundert Jahren nicht ohne Murren ſich an das damals neue Schriftverfahren gewöhnt haben, deſſen Einführung übrigens am wenigſten durch das Streben nach Geheimhaltung der Proceſſe motivirt worden iſt. Alſo darf man im Allgemeinen annehmen, daß jener Grund für die Ausſchließung der Oeffentlichkeit nur ſehr leicht wiege. Höchſtens könnte er ſo viel bewirken, daß man, die Oeffentlichkeit als Regel aufſtellend, den Parteien das Recht einräumte, deren Ausſchließung oder Beſchränkung im einzelnen Falle zu verlangen, und dann würde man wahrſcheinlich eine ähnliche Erfahrung machen, wie man ſie in der Provinz Weſtphalen in Betreff des ſummariſchen Proceſſes gemacht hat.

Der Einräumung einer ſolchen Befugniß tritt aber eine andere Erwägung widerrathend entgegen. Denn gewiß würden

Digitized by Google

meiſtens nur ſolche Parteien oder deren Anwälte Gebrauch davon machen, welche das Licht der Oeffentlichkeit ſcheuen, weil ſie einen faulen oder frivolen Rechtsſtreit durchzuführen gedenken. Gerade das aber iſt ein unläugbarer Vortheil der Oeffentlichkeit, daß ſie Parteien von der Verfolgung und Anwälte von der Vertheidigung ſchlechter Sachen, beide von nichtswürdigen und unverſchämten Kunſtgriffen und Ausflüchten abhält. Dieſen Vortheil gewährt zwar zum Theil ſchon die Mündlichkeit; der Mund ſträubt ſich, all das erbärmliche und abſichtlich verwirrende Gewäſch zu ſprechen, was das ſchamloſe Papier ohne Erröthen dem Richter zu leſen gibt; aber es iſt leicht einzuſehen, daß dieſe Wirkung in erhöhtem Maße eintreten werde, wenn der Redende zugleich noch außer den Richtern ein ehrenwerthes Publikum vor ſich ſieht, oder jeden Augenblick fürchten muß, Männer eintreten zu ſehen, in deren Achtung er nicht verlieren möchte, und gegen deren Anweſenheit nicht wie gegen die der Richter durch Gewohnheit ſein Gefühl ſich abhärtet. Man fürchtet, daß in manchen Rechtsſtreitigkeiten, z. B. Injurienhändeln, Erbſchaftsſtreitigkeiten und andern das Familienleben berührenden Rechtsſachen, durch die öffentliche Verhandlung leicht die Erbitterung der Parteien erhöht werde, die Leidenſchaftlichkeit an Heftigkeit zunehme. Aber es läßt ſich anderntheils erwarten, daß gerade die Oeffentlichkeit manche ſolche Proceſſe im Keim erſticke, oder doch wenigſtens auf deren Behandlung einen vortheilhaften Einfluß übe, welcher jene Folgen mildern könnte. Die Erfahrung zeigt, daß Bitterkeiten, ſchwarz auf weiß, z. B. ein Briefwechſel, viel tiefer verletzen und ſchwerer zu heilende Spaltungen erzeugen können, als wenn ſie nur im flüchtig geſprochenen Worte enthalten ſind, theils wohl, weil man jene ſich immer reproduciren kann, theils weil ſie mit mehr Vorbedacht zugefügt ſcheinen, und eben ſo mit Vorbedacht erwiedert werden können. Daher findet man nur zu häufig, wie ſich im Verlaufe eines langen ſchriftlichen Proceſſes die Leidenſchaft der Parteien gegeneinander zur heftigſten Erbitterung ſteigert; die Streitſchriften

füllen ſich mit bittern Ausfällen oder Bosheiten, und jede folgende ſucht die vorhergehende zu übertreffen; nicht ſelten treiben es die Advokaten ſo aus eigenem Gefallen daran, und ziehen die Parteien allmählig hinein, aber oft auch verlangen die Parteien es ſo, und ſchätzen die Schrift ihres Anwalts vorzüglich darnach, wie ſcharf er's dem Gegner zu ſchmecken gibt, und ſo wird die Feindſchaft immer ärger. Es wäre nun freilich thöricht, zu glauben, daß nicht auch beim mündlichen Verfahren Aehnliches vorkommen werde, und daß es dann nicht vielleicht manchmal durch die Oeffentlichkeit noch verletzender werden könne. Aber im Ganzen kann man zuverſichtlich erwarten, daß ähnliche Scandale von Rabuliſterei, Parteileidenſchaft und Schmähſucht, wie ſie in Proceßſchriften nicht ſelten vorkommen, im öffentlich mündlichen Verfahren weit ſeltener, und nicht leicht in demſelben Maße ſtatt finden würden, theils weil Manchen das Ehrgefühl abhalten wird, ſich perſönlich dem Publikum als williges Organ niedriger Parteileidenſchaften vor Augen zu ſtellen, theils weil auch die Furcht, wegen ungebührlicher Reden ſo fort durch den Präſidenten des Gerichtshofes zurecht gewieſen zu werden, kräftiger davon zurückhalten wird, als die Beſorgniß, daß eine Proceßſchrift wegen ungebührlichen Inhalts zurückgegeben werden könne, theils weil überhaupt die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen unter den Rechtsanwälten ein höheres Gefühl ihrer Standeswürde, das ſolch unwürdigem Gebahren entgegenwirkt, zu begründen und zu pflegen geeignet iſt. Uebrigens kann man auch in dieſer Beziehung auf die Erfahrung ſich berufen, und zwar nicht eine Erfahrung, die man „bei ganz anderer Staatsverfaſſung, in andern Zeiten, bei andern Völkern, unter total verſchiedenen Lebensverhältniſſen" gemacht hat, ſondern auf die mehr als dreißigjährige Erfahrung eines der ſchönſten Theile des deutſchen Vaterlandes, mit einer Bevölkerung von beiläufig drei Millionen Einwohnern, die ſich durch Lebendigkeit des Charakters und bewegliche Regſamkeit vor andern deutſchen Stämmen auszeichnen. Und ſolche Beiſpiele ſind allerdings

Gründe. Oder möchte ſich Jemand getrauen, den Beweis zu führen, daß dort jene Nachtheile ſich wirklich gezeigt haben? wobei er ſich nur nicht der Täuſchung hingeben möge, daß anderwärts die gerügten Scandale nicht exiſtiren, weil ſie Niemanden bekannt werden, als wem der angenehme Beruf beſchieden iſt, die unerquicklichen Acten auszudreſchen. — Daß aber die Oeffentlichkeit der Verhandlungen ausgeſchloſſen wird, wo die Rückſicht auf die Sittlichkeit es gebietet, iſt keineswegs eine Inconſequenz, eben weil dieſe beſchränkende Vorſchrift aus ſittlichen Gründen gerechtfertigt erſcheint, und dieſes Intereſſe jede andere Rückſicht überwiegt. Es ſcheint vielmehr ſehr conſequent, die Oeffentlichkeit da, wo ſie mit augenſcheinlicher Gefahr für die Sittlichkeit verbunden iſt, auszuſchließen, da aber, wo ſie im Allgemeinen mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen verſpricht (denn die Minderung frivoler Streitſucht iſt doch wohl auch ein ſittliches Intereſſe), dieſelbe zuzulaſſen.

Unſer Gegner ſelbſt will es nicht in Abrede ſtellen, „daß manche muthwillige und faule Proceßführung aus Scheu vor dem öffentlichen Urtheile, aus Furcht vor dem Verluſte der öffentlichen Achtung unterlaſſen werden würde, welche beim geheimen Verfahren im Dunkel der ſchriftlichen Verhandlung und im Vertrauen auf die Amtsverſchwiegenheit der Richter, Gerichtsbedienſteten und Anwälte Jahrzehnte lang ungeſcheut hingeſchleppt wird.“ — „Hierin“, ſagt er, „liegt unverkennbar eine Lichtſeite des öffentlichen Civiljuſtizverfahrens.“ Wir können noch hinzuſetzen, daß daſſelbe eben dadurch nicht bloß der Beförderung der Moralität ſich dienlich erweiſet, ſondern auch der Beförderung des weſentlichen Zweckes aller Rechtspflege. Die Aufgabe des einzelnen Proceſſes iſt freilich nur, den einzelnen Rechtsſtreit baldmöglich durch eine gerechte Entſcheidung zu Ende zu führen. Der Zweck der ganzen Ordnung der Rechtspflege iſt aber der, überhaupt das Recht zu pflegen, das Unrecht abzuwehren und zu beſeitigen. Und da nun muthwillige und faule Proceßführung gewiß zum Unrecht gehört, ſo

erfüllt diejenige Ordnung der Rechtspflege, welche jener kräftiger entgegenwirkt, ohne den nächſten Zweck, gerechte Entſcheidung der wirklich erhobenen Rechtsſtreite, zu beeinträchtigen, ihre Aufgabe offenbar beſſer, als eine andere, welche ſolchem Unfug durch das „Dunkel der ſchriftlichen Verhandlung" Vorſchub leiſtet. Es iſt aber überhaupt auch eine zu beſchränkte Anſicht, daß die Rechtspflege, als die ſie ſich ſelbſt Zweck ſei, andere Zwecke des Staates nur in ſo weit zu fördern berufen ſeyn könne, als es die Erfüllung ihrer (eigentlichen) Aufgabe ohnehin mit ſich bringt. Vielmehr iſt es ſehr wünſchenswerth, daß ſie zugleich andern guten Zwecken nach Möglichkeit diene, ſofern nur die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe nicht darunter leidet, und je mehr eine Proceßordnung jenes leiſtet, deſto mehr verdient ſie den Vorzug vor einer andern, die nur in gleichem Maße die Hauptaufgabe erfüllt.

Als ein ſolcher Vortheil des öffentlichen Rechtsverfahrens ſtellt ſich nun zunächſt noch die Förderung der Rechtskenntniß im Volke dar. Der Gegner deſſelben iſt unbefangen genug, einzuräumen, daß dieſer Grund zu Gunſten der Oeffentlichkeit, vom idealen Standpunkte aufgefaßt, ſeinen guten Klang behalte. Wir ſind zwar weit entfernt zu glauben, daß in unſerer Zeit ein Geſetzbuch in ſo einfacher, bündiger Weiſe könne abgefaßt werden, daß Jedermann es nicht nur verſtehen, ſondern auch in jedem vorkommenden Fall mit Sicherheit ſelbſt anwenden oder deſſen Anwendung beurtheilen könne, und wir würden es für verkehrt halten, bei Entwerfung einer neuen bürgerlichen Geſetzgebung auf eine erſchöpfende Kaſuiſtik auszugehen. Wir ſind überzeugt, daß die Oeffentlichkeit nicht alle Bürger zu Juriſten bilden und ihnen den Beiſtand eines Rechtskundigen in ihren Angelegenheiten nicht entbehrlich machen wird, daß die Pflege des Rechts auch fernerhin einem zu dieſem Berufe wiſſenſchaftlich ausgebildeten Juriſtenſtande anheimfallen wird, und daß insbeſondere auch das römiſche Recht, welches nicht bloß von einem geiſtreichen Franzoſen als raison ecrite bezeichnet, ſondern überhaupt in der ältern und neuern fran-

zöſiſchen Jurisprudenz als ſolche geachtet iſt, fortan ein wichtiges Element der rechtswiſſenſchaftlichen Bildung bleiben wird. Alles dieſes kann uns allerdings das Beiſpiel unſerer Nachbarn jenſeits des Rheines lehren. Wer einigermaßen mit der jetzigen Rechtswiſſenſchaft der Franzoſen vertraut iſt, weiß es, welches Gewicht ſie noch jetzt dem Studium des römiſchen Rechts beilegen, und wie die beſten Bearbeiter des geltenden Rechts überall an jenes anknüpfen, wie viele ſchwierige und ſtreitige Fragen ferner bisher ſchon in der neuern Praxis ſich ergeben haben, deren Anzahl kaum geringer ſeyn möchte, als die der wirklich praktiſchen Controverſen des gemeinen Civilrechts. Aber iſt denn nicht das ſchon ein Gewinn, wenn die Rechtskenntniß, der Sinn des Rechts im Volke mehr verbreitet und entwickelt wird? wenn nun Viele mit dem Rechte, ſo weit es ihren Lebenskreis berührt, vertrauter werden, ſtatt es wie von einer Sibylle erfragen zu müſſen? Iſt hier nicht ſchon das halbe unvollkommene Reſultat ein wirklicher Gewinn? Und das läßt ſich doch wohl nicht läugnen, daß dazu die Oeffentlichkeit der Verhandlungen beitragen kann, daß ſie ſelbſt bei dem gegenwärtigen Zuſtande unſeres Rechts dazu beitragen könnte. Man kann auch hier die Erfahrung in den Rheinlanden befragen; mancher Friedensrichter, der unmittelbar mit den Rechtſuchenden in Berührung kommt, wird unſere Ausſage beſtätigen, und ſichtbarer noch wird man dieſe Wirkung von den öffentlichen Sitzungen der Handelsgerichte nachzuweiſen vermögen, denen die Gewerbtreibenden häufig mit Intereſſe beiwohnen. Einem dritten Artikel wollen wir es vorbehalten, ob die Oeffentlichkeit etwa noch andere Vortheile gewähre, und welche Bedenken etwa noch andererſeits dagegen zu ſprechen ſcheinen.

Digitized by Google

## XIV.

## Katholiſche Betrachtungen über die Rede des Grafen Montalembert vom 2. Juli.

(Nachtrag zu den Zeitläuften.)

Wie betrübend für das Herz des Katholiken auch die Apoſtaſie manches Ungläubigen in Deutſchland ſeyn möge, — viel kränkender und niederſchlagender ſind für Jeden, der die Sache der Kirche ohne Eigennutz und Nebenzwecke verficht, Fehltritte und ſchwere Verirrungen der Gläubigen. Beide verhalten ſich zu einander wie leicht abtrocknender Schorf auf der Hautoberfläche, zu einem tiefen, ſchmerzvollen Leiden eines edeln Organs. Hinge das Geſchick der Kirche an der Menſchen Rede und Thun, hätte ſie nicht eine von Gott geordnete Regierung und einen Mittelpunkt der Einheit, deſſen Stimme Alle hören können, die eines guten Willens ſind, und wäre der Geiſt Gottes ihr nicht verheißen bis an das Ende der Zeiten, ſo würden wir die Rede, welche Graf Montalembert am 2. Juli in der franzöſiſchen Pairskammer gehalten hat, als eine große Niederlage beklagen. Wir würden uns mit Recht dem Vorwurfe parteiiſcher Einſeitigkeit ausſetzen, wollten wir dieſen beklagenswerthen Fall mit Stillſchweigen übergehen. Wir ſprechen alſo davon, weil wir müſſen, mit Betrübniß und Widerſtreben, und dieſes zwar, weil wir den Muth und das Tale nt

Digitized by Google

mit welchem Graf Montalembert die Sache der Kirche in Frankreich bei andern Gelegenheiten verfocht, nie verkannt haben, obwohl wir uns früher ſchon großer und mannigfacher Bedenken über die Erſprießlichkeit der hauptſächlich von ihm zur Erkämpfung der Lehrfreiheit eingeſchlagenen Wege nicht erwehren konnten. Jene Rede vom 2. Juli nun nimmt in Formen, die uns im Munde der Männer des Berges nicht überraſcht haben würden, nochmals und ohne auf die ſeither erhaltenen Aufſchlüſſe Rückſicht zu nehmen, für den jüngſten Revolutionsverſuch in Galizien Partei, erhebt diejenigen, die das Unheil durch ihre wahnſinnige Schilderhebung verſchuldeten, als heilige Märtyrer einer gerechten Sache zu den Sternen, ſchont Preußen, entſchuldigt Rußland, überſchüttet dagegen aber Oeſterreich (deſſen Truppen und Beamte ohne Zweifel in Maſſe an dem beſtimmten Tage ermordet worden wären, wenn ſich die Bauern nicht zu Gunſten der Regierung erhoben hätten), mit Anſchuldigungen und Schmähungen, die ſich entweder ſchon von vornherein als unwahr und längſt widerlegt darſtellen, oder nicht bewieſen ſind, oder auf der einfachen petitio principii beruhen, daß das, was die leidenſchaftlichſten Ankläger Oeſterreichs, die an deſſen Verläumdung ein augenſcheinliches Intereſſe haben, ſagen, nothwendig wahr, die Gegenrede dieſer Regierung dagegen ein haltloſes, von käuflichen und gewiſſenloſen Organen erfundenes Lügenwerk ſei. Wir haben den weſentlichen Hergang deſſen, was in Galizien geſchehen, ſchon öfter in dieſen Blättern beſprochen und uns, wie wir es der Wahrheit gemäß konnten und mußten, mit Entſchiedenheit gegen die Verläumdung erklärt, — daß jene polniſche Verſchwörung einen kirchlichen Charakter getragen, oder katholiſche Zwecke verfolgt habe. Jetzt tritt ein anerkanntes und berühmtes Haupt der katholiſchen Partei in Frankreich nicht bloß mit einer Rechtfertigung jener Conſpiration, ſondern mit der beſtimmten Anklage gegen die Regierung auf, gegen welche das Attentat gerichtet war, daß ſie den Anſchlag genährt, befördert, gut geheißen habe, um den Adel des Landes in eine Falle zu locken, ihn in einem großen Blutbade

Digitized by Google

vertilgen zu können. „Es hat in Galizien wie in Krakau eine Verſchwörung gegeben, das iſt wahr. Ich gebe ihr dieſen Namen, aber ich wünſche nicht, ihm einen übeln Sinn beizulegen. Es hat eine Verſchwörung gegen die Autoritäten in Polen und gegen die beſtehende Regierung in dieſem Lande gegeben, aber ich beeile mich hinzuzuſetzen, daß keine wichtige Perſon ſich dazu bekannt hat. Es iſt nicht wahr, wie man es behauptet hat, daß die Maſſe der Flüchtlinge im Auslande, und die Geſammtheit des galiziſchen Adels daran Theil genommen habe.“ Und das behauptet Graf Montalembert Angeſichts der Schritte, welche der Fürſt Czartoryski, umgeben von allen polniſchen Emigranten, die in Paris leben, unter ſeinen Augen that, als die erſte Nachricht vom Ausbruche des Bürgerkrieges dahin gelangte! — Auch in Polen habe kein einziger wichtiger oder anſehnlicher Mann daran Theil genommen. „Der beſte Beweis iſt, daß man keinen einzigen Verſchwornen hat nennen können.“ Und dieß ſpricht Graf Montalembert aus, während in Galizien über fünfzehnhundert Verſchworne, deren umſtändliche Geſtändniſſe bereits großentheils in den Händen der Behörden ſind, ihr Urtheil im Gefängniſſe erwarten! Unmittelbar darauf nennt der Redner dieſelbe Verſchwörung eine mehr oder weniger patriotiſche oder adliche, nur ſetzt er hinzu: „ſie wiſſen, was der Titel adlig in Polen bedeutet, dieß will ganz einfach Eigenthümer ſagen.“ Wir können ihm aus guter Quelle verſichern: daß unter dieſen „Eigenthümern“ auch nicht wenige Fürſten und Grafen durch ihr eigenes Bekenntniß des Todes nach dem Geſetze ſchuldig ſind. Ob und welchen Dienſt er ihnen eben durch ſeine Rede erwieſen, wollen wir ſeinem Gewiſſen überlaſſen. Weiter ſchuldigt er Oeſterreich an, daß es dieſer adligen Verſchwörung dadurch ein communiſtiſches Element beigemiſcht, daß es zum Erſtaunen der Polen brandſtifteriſchen Pamphleten ungeſtraften Umlauf im Lande geſtattet habe, „um das Volk gegen den Adel aufzuregen und zu bewaffnen.“ Dem bekannten Theodor v. Boguß, der ſich bei der Regierung über die Ermordung ſeiner

Verwandten beklagt, ſei verboten worden, Trauer für die Entleibten zu tragen. Gegen dieſe Sage hat freilich der am meiſten bei der Sache Betheiligte, Boguß ſelbſt, in allen Zeitungen proteſtirt. Aber Graf Montalembert hört ihn nicht, die polniſche Lüge muß auf's Neue vor der Pairskammer figuriren. Noch mehr! ſie wird durch eine neue Erfindung überboten *). Der Proteſtirende wird, freilich nur auf der franzöſiſchen Tribune, aus dem Leben geſchafft. Eben als er auf die Rednerbühne ſteigen wollte, hat Graf Montalembert die Nachricht erhalten. „Heinrich von Boguß iſt vor acht Tagen zwei Meilen von Tarnow ermordet. Sie begreifen, dieſer Zeuge, deſſen Denuntiation und Klage angenommen wurde, war ein unbequemer Zeuge, ein läſtiger, Verlegenheiten bereitender Menſch. Auch hat man ihn verſchwinden laſſen, ſeine Stimme iſt erſtickt; ſie wird Niemanden mehr beläſtigen. Dieß, meine Herren! iſt die Wahrheit über Galizien. Und jetzt fürchte ich nicht hinzuzuſetzen: daß dieſe Gräuel großentheils das Werk der öſterreichiſchen Regierung ſind."

Wir können uns nach dieſer Aeußerung, welche für die Rolle bezeichnend iſt, die man den Grafen Montalembert bei dieſem traurigen Anlaſſe ſpielen ließ, jeder weitern Analyſe ſeiner Rede überheben, die für uns nicht minder peinlich ſeyn würde, als für ihn, wenn ihm dieſe Blätter je zu Geſicht kämen. Aber das Intereſſe der heiligen Sache, die wir verfechten, erheiſcht gebieteriſch von uns nachfolgende Bemerkungen. Daß Graf Montalembert der Spielball von Menſchen wurde, die in der angebornen Fertigkeit der Lüge nicht ihres gleichen finden, kann ſeinen Mißgriff erklären helfen, aber leider nicht rechtfertigen. Als Vertreter der katholiſchen Sache lag ihm, zumal einer katholiſchen Macht wie Oeſterreich gegenüber! die

---

*) Bekanntlich lebt Boguß noch bis auf dieſe Stunde, und Graf Montalembert iſt durch eine Myſtiſikation ſeiner polniſchen Freunde, die ſeine Leichtgläubigkeit mißbrauchten, auf wahrhaft empörende Weiſe compromittirt worden.

Digitized by Google

Pflicht einer Critik ob, die er als Chriſt jedem Verbrecher ſchuldig geweſen wäre. Was hülfe uns ein Glaube, der nicht einmal die Gerechtigkeit des natürlichen Menſchen förderte! Perſönliche Gerechtigkeit und individuelle Abneigung, nationale Anſprüche und franzöſiſch-politiſche Zwecke mußten dann zur Seite liegen bleiben, wenn er die Sendung erfüllen wollte, die er ſich zum Behufe der Vertheidigung der Kirche ſelbſt gegeben hat. Er mußte neben den Stimmen höchſt verdächtiger Ankläger auch die Vertheidiger hören, und durfte dieſe nicht in der maßlos ſchnöden Weiſe abfertigen, wie er in ſeiner Rede thut. Die entſchiedene Verdammung, welche Gregor XVI. über den Verſuch jenes Aufſtandes ausgeſprochen, mußte ihn wenigſtens behutſam machen, und eine Aeußerung unterdrücken laſſen, die, gewiß wider ſeinen Willen, die ſchwerſte indirekte Beleidigung gegen den heiligen Stuhl enthält *). Er mußte vorausſehen, daß er durch das von ihm gewählte Syſtem, und durch die Einmiſchung nationaler Zwecke und Geſichtspunkte in die Sache der allgemeinen Kirche, die Vertheidiger derſelben dießſeits und jenſeits der franzöſiſchen Gränze von einander ſcheidet, und ſo viel an ihm iſt, dieſelbe Spaltung verbreiten hilft, welche die franzöſiſche Politik ſeit dem dreißigjährigen Kriege in das katholiſche Feldlager brachte. Er mußte endlich an den unehrlichen Vortheil denken, den die Feinde der Kirche aus ſeiner Rede ziehen würden, einen Vortheil, den wir hier, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht näher zu bezeichnen brauchen. Uns Deutſchen aber erwächst aus eben jener Rede die goldene Lehre: daß wir uns nicht ſorgfältig genug vor jedem auch noch ſo lockenden Bündniſſe zwiſchen der katholiſchen

*) Graf Montalembert erklärt Angeſichts des päpſtlichen Erlaſſes an die galliziſchen Biſchöfe: „daß es“, er ſcheue ſich, es zu ſagen, „Schriftſteller gegeben, die es gewagt haben, den Namen und das Intereſſe der katholiſchen Religion anzurufen, um bis nach ihrem Tode die Schlachtopfer der öſterreichiſchen Politik zu ſchänden, zu verläumden und zu verfolgen.“

Sache, für die wir streiten, und allen individuellen und nationalen Sympathien, Abneigungen oder sonstigen weltlichen Zwecken hüten können. Im Uebrigen bleibt uns der Trost: daß Rom über allen diesen Conflicten und lokalen Leidenschaften steht. Wahrlich! die katholische Einheit wäre eine lächerliche Chimäre, wenn wir sie irgend wo anders suchen wollten, als in dem kindlich treuen Festhalten an dem Mittelpunkte, den Christus der Herr auf den Felsen gegründet hat. Hoffen wir, daß diese Richtung sich auch in Frankreich, in der Schule der Geschichte und durch den gewaltigen Ernst der Zeit, mehr und mehr von allen unreinen Elementen selbstsüchtiger Eitelkeit reinigen werde.

---

# XV.

## Glossen über Zeitereignisse.

(Frankreich und Rom.)

Wenn ich nicht irre, so machte der bekannte Reisende, Kohl, in einem seiner Werke, wo er England und Frankreich vergleicht, die Bemerkung, daß die englische Presse den Volksgeist ausdrücke und dessen Winken gehorche; während umgekehrt die französische Presse, von einzelnen Parteihäuptern und Speculanten geleitet, den Volksgeist zu beherrschen trachte und ihn auszubeuten intriguire. Ein Beispiel hievon bietet das neueste Eisenbahnunglück, welches sich so vielen vorhergehenden, zum allgemeinen Entsetzen der Völker, angereiht. Kaum haben die Zeitungen ihre Entrüstung darüber ausgedrückt, als sich auch schon das Gerücht verbreitet, die Compagnie Rothschild habe ihre Agenten ausgesendet, den Journalisten goldene Mundschlößer anzulegen; während auch anderweitig in dem Lande der gerühmten Oeffentlichkeit Alles geschieht, um das

Digitized by Google

Publikum über den Umfang, die Urſachen und die Schuldigen dieſes Unglücks im Dunkeln zu halten.

Mittlerweile gibt ſich dieſe Preſſe, das Journal des Debats an der Spitze, erſtaunliche Mühe, dem neuerwählten Papſte begreiflich zu machen, daß er nichts Weiſeres thun könne, als ſich blindlings in die Arme des Juliusfrankreich zu werfen, das in Herren Roſſi einen würdigen Vertreter habe, der ihm einen vollſtändigen Cours über Politik leſen werde. Die emſige Zuthätigkeit iſt wirklich lächerlich. Wollte man ihnen glauben, ſo war es der Einfluß des Hrn. Roſſi, welcher, man weiß freilich nicht auf welche Weiſe, die Wahl zu Gunſten Pius IX. entſchied. Dem franzöſiſchen Geſandten iſt dieſer daher für ſeine Würde verbindlich; billiger Weiſe zeichnete er ihn daher auch ſogleich vor allen übrigen Diplomaten aus; weniger konnte er auch nicht thun, als daß er, wie uns La Preſſe ausdrücklich berichtet, ſogleich an ſeinen hohen Gönner und Wohlthäter ein Bittgeſuch richtete, worin er anhielt: Frankreich möge doch die gnädige Protection, deren ſein Vorgänger Gregor XVI. genoſſen, auch ihm angedeihen laſſen. Dieß wird denn auch großmüthigſt geſtattet werden, vorausgeſetzt, daß er ſich an die weiſen Rathſchläge des Abgeſandten ſeines Protectors hält. Die erſten Forderungen der Preſſe aber ſind: eine, wo möglich, allgemeine Amneſtie und Entlaſſung der Schweizer; zwei Maßregeln, die einander in den Augen der Rathgeber offenbar ergänzen, indem nach ihnen die einen die Waffen bei nächſter Gelegenheit aufheben ſollen, welche von den andern niedergelegt wurden; freilich aber wird die mächtige Protection Frankreichs jeden Mißbrauch verhindern, ſo daß Pius IX., wenn er auch keine Conſcription wie Louis Philipp hat, ſich unbeſorgt entwaffnen kann; Frankreich, das katholiſche Frankreich unter dem Scepter des allerchriſtlichſten Königs, wird ja mit der Sorgfalt eines frommen Sohnes für ihn wachen. In weiterem Verlaufe würde alsdann Pius IX., verſteht ſich immer unter franzöſiſchem Protectorat, an der Spitze des italieniſchen Nationalgeiſtes ſte-

Digitized by Google

hend, in die Bahn ſogenannter liberaler Reformen eintreten, und ſo die Möglichkeit herbeiführen, daß, wie die Schweizer, ſo auch die Oeſterreicher aus den italieniſchen Gebieten mit Sack und Pack könnten entlaſſen werden; Frankreich würde natürlich bereitwilligſt die Evacuationskoſten tragen, und Herr Roſſi ſich einer ſo ſchweren Laſt, wie die oberſte Leitung, mit gewohnter Großmuth unterziehen. Dabei malen ſie ſich die Zukunft ſo roſenroth, daß die Engländer bereits von ihrer Großmuth angeſteckt werden, und die Times aufrichtig bedauert, daß aus engherzigen confeſſionellen Rückſichten England keinen Botſchafter in Rom habe, der dem franzöſiſchen bei der Wiedergeburt des Kirchenſtaates durch liberale Reformen beiſtehen könne. In der That ein rührender Gedanke: England und Frankreich, deren Könige aus der Revolution hervorgegangen ſind, ſich dem heiligen Stuhl als ſeine beſten Stützen rechts und links anbieten zu ſehen! Auffallend bleibt uns dummen Deutſchen jedoch, deren Verſtand langſam, wie ihre Eiſenbahnen, ſich bewegt: daß Louis Philipp ſelbſt mit ſeiner Amneſtie gegen ſeine Meuchelmörder eine Ausnahme machte. Auch will uns bedünken, ein König, in deſſen Hauptſtadt nicht einmal eine Prozeſſion auf offener Straße gehalten werden darf, ſei ein wunderlicher Protector des heiligen Stuhls. Ueberdieß hätte er mit Verwirklichung der Unterrichtsfreiheit, mit Algier und den Eiſenbahnen vor der Hand hinlänglich zu thun; ſo wie den Engländern Irland und Oſtindien, und die halbe Welt, die ſie nach und nach per fas et nefas verſchluckt, wie uns ſcheint, hinlänglichen Spielraum zu liberalen Reformen darböte. Man ſieht übrigens aus Allem, die Franzoſen ſind wieder, wie gewöhnlich, liberal und großmüthig, wo es auf Koſten Anderer geht und ſie etwas zu gewinnen hoffen; wollen ſie aber wirklich Italien einen Beweis ihrer aufrichtigen Liberalität geben, ſo dürfen ſie ihm nur die Reſte des Raubes aus den Zeiten der letzten Plünderung unter den Fahnen der Freiheit, die ſie bei der Abrechnung 1815 in der Zerſtreuung überſehen, zurückſtellen.

Digitized by Google

Was wird aber das Ende aller dieſer Protectionsofferten ſeyn? Wir fürchten nichts; wir vertrauen vielmehr, Pius IX. werde in Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten weder ein öſterreichiſcher, noch ein franzöſiſcher, ſondern ein katholiſcher Papſt ſeyn; in Betreff des Kirchenſtaates aber bei Abſtellung der Mißbräuche die Stimme ſeines Gewiſſens und die Intereſſen ſeines Landes zu Rathe ziehen, und nicht die von politiſchen Quakſalbern, die ſich, wie einſt Reinecke, aus der Religion einen Mantel geſchnitten, um ihre ſelbſtſüchtigen Abſichten darunter zu verbergen, und die ſchon den Ton eines gnädigen, herablaſſenden Protectors annehmen, ehe man ihre Dienſte auch nur begehrt hat.

Keinen Beſorgniſſen Raum gebend, hat Pius IX. den Antritt ſeines Hirtenamtes damit gefeiert, daß er allen ſeinen Kindern mit wahrhaft väterlicher Milde ihre Verirrungen verziehen, ihre Kerker geöffnet, ihre Proceſſe niedergeſchlagen, den Verbannten und Flüchtlingen die Heimath und das väterliche Haus wieder geöffnet. Nur Geiſtliche, Beamte und Offiziere, die ihren Eid gebrochen, ſind ausgenommen, ſowie gegen ſolche, die gemeiner Verbrechen ſich ſchuldig gemacht, das Recht ſeinen Lauf hat. Für die Zukunft aber hat er keine andere Gewähr, als das ſchriftliche Ehrenwort der Begnadigten verlangt. Mit Blitzesſchnelle hat ſich dieſe frohe Botſchaft verbreitet; vom Herzen kommend iſt ſie zu den Herzen erwärmend gedrungen; der Jubel von Tauſenden und Tauſenden hat ihm für dieſen Beweis hochherzigen, furchtloſen Vertrauens gedankt; ſie ſind vor ihm weinend niedergeſunken, und haben ſeinen väterlichen Segen empfangen. Möge es der Anfang einer friedlichen Löſung aller Zerwürfniſſe ſeyn, und er ſich nie genöthigt ſehen, wieder zum Schwerte der Gerechtigkeit zu greifen, oder ein anderes Wort, als das des Segens, auszuſprechen.

Digitized by Google

# XVI.

## Zeitläufte.

Schilderhebung des Herrn Ronge gegen die großherzoglich badiſche Regierung. — Wichtige Erklärung deſſelben über die politiſche Stellung der von ihm geſtifteten Religionspartei. — Lehrreiche Seitenblicke auf Oeſterreich. — Allgemeine Betrachtungen über die politiſche Zukunft dieſer Secte. — Kurzſichtigkeit jener macchiavelliſtiſchen Politik, welche ihr Entſtehen veranlaßte und beförderte.

Den 18. Juli 1846.

Nachdem Herr Johannes Ronge in den letzten Monaten in mancherlei Weiterungen mit den Bekennern der Religion gerathen war, die er geſtiftet, und die Aelteſten ſeiner Gemeinde ihm, dem Vernehmen nach im eigenen Intereſſe der Secte, bereits das Predigen verboten hatten, iſt er, vielleicht ermuthigt durch den leicht vorauszuſehenden günſtigen Ausgang der gegen ihn in Preußen geführten Criminalproceſſe, in der jüngſten Zeit aufs Neue mit einem Geiſtesprodukte vor die Welt getreten, welches wir der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfehlen. Die badiſche Regierung nämlich hatte, wie ſie nach dem auf den Vorgang Preußens geſtützten Beiſpiele von Sachſen, Heſſen-Darmſtadt und Braunſchweig nicht füglich anders zu können glaubte, der Ronge'ſchen Secte Duldung und freie Uebung ihres vermeintlichen Cultus gewährt, dieſe Geſtattung jedoch an Bedingungen geknüpft, die ſie den katholiſchen zwei Dritteln



Digitized by Google

ihrer Unterthanen und der pflichtmäßigen Rückſicht auf den Landfrieden ſchuldig war. Statt ihr für dieſe, jedenfalls unverdiente Gnade auf den Knieen zu danken, begrüßte Ronge ſie mit einem Pamphlet *), welches beſſer, als jede Schilderung, durch die That beweist, welche Stunde es in Deutſchland, trotz ſeiner Cenſur! geſchlagen hat. Wenn Oeſterreich, meint der ſchnurrbärtige Apoſtel, aus Gründen wie ſie der edle Stand der reiſenden Ladendiener an jeder Wirthstafel im Munde führt, „wenn Oeſterreich die neue Secte ächte, ſo ſei das nicht zu verwundern und Beſſeres von ihm eben nicht zu erwarten geweſen. „Wenn aber das badiſche Miniſterium in ſeinen vierzehn Artikeln eine ähnliche Richtung, nur nicht mit öſterreichiſchem Kraftbewußtſeyn, ſondern mit den halben Zugeſtändniſſen, wie ein ſchlechtes Gewiſſen Deutſchland gegenüber ſie ihm eingab, auftritt, dann ſtaunt Deutſchland (!) mehr über jene vierzehn Artikel, als über die öſterreichiſche Reichsacht. Denn Baden iſt ein Land, auf das Deutſchland ſtolz iſt; geht aus ſolchem Lande ein Schimpf aus für deutſches Leben, für deutſche Geſittung, ſo frißt dieß tiefer in das deutſche Herz, als der Schimpf, den ſich ein ihm entfremdender Staat anthut.“

„Vierzehn Artikel, berechnet den Deutſchkatholicismus in Baden zu unterdrücken, ſtellt das badiſche Miniſterium während der Auflöſung der badiſchen Volkskammer auf. Wahrlich, wenn es nicht durch hundert deutſche Zeitungen verbürgt wäre, daß dieſe vierzehn Artikel in Baden entſtanden ſeien, ſo würde man glauben, ſie wären einer ruſſiſchen Ukas entnommen, oder ſie ſtammten aus der Zeit Ferdinands II. Doch es ſind dieſe

*) Schon der Titel iſt charakteriſtiſch: Die vierzehn Artikel des Badiſchen Miniſteriums wider die Deutſchkatholiken. Beleuchtet von Johannes Ronge. Mit herzoglich Deſſauiſcher Cenſur. Deſſau 1846. (Preis zwei Neu- oder Silbergroſchen.) Vor Nachdruck wird gewarnt.

Digitized by Google

vierzehn Artikel in der That deutſch und im neunzehnten Jahrhundert geboren, und zwar in Baden, das eine Volkskammer beſitzt, wie kein anderer Staat in Deutſchland, in Baden, deſſen Bewohner dem edlen Zittel wegen ſeiner Motion auf Religionsfreiheit gegenwärtig überall entgegen jubeln. Wenn man aber dieſe vierzehn Artikel betrachtet, und die gegenwärtigen Zuſtände Deutſchlands dagegen hält, ſo muß man fragen: zu welchem Zweck ſie eigentlich vom Miniſterium an's Tageslicht gebracht worden ſind? Wollen die Miniſter ſie etwa gegen die badiſchen Deutſchkatholiken in Wirkſamkeit treten laſſen? Dieß könnte nur dann geſchehen, wenn die deutſche Nation ihre weltgeſchichtliche Beſtimmung der Reformation, d. h. ſich ſelbſt aufgäbe, und in blutigen Trümmern auseinander geriſſen würde. Doch dieſe Reformation ...... iſt nicht etwa eine zweite Auflage der erſten Reformation, ſondern eine Reformation der Menſchheit, und wird und muß durchgeführt werden, mögen die badiſchen Miniſter dagegen beſchließen, was ſie wollen. Dieſe vierzehn Artikel aber, welche ein matter Ableger der modernen Bannbulle Metternich's ſind, werden nur ein Zeugniß mehr ſeyn, wie unmöglich es iſt, gegen den fortſchreitenden Geiſt der Menſchheit zu kämpfen, und werden in ihr Nichts zuſammenfallen."

„Oder meinen die Miniſter Badens ...... die durch das Blut der deutſchen Nation ſo theuer erkaufte Religionsfreiheit mit dem Federſtrich eines römiſchen Raubvogels ſo leicht wegſtreichen zu dürfen?"

„Meinen ſie, ſich ungeſtraft über die badiſche Verfaſſung und die deutſchen Bundesgeſetze (!) wegſetzen zu können?"

„Die nothwendigſten Erforderniſſe wahrer Miniſter ſind, Achtung vor der Menſchenwürde und Achtung vor dem Geſetze, ſonſt werden ſie ihrer Pflicht nie genügen. Beides iſt in den vierzehn Artikeln verletzt. Sollte es daher den badiſchen Miniſtern ernſt ſeyn, die vierzehn Artikel in Kraft treten zu laſſen, ſo werden ſie dem Staate, dem ſie dienen ſollen,

Wunden ſchlagen, die zu heilen ihr Arm weder Macht noch Geſchick hat.“

„Schon vor Jahresfriſt habe ich gewarnt, die deutſche Nation auf religiöſen Gebieten anzugreifen, und ich wiederhole meine Worte:“

„Hütet Euch Alle, hüte ſich Jeder! Mögen ſich auch die badiſchen Miniſter hüten. Auf politiſchem Gebiete läßt ſich die deutſche Nation viel, ſehr viel bieten; greift man aber ihre Glaubens- und Gewiſſensfreiheit an, ſo wird ſie, als in ihrem Heiligſten verletzt, keine Antwort ſchuldig bleiben. Wird man die Reformation ſich ruhig entwickeln laſſen, ſo wird ſie auf die ſocialen und ſittlichen Verhältniſſe nur wohlthuend wirken; wird man ſie unterdrücken, ſo wird man ſie zwingen, ſich zu vertheidigen, und die Folgen davon ſind nicht abzuſehen. Man erwäge doch die Geſchichte des deutſchen Volkes, und beſonders mit welchem Heldenmuthe dieß Volk einen dreißigjährigen Krieg um die Freiheit ſeiner Religion geführt hat. Mit heiliger Entrüſtung wird auch jetzt, wenn Badens Miniſter auf ihren Artikeln beſtehen ſollten, nicht bloß das badiſche Volk aufſtehen, und Achtung vor der übrigen Verfaſſung fordern, auch das übrige Deutſchland wegen Verletzung der Religionsfreiheit, die durch die deutſchen Bundesgeſetze verbürgt ſind (sic), mit gewaltigem Donnerworte Rechenſchaft fordern. Ja, ich kann die Verſicherung geben, daß, ſo wie ich den Geiſt der Reformation kenne, die Gemeinden eher Gut und Leben hergeben, als ein Jota von ihrer Religionsfreiheit ſich verkümmern laſſen. Wie könnten wir es auch vor unſerm Gewiſſen, vor Mit- und Nachwelt verantworten, wenn wir unſere Menſchenwürde in den Staub treten und uns zu Heuchlern erniedrigen ließen.“

„Doch wir wollen dieſe Artikel im Einzelnen näher beleuchten und ihre Haltloſigkeit zeigen.“

1. Art.: Sie (die Deutſchkatholiken) ſind nicht befugt, ſich

Digitized by Google

den Namen: Deutſchkatholiſch beizulegen, ſondern ſich Verein des Leipziger Glaubensbekenntniſſes zu nennen; ſie haben als ſolche keine Corporationsrechte."

„Wenn das Miniſterium einen Staat und eine ganze Nation (die Secte?) auf ſolche Weiſe in's Angeſicht ſchlägt, muß es gewärtig ſeyn, daß ihm rückſichtslos geantwortet wird. Das badiſche Miniſterium will deutſchen Männern und Frauen den Namen „„Deutſch"" verbieten. Seit wann iſt denn das badiſche Miniſterium oder ſonſt Jemand auf Erden befugt: deutſchen Männern und Frauen Deutſch ſtreitig zu machen?" ....... „Wir müſſen daher das badiſche Miniſterium als einen Feind der deutſchen Nation betrachten, und es als ſolchen erklären, da es uns den Namen „„Deutſch"" verbieten will ...... Ein Sinn wäre in dem Verbot des Miniſteriums, wenn es uns und andern Deutſchen den Namen römiſch-katholiſch zu tragen verböte ...... Wie es aber jetzt vorliegt, hat es keinen Sinn. Wohl, keine Corporationsrechte, aber doch Menſchenrechte. Denn wir ſind zunächſt Menſchen, und haben das Recht der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ..... Endlich ſind wir Deutſche und wollen keinem Miniſterium, mag es auch immerhin Oeſterreich und Rom im Hintergrunde haben, geſtatten, uns dieſen Namen zu verbieten."

„Der ganze Artikel muß demnach von uns verworfen werden."

(Der Art. 2 ſetzt feſt, daß die Synoden der Secte nur nach erlangter Staatserlaubniß ſtatt finden ſollen.)

Ronge meint dagegen: „„durch ihre Verhinderung wird die freie Entwicklung gehemmt, und der geſunde Organismus (der Secte) geſtört werden.""

„Weil demnach dieſer Artikel die freie Entwickelung unſerer Kirche von der Willkür der Staatserlaubniß abhängig macht, und die deutſch-katholiſche Kirche zur Magd des Staats erniedrigt, ſo muß er von uns verworfen werden."

Die Art. 3 und 4 ſchreiben vor, daß Liſten der Mitglie-

Digitized by Google

der bei den Staatsbehörden eingereicht, auch die eintretenden und abtretenden Mitglieder, ſo wie der Vorſtandsperſonen angezeigt werden ſollen. Herr Ronge fühlt ſich dadurch höchlich beſchwert. „Wir wollen ..... uns nicht wie Zuchthäusler behandeln laſſen. Wehe aber auch dem Staate, der die Kirche zur Polizeianſtalt macht oder machen will. Beide Artikel müſſen daher von uns verworfen werden.“

Der 5. Artikel verſagt der Secte das Kirchengeläute, und läßt ihr nur ſolche Räumlichkeiten, als ſie zu ihren Verſammlungen nothwendig gebraucht. Perſonen, die nicht zur Secte gehören, ſollen keinen Zutritt haben. Einer Kirche dürfen ſie ſich nur mit Erlaubniß der Eigenthümer und des Miniſteriums bedienen. Aber Herr Ronge beruft ſich nur dann auf beſtehende Geſetze, wenn er zu ſeinen Gunſten aus ihnen folgern zu können wähnt: „Man halte uns nicht die längſt verroſteten und im wirklichen deutſchen Leben ohne allen Halt ſchwebenden juriſtiſchen Begriffe von herrſchenden und chriſtlichen Kirchen entgegen. Aus welchen Ueberbleibſeln verknöcherter Zeiten ſind jene feinen Diſtinctionen entnommen.“ .....

„Dergleichen Spielereien ſind zwar noch zu ſehen in Oeſterreich, man verſchone aber damit die Badenſer und andere Deutſche.“

„Der ganze Artikel muß demnach von uns verworfen werden.“

Der Artikel 6 beſiehlt namentliche Anzeige der „Geiſtlichen“ der Secte an das Miniſterium, welches über ihre Zulaſſung verfügt. Ueber eine einzelne Zulaſſung erkennt das Amt. Dagegen Ronge: „Wir werden ...... nicht einen Staat im Staate bilden, wie die römiſch-katholiſche Kirche; aber eine ſolche Abhängigkeit vom Staate, wie dieſer Artikel verlangt, wodurch die Prediger ganz vom Miniſterium abhängig wären, werden wir nie einräumen ...... Augendiener weltlicher Machthaber, von denen ſie (unſere Prediger) Amt, Brod und Orden erhalten, ſollen ſie nicht ſeyn, da ſie Männer ſeyn müſſen,

Digitized by Google

welche der Wahrheit ohne Rückſicht Zeugniß geben und geben können."

Art. 7. „Das Herumziehen von fremden Geiſtlichen, zum Zweck der Werbung oder auch Verſammlungen und öffentliche Reden zu dieſem Zwecke ſollen nicht geſtattet werden."

Hier geräth Ronge in gewaltige Entrüſtung. „Was nennt das badiſche Miniſterium Herumziehen und Werbung?" ...... „Allerdings ſchritten auch unter Caligula, Nero die römiſchen Miniſterien ein." ..... „Auf welche Weiſe ſollte das Volk die Reformation kennen lernen? Ich meine, das badiſche Miniſterium hat im Kampfe mit dem Erzbiſchofe von Freiburg keinen Nachtheil aus der Reformation, ſo wie aus meiner Anweſenheit in Baden gezogen. Wir wiſſen recht gut, daß man an manchen Höfen, bevor die Reformation begann, bangte ob der Hierarchie und dem Jeſuitenthum, und wiſſen, welchen Vortheil manche Regierungen bereits aus der Reformation, Rom gegenüber, gezogen haben. Die Jeſuiten hatten ihre Minen in der That nicht ſo übel angelegt, um Deutſchland zu katholiſiren, und riefen ſchon 1843 und 44 mit aller Zuverſicht aus: „„Binnen drei Jahren iſt ganz Deutſchland römiſch-katholiſch.""

„Abgeſehen von all dieſem iſt es eine Schmach für uns, wenn ein deutſcher Staat es verhindert, die Deutſchen von Rom zu befreien, oder befreien zu helfen." ......

Hiezu macht Ronge folgende: „Anmerkung. Wie man mich in Baden bewacht und geſetzwidrig behandelt hat, davon eine Probe. Kreisdirector Riedl in Manheim (ſchon bekannt) ließ den Gaſthof, wo ich wohnte, mit Gensd'armen beſetzen, und nahm mir das Verſprechen ab: nicht in der Stadt umher zu gehen. Das Volk war ſo erbittert, daß es meinerſeits nur eines Wortes bedurfte, und jene Maßregeln waren beſeitigt. Ich will dieß geſagt haben, um die Verläumdungen der Ultramontanen zu widerlegen, als ob ich Aufruhr ſuchte und machte."

Digitized by Google

Die übrigen Artikel enthalten zum Theil Beſtimmungen, welche auf eine kaum erklärliche Weiſe die Secte begünſtigen, und in das Recht der beſtehenden Confeſſionen greifen. So der Artikel 8, welcher feſtſetzt, daß wenn die Secte an einem gewiſſen Orte keine „Geiſtlichen“ hat, die Staatsbehörde den Ortspfarrer anhalten könne, Eidesvorbereitungen, Taufen und Beerdigungen auch mit Mitgliedern der Freikirche vorzunehmen. Aber dem Stifter derſelben iſt damit nicht gedient.

„Dieſe Artikel enthalten durchgängig Beſchränkungen, aus denen die klare Abſicht hervorgeht, die deutſch-katholiſche Kirche in die Hand der Miniſter zu geben. Doch muß ich dem badiſchen, wie jedem andern Miniſterium ſagen: „Von einer Miniſterialkirche iſt nun und nimmermehr die Rede. Wir wollen uns nicht von Roms Papismus losgeſagt haben, um uns einem Cäſaropapismus in die Arme zu liefern. Der römiſche Papſt hat zum mindeſten keine Dragonaden und Bajonette. Es ſei daher recht ernſtlich gerathen, uns in unſerer freien Entwickelung nicht zu ſtören.“ — Man möge ſich nicht auf die Vorgänge „nach und während der erſten Reformation ſtützen.“ — Er (R.) wiſſe aus der Geſchichte, „durch welche Rechtsmittel die Jeſuiten und Oeſterreich die Evangeliſchen damals bedrückt“ haben. Er wiſſe: „daß die Evangeliſchen vorzugsweiſe durch allzugroßes Vertrauen auf die Gerechtigkeit des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes und anderer katholiſchen Höfe ſo große Nachtheile erlitten, und werden uns hüten, uns durch ähnliche Schwäche verderben zu laſſen. Vor Allem aber haben wir den Muth, eher Gut und Leben zu opfern, als unſerer Pflicht, Vorkämpfer einer beſſern Zeit und Gründer einer freien deutſchen und Menſchenkirche zu ſeyn, untreu zu werden.“

„Es müſſen dieſe Artikel von uns verworfen werden.“

Artikel 14 ſpricht den Sectirern den Anſpruch auf Anſtellung in Civil- und Militärdienſten und die Wählbarkeit zu den Kammern ab. Hierüber geräth Ronge außer ſich. „Durch

dieſen Artikel hat das badiſche Miniſterium nicht bloß die badiſche Verfaſſung (§§. 9 und 37) verletzt, ſondern iſt auch bundesbrüchig geworden.“ Ronge bezieht ſich nun auf den ſechszehnten Artikel der deutſchen Bundesacte.

„Jenes Rütteln und Deuteln der Diplomaten an dieſen unzweideutigen Worten, welche den Deutſchen eines der wenigen Rechte zuſichern, die der deutſche Bund ihnen gebracht, wird auf die Häupter der Deutelnden zurückfallen.“

„Hat das badiſche Miniſterium wohl überlegt, welchen nachtheiligen Einfluß es auf jeden badiſchen Bürger üben muß, wenn die erſten Staatsdiener ohne Scheu und Gewiſſen die Geſetze des Staats verletzen? Die badiſchen Deutſchkatholiken werden hoffentlich die Schritte thun oder ſchon gethan haben, um ihre Rechte als badiſche Bürger und deutſche Männer zu ſichern. Und ſie werden, das hoffen wir von ihnen, Alles opfern, um die Freiheit der Religion zu retten, und Gut und Leben eher hingeben, als ſich den Stempel der Feigheit aufdrücken zu laſſen. Mit ihnen werden die edlen und mannhaften Vertreter der zweiten badiſchen Kammer, ſo hofft und vertraut ganz Deutſchland, das badiſche Miniſterium, ſo es dieſe Artikel in Kraft treten laſſen wollte, in ſeine Schranken weiſen, und die Rechte, ſo wie die, welche der deutſche Bund garantirt, zu ſichern und zu fördern wiſſen.“

„Aber auch wir andern Deutſchkatholiken, und mit uns Millionen aus allen (!) Confeſſionen, werden die Schritte des badiſchen Miniſteriums beobachten, und daſſelbe zur Rechenſchaft ziehen vor der allgemeinen Meinung.“

„Die erſte Reformation hat ſich fixirt zum ſtarren confeſſionellen Kirchenthum vorzugsweiſe, weil ſich die weltlichen Machthaber der Kirche bemächtigten. Das ſoll nun in der zweiten Reformation nicht geſchehen, wir wollen frei ſeyn, und unſere Kirche ſoll ſich nicht zur ſtarren Confeſſion abſchlie-

ßen. **Wir dulden demnach keinerlei Bevormundung und dürfen keine dulden.**"

„Das badiſche wie jedes Miniſterium kann Betreffs unſer nur zwei Wege einſchlagen:

Entweder: es ſieht, daß wir in dem Staate und der Geſellſchaft gefährliche Grundſätze und Lehren verbreiten, und dann hat es das Recht, uns aus dem Staate zu verbannen, oder: es ſieht, unſere Grundſätze und Lehren ſind dem Staate und der Geſellſchaft heilbringend; dann hat es die Pflicht, unſerer Kirche freie Entwickelung zu laſſen. Dieſe vierzehn Artikel, die das Miniſterium aufſtellt, ſind daher entweder ein Zeugniß ſeiner Schwäche oder Ungerechtigkeit." ...... „Dieſer vierzehnte Artikel iſt von uns mit Entrüſtung verworfen worden."

„Juni 1846.

Ronge."

Ueber die Perſönlichkeit des Afterreformators lernen wir aus dieſem Geiſtesprodukte ſonderlich nichts, was wir nicht ſeit dem Briefe an den Biſchof von Trier bereits wüßten. Daß aber die geiſtloſe Plattheit des gemeinen Burſchen ſich heute ſchon nicht mehr bloß der geiſtlichen Autorität, ſondern einer deutſchen Bundesregierung in ſolchen Formen gegenüber zu ſtellen wagen darf, dieß möchte doch vielleicht ſelbſt für manche ſeiner Schutzherren überraſchend ſeyn. Wir unſers Orts haben, geſtützt auf die Erfahrung, die wir aus der Geſchichte der Umwälzungen des ſechszehnten Jahrhunderts ſchöpften, von Anfang an gerade dieſe Wendung, wie der geneigte Leſer ſich erinnern wird, als nothwendig und unvermeidlich vorausgeſehen. Damals, wie heute, war es nicht anders möglich, als daß die Revolution gegen die kirchliche Obrigkeit den antiſocialen und ſubverſiven Tendenzen auf dem weltlichen Gebiete die Hand reichen mußte. Suchte der Abfall vor dreihundert Jahren Schutz bei den revolutionären Elementen der Reichsritterſchaft, und rief er die Bauern zur Empörung auf, ſo

muß die heutige Bewegung, in der die damals begonnene Losſagung vom Chriſtenthume zum Abſchluſſe und zur Vollendung kömmt, ſich ihrer Natur nach und kraft eines den Parteien angebornen Inſtincts, zuerſt mit dem vulgären Liberalismus, dann mit der communiſtiſch-radikalen Strömung in Verbindung ſetzen. Erſt aus dieſer Allianz kann und wird die Unbedeutendheit dieſer neuen „Reformation“ ihre Kraft und Bedeutung ziehen. Wie ekelerregend auch dieß Geſchäft ſeyn möge: das in Form und Inhalt jämmerliche und matte Geſchwätz eines ſo unbedeutenden Tropfs zu zergliedern, — dennoch müſſen wir unſere Leſer um die Erlaubniß bitten, einige Augenblicke dabei verweilen zu dürfen. Für die Schilderung der heutigen Lage von Deutſchland iſt gerade ein Blick auf dieſe, ſich ungeſtraft hervordrängende und Ton angebende Erbärmlichkeit überaus nützlich und belehrend.

Beachtenswerth iſt zunächſt der Ton der Unverſchämtheit, aus dem der Sectenſtifter zum badiſchen Miniſterium ſpricht.— Er droht, nachdem noch nicht zwei Jahre verfloſſen ſind, ſeitdem der langerwartete Abfall zum Durchbruche kam, geſchützt von der Cenſur eines deutſchen Bundesſtaates, der Regierung eines andern mit offener Empörung und Gewalt. Und warum? Je nun, es ſind dortlandes ſeiner Secte Conceſſionen gemacht worden; er aber verlangt Gleichſtellung, die unter den obwaltenden Umſtänden mit Herrſchaft der neuen Wiedertäufer und ſchmählicher Unterjochung der Katholiken ziemlich gleichbedeutend ſeyn dürfte. Nun hat Oeſterreich gegen die kirchlich-radikale Partei die allein vernünftigen und rechtmäßigen Maßregeln ergriffen, wie Pflicht und Klugheit ſie geboten. Es hat einfach die Anwendung der beſtehenden Strafgeſetze auf die gemeingefährliche Geſellſchaft verfügt. Hat es davon irgend einen Nachtheil erfahren? Im Gegentheil! Ronge ſelbſt erkennt die Conſequenz dieſes Verfahrens an. Aber die maßloſe Impertinenz des Kirchendemagogen richtet ſich gegen die badiſche Regierung, gerade weil ſie Zugeſtändniſſe machte. Die hier-

aus ſich ergebende Lehre ſcheint uns auf flacher Hand zu liegen. Dieß iſt die Taktik der revolutionären Partei in allen Ländern. Sie benutzt jede Stellung, die ihr eingeräumt wird, zu neuen Angriffen. Wehe dem, der ſich ihr gegenüber ſchwach zeigt und ſie durch Conceſſionen zu verſöhnen hofft.

Die erwähnte Stellung fordert Ronge aber nicht als Gunſt, ſondern als Recht. Der Sectenſtifter behandelt, wie wir geſehen haben, geſetzliche Einrichtungen, wenn ſie ſeinen Anmaßungen entgegenſtehen, als veralteten Plunder, dem unſere mündiggewordene Zeit längſt entwachſen ſei. Für ſeine Forderungen aber beruft er ſich auf die §§. 9 und 37 der badiſchen Verfaſſungsurkunde *). Nun iſt gerade dieß heute die große Frage: ob außer den beſtehenden kirchlichen Bekenntniſſen die Mitglieder neuer Secten in Deutſchland ſtaatsbürgerliche Rechte verlangen können? Und dieſe Frage iſt in Baden eben nach den von Ronge angezogenen Geſetzſtellen auf das Beſtimmteſte zu verneinen, da jene Urkunde den Anſpruch der badiſchen Unterthanen auf Aemter aller Art und Wählbarkeit zur Abgeordnetenkammer, beſtimmt und ausdrücklich, an das Bekenntniß einer der beſtehenden drei chriſtlichen Confeſſionen knüpft. Daß alſo eine ſich von der beſtehenden katholiſchen Kirche losſagende, jedoch dem Proteſtantismus nicht, oder wenigſtens nicht formell beitretende Secte wenigſtens jenen rechtlichen Anſpruch auf Gleichſtellung nicht habe, liegt einfach in den Worten der Conſtitution. Aber wann hätte je die Revolution, zumal wo ſie in Deutſchland auftritt, die einfachſten Geſetze der Logik anerkannt! Ziehen

*) Dieſe lauten:

§. 9. Alle Staatsbürger von den drei chriſtlichen Confeſſionen haben zu allen Civil-Militär-Stellen und Kirchenämtern gleiche Anſprüche. §. 37. Zu Abgeordneten kann ernannt werden, ohne Rückſicht auf Wohnort, jeder durch den §. 35 nicht ausgeſchloſſene Staatsbürger, der 1) einer der drei chriſtlichen Confeſſionen angehört u. ſ. w. u. ſ. w.

Digitized by Google

wir auch hieraus wieder die ſich von ſelbſt verſtehende, zunächſtliegende Conſequenz. Ueberzeugt den Pflugſtier, wenn Ihr könnt! ein Thor, wer jenem Geſchlechte Vernunft predigen, es mit Gründen überreden, durch Beweiſe zufrieden ſtellen wollte. Wie ſie ſtatt aller Argumente ſich auf die Gewalt der Hörner und des ſteifen Nackens berufen, wo ſie die Stärkern ſind, oder zu ſeyn glauben, gehorchen ſie auch keinem andern Geſetze, als der Gewalt. Darauf bereite ſich vor und richte ſich Jeder in Zeiten, der ſich vor Schimpf und Schaden hüten will!

Daſſelbe gilt von der, durch Ronge's geſammtes Pamphlet ſich durchziehenden Identifizirung ſeiner winzigen, verachteten Secte mit dem *deutſchen* Geiſt, der *deutſchen* Wiſſenſchaft, der *deutſchen* Nation ſchlechthin. Verſucht es, und ruft dieſen Geiſtern gegenüber die Intereſſen des Vaterlandes an, beſchwört ſie bei Allem, was dem Deutſchen heilig iſt, Frieden zu halten und die Rechte von ſo vielen Millionen ihrer Landsleute zu ſchonen, die ihren Glauben eben nicht verlaſſen wollen, nicht verlaſſen können. Zeigt ihnen mit unwiderleglichen Gründen, daß die nächſte Folge des entgegengeſetzten Gebahrens, insbeſondere der Kampf gegen die katholiſche Kirche, *wie ſie ihn führen möchten*, ein ſchmählicher Riß durch Deutſchlands Einheit iſt. Sie und ihre Secte allein ſeien Deutſchland, werden ſie Euch antworten. Wir Andere ſeien Römlinge oder Jeſuiten, oder hielten doch mit ihnen; wir verdienten keine Schonung, keine Rückſicht! Wir ſeien keine Deutſchen. Oder will Herr Ronge etwa die Religions- und Kirchenfreiheit? Ungefähr eben ſo, wie das Wohl des Vaterlandes. Daß der Secte in Baden die Führung eines für Andere beleidigenden Namens verboten wird, iſt himmelſchreiendes Unrecht. Aber den *Römiſch*-Katholiſchen, denen ſoll man den Gebrauch dieſer Bezeichnung verbieten, denen geſchieht Recht daran. Gibt es noch, wenn es der geſunde Menſchenverſtand und das gemeinſame, vaterländiſche Intereſſe nicht iſt, ein ge-

Digitized by Google

meinſchaftliches Idiom, in dem ſich das chriſtliche Deutſchland mit den Adepten des Abfalls jemals verſtändigen könnte? Und wenn dieſe Frage verneint werden muß, iſt es dann noch möglich, die Secte durch feierliche Anerkennung und Gleichſtellung in den Organismus unſerer deutſchen Staatsordnung aufzunehmen?

Ein Verdienſt wollen wir jedoch dem Ronge'ſchen Pamphlet nicht abſtreiten. Es gibt denen eine derbe Lection, denen die katholiſche Kirche, wegen ihres Anſpruchs auf rechtlich geordnete Unabhängigkeit vom Staate in geiſtlichen Dingen, ſtets ein Dorn im Auge war, die in dieſer Hinſicht unſern Biſchöfen und Prieſtern die empörendſten Zumuthungen machten, dagegen aber glaubten, die revolutionäre Apoſtaſie mit leichter Mühe zähmen, und als nützliches Thier in der Mühle des Abſolutismus verwenden zu können. Dieſe mögen jetzt hören, was Herr Ronge ihnen ſagt, und recht aufmerken auf ſeine Rede. Nicht darum will der Afterprophet ſeinen Bund mit Gott gebrochen haben, daß er und ſein Anhang jetzt Knechte der Staatspolizei werden. Es liegt ein Stück Zukunft in dem, was er ſagt. Dieſe gebären zu helfen, wollte ſich die ewige Macht, welche die Welt regiert, eines die ganze Miſere der Zeit in ſeiner Perſon vereinigenden Wichtes bedienen, der ein großes, Deutſchland in den Augen der Mit- und Nachwelt beſchimpfendes Aergerniß ſtiften mußte. — Der gegen die katholiſche Kirche gerichtete Schlag iſt daneben gegangen. Aber von dem, was ſich auf dem politiſchen Gebiete erheben und begeben wird, iſt dieſe Ronge'ſche Schrift ein erſtes, verſuchsweiſe auftretendes Vorſpiel. Wer wird die Schuld des Unheils zu verantworten haben, welche unſerm deutſchen Geſammtvaterlande aus dieſer beginnenden Umwälzung unabwendbar erwachſen muß? Niemand anders, als jene aberwitzige Politik einer Partei, in der ſich Machiavellismus und überkluge Vornirtheit auf eine in der Geſchichte unerhörte Weiſe begegnen; jene Politik, die das Gras wachſen hört, aber den immer näher

Digitized by Google

heranrollenden Donner ungeheurer Geſchicke nicht vernimmt; die nach den Sternen ſieht, und in eine Grube fällt, die jeder Bauer mit gewöhnlicher Aufmerkſamkeit und alltäglicher Ehrlichkeit hätte vermeiden können.

Statt das Feuer einer großen kirchlich-politiſchen Revolution beim erſten Beginn zu erſticken, hat ſie, aus Haß gegen die Katholiken, Späne zugetragen, den Brand zu nähren und Oel in die Flamme gegoſſen. Sie vorzüglich trägt die Schuld an allem Unheil, welches heute Baden bedroht, und bald vielleicht ganz Deutſchland in Erſtaunen und Schrecken ſetzen wird!

---

# XVII.

## Die katholiſche Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Merkwürdigerweiſe haben gleichzeitig zwei Deutſche, Beide in übereinſtimmender Abſicht, nämlich: vorzugsweiſe auf ihre hinübergeſiedelten Stammesgenoſſen ihr Augenmerk zu richten; Beide in verwandtem Zwecke: die kirchlichen und ſittlichen Zuſtände derſelben kennen zu lernen, und ihre Landsleute in Europa mit dieſen bekannt zu machen, die vereinigten Staaten Nordamerikas beſucht; der Eine ſie beinahe von einem Ende zum andern durchgereist, der Andere wenigſtens dem, was er vorzugsweiſe in's Auge faßte, mit lobenswerther Genauigkeit aufgefaßt, mit lobenswerther Genauigkeit nachgeforſcht; Jener ein Katholik, der Wiener Domherr Sulzbacher, Dieſer ein Proteſtant, wie aus ſeinem Buche zu erſehen, ebenfalls Geiſtlicher, ein Dr. Büttner, von deſſen Perſönlichkeit wir weiter nichts wiſſen, als daß er die Vorrede zu ſeinen „Briefen aus und über Nordamerika“ von Hamburg datirt, ſchon ein paar Mal in dieſes Land reiste, und bereits früher über daſſelbe

Digitized by Google

ein Werk herausgab unter dem Titel: „Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Mein Aufenthalt und meine Reiſen in denſelben.“ Beide Werke erſchienen im vorigen Jahre; das erſte liefert uns eine fleißig zuſammengetragene Statiſtik der katholiſchen Kirche Nordamerikas nach allen Beziehungen, und wirft bloß nebenbei einen Blick auf die anderthalbhundert verſchiedenen Secten, welche in dieſen ausgedehnten Landſtrichen ſich herumtummeln, und wovon einzig in und um Philadelphia ihrer einunddreißig aufgezählt werden; das zweite beſchäftigt ſich mehr mit dieſen, und berührt die katholiſche Kirche bloß da, wo ſie vollſtändiger Darlegung wegen nicht umgangen werden kann.

Gemäß der verſchiedenen Individualität und den verſchiedenen Zwecken und Auffaſſungsweiſen der beiden Reiſenden darf man wohl zum voraus ahnen, daß dieſelben verſchiedene Reſultate liefern werden. Aber ſie ergänzen ſich gegenſeitig, und in ihrer Verbindung gewähren ſie uns ein ziemlich vollſtändiges Bild der religiöſen Zuſtände Nordamerikas. In Bezug auf die katholiſche Kirche ſtimmen ſie jedoch nur in zwei Sachen überein: zuerſt in allen Ziffern, die ſich auf dieſelbe beziehen (welche beide dem Metropolitan-Almanach entnahmen), ſodann in der durch allen Zeitenlauf und allerorts vorkommenden Thatſache: daß alle jene verſchiedenen Secten einander gegenſeitig ausſchließen und befeinden, dabei in dem Widerwillen (um nicht zu ſagen Haß) gegen die katholiſche Kirche ſich zuſammenfinden. Herr Sulzbacher ſagt Seite 104 ſeines Reiſeberichts: „Unter dieſen (150 Secten) ſind kaum zwei Parteien zu finden, die ſich über einen und denſelben Lehrſatz vollkommen zuſammen verſtänden, oder nicht in ihrem eigenen Schooße die verſchiedenſten Anſichten und Meinungen über die nämlichen Glaubenswahrheiten (Sätze) nährten.“ Bei der abſoluten Freiheit nun, die in Amerika einem Jeglichen eingeräumt iſt, bilden ſich hieraus Spaltungen, Riſſe und Zweiggeſellſchaften, die ſich wieder wechſelſeitig in den ſeltſamſten und verzerrteſten Lehrbegriffen überbieten, und, mit einem Prediger an der Spitze, je nach der größern oder geringern Anzahl und den Vermögensumſtänden ihrer Mitglieder in einer Kapelle, die ſie erbauen laſſen, oder in dem gemietheten Salon eines Hauſes, auch wohl zuweilen in einem einfachen Zimmer als abgeſonderte, religiöſe Gemeinſchaft conſtituiren, und vielleicht ſchon in den nächſten Jahren wieder entweder in neue

Digitized by Google

Unterabtheilungen ſich zu ſcheiden, oder auch ſpurlos zerrinnen.“ Dr. Büttner ſagt Seite 52: „übrigens ſtehen alle Secten, ſo ſehr ſie ſich auch gegenſeitig angreifen und aufeinander losziehen mögen, gegen die römiſche Kirche wie ein Mann.“ Daſſelbe ſagt irgendwo Hr. Salzbacher beinahe mit den gleichen Worten.

Abgeſehen von der Verſchiedenheit des Reiſezweckes und des weſentlichen Inhaltes der beiden Berichterſtattungen, könnten die beiden Verfaſſer derſelben als getreue Repräſentanten, der Eine der katholiſchen Kirche, der Andere jener mannigfaltigen Secten, in ihrem Collectiv-Namen als Proteſtantismus, gelten. Jener referirt einfach über dieſe Secten, gibt ihre Hauptlehren und ihre geſellſchaftlichen Einrichtungen an, zeigt bloß bei den monſtröſeſten derſelben, wohin ſie ihre Bekenner geführt haben oder führen können, und bewegt ſich durchaus auf dem Felde der Thatſachen, ohne ein wegwerfendes Urtheil ſich zu erlauben, ohne zu einer bittern, wohl gar verletzenden Aeußerung je ſich verleiten zu laſſen. Dieſer dagegen ſchäumt gegen die katholiſche Kirche und Alles, was in ihr beſteht, oder von ihr ausgehen mag, einen ſo grimmig-bittern Haß aus, wie er höchſtens in einem obſcuren giftigen Leipziger Schmierblatt, in ſolcher Weiſe nicht einmal in der Elberfelder Zeitung zum Wort kommen kann. Er bietet jenen „gegenſeitig ſich Angreifenden“, dann wieder „wie ein Mann Stehenden“ die tröſtliche Gewißheit, daß ſie in ihrer rühmlichen Einigung von Deutſchland her auf einen Mann mehr zählen dürfen.

Würde aber Jemand eine Apologie der katholiſchen Kirche verlangen, wahrlich wir wüßten ihm keine beſſere in die Hand zu geben, als dieſe beiden Schriften. Denn nicht Worte, ſondern Thatſachen ſprechen hier; nicht Raiſonnements und Reflexionen klängen an ſeine Ohren, ſondern Zuſtände träten vor ſeine Augen. Da ſähe er einerſeits die Kirche mit ihrem wohlgeordneten Organismus, mit ihrem ruhigen, überall gleichmäßigen Walten, mit ihrer innern Harmonie unter allen Gliedern, mit ihrer unwandelbaren, weil von Oben gegebenen Lehre, als belebenden und einigenden Geiſt ſämmtliche Theile erfüllen; ſähe dann andererſeits das Gewoge der Meinungen, gleich einem aufgeregten Meer, das Zerreißen der Geſtaltungen gleich einem vulkaniſchen Gebilde, hinab von den Episcopalen mit ihren ſtarren neununddreißig Artikeln und einer, der Kirche zwar entlehnten, aber verſtümmelten Geſellſchafts-



Digitized by Google

Verfaſſung, hindurch durch die Quäcker mit ihrem moraliſch-düſtern Rationalismus, hinab zu den Univerſaliſten, denen alle Religionen gleichen Werth, und alle Handlungen dieſelbe letzte Folge haben, bis auf den unterſten Grund der Atheiſten und Mormonen, deren jene, ſo lange es etwas zu verzehren gab, „Enthuſiaſten, Landſtreicher, Gauner und faule Taugenichtſe zum Wohlleben vereinigten“, dieſe Laſter und Ausſchweifungen zuſammt den thörichtſten Träumereien zu Glaubensartikeln ſtempeln. Blickt ein redlicher, von aller höhern Wahrheit noch nicht abgekehrter Menſch in dieſes Treiben hinein, ſo mag er wohl mit dem Referenten über die beiden vorliegenden Schriften in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ bekennen: „Bei ſolchen Erſcheinungen darf man ſich nun nicht wundern, wenn die katholiſche Kirche in Amerika wirklich Fortſchritte macht.“

Dieſe ſind in der That überraſchend. Zwar rühren ſie größtentheils von Einwanderungen aus Irland und Deutſchland, von Erweiterung der Staatengränzen über vorzugsweiſe katholiſche Gebietsſtrecken (Louiſiana, Texas u. A.) her; aber die jährlichen Converſionen, die wohl in keinem Lande zahlreicher vorkommen, weil ihnen hier nicht das leiſeſte Hinderniß in den Weg tritt, liefern der Kirche immerwährend anſehnlichen Zuwachs, deſſen Bedeutung wie auch in andern Ländern, nicht ſowohl nach der Ziffer, als nach den Individualitäten der zu der Kirche ſich Wendenden zu bemeſſen iſt.

Die Zahl der durch ſämmtliche achtundzwanzig Staaten zerſtreuten Katholiken belief ſich im Jahre 1844, nach gewöhnlicher Schätzung, auf anderthalb Millionen, obwohl der alljährlich zu Baltimore erſcheinende Metropolitan Catholic Almanac deren nicht viel über die Hälfte angibt. Jene Zahl hat jedoch der Biſchof Roſati von St. Louis in einem Artikel in den Annali di scienze religiose ſchon im Jahre 1842 angenommen; Dr. Büttner ſtimmt damit überein, und jedenfalls hat ſie nicht ſich vermindert. Dieſe anderthalb Millionen leben in einundzwanzig biſchöflichen Sprengeln (zwei apoſtoliſche Vicariate nicht gerechnet), wovon Baltimore der Erzſprengel iſt. Noch vor zehn Jahren beſtanden neben dieſem erſt zwölf Biſchofsſitze. In ſämmtlichen Bisthümern befinden ſich 675 Pfarreien und 592 ſogenannte Stationen, an denen kein Prieſter bleibend angeſtellt iſt. Deren wurden für alle acht-

Digitized by Google

undzwanzig Staaten, 638 Ordensgeiſtliche in achtunddreißig Conventen nicht gerechnet, zu Anfang vorigen Jahrs 709 gezählt. (Dr. Büttner gibt nur 634 an.) Hat ſich auch dieſe Zahl ſeit dem Jahre 1835 mehr als verdoppelt, ſo iſt doch leicht einzuſehen, daß dieſelbe für das Bedürfniß nach lange nicht zureicht. Wo ſich mit dem Predigen und dem Ertheilen zweier Sacramente (je nach jedesmaligem Verlangen) durchkommen läßt, da mag für eine beträchtliche Anzahl Individuen ein Prediger hinreichen; wo aber eine wohleingerichtete, ſorgfältige, allen Bedürfniſſen entſprechende Seelſorge weſentliches Erforderniß der geiſtlichen Obliegenheit iſt, da nehmen tauſend Seelen, zumal bei zerſtreuten Wohnſitzen, alle Thätigkeit eines Mannes in Anſpruch. Es gibt daher Stationen, welche in dieſer Beziehung nur ſehr dürftig bedacht ſind, indem ein Geiſtlicher zum Taufen, Beichthören, Feiern des heiligen Geheimniſſes nur ein paar Male im Jahre hinkommen kann, die Leute ſomit in einer ſehr nothdürftigen katholiſchen Erkenntniß können erhalten werden, der Zudringlichkeit der durcheinander ſtürmenden akatholiſchen Bekehrungsmänner kaum ſich zu erwehren wiſſen. Jedenfalls ſind ſämmtliche Secten dieſes Landes mit Individuen, welche ihren Gottesdienſt leiten, ungleich reicher verſehen, als die katholiſche Kirche. So zählen die calviniſchen Baptiſten auf eine Million Bekenner 6000 Prediger und 9000 Kirchen, die biſchöflichen Methodiſten auf eine gleiche Zahl Mitglieder 4286 wandernde und 7730 ſeßhafte Prediger; die proteſtantiſchen Methodiſten auf 60,000 Communicanten 1300 Diener des Wortes, und die biſchöfliche Kirche wenigſtens 1200 Pfarrer zu 70,000 Communicanten. Wir dürfen daher wohl ſagen: wäre die katholiſche Kirche nur zum dritten Theil mit Prieſtern ſo ausgeſtattet, wie die Baptiſten und Methodiſten mit Predigern, welche Fortſchritte würde ſie dann nicht machen, zu welcher Bekümmerniß Hrn. B. nicht Veranlaſſung geben, da ihm ſchon ein Prieſter auf 2000 Seelen ſolche Furcht einjagt?

Die eifrigſte Obſorge der vortrefflichen, meiſt durch einen wahrhaft apoſtoliſchen Charakter ſich auszeichnenden Biſchöfe Nordamerikas geht daher vornehmlich auf Gründung, Erhaltung und Erweiterung ihrer Seminarien, als der Bildungsſtätten für Arbeiter im Weinberge des Herrn; dann eben ſo ſehr auf die Errichtung manchartiger Lehranſtalten, als das Mittel, den Glauben zu feſtigen und zu verbreiten; endlich auf Stiftung von Spitälern und



Digitized by Google

Waiſenhäuſern, als den anſchaulichſten Segensfrüchten des echten katholiſchen Bewußtſeyns. Seminarien fanden ſich im Jahre 1844 ſchon zweiundzwanzig (mithin für jeden Sprengel eines) mit 277 Zöglingen. Waiſenhäuſer gibt es zwar in allen anſehnlichen Städten, und beinahe für alle Secten, ſomit auch für die Glieder der katholiſchen Kirche; ob aber ein katholiſches oder ein cosmopolitiſches, wie der Franzoſe Stephan Girard ein ſolches zu Philadelphia durch Hinterlaſſung ſeines ganzen Vermögens, ausſtattete, der höchſten Idee einer die elterliche Obſorge vertretenden Anſtalt beſſer entſpreche, mag der Ueberzeugung eines Jeden anheimgeſtellt bleiben. Denn unter den ſonderbaren Beſtimmungen, welche dieſer Stephan Girard für ſeine Anſtalt traf, findet ſich auch folgende: „Ich verlange, daß in dieſem Collegium kein Geiſtlicher, welcher Secte er auch angehören möge, ſei er Miſſionär oder Ortsprediger, jemals eine Anſtellung erhalten und jemals eine Function, von welcher Natur ſie ſeyn möge, ausüben könne; daß niemals eine Perſon von dieſem Charakter unter irgend einem Vorwande, ſelbſt nicht eines Beſuches wegen, in die dem genannten Collegium gehörigen Gebäude eingelaſſen werde.“ Doch gibt er die große Zahl der Secten und die bedeutende Meinungsverſchiedenheit unter denſelben als Beweggrund dieſer Verfügung an, ſo daß man bei dem oberflächlichſten Ueberblick über die religiöſe Zerriſſenheit in Amerika eine ſolche Beſtimmung an einem in bloß materieller Betriebſamkeit ergrauten, und dadurch verknöcherten Menſchen gar wohl begreifen kann. Wie viele katholiſche Waiſenhäuſer beſtehen, haben wir zwar nicht nachgezählt, wiſſen aber, daß 1471 Kinder in denſelben ſorgfältig erzogen werden.

Die Zahl der wiſſenſchaftlichen Inſtitute für Knaben beträgt vierundzwanzig. Weibliche Inſtitute zählte man im Jahre 1844 einundfünfzig, öffentliche Schulanſtalten für Kinder beider Geſchlechter 156, worin 14,585 Kinder unterrichtet werden, 98 fromme Anſtalten nehmen ſich vorzugsweiſe der Armen und Kranken an. Unter den Ordensgeiſtlichen erweiſen ſich hauptſächlich Lazariſten, Jeſuiten, Redemptoriſten in Seelſorge und Unterricht wirkſam, aber auch andere Orden finden ſich vor; von 1125 Nonnen, verſchiedenen Zweigen des allgemeinen großen Ordensinſtitutes der Kirche angehörend, widmet ſich weit aus die größere Zahl dem Unterricht und der Krankenpflege. Selbſt Nichtkatholiken ſind zur Anerkennung

dieſer ſchönen und vielverzweigten Thätigkeit der Kirche nach jeder Seite der reinſten menſchlichen Bedürfniſſe gezwungen; und ob auch Scheelſucht oder ein unabweisliches Gefühl des Zurückſtehens dabei ſie beſchleiche, ignoriren können ſie dieſelbe doch nicht. Der lutheriſche Prediger Wynecken mochte ſich im Bewußtſeyn der Dürftigkeit des Vereines ſeiner Glaubensgenoſſen in Amerika, im Gegenſatz zu dem inneren Reichthum der dortigen katholiſchen Kirche, ſchmerzlich berührt finden, wenn er in ſeiner Schrift: „Die Noth der deutſchen Lutheraner in Amerika", zu folgendem Geſtändniſſe ſich gezwungen ſah: „Feingebildete Prieſter bedienen und kräftigen die aus verſchiedenen Völkern geſammelten Gemeinden jede in ihrer eigenen Sprache, und vertheidigen in gut, wenigſtens in paſſend geſchriebenen Bildern die Sache ihrer Gemeinſchaft gegen ihre Feinde. Stolze (d. h. wohlgebaute) Klöſter, Seminarien und Schulen erheben ſich überall bis in den weiten Weſten hinein. Durchgebildete Lehrer und Lehrerinnen aus allen Gegenden Europas leiten die Erziehungsanſtalten der Jugend, die, mit allen Reizen feiner Bildung ausgeſtattet, eben dadurch ein Netz werden für die Kinder aller Confeſſionen, während Freiſchulen diejenigen der ärmern Kinder aufnehmen. Dieſe, wie die Spitäler der barmherzigen Schweſtern, mit aufopfernder Sorgfalt trefflich abgewartet, und überhaupt das praktiſch Sichere in dem ganzen Weſen der katholiſchen Kirche, verfehlen nicht, einen tiefen Eindruck auf den praktiſchen Amerikaner zu machen."

Herr W. ſelbſt muß geſtehen, daß das katholiſche Erziehungs-Inſtitut für Mädchen zu Somerſet, im Staate Ohio, gleich den meiſten katholiſchen Anſtalten, mit tüchtigen Lehrerinnen beſetzt ſei, daß durch die vortreffliche Bildung, welche dort gewonnen werde, manche proteſtantiſche Eltern ſich „verleitet" finden, ihre Töchter dieſem Inſtitut anzuvertrauen, und daß großer Fleiß auf die religiöſe Bildung der Mädchen (auch Fleiß, ſie „zur allein ſeligmachenden Religion" hinüberzuziehen) verwendet würde. So ſagt auch der Biſchof England von Neu-Orleans von den dortigen Urſulinerinnen, dem älteſten Kloſter in den vereinigten Staaten: „ihr Erziehungsplan weiß ſehr glücklich jede höhere weibliche Bildung mit gründlicher Frömmigkeit und den erhabenen Tugenden der wahren Religion zu verbinden." Man mag es daher ganz begreiflich finden, daß Hr. W. bei ſo unbeſtreitbaren Thatſachen ſich

beängſtigt fühlt, und für ſeine „Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit“ etwelche Befürchtung hegt. Allein ſollte etwa das Schullehrerſeminarium im Philippsburg, in deſſen Schulplan nur allgemeine Moral, mit Ausſchließung aller dogmatiſchen und confeſſionellen Lehren, aufgenommen wurde, vor Anſtalten jener Art den Vorzug verdienen? oder ſollten die biſchöflichen Seminarien dem lutheriſchen zu Mercersburg nachſtehen, wo Lehrer auf Lehrer ſich folgte, und Zweifel an der Rechtgläubigkeit der Einen „ärgerliche Unruhen“ veranlaßten? Findet es aber Hr. B. gefährlich, daß proteſtantiſche Eltern ihre Kinder gut eingerichteten, ſorgſam geleiteten katholiſchen Inſtituten zur Erziehung anvertrauen, ſo ſei er gerecht, und mißkenne nicht die Gefahren, welche der katholiſchen Jugend in den ſogenannten Gemeinſchulen drohen, in denen zwar Religionslehren vorzutragen ſtreng verboten, daneben aber geſtattet iſt, durch Lehrbücher den Proteſtantismus einzuimpfen, und in Vorträgen katholiſche Lehre und Brauch herabzuwürdigen.

Jenes Netz dagegen, welches nach Hrn. Wyneckens Vorſtellung die katholiſche Kirche über Nordamerika ausſpannen ſoll, iſt nicht ein fein angelegtes, ein künſtlich geflochtenes, ſondern ein ungeſucht ſich bildendes, in dem ſelbſt derjenige Menſch, welcher zu Speculationen über transcendentale Wahrheiten weder Neigung noch Anlage beſitzt, aber doch mit einer ungetrübten Urtheilskraft begabt iſt, durch einen natürlichen Zug von dem Schwankenden zu dem Gefeſtigten, von dem Unſichern zu dem Sichern, von dem Mangelhaften zu dem Vollkommenen hinübergezogen wird, und die richtige Obſorge für die Seinigen ihn einer harmoniſchen Ausbildung aller Seelenkräfte des Kindes, einem ruhigen und wohlgeleiteten Gang derſelben den Vorzug vor einer mehr einſeitigen und beengten einräumen läßt. Es tritt hier ein geiſtiges Compelle intrare ein, von welchem die active Regung in den Eintretenden ſelbſt zu ſuchen iſt; daher eine Genoſſenſchaft nur bedauert werden kann, wenn ſie, unfähig Solchem einen geiſtigen Damm zu ſetzen, kein anderes Mittel aufzufinden weiß, als die roheſten Ausbrüche der Gewaltthat, wie es zu ſeiner Zeit zu Boſton geſchah, wo die proteſtantiſchen Geiſtlichen der Neigung mancher angeſehener und reicher Proteſtanten, ihre Kinder den dortigen Urſulinerinnen zu einer vortrefflichen Erziehung zu übergeben, auf keine andere Weiſe Einhalt zu thun wußten, als durch unabläßiges

Aufhetzen der Zuhörer gegen das Kloſter, und durch die oft wiederholte Erklärung, „daſſelbe würde ihre Kinder zu der katholiſchen Religion hinüberbringen, wenn man deſſen Beſtehen länger dulden wollte.“ Hiedurch, in Verbindung mit Verläumdungen gegen die Geiſtlichen und die Kloſterfrauen, gelang es ihnen endlich, den niedrigſten Pöbel aufzuhetzen, daß er in der Nacht vom 11. Auguſt 1834 das Gebäude mit allem darin Vorfindlichen zerſtörte, und ſämmtliche Bewohnerinnen deſſelben nöthigte, die ganze Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Auf gleiche Weiſe wurde vier Jahre ſpäter die ſchöne Kirche zu Burlington vernichtet. Aehnliches fiel zu anderer Zeit an andern Orten vor; das Schrecklichſte im vergangenen Jahre zu Philadelphia, wo die Zerſtörung von zwei Kirchen und einem Nonnenkloſter, von 88 Wohnhäuſern, der Tod von 100 Perſonen und der Verluſt von einer halben Million Dollar die Katholiken belehren ſollte, wo der wahre Glaube ſei. Wie Hr. Dr. Büttner dergleichen Vorgänge als die Aurora des vollen Freiheitsglückes von Nordamerika zwar nicht begrüße, aber doch in's Auge faſſe, ſoll ſpäter berührt werden.

Haben wir vorhin von einem innern Reichthum der Kirche in Nordamerika geſprochen, ſo dürfen wir nicht verſchweigen, daß demſelben äußere Armuth zur Seite ſtehe. Wir übergehen, daß die meiſten Geiſtlichen außer einem ſehr beſchwerlichen, noch ein höchſt armſeliges Leben führen müſſen, daß die Biſchöfe großen Entbehrungen unterworfen ſind, und es ihnen meiſtentheils an den nöthigen Hülfsmitteln zu ſo manchem, für größere geiſtige Wirkſamkeit Nothwendigen gebricht; ſondern beſchränken uns bloß auf die Angabe, daß viele Gemeinden, zumal deutſche, nur ſehr ärmliche, meiſt unzureichende Kirchen beſitzen, mit den Erforderniſſen zum Cultus oft äußerſt ſparſam ausgeſtattet ſind, den Bau ihrer Gotteshäuſer gewöhnlich mit Schulden beginnen müſſen, denſelben nur unter ſchweren Anſtrengungen und großen Opfern, um ſo größer, je dürftiger die Einzelnen ſind, allmählig ausführen könnnen, und da ſie die Zinſen von jenen oft kaum aufzubringen vermögen, ihres bleibenden Beſitzes doch nicht immer ſicher ſich halten können.

Da greift freilich Europa unter die Arme, ohne deſſen kräftiges Mitwirken die Kirche in Amerika einen ſolchen Aufſchwung unmöglich nehmen könnte. Jenes hat in einer glaubensreichen

Vergangenheit ſeine edelſten Kräfte, tauſend und tauſend Leben eingeſetzt, um die Stätten wieder zu gewinnen, die das Leben, Lehren und Leiden des Erlöſers einſt geheiligt hat; eine ſchwache Abſchattung jenes Eifers tritt uns darin vor Augen, daß es doch immer noch geneigt iſt, wenigſtens ärmliche Nothpfennige zuſammenzubringen, um demſelben Seelen zu erhalten oder zu gewinnen, an denen Er fortwährend ſich verherrlicht. Amerikas Katholiken deutſcher Zunge verehren in dieſer Beziehung in Oeſterreichs Wohlthätigkeit ihren Hort. In's zwanzigſte Jahr wirkt in den Landen des Erzhauſes die unter allerhöchſtem Schutz ſtehende Leopoldinen-Stiftung nicht, wie Hr. Dr. Büttner meint, nach einer Kaiſerin von Oeſterreich, ſondern nach derjenigen von Braſilien, des verewigten Kaiſers Lieblingstochter, ſo genannt. Bedenkt man, daß dieſe Stiftung einzig im Jahre 1844 über 45,000 fl. C. M. an deutſche Kirchen der verſchiedenen Sprengel verwendet hat, ſo mag man ſich einen Begriff davon machen, wie viel ſchon durch ſie geleiſtet worden, wenn es auch im Vergleich zu dem vielartigen, ſelbſt unausweichlichſten Bedarf doch nur ein Scherflein genannt werden muß. Was aber immerhin damit zu Stande gebracht, welcher Segen dadurch verbreitet worden iſt, kann bei Hrn. Salzbacher nachgeleſen werden. Für die Geſammtheit der amerikaniſchen Kirche ſorgt die Lyoner „Geſellſchaft zu Verbreitung des Glaubens“, welche ebenfalls in jenem Jahre mehr als 700,000 Franken überſendete. Hr. Büttner findet dieſes „eine ungeheure Summe“, mit der „ſich doch wahrlich etwas Erkleckliches ausrichten laſſe“, und welcher er nicht mit Unrecht an dem Aufſchwung und der Feſtigung der Kirche in Amerika einen weſentlichen Antheil zuſchreibt. Hätte er indeß nicht beſſer gethan, anſtatt von unverkennbarer Scheelſucht ſich anwandeln zu laſſen, den Urſachen nachzuſpüren, durch welche dergleichen überraſchende Reſultate hervorgerufen werden, womit er vielleicht einerſeits eine ungleich reinere und tiefere Quelle dieſes wichtigen Aufſchwunges der katholiſchen Kirche hätte auffinden können, als bloßes Herrſchaftsgelüſte ihres Oberhauptes und der Ausſpender ihrer Gnaden; ſo wie es andererſeits nicht ſchwierig geweſen wäre, für den Jammer, „daß am ſchlechteſten die deutſchen Proteſtanten bedacht ſeien, kein Bote des Friedens zu ihnen geſendet werde, oft ungebildete

Digitized by Google

Prediger hinüberkämen“ eine durchaus zureichende Erklärung zu gewinnen.

Während es vor ſechszig Jahren eine ſchwere Aufgabe geweſen wäre, in ganz Amerika ein Buch in engliſcher (geſchweige denn in deutſcher) Sprache aufzufinden, welches zum religiöſen Unterrichte der Katholiken brauchbar geweſen wäre, erſcheinen gegenwärtig ſechszehn katholiſche Zeitſchriften, darunter deutſch geſchrieben, als Wochenſchrift, der „Wahrheitsfreund“, bis zum Jahre 1843 von Hrn. Henni, jetzt Biſchof von Milwaukie, einem Schweizer, redigirt. Uebereinſtimmend mit dem lutheriſchen Prediger Wyneken, bezeugt Hr. Salzbacher, ſie würden ſämmtlich von „einſichtsvollen und würdigen Männern“ redigirt, und „verträten die Intereſſen der Kirche gegen die ungerechten Angriffe und Läſterungen der Sectirer.“ Dr. Büttner nennt dagegen jenen „Wahrheitsfreund“ ein „auf die Proteſtanten furchtbar ſchimpfendes Blatt“; und ſucht auch ſeinen gegenwärtigen Herausgeber, den vormaligen Lutheraner Oertel, in ein ſehr zweideutiges Licht zu ſtellen.

Als der Unabhängigkeitskrieg einbrach, mag die Zahl aller katholiſchen Prieſter in den damaligen dreizehn Provinzen kaum auf etlich und zwanzig ſich belaufen haben. Noch im Jahre 1800 wurde die Einweihung der Kirche des heiligen Auguſtins zu Philadelphia als ein „Ereigniß“ betrachtet, „welches in die Jahrbücher dieſer Stadt eingetragen zu werden verdiente.“ In einigen Staaten beſtand bis zur Unabhängigkeitserklärung ſogar jene verfolgende Geſetzgebung, unter welcher das arme Irland die Dauer ſeiner Leiden nach dem Zeitenverlauf des Proteſtantismus zählt. So fand ſich unter den alten Geſetzen von Connecticut dasjenige: daß kein Prieſter in dieſer Grafſchaft wohnen dürfe, fortan jeder aus derſelben verbannt ſeyn, und allfällige Rückkehr mit dem Leben büßen ſolle. Jedermann war geſtattet, einen Prieſter feſtzunehmen, ohne hiezu eines Verhaftbefehls zu bedürfen. Auch jetzt noch hat dieſer Staat, zuſammt demjenigen von Rhode-Island, die ſchwächſte katholiſche Bevölkerung, bloß fünf Tauſend Seelen, doch befinden ſich in denſelben zehen Kirchen, und ſeit 1843 in der Hauptſtadt Hartford ein Biſchof. Der gegenwärtige Biſchof, Herr William Tyler, gehört einer anglikaniſch-kirchlichen Familie an, aus welcher ſchon zwanzig Perſonen katholiſch geworden ſind. — Ein Biſchofsſitz, ruft Hr. B. aus, in dieſer alt puritaniſchen

Stadt! das iſt mehr als die Congregationaliſten, deren Vorfahren der anglikaniſchen Kirche ſo muthig entgegentraten, und für die Unabhängigkeit von England (war denn dieſe durch die anglikaniſche Kirche gefährdet?) Gut und Blut einſetzten, ertragen zu können glauben. Am Fuße der Wartburg eine römiſch-katholiſche Kirche, in dieſem puritaniſchen Staate ein römiſch-katholiſches Bisthum! Wir möchten in dieſer Weiſe des Hrn. B. entgegnen: In Afrika, wo einſt vierhundert Biſchofsſitze beſtanden, wo ein heiliger Cyprian für den Chriſtenglauben lebte und ſtarb, wo ein heiliger Auguſtin ſo kräftig wirkte, und als einer der erlauchteſten Geiſter bis in unſere Zeiten leuchtet, jetzt allüberall die todesſchaurige Nacht des Islamismus? — Woher dieſes! Vorzüglich möglich gemacht durch den Proteſtantismus des vierten Jahrhunderts nach ſeinem dreifachen Lehrtropus — durch den Arianismus, Manichäismus und Pelagianismus.

Durch Herrn Büttners Geſtöhne über das römiſch-katholiſche Bisthum in der puritaniſchen Stadt Hartford finden wir uns veranlaßt, einen Blick auf Maryland und deſſen Hauptſtadt Baltimore, den jetzigen erzbiſchöflichen Sitz in Nordamerika zu werfen, um die Verſchiedenheit in dem Verfahren der Katholiken und jener edlen Puritaner anſchaulich zu machen, ein Verfahren, zu welchem Seitenbilder in genügender Menge überall ſich auffinden ließen. Genannte Stadt verdankt ihren Urſprung einem Bruder des Lords Baltimore, welcher dieſen Staat, der von Carls I. Gemahlin den Namen trägt, zur Zufluchtsſtätte für ſich und ſeine Glaubensgenoſſen wählte, um ihnen in der damaligen furchtbaren Verfolgung durch die anglikaniſche Kirche eine Zufluchtsſtätte zu ſichern. Wie nun Connecticut um eben dieſe Zeit Sitz der Puritaner, ſo wurde Maryland derjenige der Katholiken, welche aus dem Mutterlande ſich retten wollten. Die Puritaner, bald hierauf unter Cromwell verfolgend auftretend, pflanzten leicht ihren Verfolgungsgeiſt auch den Meinungsgenoſſen in dem neuen Welttheil ein; wogegen die Katholiken, der erlittenen Verfolgung eingedenk, durch eigene Erfahrung zur Duldſamkeit ſich geneigt fanden, und die von andern Secten Ausgeſtoſſenen brüderlich in ihre politiſche Gemeinſchaft aufnahmen. Damit gewannen dieſe letztern raſchen Zuwachs, in Kurzem die Ueberzahl. Hiedurch gelang es ihnen, allmählig die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten an

ſich zu reißen; ſectireriſche Verachtung der Kirche ließ ſie der Wohlthat des gefundenen Schutzes bald genug vergeſſen, und nicht lange Zeit verging, bis ſich die Katholiken in ihrem urſprünglichen Hauſe unterdrückt ſahen. Denn der Anmaßung der Secten geſellte die Begünſtigung der engliſchen Regierung ſich bei, worauf auch in Maryland eine Geſetzgebung ſich entwickelte, welche, zur Vergeltung gewährten Schutzes, an bitterer Härte gegen die Katholiken derjenigen des Mutterlandes in nichts zurückſtand. Denn nicht allzulange, nachdem Lord Baltimore ſeinen Glaubensgenoſſen eine Zufluchtsſtätte gefunden zu haben wähnte, wurden dieſelben auf jegliche Weiſe verfolgt; ſie durften ihre Religion nicht mehr öffentlich zeigen; ſie mußten ihre Prieſter verbergen, ihre Myſterien heimlich ſingen, und ihr Leben in der beſtändigen Furcht zubringen, nebſt der Religion noch die Habe, die Heimath, ſelbſt die bürgerliche Freiheit zu verlieren. „Dieß war“, ſagt der Biſchof Roſati in einem Bericht über die katholiſche Kirche in den vereinigten Staaten, „dieß war ein glänzendes Beiſpiel proteſtantiſcher Glaubensduldung und dankbarer Anerkennung früherer Wohlthat.“ — Dergleichen Kleinigkeiten verdienen wohl im Andenken behalten zu werden.

Man ſchätzt die Zahl der unabhängigen indianiſchen Völkerſtämme, welche öſtlich und weſtlich der Felsgebirge wohnen, nur noch auf beiläufig 400,000 Köpfe, zweiundzwanzig verſchiedenen, oft ſprachlich durchaus getrennten Stämmen angehörend; ſo tief hat die mannigfaltige nordamerikaniſche Betriebſamkeit und Redlichkeit dieſelben herabgearbeitet! Obwohl dieſe Stämme von Miſſionären verſchiedener Secten beſucht werden, unter welchen diejenigen der Methodiſten die glücklichſten, weil eifrigſten ſind, ſo läßt ſich in Wahrheit doch nur von Erfolgen der katholiſchen Miſſionen unter ihnen ſprechen. Wo jene die Bekehrten zu Hunderten zählen, da haben dieſe Tauſende einzuſetzen, obwohl Beharrlichkeit nicht bei Allen zu verbürgen iſt. Der P. de Smet, der während vier Jahren unter den verſchiedenen Völkerſchaften des Oregon-Gebiets an zehn Tauſend Meilen durchwanderte, hat in dieſer Zeit bei ſechs Tauſend Götzendiener getauft, zwei Tauſend andere zum Empfang des Sacraments vorbereitet. Neben einer Anzahl würdiger Prieſter ſind es vorzüglich die gehaßten Jeſuiten, welche dieſer unbeſchreiblich mühſamen Arbeit ſich unterziehen, und noch in

neuerer Zeit haben ſie in Miſſouri ein Haus angelegt zum Aufenthalt für Miſſionäre, und um durch ſechs Laienbrüder die Indianer in verſchiedenen Werkſtätten in mechaniſchen Künſten unterrichten zu laſſen. — Der erwähnte P. de Smet ſchiffte ſich im Jahre 1842 nach Europa ein, um über die Erfolge ſeiner Thätigkeit Bericht zu erſtatten, ging ſodann im December 1843, in Begleitung einiger anderer Prieſter und ſieben Schweſtern unſerer lieben Frauen, zu Antwerpen abermals zu Schiff, um das Cap Horn zu umſegeln, und von der Mündung des Columbia-Flußes aus das Weſtgebiet zu erreichen, was ihm nach neunmonatlicher Fahrt, auf welcher er ſieben Tauſend Seemeilen zurücklegte, unter Gottes Obhut, glücklich gelungen iſt.

Bei dem Beſtreben der Staatenregierung, die Eingebornen aus ihren Wohnſitzen zu verdrängen, und ſie immer weiter nach Weſten zurückzutreiben, iſt immerhin zu befürchten, daß das angefachte Glaubenslicht, bei ſo großen Schwierigkeiten daſſelbe erhalten zu können, bald wieder verlöſche. Doch beträgt die Zahl der in den Diöceſen St. Louis, Milwaukie und Detroit anſäßigen chriſtlichen Indianer, die noch ihre Mutterſprache reden, an die zwölf Tauſend Seelen, und es iſt nicht zu zweifeln, daß von den heldenmüthigen Boten der Gnade, Einige auch jenen Vertriebenen folgen werden, und dieß um ſo gewiſſer, da man doch die Erfahrung gemacht hat, daß früher bekehrte Indianer in der Regel dem Glauben treu geblieben ſind, ja die Miſſionäre der Proteſtanten, die nachher bei ihnen ſich einſchleichen wollten, durch ſie geradehin zurückgewieſen wurden.

Die Worte, in welchen ein Häuptling dieſer Naturſtämme dem verewigten Dr. John England, Biſchof von Charlestown, der bei vierundzwanzig Jahren in dieſen Miſſionen vielfach thätig geweſen, den Beweggrund eröffnete, weßwegen ſeine Landsleute vorzugsweiſe den katholiſchen Miſſionären Gehör und Vertrauen ſchenkten, ſind ſo einfach, naiv und zugleich einleuchtend, daß ſie hier wohl eine Stelle verdienen. „Unſere Väter“, ſagte jener Häuptling, „hatten Männer mit ſchwarzen Röcken (Black Coato) zu Führern. Dieſe hatten weder Weib noch Kinder, ergaben ſich ganz dem Gebet und dem Dienſte der Rothhäute. Aßen dieſe Männer, ſo waren ſie ſatt, denn ſie hatten nur einen Mund, und ſtarb Einer von ihnen,

Digitized by Google

ſo brauchte er gar nichts mehr, Alles was er brauchte, hatte er im Himmel, und wie wir ihn begruben, hatten wir nur für ſeinen Geiſt zu beten. Die Andern aber gaben uns Männer, als Häupter des Gebets, wie wir ſelbſt; dieſe Männer haben Weiber, und lieben ſie; ſie haben Kinder, und lieben ſie; die Weiber und Kinder haben viele Mäuler und viele Rücken, und die Kinder werden alle Tage feiſter, und der arme Mann des Gebets hat große Furcht, weil er liebt; er fürchtet, daß dieſe Mäuler nicht alle ſich füllen, und daß dieſe Rücken nicht alle ſich kleiden werden; er fürchtet ſich ſehr, zu ſterben, weil dann die, welche er liebt, hungern müßten, wenn nicht wir ſie ernährten. Darum, ſo lange er lebt, ſorgt er für Weib und Kinder; und thut er dieß, ſo ſagt er zu der Rothhaut: ich thue meine Schuldigkeit; die Rothhaut aber geht weg und denkt an das, was der Vater geſagt hat: daß der Schwarzrock ein Mann war, nicht wie unſer Einer, und daß er die Rothhaut ſehr liebte, weil er einzig den großen Geiſt und ſein Volk zu lieben hatte, kein Weib und keine Kinder, und ein einziges Maul und einen einzigen Rücken hatte; ſtarb er dann, ſo war dieſer Mund geſchloſſen, der Rücken kalt, und er fürchtete nicht, wenn es zum Sterben kam, ſondern blickte nur auf die rothe Haut, die er liebte."

Auch unter den Negern, ſowohl den freigelaſſenen als den Sclaven, zählt die Kirche viele Glieder, obgleich aus jenen, da dieſe Menſchenraçe durch ſchwächere Geiſtesgaben und eine gewiſſe indolente Milde ſich auszeichnet, die Methodiſten durch ihren pietiſtiſchen Anſtrich Viele an ſich ziehen. Das Loos derjenigen Schwarzen, welche noch Sclaven ſind, wird einzig durch die Kirche gemildert, denn ſie allein legt ihren Gliedern, bei Verluſt der heiligen Sacramente, die Pflicht auf, die Sclaven nicht mehr zu verkaufen, ſie menſchlich zu behandeln, und für ihr Zeitliches, wie für ewiges Wohl zu ſorgen. Auch da ertheilen die praktiſchen Amerikaner der Kirche ein Zeugniß, welche alle Initiativen deutſcher Literatur weit überwiegt; ſie ſagen nämlich: die Grundbeſitzer könnten nichts Beſſeres thun, als ihre Sclaven durch katholiſche Prieſter darin unterweiſen zu laſſen, wie ſie Gott und ihrem Herren treu dienen könnten; daher viele Proteſtanten ſchwarze katholiſche Dienſtboten den andern vorziehen. In Maryland ſind es vorzüglich die Redemptoriſten, welche den Unterricht der Schwarzen

Digitized by Google

ſich angelegen ſeyn laſſen. In Philadelphia hält eine junge freie Negerin eine katholiſche Schule für farbige Kinder. Zu Baltimore beſteht unter dem Titel: „Schweſtern der Vorſehung“, ein Verein ſchwarzer Frauen, welche, in klöſterlichem Leben verbunden, dem gleichen Dienſte ſich widmen.

Auch die nach Liberia heimkehrenden Neger gehen hiedurch der geiſtlichen Pflege nicht verluſtig. Der Biſchof von Philadelphia hat zu Anfang des Jahres 1842 drei Miſſionäre dorthin geſendet, von denen Einer am Ende deſſelben Jahres zurückkam, und folgenden Bericht erſtattete: „Wir fanden günſtige Aufnahme; unſere katholiſchen Neger haben in Palma, dem Hauptorte der Colonie, einen Betſaal und eine Schule, beide freilich in einem und demſelben Lokale, errichtet, und die Erfolge unſeres Eifers ſind von ſolcher Art geweſen, daß wir den Neid der Proteſtanten und die Verwunderung der fremden Kaufleute erregten. Eben ſo gut wie in Palma iſt die Stimmung am Cap Monte; die Neger, welche dieſe Gegend bewohnen, ſind bereit, den katholiſchen Glauben anzunehmen. An zwanzig Orten gibt es katholiſche Kapellen, früh ſchon von den Portugieſen und Spaniern errichtet. Aus Mangel an Prieſtern (wohl ebenfalls Folge der begleitenden Revolution zu Förderung der Menſchheit in dieſen beiden Reichen) ſind aber die Einwohner zu den vorigen abergläubiſchen Meinungen zurückgekehrt, und die Kirchen ſtehen verlaſſen. Indeß hoffen wir, daß es auch an dieſen Orten bald wieder beſſer werden ſoll.“

So viel über die Kirche von Amerika.

Wir müſſen noch mit ein paar Worten berühren, wie Hr. Dr. Büttner durch das, was er ſehen mußte, und unmöglich in Abrede ſtellen konnte, dergeſtalt in Unwillen verſetzt und mit Bitterkeit erfüllt wurde, daß ihm gewiß Luther aus ſeinem Grabe zujauchzen dürfte:

A ce noble courroux je reconnais mon sang.

Iſt es doch gar ſo lehrreich, zu ſehen, wie der Haß gegen die Kirche bei jeder Veranlaſſung ſich Luft macht, wie aber die Verheißung ihres Herrn in der alten Welt, trotz des Keuchens der Büreaukraten, und in der neuen, trotz des Schnaubens der Literaten im ſtillen Gang dennoch an derſelben ſich fortwährend verwirklicht.

Digitized by Google

Zu allererſt findet es Hr. B. ſehr bedenklich, daß in Nordamerika die Kirche „durch keine Concordate in Schranken gehalten werde“, daher reißende Fortſchritte mache, ſo daß bloß ſeit 1843 fünf neue Bisthümer ſeien errichtet worden. Jeder Fortſchritt der Kirche erſcheint ihm durchweg als Sieg einer „unerträglichen Keckheit und Arroganz“, mit der ſie bei jeder günſtigen Gelegenheit hervortrete. — Da der Biſchof von New-York verlangte, daß die deutſche Kirche von Buffalo, eine der größten und ſchönſten in den vereinigten Staaten, in ſein Eigenthum geſtellt werde, was allein den Gemeinden ihre Kirchen auf alle Zeiten zu ſichern vermag, die Gemeindevorſteher aber deſſen ſich weigerten, und hiefür der Oberhirte die Kirche mit dem Interdict belegte, muß derſelbe ein wahrer Gregor VII., und die Macht der Geiſtlichkeit „eine furchtbare, der religiöſen und politiſchen Freiheit des Landes gefährliche“ ſeyn. Wie aber die Gemeindevorſteher ihr Unrecht eingeſehen und hierüber ſich erklärt haben, iſt nur bei Herrn Salzbacher Seite 260 zu leſen, Hr. B. verwandelt es in den Ausdruck: „die Gemeinde mußte nachgeben.“ — Hätte Hr. B. ſich in Europa ein wenig umgeſehen, die Lage der in alter Zeit erbauten proteſtantiſchen Hauptkirchen etwas näher in's Auge zu faſſen, ſo würde es ihn nicht befremden, daß die Katholiken auch in der neuen Welt es lieben, für ihre Kirchen ſchöne, die Umgegend überragende Bauplätze zu wählen. Der wahre Katholik, der es ſich nicht verſagen kann, auch dem Geiſtigen (wo möglich) einen ſinnlich wahrnehmbaren Ausdruck zu verleihen, will eben, daß die Lage des Hauſes ſeines Sehnens, ſeines Troſtes und ſeiner Anbetung ihm es vor Augen ſtelle, daß die Kirche die Stadt Gottes auf dem Berge ſei. Begreift Hr. B. dieß nicht, ſo können wir uns unſererſeits auch darüber nicht beſonders verwundern, daß ihm in Cincinnati die „Menge der Prieſter“ (die doch den ſtatiſtiſchen Nachrichten zufolge ſo auffallend groß nicht ſeyn kann), noch weniger in Baltimore die Kathedrale, „ein wahres Meiſterſtück der Baukunſt“, und die dortigen Veſpern, bei denen auf guten Geſang ſo viel verwendet wird, daß ſelbſt manche Proteſtanten dazu ſich einfinden, nicht zu behagen ſcheinen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# XVIII.

## Landgraf Philipp von Heſſen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politiſchen Seite der Glaubensſpaltung im ſechszehnten Jahrhundert.)

### VI.

### Philipp's Doppelehe.

Mitten in die im vorigen Artikel *) geſchilderte Periode der diplomatiſchen und kriegeriſchen Kämpfe, die der Proteſtantismus in dem Maße, als er erſtarkte, gegen die alte Kirche und die politiſche Ordnung des Reiches unternahm, fällt ein denkwürdiger Verſuch: die Vielweiberei in die Disciplin der Gegenkirche einzuführen. Gemacht wurde derſelbe von dem unternehmendſten unter den fürſtlichen Schutzherren der neuen Lehre, der ſich ſowohl durch die bisherigen Erfolge der Oppoſition ermuthigt, als durch den Stachel des Fleiſches zu ſolchem Wagniß getrieben fühlte. Haben gleich dieſe reformatoriſchen Bemühungen Philipp's damals noch ihr Ziel verfehlt, ſo liefern ſie dennoch nicht nur einen wichtigen Zug zur Vervollſtändigung ſeines Charakterbildes, ſondern geſtatten uns zugleich einen Blick unter die gleißneriſche Hülle, welche die wahren Motive auch anderer Zeloten des Widerſpruchs in jener

*) Bd. XV, Seite 760 und Bd. XVI, S. 81.

Digitized by Google

Periode deckt. Zudem laſſen dieſe Beſtrebungen des Landgrafen damals im fernen Hintergrunde das Ziel des moraliſchen und dogmatiſchen Nihilismus erkennen, welchem der Proteſtantismus ſeit ſeinem Beginne entgegen gravitirt, und dem er heute in immer raſcherem Fluge zueilt, nachdem er eine Zeit lang gewähnt hatte, auf halbem Wege ſtehen bleiben zu können.

Die in ihren Hauptumriſſen allbekannte Geſchichte des Hergangs, deſſen häufig überſehene Einzelheiten und näheren Umſtände im Nachfolgenden erzählt werden ſollen, beginnt damit, daß der Landgraf ſchon längſt ſeinen Eifer für die gegenkirchliche Lehre auch praktiſch durch maßloſe Unſittlichkeit bethätigt, und, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, ſeiner Gemahlin die eheliche Treue nicht drei Wochen lang gehalten hatte. Im ſechszehnten Jahre dieſes Eheſtandes fiel ſeine ſinnliche Neigung auf ein Hoffräulein ſeiner Schweſter Eliſabeth, der zu Rochlitz lebenden Wittwe des Herzogs Friedrich von Sachſen, die ſiebzehnjährige Margarethe von der Saal. Vermuthlich hat ſich dieſe, berathen von ihrer ränkevollen und ehrſüchtigen Mutter Anna, aus dem Geſchlechte derer von Miltiz, Anfangs ſeinem Gelüſte verſagt, worauf, als die unreine Flamme Philipp's immer heftiger entbrannte, ſich der Gedanke an eine Bigamie ihm als das paſſendſte Mittel darbot, an das Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen. Ob der abentheuerliche Plan, dieſen unerhörten Ausweg zu ſuchen, urſprünglich in Philipp entſtanden ſei, oder ob, wie es am wahrſcheinlichſten iſt, die Mutter der Erwählten dieſen hohen Preis für die Ehre ihrer Tochter forderte, iſt begreiflicherweiſe heute nicht mehr zu ermitteln. Gewiß iſt nur, daß Philipp das Vorhaben beharrlich durchführte: der beabſichtigten ehebrecheriſchen Beiwohnung, mit Aufrechthaltung der erſten, den Schein einer rechtmäßigen zweiten Ehe zu leihen. — Dieß aber war in jener Zeit und in Deutſchland, ſelbſt einem proteſtantiſchen Fürſten, ohne ausdrückliche Geſtattung und Gutheißung der Häupter des neuen Evangeliums nicht möglich. Die Art und Weiſe nun, wie der Landgraf ſich dieſe Zuſtimmung verſchaffte, und die Form,



Digitized by Google

in der Jene ſie ihm ertheilten, iſt wegen der hierbei auf beiden Seiten hervortretenden, bodenloſen Heuchelei zwar eine der widerlichſten, aber auch eine der lehrreichſten Epiſoden in der Geſchichte der jungen Kirche. Beide Theile (der ſcrupelhafte Pönitent, der aus bloßer Gewiſſenhaftigkeit eine Doppelehe ſchließen will, wie die, für die Reinheit des Evangeliums eifernden Verbeſſerer der chriſtlichen Kirche, die ihm dazu Dispens und Segen gaben!) hatten im Herzen ganz andere Intereſſen und Zwecke, als die Ehre Gottes. Beide fanden es aber ihrer einmal genommenen Stellung gemäß, die Welt und ſich gegenſeitig täuſchend, unter fortwährender Berufung auf die heilige Schrift, auf das Gewiſſen, auf die pflichtmäßige Sorge für das ewige Heil, ſich immer in den ererbten, ganz ehrbaren und chriſtlichen Redensarten zu bewegen.

Die Reihe dieſer Verſuche: den Proteſtantismus als ſolchen förmlich und ausdrücklich als Mitſchuldigen bei ſeiner Bigamie zu betheiligen, eröffnet eine Botſchaft Philipp's an die Hierarchen der Neukirche. Er hatte hierzu Bucer *), ſeinen gewandteſten und ſchlaueſten Unterhändler auserſehen, der mit nicht geringem Eifer und Geſchick gleichzeitig dem Gelüſte ſeines Herrn Befriedigung zu verſchaffen, und dabei doch nach Möglichkeit den chriſtlichen Schein zu retten befliſſen war. Ausgerüſtet mit einer von ihm ſelbſt verfaßten Inſtruction ſandte

*) Rommel (Geſchichte von Heſſen, Bd. 3, Anmerkungen S. 198) charakteriſirt denſelben folgender Geſtalt: „Martin Bucer, eigentlich Kuhhorn aus Schletſtadt im Elſaß, aus Straßburg vertrieben, urſprünglich Dominicaner, war ein außerordentlicher Mann, nicht bloß durch hohen Körperbau, ſtarke Stimme und leichte Beredſamkeit, ſondern auch durch großen Reichthum und Gewandtheit der Ideen, und ſolche Weltkenntniß, die ihn zum Vermittler und Friedensſtifter geſchickt machten. Er war der Vertrauteſte L. Philipps (mit dem er in beſtändigem Briefwechſel ſtand), ſein geiſtlicher und weltlicher Diplomate." Von vorneherein die indifferentiſtiſchen Neigungen ſeines Herrn theilend, ſchlug er ſich bald auf die Seite Zwingli's, war jedoch gewandt genug, auch mit Luther in gutem Vernehmen zu bleiben.

Philipp dieſen nach Wittenberg, wo er Luther und Melanchthon „erſtlich Gnad und Gutes von ſeinetwegen ſagen ſollte und daß ihnen an Leib und Seel noch wohl zuſtände, daß er das gerne hörte.“ — „Folgends anzufügen“, ſo lautet weiter der Auftrag, „daß ich, ſeiter der Zeit mich unſer Herr Gott mit Schwachheit heimgeſucht, allerlei bei mir bedacht hätte, und ſonderlich, daß ich in mir befunden, daß ich eine Zeit her, ſeit ich ein Weib genommen, in Ehbruch und Hurerei gelegen. Dieweil dann ſie und meine Prädikanten zu vielmahl mich ernſtlich ermahnt, zum Sacrament zu gehen, und dann ich bei mir ſolches obgemeldt Leben befunden, habe ich mit keinem guten Gewiſſen einige Jahr her können zum Sacrament gehen.“ Wie ernſtlich gemeint dieſe Ehrfurcht vor dem Sacramente geweſen ſeyn müſſe, geht einestheils daraus hervor, daß der Landgraf, wie früher bereits gezeigt, ſich zur Zwingli'ſchen Theorie von einem bloßen Erinnerungsmahle bekennend, der Sache nach gerade das Sacrament läugnete, andererſeits aus den unmittelbar darauffolgenden Worten der Inſtruction. „Dann, dieweil ich ſolches Leben nicht Willens zu laſſen, mit was gutem Gewiſſen konnte ich dann zum Tiſch des Herrn gehen, und wußte dadurch nicht anders, dann zum Gericht des Herrn und nicht zu chriſtlicher Bekenntnuß zu kommen? Weiter ſo hab ich geleſen im Paulo, mehr dann an einem Ort, wie daß kein Hurer und Ehebrecher würde das Reich Gottes ererben. Die weil ich dann bei mir befunden, daß ich bei jetziger meiner Hausfrawen“ (mit welcher er bereits drei Söhne und vier Töchter erzeugt hatte!) „mich Hurerei, Unkeuſchheit und Ehebruchs nicht erwehren mag, ſo ich mich dann nicht aus dem Leben wende und zur Beſſerung bekehre, ſo habe ich nichts Gewiſſeres, denn Enterbung des Reichs Gottes und ewige Verdammniß zu gewarten.“ — Ueberhaupt lägen ihm ſeine Prediger an, er ſolle Hurerei und andere Laſter ſtrafen, „welches ich auch gern thun wollte. Wo kann ich aber Laſter, darinnen ich ſelbſt ſtecke, ſtrafen? Da jedermann würde ſagen: Meiſter, ſtrafe dich vor ſelbſten.“ — Ja, wenn er etwa in



Digitized by Google

Sachen „der Evangeliſchen Verſtändniß“ (des ſchmalkaldiſchen Bundes) kriegen und dabei erſtochen, erſchoſſen werden oder ſonſten umkommen ſollte, ſo müſſe er befürchten, ohne Rettung „zum Teufel zu fahren.“ „Ich habe doch unter Zeiten Gott angerufen und gebeten, aber ich bin allweg geblieben, einen Weg wie den andern.“

Nach dieſer Vorrede, worin der hohe Pönitent ſeinen ernſtlichen und beharrlichen Willen: ſich nicht zu beſſern, ſehr deutlich und beſtimmt erklärt hat, rückt er ſeinem wahren Ziele, mit Hülfe einer Exegeſe, näher, welche die Theologen zu Wittenberg nicht ablehnen konnten. „Nun aber habe ich mit fleiß bedacht, die Schrifften altes und Neuen Teſtaments, ſo viel mir Gott Gnad verliehen, mit fleiß durchleſen, und da kein andern Rath oder Mittel immer können finden, die weil ich ſehe, daß ich mich deß Handels bei meinem jetzigen Weibe nicht kan oder mag enthalten, welches ich mit Gott bezeuge, dan ſolche Mittel zu gebrauchen, die von Gott zugelaſſen, und nicht verbotten: daß die fromme Vätter, als Abraham, Jacob, David, Lamech, Salomon und andere, mehr dan Ein Weib gehabt, und eben in den Chriſtum geglaubt, daran wir glauben, wie S. Paulus ad Cor. 10. saget, und dann Gott im Alten Teſtament ſolche Heyligen hochrühmet, auch Chriſtus im Neuen Teſtament ſolche hochrühmet, dazu das Geſetz Mosis zuläſſt, wann einer zwey Weiber habe, wie man ſich darinnen halten ſollte. Vnd ob geſagt wolte werden, es wäre Abraham und den alten zugelaſſen umb die Verheiſſung willen uff Chriſtum; ſo findet ſich doch klar, daß das Geſetz Mosis zuläßt, und darin niemand ſpecificirt und ſpricht, ob man zwey Weiber halten, und damit niemanden ausſchleuſt. Vnd da dann Chriſtus allein verheiſſen iſt dem Stamm Juda, und doch Samuels Vatter, der König Achab und andere mehr Weiber haben gehabt, die doch nicht ſeynd vom Stamm Juda, ſo kan das, daß es denen allein zugelaſſen ſey umb Meſſias willen, nicht ſtatt haben. Dieweil dann Gott im Alten Teſtament, noch Chriſtus im Neuen Teſtament, weder die Propheten noch

Apoſtel nicht verbieten, daß Ein Mann zwey Weiber möge haben, auch kein Prophet oder Apoſtel darum König und Fürſten, oder andere Perſonen geſtraft noch geſcholten, daß ſie zwey Weiber in der Ehe bey einander gehabt, noch auch für Laſter oder Sünde, oder die das Reich Gottes nicht ererben ſollen, gehalten, So doch Paulus viel anzeigt ſo das Reich Gottes nicht ererben ſollen, und von denen, die zwey Weiber haben, gar keine Meldung thut; auch die Apoſtel, da ſie den Heiden anzeigten, wie ſie ſich halten, und wie ſie ſich enthalten ſollen, da ſie die erſtlich zum Glauben auffnahmen, wie das in Actis Apost. ſteht, und doch davon nichts verbotten, daß ſie nicht zwey Weiber in der Ehe haben möchten, ſo doch viel Heiden geweſt, die mehr dann Ein Weib gehabt haben; Auch den Juden nicht verbotten, denen es das Geſetz zuließ, und freylich bey etlichen im Brauch. Wann uns dann Paulus klar ſagt, daß ein Biſchoff ſoll ſeyn nur Eines Weibes Mann, deßgleichen der Diener; wäre ohne Noth geweßen, da jedermann ſollte haben nur Ein Weib, ſo hätte ers alſo gebotten und mehr Weiber zu haben verbotten, und demnach auff dieſen Tag in den Orientiſchen Landen etliche Chriſten ſeynd, die zwei Weiber haben: Item der Kayſer Valentinianus, den doch die Hiſtorien-Schreiber Ambrosius und andere Gelehrte rühmen, ſelbſt zwey Weiber gehabt, auch ein Geſetz laſſen ausgehen, daß andere zwey Weiber möchten haben. Item, wiewohl ich dieſes folgende nicht hoch achte, ſo hat der Pabſt ſelbſt einen Graffen, welcher zum Heiligen Grab geweſt, und in Erfahrung kommen war, ſein Weib ſolte todt ſeyn, derhalben er eine andere oder noch ein Weib genommen, zugelaſſen, daß er ſie alle beyde möchte haben. Item, Ich weiß, daß Luther und Philippus dem König von Engelland gerathen haben, er ſollte ſeine erſte Frau nicht verlaſſen, er ſoll aber eine andere zu der nehmen, wie nun ungeſehrlich der Rathſchlag lautet. Wo nun dargegen möchte gefragt werden, daß er keine Manns-Erben von der erſten Frauen gehabt, achten wir, es ſolte hie vielmehr zugelaſſen ſeyn, der Vrſach wegen, daß Pau-

Digitized by Google

lus ſagt, Ein jeder ſolle der Hurerey halber ein Eheweib haben; dann es iſt ja vielmehr gelegen an einem guten Gewiſſen, der Seelen Heil, an einem Chriſtlichen Leben, Abziehung von Schanden und unordentlicher Unkeuſchheit, dann daran gelegen, daß einer Erben oder keine hat. Dann es iſt ja mehr an der Seelen, dann an zeitlichen Dingen gelegen." „Dieſe Ding, haben mich alle bewegt, daß ich mir einmal fürgeſetzt, dieweil es mit Gott geſchehen kann, wie ich das nicht zweifel, mich der Hurerei und aller Unkeuſchheit zu entäuſſern, und den Weg, den mir Gott zuläßt zu gebrauchen, denn ich länger nicht in Teufels Stricken gefangen zu liegen gemeint bin, und mich ſonſten ohne den Weg, den Gott zuläßt, nicht enthalten kann oder mag; ſo ſey derowegen meine Bitt an Lutherum, Philippum und ihn Bucerum, daß ſie mir wollen Zeugniß geben, wenn ich das thäte, daß es nicht unrecht ſei."

„Wäre es aber Sach, daß ſie es dieſer Zeit umb Aergerniß willen und daß es vielleicht dem Evangeliſchen Handel ſollte nachtheilig oder ſchädlich ſeyn, öffentlich in Truck nicht geben möchten, ſo ſeye doch meine Bitt, daß ſie mir wollen ſchriftlich Zeugniß geben, ſo ichs heimlich thäte, daß ich daran nicht wider Gott gethan, und daß ſie es auch für eine Ehe halten, und mittlerer Zeit auf Wege denken, wie die Sach offentlich in die Welt zu bringen, und die Perſon, ſo ich nehmen werde, hernach nicht für unehelich, ſondern auch für eine Ehe gehalten werde, dann ſie könnten dennoch bedenken, daß ſonſten dem Menſchen, ſo ich nehmen würde, ſchwer fallen, daß ſie ſollte für eine gehalten werden, ſo unchriſtlich oder unehelich thäte. Nachdem auch nichts verſchwiegen bleibet, ſollte ich denn ſtets alſo ſitzen, und die gemeine Kirch ſollte nicht wißen wie ich bei der Perſon ſäße, möchte auch den langen Weg groß Aergerniß bringen."

Dieſe letztere Stelle gewährt einen wichtigen Aufſchluß

ſowohl über die wahren Motive Philipp's, als über ſeinen eigentlichen Zweck. — In Hinſicht jener iſt es, bei einiger Kenntniß des Charakters des Landgrafen, geradezu unmöglich, zu glauben, daß es ihm bei der Sendung Bucers um Beruhigung ſeines Gewiſſens zu thun geweſen ſei. — Wie verwirrt und abgeſchwächt auch das ſittliche Bewußtſeyn bei den Führern der ganzen kirchlichen Bewegung damals ſeyn mochte, dennoch ſtreitet es gegen die einfachſten Geſetze des menſchlichen Fühlens und Denkens, daß Philipp wirklich eine, durch ſolche Mittel theils erſchlichene, theils abgenöthigte Dispenſation der Neulehrer für eine, den unbeſtechlichen innern Richter beſchwichtigende Autorität hätte halten können. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß der verhärtete, indifferentiſtiſche Politiker, dem es bei dem geſammten „evangeliſchen Handel", wie ſchon oft gezeigt, um ganz andere Dinge, als um Glauben und Gewiſſen zu thun war, einer ſolchen Beruhigung nicht im mindeſten bedurfte. Das wahre und oberſte Motiv, welches ihn drängte, an jener Quelle Rath und Hülfe zu ſuchen, war vielmehr der, von der Mutter Margarethens ihm entgegengehaltene Einwand: daß eine außereheliche Verbindung ihre Tochter nothwendig vor der geſammten ehrbaren Welt in Schmach und Schande ſtürzen müſſe. Dieſer wirkliche Grund, warum Philipp in Wittenberg Rath ſuchte, beruht nicht auf einer bloßen Vermuthung, ſondern iſt ſogar einfach und mit dürren Worten in der oben mitgetheilten Stelle der Inſtruction angegeben. „Die Perſon, ſo er nehmen werde", wollte trotz des ehebrecheriſchen Verhältniſſes, in welches ſie zu treten im Begriffe ſtand, „nicht für unehelich, ſondern für eine Ehe gehalten werden", und dazu ſollte ihr das beifällige Gutachten der Väter und Häupter der neuen Kirche verhelfen. Dieſe ſollten erklären, daß ſie die zu ſchließende Verbindung für eine Ehe hielten. Zu demſelben Ende war es auch nöthig, daß dieſe Erlaubniß nicht bloß geheim bleiben durfte, ſondern zur Wiſſenſchaft „der ganzen Kirche" gelangte, weil es ſonſt der Erwählten jedenfalls „ſchwer fallen müßte", für eine

Digitized by Google

gehalten zu werden, „ſo unchriſtlich oder unehelich thäte.“ Daneben lag freilich der geheime Hinterhalt in Philipp's Seele: die geiſtlichen und weltlichen Häupter der proteſtantiſchen Partei durch ihre beiſtimmende Erklärung von vornherein zu Mitſchuldigen und Theilnehmern eines Schrittes zu machen, der nach weltlichen Rechten mit der Strafe des Schwertes verpönt war. Er wollte ſie in ſein Geſchick verflechten, um ſich dadurch deren diplomatiſche und kriegeriſche Hülfe für den Fall einer Anfechtung von Seiten des Kaiſers zu ſichern. Dieſe einfache Erklärung, welche genau der weiter unten zu erwähnenden Auffaſſung Melanchthons entſpricht, iſt der Schlüſſel zu Philipp's geſammtem jetzigen und ſpätern Benehmen in dieſer Angelegenheit, welches ſonſt und unter jeder andern Vorausſetzung ein unlösbares und ſinnloſes Räthſel bleibt.

Nachdem der Landgraf in ſeiner Inſtruction ſeinen eigentlichen Zweck bezeichnet hat, werden naheliegende Bedenken aus dem Wege geräumt, und Belohnungen aus dem Kloſterraube im Hintergrunde gezeigt. Daß Philipp Andeutungen dieſer letztern Art wagen durfte, gibt einen Fingerzeig, wie hoch er ſeinem Innern die Reformatoren anſchlug. „Item“, fährt ſein Unterricht für den Geſandten fort, „ſie ſollen nit beſorgen, daß ich derhalben, ob ich ſchon ein anders Weib nehme, mein jetziges Weib übel halten, nicht bei ihr ſchlafen, oder ihr weniger Freundſchaft thun wolle, dann ich vorher gethan; ſondern wollte in dem Fall das Creuz tragen, und ihr alles Guts thun, und ihr mich nicht entäuſſern; ich will auch die Kinder, ſo ich von der erſten Frauen habe, die rechte Fürſten des Landes ſeyn laſſen und die andern ſonſten mit ehrlichen Dingen verſehen; ſey derhalben noch einmal mein Bitt, durch Gott mir hierin zu rathen und zu helfen in denen Sachen, die nicht wider Gott ſeyn, daß ich mit fröhlichem Gewiſſen leben und ſterben, auch alle Evangeliſche Händel deſto freyer und Chriſtlicher fürnehmen möge; denn was ſie mich werden heißen, daß Chriſtlich und recht ſeye, es betreff Cloſter-Güter und anders, da werden ſie mich

willig finden. Ich wollt auch und begehre nicht mehr, dann nur noch ein Weib zu dieſem jetzt allbereit habenden Weib. Item man muß der Welt oder weltlichen Furcht hierinnen nicht zu hoch anſehen, ſondern mehr auf Gott ſehen, was der gebeut, verbeut, zu- und frey läßt; dann Kaiſer und die Welt laſſen mich und jedermann bleiben, ſo wir Huren offentlich halten, aber mehr denn ein Weib ſolten ſie wohl nicht gern leiden. Was Gott zuläßt, das verbieten ſie; was Gott verbeut, da ſehen ſie durch die Finger und gemahnt mich wie der Pfaffen Ehe; den Pfaffen wollten ſie keine Eheweiber zulaſſen, aber Huren halten geſtatten ſie. Item es ſeynd uns die Pfaffen ſo feind, daß ſie umb des Artikels willen, daß wir den Chriſten mehr als Ein Weib zuließen, weder weniger noch mehr thun." Sollte aber dennoch, wider Vermuthen! eine unzeitige Anwandlung von Rigorismus die Väter der neuen Kirche unfügſam machen, ſo folgt jetzt eine Drohung, deren lähmende Wirkung gerade auf dieſe Charaktere der Landgraf ſehr richtig berechnet hatte. — Die Furcht vor dem Urtheile der Welt (denn nur dieſe und kein höheres religiöſes Motiv hatte Philipp in Wittenberg zu bekämpfen!) mußte durch die Furcht vor einem größeren, noch ſchneller wirkenden Uebel ausgetrieben werden. Darum der Zuſatz: „Item, er ſolle Philippo und Luthero darnach weiter ſagen, wo ich bei ihnen keine Hülffe finde, als ich mich doch gäntzlich zu ihnen nicht verſehen, ſo hätte ich wohl allerhand Gedanken für, daß ich wolle bey dem Kayſer darum anſuchen, durch Mittel-Perſonen, und ſollte michs gleich viel Gelt koſten; welches der Kayſer ohne des Pabſt dispensation nicht thun würde. Wie wol ich nun auf der Päbſt dispensation gar nicht achte; aber es were des Kayſers Zulaſſung bei mir gar nicht (nach?) zu trachten. Welche Zulaſſung des Kayſers ich gar nicht achten wolle, wenn ich nicht wüſte daß ich meines Vorhabens vor Gott fug hett, und gewiſſer were, das Gott zugelaſſen und nicht verbotten hette; Aber dennoch umb menſchlicher Forcht willen, ſo ich bei dieſer

Digitized by Google

Part kein Troſt finden könte, were mir der Kaiſ. Maj. Conſens, wie bemelt, zu haben, nicht zu verachten. Dann ich hielt bei mir dafür, ſo ich etlichen Kayſerlichen Räthen dapſſere Summen Gelds ſchenken würde, Ich wollte wohl allerley bey ihnen erhalten, aber dabeneben hätte ich die Fürſorge, wiewohl ich umb keiner Sache willen auff Erdreich vom Evangelio abfallen, oder (mit Göttlicher Hülff) dahin wenden laſſen will, das dem Evangeliſchen Handel zu wieder ſeyn möchte, ſo möchten doch die Kayſerlichen mich in andern Weltlichen Sachen dermaſſen brauchen und verbinden, daß dieſem Handel und diſer Parthei nicht nützlich ſeyn möchte. Sey derhalben noch meine Bitt, mir ſonſten zu helffen, auff daß ich nicht darzu gezwungen werde, die Sach an den Orten zu ſuchen, da ichs nicht gern thue, und tauſendmal lieber auff Ihre Zulaſſung, die ſie mit Gott und gutem Gewiſſen thun mögen, bauen wolle, dann auf Kayſerl. und andere Menſchliche Zulaſſung, darauff doch nicht weiter auff bauen würde, ſo es nicht vorhin in Göttlichen Schrifft gegründet were, wie dann oben davon gehandelt worden. Beſchließlich iſt abermahl meine Bitt, daß Lutherus Philippus und Bucerus mir in dieſer Sachen ihr ſchriftlich Bedenken wollen eröffnen, auff daß ich darnach mein Leben beſſern, mit gutem Gewiſſen zum Sacrament gehen, und alle Händel unſerer Religion deſto Freyer und getröſter treiben möge. Datum Melſingen am Sonntag nach Catharinae, Anno 1539. Philips Landgraff zu Heſſen."

Daß Luther weder in ſeinen theologiſchen Anſchauungen noch in ſeinem ſittlichen Bewußtſeyn Gründe gefunden habe ſich dem Anſinnen des Landgrafen ernſtlich zu widerſetzen, — dieß darf nach der früher bereits in dieſen Blättern mitgetheilten Ueberſicht des, in ſeinen Schriften liegenden, unchriſtlichen Eherechts als erwieſen angenommen werden. Mußte doch ein Blick in ſein eigenes Leben ihn zur mildeſten Nachſicht mit der fleiſchlichen Schwachheit des fürſtlichen Schutzherrn ſtimmen. Auf pſeudomyſtiſchem Wege war er damals ſchon im Weſen

lichen zu denſelben Reſultaten gelangt, welche die Fleiſches-Emancipatoren unſerer Tage durch rationaliſtiſch-pantheiſtiſche Speculation gewonnen haben. Allein, bei der eigenthümlichen Miſchung von wilder Leidenſchaft und furchtſamer Schlauheit, die in Luthers Charakter lag, mußte die Rückſicht auf die öffentliche Meinung ſowohl der eigenen Partei, als der katholiſchen Gegner einer unumwundenen, freien Aeußerung ſeiner wahren Geſinnung Gebiß und Zügel anlegen, und ihn der überraſchenden Eröffnung Bucers gegenüber in eine peinliche und zwangvolle Lage verſetzen. „Widerwillig und zu ihrem Verdruße“, ſagt K. A. Menzel, „ſahen ſich dergeſtalt die Reformatoren daſſelbe Hoheitsrecht aufgedrungen, welches dem römiſchen Stuhle ſo oft als ungerechte, mit allen Künſten der Argliſt errungene Frucht ſeiner Herrſchluſt zum Vorwurfe gemacht worden war.“ Aber wie groß war andererſeits der Unterſchied zwiſchen dem Standpunkte des Oberhauptes der katholiſchen Kirche und dem der Reformatoren! — Konnte der Papſt etwaigen ähnlichen Zumuthungen der Mächtigen dieſer Erde gegenüber ſich auf ein Dogma berufen, welches er nicht gemacht, und auf Canones, die er nicht gegeben hatte, — ſtand hinter ihm eine Tradition, die aus den Zeiten der Apoſtel her im Strome der Jahrhunderte bis auf ihn hinab überliefert war, — durfte er es geltend machen, daß ſeine Gewalt ihm nur übergeben ſei als ein geliehenes Gut, für deſſen Verwaltung nach den Geſetzen der Kirche er, der Statthalter, dem Könige aller Könige Rechenſchaft ſchuldig ſei am Tage des Gerichts: ſo ſtanden die Stifter der neuen Kirche, aller dieſer Waffen baar, dem Geſuche des Landgrafen wehrlos gegenüber. Sie hatten das canoniſche Recht feierlich verbrannt, und den Faden der Tradition ein für alle Mal zerriſſen. Hier galt keine Berufung mehr auf Herkommen, Geſchichte und Autorität. Das nackte Bibelwort allein ſollte gelten. — Aber auch Philipp berief ſich auf den Text der heiligen Schrift. Wer ſollte ihn auslegen, wer im Zweifel entſcheiden? Hatten die Reformatoren, geſtützt auf ihre Bibelforſchung, die Ehe ihrer Sa-

cramentseigenſchaft entkleidet, das unauflösliche Band gelockert, das Gelübde der Keuſchheit und den eheloſen Stand der Prieſter, — Inſtitute, zu deren Rechtfertigung die alte Kirche ſich anderthalb Jahrtauſende lang auch auf die Bibel berief! — für ſpätern Zuſatz zur reinen Chriſtuslehre und verderbliche Menſchenſatzung erklärt; war die neu-evangeliſche Dogmatik ſelbſt noch in fortwährender, fluthender Entwickelung begriffen, ein Canon und Richtmaaß der in Fluß gerathenen Exegeſe aber damals ſo wenig, wie heute, aufzufinden: — wie konnten dann die Neulehrer die Argumente des Landgrafen mit überzeugenden Gegengründen abweiſen, wenn dieſer ihnen auf dem Grunde und Boden ihres eigenen Princips mit unbeſtreitbarer Folgerichtigkeit zumuthete, nur noch einen unbedeutenden Schritt weiter zu gehen, und im Namen der chriſtlichen Freiheit die von Luther ſelbſt ſchon gelegentlich vertheidigte Vielweiberei zu geſtatten?

In der That, es darf ohne Ungerechtigkeit gegen Luther und Melanchthon nicht verkannt werden, daß die Schwäche, welche ſie dem Begehren Philipps gegenüber an den Tag legten, eben ſo wohl und mehr noch in ihrer Sache, als in dem allerdings auch mitwirkenden Mangel an perſönlichem Muthe und in der Furcht vor den politiſchen Folgen einer entſchloſſenen Weigerung lag. Andererſeits mußte aber bereits ein geringer Grad von Nachdenken den Wittenberger Hierarchen jeden Zweifel benehmen, daß ehrliche und offene Geſtattung der Polygamie eine Bewegung des Abſcheus in Deutſchland hervorrufen mußte, in der das Schifflein der jungen Kirche leichtlich zu Grunde gehen konnte.

Die angſtvolle Verlegenheit, in welches dieſes Dilemma die Väter des neuen Glaubens verſetzte, ſpiegelt ſich in der Antwort ab, die ſie ihrem läſtigen Gönner ertheilten, und deſſen harrendem Boten gleich mitgeben mußten *). Der Be-

*) Das welthiſtoriſch merkwürdige Actenſtück lautet wie folgt: „Gottes Gnad durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, Durchlauchtigſter

ſcheid dreht ſich hauptſächlich um die Unterſcheidung zwiſchen einer gemeinen Satzung und einer Dispenſation, ohne daß die Reformatoren den Grund ihrer Kirchengewalt, und mithin ihre

---

Fürſt und Herr; Nachdem E. F. Gn. durch den Herrn **Bucerum** etliche langwierige Beſchwerungen Ihres Gewiſſens, und daneben ein Bedenken angezeigt, mit überreichung einer Schrift oder Inſtruction, die Ihme E. F. G. gegeben, wiewohl uns in ſolcher Eyl darauff zu antworten ſchwer iſt, ſo haben wir doch den **Bucerum** ohne Schrifften nicht wollen reiten laſſen. Vnd erſtlich ſeynd wir von Hertzen erfreuet, und danken Gott, daß er E. F. Gn. an Leib und Seel zu ſeinem Lob ſtärcken und erhalten; dann wie E. F. Gn. ſehen, die arme elende Chriſtl. Kirche iſt klein und verlaſſen, und bedarff warlich fromme Herrn und Regenten, wie wir nicht zweifflen, Gott werde etliche erhalten, obgleich allerley Anfechtungen fürfallen. Vnd iſt auff die Frag, davon D. **Bucerus** mit uns geredet, erſtlich dieſes unſer Bedenken: E. F. Gn. wiſſen und verſtehen dieſes ſelbſten, was für ein großer Vnterſchied iſt, eine gemeine Satzung zu machen, oder in einem Fall, auß wichtigen Vrſachen, und doch nach Göttlicher Zulaſſung, einer Diſpenſation zu gebrauchen; dann wider G o t t gilt auch keine Diſpenſation. Sollte man nun etwas davon in Druck geben, ſo könnte E. F. Gn. achten, daß ſolches für ein gemein Geſetz verſtanden und angenommen würde, darauß viel Aergernuß und Beſchwerung folgen würden. Derhalben ſolches in keinen weg fürzunemen, und bitten, E. F. Gn. wollen dieſes ſelbſten bedenken, wie ſchwer es ſeyn würde, ſo jemands auffgelegt würde, er hätte dieſes Geſetz in Teutſcher Nation auffgebracht, darauß in allen Heurathen ewige Vnruh zu beſorgen. Daß aber dargegen mag geſagt werden, was vor G o t t recht iſt, ſoll darauß zugelaſſen werden, das hat eine Maß, ſ o e s G o t t g e b o t e n, o d e r e i n n ö t h i g D i n g iſt, iſt wahr; aber ſo es nicht gebotten und nicht nöthig, ſoll man ander Vmſtänd auch bedenken, als von dieſer Frage: Gott hat die Ehe alſo eingeſetzt, daß es allein zweyer Perſonen Geſellſchaft ſeyn ſoll, dieweil ſie beede leben und nit mehr, daß will der Spruch: E s ſ o l l e n z w e i e i n F l e i ſ c h ſ e y n. Vnd dieſes iſt erſtlich alſo gehalten, aber hernach **Lamech** das Exempel eingeführet, mehr Weiber ſämbtlich zu halten, welches von ihm in der Schrifft gemelt, als eine Einführung wieder die erſte **Regul**, darnach iſt es bei den Vnglaubigen gewöhnlich

Befugniß zur Ertheilung von Dispenſationen auch nur mit einer Sylbe angedeutet hätten. Die Beſorgniſſe und Nachtheile für die Neulehre, welche ſich an die Geſtattung einer Bigamie

---

werden, daß Abraham und ſeine Nachkommen mehr Weiber genommen; und iſt wahr, daß hernach ſolches im Geſetz Moſes zugelaſſen worden, wie der Text ſagt: Deut. 21. si homo habuerit uxores duas etc. Dann Gott der ſchwachen Natur etwas nachgegeben; Weil es aber dem erſten Anfange und der Schöpffung gemäß iſt, daß Ein Mann nicht mehr dann Ein Weib habe, iſt ſolches Geſetz löblich, und alſo in der Kirchen angenommen, und iſt nicht dargegen ein ander Geſetz zu machen oder auffzurichten; dann Chriſtus erholet dieſen Spruch Matth. 19. erunt duo in carnem unam etc. und erinnert uns, wie die Ehe erſtlich vor der menſchlichen Schwachheit geweſen und noch ſein ſoll. Daß aber etwa in einem Fall eine Diſpenſation gebraucht würde, als: ſo etliche in frembden Nationen gefangen, da gefreyt haben, und wiederumb ledig worden, ihre Weiber mit ſich bracht; Item ſo langwirige Schwachheit Vrſach geben, als wan ein Weib Auſſetzig wäre; So in ſolchen Fällen der Mann noch Ein Weib nehme, mit Rath ſeines Pastoris, nicht ein Geſetz einzuführen, ſondern ſeiner Nothurfft zu rathen, dieſen wüſten wir nicht zu verdammen. Die weil nun ein ander Ding iſt, ein Geſetz einzuführen, ein anders eine Dispensation zu brauchen, ſo bitten wir unterthäniglich Ew. F. Gn. wollen bedenken, Erſtlich, das in allewege zu verhüten, daß dieſe Sach nit offentlich in die Welt zu bringen als ein Geſetz, dem Männlichen zu folgen Macht habe; Zum andern, dieweil es kein Geſetz ſeyn ſoll, ſondern allein eine Dispensation, ſo wollen Ew. F. Gn. auch das Aergernuß bedenken, nemlich daß die Feinde des Evangelii ſchreyen würden, wir wären gleich den Widertäuffern, die zu gleich viel Weiber genommen; Item die Evangeliſchen ſuchten und willigten auch ſolche Freyheit, die Ehe zu reiſſen, Weiber ſo viel ſie wolten ihres Gefallens zu nehmen, wie es in der Türckey gehalten wird; Item, was die Fürſten thun wird viel weiter ausgebreitet, dann was von Privat Perſonen geſchicht; Item ſo andere Privat Perſonen, das Exempel des Herrn hören, wollen ſie ihnen ſolches auch zugelaſſen haben, wie man ſicht, wie leicht ein Ding einreiſt. Item, Ew. F. Gn. haben einen wilden Adel, deren viel von wegen des großen Genieß, den ſie aus den Thumb-Stifftern gehabt, dem Evangelio entgegen ſeynd; ſo wiſſen wir ſelbſten, daß

nüpfen mußten, werden, in furchtſamen Wendungen zwar, aber richtig und treffend hervorgehoben, der abſoluten Nichtigkeit und Unmöglichkeit einer zweiten Ehe während der Dauer

---

von etlichen Junckern ſehr unfreundliche Reden gehört werden, wie ſich nun ſolche Junckern und Landſchafft gegen Ew. F. Gn. in dieſer Sachen, ſo eine öffentliche Einführung vorgenommen, erzeigen würden, iſt leichtlich zu erachten; Item, Ew. F. Gn. haben auch Gottes Gnaden einen ſehr löbl. Nahmen, auch bey frembden Königen und Potentaten, und ſeynd derhalben gefürchtet, bey welchen dieſes auch eine Verkleinerung machen würde.

Dieweil dann ſo viel Aergernuß, Ew. F. Gn. wollen diſe Sach fleiſſig bedenken. Das iſt aber auch wahr, daß wir in alle wege E. F. Gn. bitten und ermahnen, Hurerey und Ehbruch zu vermeiden; Wir haben auch in Wahrheit groſſe Bekümmernuß derhalben lange Zeit gehabt, daß wir vernommen, daß E. F. Gn. alſo mit ſolchem Unluſt beladen, daraus dann Gottes Straff und große Fährlichkeit folgen möchte, und bitten E. F. Gn. wollen ſolch Weſen auſſer der Ehe nicht für eine geringe Sünde halten, wie ſolches die Welt in Wind ſchlägt und verachtet; Aber Gott hat die Unzucht oft gräulich geſtrafft, dann Urſach der Sündflut wurd angezogen, daß die Regenten Ehbruch getrieben ꝛc. Item die Straff Davids iſt ein ernſtlich Exempel ꝛc. und Paulus ſpricht oft: Gott läſſet ſich nicht ſpotten, Ehbrecher werden nicht in das Reich Gottes kommen, dann dem Glauben muß ein Gehorſam folgen, daß man nicht wieder das Gewiſſen handelt, und wieder Gottes Gebott: Joh. 3. So uns unſer Gewiſſen nicht verdammet, ſo mögen wir frölich Gott anruffen, und Rom. 8. ſo wir fleiſchliche Begierden tödten durch den Geiſt, werden wir leben; ſo wir aber nach dem Fleiſch, das iſt, wieder das Gewiſſen fortfahren, werden wir ſterben. Wir haben auch gern vernommen, daß Ew. F. Gn. ernſtlich darüber klaget, und ſolcher Sünden halben Schmerzen und Reue haben. So liegen auff E. F. Gn. ſolche große ſchwere Sachen die gantze Welt belangend; Zu dem, daß Ew. F. Gn. des Leibes hierin ſchonen ſollten, wie viel andere thun müſſen.

Und man lieſet bei dem löbl. Fürſten **Scanderbeg**, der viele Lobl. Thaten wieder beyde Türkiſche Kayſer gethan, wieder **Amurathem** und **Mahometem**; und Griechenland, ſo lange er regiert, geſchützet und erhalten. Dieſer, ſagt man, habe inſonderheit ſein

der erſten aber nirgends gedacht. Daß es die einfache Pflic des Landgrafen ſei, ſtatt ſeines unſinnigen Begehrens Ge um die Gabe der Enthaltſamkeit und ehelichen Keuſchheit a

---

Kriegs-Volk zur Keuſchheit vermahnet, und geſagt, daß kein Di freudigen Männern alſo den Muth nehme, als Vnkeuſchheit. Ite wann ſchon Ew. F. Gn. noch ein Eheweib hätten, und nicht m Ernſt der böſen Gewohnheit und Neigung wiederſtehen wollten, ſo we Ew. F. Gn. nicht geholfen. Es muß der Menſch in ſolchem euſſe lichen Wandel ſeine Gliedmaß auch ſelbſt im Zaum halten, w Paulus ſagt: Gebet euer Gliedmaß, daß ſie Waffen ſeynd der G rechtigkeit. Darumb wollen Ew. F. Gn. in Betrachtung aller di ſer Vrſachen, deß Aergernuß, der andern Sorgen und Arbeit, u Leibs-Schwachheit, wohl bedenken; wollen auch anſehen, daß Go Ew. F. Gn. ſchon junge Herrlein und Fräulein mit dieſem Gema gegeben, und mit ihr vor gut haben, wie viel andere in ihrem Eh ſtand Gedult haben müſſen, Aergerniß zu verhüten. Dann daß w Ew. F. Gn. zu einer beſchwerlichen Einführung reitzen oder treib ſollen, iſt unſere Meynung gantz nicht; Dann die Landſchafft, u andere möchten uns derhalben etwan anfechten wollen, welches u darumb unerträglich wäre, daß wir aus Gottes Wort den Befe haben, die Ehe und alle menſchliche Sachen auff die erſte und Gö liche Einſetzung zu richten, und ſo viel möglich darinnen zu halte auch bei männiglich alle Aergernus abzuwenden; So iſt es ſonſ jetzund die Weiſe in der Welt, daß man gern alle Schuld auf d Praedicanten leget, ſo etwas beſchwerliches fürfällt, und menſc liche Hertzen in hohen und niedern Perſonen ſind unſtäth, und allerlei zu beſahren. So aber Ew. F. Gn. in beſſern Stand w ren für Gott, und mit gutem Gewiſſen beteten, thun wir wünſch zu Ew. F. Gn. Seeligkeit, und Land und Leuten zu gut. Wo ab Ew. F. Gn. endlich darauff beſchlieſſen, noch ein Eheweib zu habe ſo bedenken wir, daß ſolches heimlich zu halten ſey, wie von d Dispensation droben geſagt, nemlich daß Ew. F. Gn. und dieſe bige Perſon mit etlichen vertrauten Perſonen, ſo da wiſſen Ew. F Gn. Gemüth und Gewiſſen beichte Weiß ꝛc. Darumb folget kei beſondere Rede und Aergernuß, dann es iſt nicht ungewohnlich, da Fürſten Concubinas halten, und ob gleich nicht alles Volk wüſt wie die Gelegenheit wäre, ſo werden doch vernünftige Leuth ſi ſelbſten zu erinnern, und mehr Gefallens an einem ſolchen eingez

Digitized by Google

zurufen, wird in einer reſpectvollen Andeutung leiſe zu verſtehen gegeben. („So aber Ew. Fürſtlichen Gnaden im beſſeren Stand wären für Gott, und mit gutem Gewiſſen beteten, thun wir wünſchen zu Ew. Fürſtlichen Gnaden Seeligkeit, und Land und Leuten zu gut.“) „Dieß war aber“, wie K. A. Menzel richtig ſagt, „die Gränze ihres Aufſchwungs zu kirchlichem Freimuth, und wie wenn ſie zu viel geſagt zu haben fürchteten, lenken ſie vom Tadel allmählig zur Billigung ein.“ Wenn der Landgraf „endlich darauf beſtehen ſollte, noch ein Eheweib zu haben“, wird zur einzigen Bedingung der Geſtattung des

---

genen Weſen tragen, dann an Ehbruch und an anderm unzüchtigen wilden Weſen. So iſt auch nicht alle Rede zu achten, wenn das Gewiſſen recht ſtehet; Vnd dieſes halten wir vor recht. Dann was vom Ehſtand zugelaſſen im Geſetz Moſis, iſt nicht im Evangelio verbotten, welches nicht die Regiment in euſſerlichem Leben ändert, ſondern bringet ewige Gerechtigkeit und ewiges Leben, und führt an einen rechten Gehorſam gegen Gott, und will die verderbte Natur wieder zu recht bringen; Alſo hat Ew. F. Gn. nicht allein unſer Gezeugniß im Fall der Nothdurfft, ſondern auch unſere Erinnerung. Darum bitten wir, Ew. F. Gn. wollen ſich als einen löblichen, Chriſtlichen, weiſen Fürſten bewegen laſſen, und bitten, Gott wolle Ew. F. Gn. leiten und regieren zu ſeinem Lob, und zu Ew. F. Gn. Seeligkeit. Daß auch Ew. F. Gn. die Sach wollte an Kayſer gelangen laſſen, achten wir, der Kayſer halte Ehebruch vor eine geringe Sünde, dann ſehr zu beſorgen, er habe den Päpſtiſchen, Cardinaliſchen, Hiſpaniſchen, Saraceniſchen Glauben, würde ſolches Ew. F. Gn. Anſuchen nicht achten, und Ew. F. Gn. nicht weiter abhalten zu ſeinem Vortheil, wie wir vernehmen, daß er ein untreuer falſcher Mann ſeye, und Teutſcher Art vergeſſen habe; So ſehen Ew. F. Gn., daß Er zu keiner Chriſtlichen Nothdurfft ernſtlich thut, läßt auch den Türken unangefochten, practiciret allerley Meutereyen in Teutſchland, die Burgundiſche Macht zu erhöhen; Darumb zu wünſchen, daß fromme Teutſche Fürſten nicht mit ſeinem untreuen Practiciren zu thun haben. Gott bewahre Ew. F. Gn. allezeit und Ew. F. Gn. zu dienen ſeynd wir willig. Datum Wittenberg Mittwoch nach Nicolai Anno 1539. Ew. F. Gn. Willige und unterthänige Diener Martinus Luther, Philippus Melanchthon, Martinus Bucer.“

unerhörten Frevels lediglich lichtſcheue Geheimhaltung deſſelben gemacht. Auf das oben erwähnte ausdrückliche Begehren Philipps, daß die ganze Kirche ſeine zweite Ehe, zuſammt der Geſtattung derſelben durch die Häupter des Proteſtantismus, wiſſen und erfahren ſolle, erfolgt eine ausweichende Antwort: vernünftige Leute würden mehr Gefallens an einem ſolchen eingezogenen Weſen (!) tragen, dann an Ehebruch und andern unzüchtigen wilden Weſen." Jedoch wird die von Luther ſchon früher vertheidigte Meinung auch hier ausdrücklich wiederholt: daß das, was das Geſetz Moſis vom Eheſtande zugelaſſen, auch im Evangelio nicht verboten ſei, „und daß daher der Landgraf die Rede der Menſchen nicht zu achten habe, wenn das Gewiſſen recht ſtehe." — Zum Schluſſe folgt endlich als Gegengift gegen die angebliche Hinneigung Philipp's zu einer Ausſöhnung mit dem Kaiſer, — welche die Reformatoren beſonders beängſtigen mußte, — eine tüchtige Doſis der, bei der ungläubigen Partei üblichen Schmähungen ſowohl gegen die Perſon des Kaiſers, als gegen deſſen kirchliches Bekenntniß: „darumb zu wünſchen, daß fromme teutſche Fürſten nicht mit ſeinem untreuen Practiciren zu thun haben."

Es erhellt aus dem oben Geſagten: daß dieſes Gutachten die Wünſche Bucer's und ſeines Herrn nur zur Hälfte befriedigen konnte. Philipp erhielt dadurch zwar die Gutheißung der Stifter des Proteſtantismus zur beabſichtigten Schließung ſeiner Bigamie, — aber die förmliche, öffentliche Einführung der Vielweiberei als eines Inſtituts der neuen Kirche war ihm verſagt, und die zur Bedingung gemachte Heimlichkeit ſeines Schrittes widerſprach dem Zwecke einer ehrenvollen Anerkennung Margarethens, als Nebengemahlin, in dem, wie oben nachgewieſen, das eigentliche und wahre Motiv ſeines Rathfragens geſucht werden muß. — Während Bucer die Wittenberger Eccleſiaſten bearbeitete, hatte Philipp ſeiner rechtmäßigen Gemahlin die nöthigen Mittheilungen gemacht. Von dieſer erhielt er am 11. December, mithin zu einer Zeit, wo er von der zuſtimmenden Antwort Luthers und Melanchthons (vom

10. December) noch keine Kunde haben konnte *), eine Urkunde des Inhalts: daß ſie nach Bericht, daß etliche treffliche Gelehrte ihrem Gemahl ſolches nicht zu wehren wüßten, auch Seine Liebden in dem nicht verdammen noch für einen Unchriſten halten könnten, ihm zulaſſe, ins geheim noch ein Eheweib zu haben, und verſpreche: weder ihn deshalb vor Kaiſer, König, Fürſten, Herren, Freunden noch ſeiner Landſchaft jemals öffentlich oder heimlich zu verklagen oder zu verunglimpfen, noch die Perſon, welche er nehmen würde, zu beſchweren und zu beläſtigen. Seinerſeits verſpricht der Landgraf in einem Revers von demſelben Tage, beſagte Fürſtin für ſeine erſte und oberſte Gemahlin zu halten, auch ſich gegen ſie mit Freundlichkeit, Beiſchlaſen und allem ſich zwiſchen Eheleuten gebürenden freundlichen Weſen, nicht minder ſondern mehr denn vorhin zu erzeigen, ihr Witthum nach der Uebereinkunft mit Herzog Georg zu vollziehen, ihre männlichen Kinder die rechten Fürſten des Hauſes ſeyn und bleiben zu laſſen, den andern Kindern von der andern Frau nichts von dem Fürſtenthum des Landes zuzugeſtehen, ſondern ſie mit eigenen Erbgütern, daß es Grafen oder Bannerherren ſeyn mögen, zu verſehen **).

Hatte Philipp in dieſer Weiſe den ſchwierigen Theil des unſaubern Geſchäfts glücklich zu Stande gebracht, ſo machte

---

*) Seckendorf (Historia Lutheranismi Lib. III. p. 278) greift begierig nach dieſem, wie nach jedem noch ſo gleichgültigen Umſtande, wenn er glaubt, daß darin ein Moment zur Rechtfertigung oder Entſchuldigung Luthers liege. Die Urkunde der Landgräfin ſei von einem Tage datirt, wo Bucer noch zu Wittenberg mit den Reformatoren über den Dispens verhandelte, woraus erhelle: „daß die Ehe mit der Margaretha von der Saal entſchieden und beſchloſſen geweſen ſei, noch ehe die Billigung Luthers erlangt war." Sehr richtig! Aber wenn dem ſo iſt, wer wird dann noch kindiſch genug ſeyn, zu glauben: daß es Philipp bei ſeinem Recurs nach Wittenberg um Löſung ſeiner Zweifel und Beruhigung in ſeinen Gewiſſensängſten zu thun geweſen ſei!

**) S. Rommel a. a. O. Bd. IV. Anmerkungen S. 212.



Digitized by Google

es ihm um ſo geringere Mühe, die Zuſtimmung ſeiner heſſiſchen Landestheologen zur Dispenſation der Wittenberger zu erwirken. Zur Ehre der menſchlichen Natur wird berichtet, daß in zwei derſelben (Fabricius und Kirchhain) Gewiſſen und Ehrgefühl mächtiger geweſen ſeien, als der Servilismus des Sectenthums. Sie hatten den für ihre Stellung unerhörten Muth: dem fürſtlichen Willen gegenüber eine ſelbſtſtändige Meinung zu haben und zu äußern; ja einer derſelben ſoll ſogar die Kühnheit gehabt haben, gegen die zu predigen, ſo zwei Weiber nehmen. Wahrſcheinlich iſt es einer dieſer Beiden geweſen, von welchem ein damals zu Marburg ſtudierender Züricher, Rudolf Walter, nach Hauſe berichtete: er ſei zum Landgrafen geholt worden, um die erwähnte Dispenſation zu unterſchreiben, und habe ſich deſſen geweigert. Da habe Philipp, vor Zorn und Geilheit wüthend *), ihn mit folgenden Worten angefahren: „Daß Dich Botz Marter ſchend, es hant Lüte unterſchrieben, die mehr vergeßen hant, denn Du dein Lebenlang lernen wirſt.“ — Leider hat der Briefſteller den Namen des außerordentlichen Mannes nicht genannt, der trotz dieſer fürſtlichen Anrede die Adhäſion an das Gutachten Luthers und Melanchthons beharrlich verweigert haben ſoll. — Doch kam es um ſo weniger auf dergleichen vereinzelten und wirkungsloſen Widerſpruch an, als die Führer und Häupter der heſſiſchen Prädicanten mit einander wetteiferten, durch ihre Unterſchrift das Gewicht der wittenbergiſchen Dispenſation zu verſtärken. — Fünf der angeſehenſten heſſiſchen Theologen unterzeichneten die

*) — cum recusavit, vix ab eo Princeps teneri potuit ira et furore libidinoso commotus his verbis Theologum increpans ... Das denkwürdige Schreiben findet ſich in **Fuesslin** Epistol. Reformat. cent. I. Daß Rommel (Bd. IV. Anmerk. S. 217) ſo ehrlich iſt, die verfängliche Stelle abdrucken zu laſſen, verdient erwähnt und ausdrücklich belobt zu werden. — Leider fühlt er aber das Gewicht dieſes Zeugniſſes nicht, und ſolche Thatſachen machen ihn in der pflichtmäßigen Bewunderung ſeines Helden nicht irre!

Digitized by Google

von Melanchthon's Hand geſchriebene Urkunde; einer derſelben, Johann Lening, ein apoſtaſirter Karthäuſerprior, bemühte ſich ſogar, durch ein noch vorhandenes handſchriftliches Büchlein, „die erbare dogentſame Jungfrau und geliebte Schweſter in Chriſto Margaretha" kurz vor ihrer Hochzeit auf die ſchriftmäßigen Exempel der Eſther und der Abigail hinzuweiſen, und hiedurch im Gemüthe zu ſtärken *).

---

*) Eben dieſer Lening war einer der eifrigſten Rathgeber und Gehülfen des Landgrafen beim Abſchluß der Nebenehe. Auf Rath der Margarethe heirathete er noch als 70jähriger Greis, nach dem Tode ſeiner erſten Frau, eine Dienſtmagd der „linken Landgräfin." — Dennoch genoß er, trotz dieſer unterwürfigen Anhänglichkeit an den Vater, wenig Gunſt bei den Söhnen Philipps. Landgraf Wilhelm IV. verkündete ſeinem Bruder Ludwig den Tod Lening's in einem zu Kaſſel am 13. Mai 1565 geſchriebenen ſcherzhaften Briefe: „Auch freundlicher, lieber Bruder, mögen wir E. L. auß nit ſo gar bekümmertem Gemuete nicht verhalten, daß necht vergangen dritten Mai weilandt der unehrwirdig in Gott und unſeelig Mann Joannes Leningus Archiepiscopus Milsungensis" (ein Spottname den er wegen ſeines Stolzes erhalten) „nach einem überflüßigen, ſeiner hergebrachten Gewohnheit nach zu ſich genommenen Schlafftrunk in Freuden plötzlich hingefahren. Da er nicht ad superos gefahren, wie dann viel leut an ſolchem zweiveln, ſondern einer gern dem Teuffel etwas gewiſſes wollt zuentbotten haben, ſo durfte derſelb zur Ebentheuer an dieſem Archiepiscopo wol einen gewiſſen botten ad inferos gehabt haben. Welches wir E. L. darumb anzeigen, damit ſie deſſens auch ein wiſſen haben. Mit freundlicher Bitt E. L. wellens nicht ſo gar hart zu bekümmertem Hertzen führen, in dem daß es dieſer leidige Fall nicht vor 30 Jahren beſchehen." (S. Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde Bd. II, S. 293.) Ein anderer Prädicant (Burcard Waldis, ihr nachheriger Caplan) dedicirte dem Kebsweibe (1554) das von ihm in deutſche Verſe gebrachte: „Papſtiſche Reich des Thomä Neegeorgi", und nannte ſie: „die Edle, viel tugenthaffte Frauw Frauw Margariten, geborn von der Sale, des Durchl. Hochgeb. Fürſten vnd Herrn Philippſen, Landgravens zu Heſſen Eheliches Gemahl."

Digitized by Google

Weniger gefügig, als die heſſiſchen Prädicanten, bewies ſich den Wünſchen des Landgrafen gegenüber der ſächſiſche Hof. — Bucer war gleich, nachdem er die Dispenſation in Wittenberg erwirkt hatte, mit dieſer Urkunde nach Weimar geeilt, um den Kurfürſten Johann Friedrich von dem Vorhaben ſeines Herrn zu unterrichten, und ihn für deſſen Plane zu gewinnen. Der Kurfürſt, ſo berichtet Seckendorf, ſei über dieſe Mittheilung heftig erſchrocken, habe ſich den ganzen folgenden Tag mit ſeinem Kanzler, Dr. Brück, berathen, und durch dieſen am 15. December antworten laſſen: er wünſchte ſehnlichſt, es ſei von dem ſeit Jahrhunderten unerhörten Handel weder eine Kunde an ihn gelangt, noch darüber zu Wittenberg ein Gutachten ertheilt worden. Für Philipp, für die Theologen und für die ganze „evangeliſche Kirche" ſei die größte Schmach vorauszuſehen. Mit den triftigſten Gründen ſuchte er auf den Geſandten des Landgrafen zu wirken, daß dieſer entweder ſein Vorhaben ganz aufgäbe, oder wenigſtens deſſen Ausführung verſchöbe. Wolle er durchaus nicht abſtehen, ſo ſei wenigſtens tiefes Geheimniß nothwendig; dieſe Ehe müſſe dann vor der Welt „in geſtalt eines lautern contubernii, concubinatus und buhlſchaft" gelten. Es ſei beſſer, daß Philipp dieſe Schmach auf ſich nähme, die er dann doch nur mit vielen andern vornehmen Herrn theilen würde, als daß er für einen Bigamus gälte. Bucer bat hierauf im Namen des Landgrafen, der Kurfürſt möge dieſem wenigſtens beiſtehen, wenn er wegen dieſer Angelegenheit in Gefahr geriethe, erhielt aber zur Antwort: wenn die Sache nach dem Rathe der Theologen unter dem Beichtſiegel geheim gehalten werde, ſo könne der Fall einer Gefahr, welche die Hülfe des Kurfürſten erheiſche, ſich gar nicht ereignen. Zuletzt verſprach Bucer goldene Berge: ein immerwährendes Bündniß mit dem Kurfürſten, auch in jenen Sachen, wo der Landgraf nicht ſchon kraft des ſchmalkaldiſchen Bundes zur Hülfe verpflichtet ſei, und noch vieles Andere *).

*) Alia maxima ſagt Seckendorf.

Der Kurfürſt aber wollte ſich auf nichts einlaſſen. Dennoch wußte Philipp zu gut, daß ſeine Confeſſionsverwandten ihn nicht fallen laſſen könnten, und wohl oder übel, wenn es galt, dem Kaiſer und den katholiſchen Ständen gegenüber, ſeine Sache zur ihrigen machen mußten. Unbehindert durch die Vorſtellungen des Kurfürſten ſchloß er daher am 4. März 1540 zu Rotenburg an der Fulda ſeine bigamiſche Ehe mit Margaretha von der Saal. — Gegenwärtig waren, außer Bucer, Melanchthon, welcher aus Schmalkalden herbeigerufen war*), und mehreren anderen Zeugen, der ſächſiſche Schloßhauptmann von der Wartburg und kurfürſtliche Rath Eberhard von der Thann, und die Brautmutter, welche die Gegenwart zweier Gottesgelehrten und zweier ſächſiſchen Bevollmächtigten bei der Trauung ausdrücklich verlangt hatte**). Dionyſius Melander verrichtete die Copulation***), und ein öffentlicher Notar nahm über den ganzen Act eine noch heute vorhandene Urkunde auf; Melanchthon aber war unzart genug, bei dieſer Gelegenheit den hohen Gönner an das oben erwähnte Verſprechen der Begabung aus den Kloſtergütern zu erinnern. In

*) Ob unter anderm Vorwande? wie neuere proteſtantiſche Geſchichtſchreiber ohne Beweis behaupten, darüber gewähren die geſchichtlichen Quellen keinen Aufſchluß.

**) Rommel a. a. O. Anmerk. S. 217.

***) „Weilen alles in den Augen Gottes offenbar", heißt es in dieſem Sermon, „und wenig den Menſchen verborgen und S. F. G. mit ebbenahmter Jungfrauen Ehlich verbunden zu werden begehret, unangeſehen Ihrer F. G. Ehgemahl noch bey Leben, auf daß ſolches nicht einiger Leichtfertigkeit oder Curioſität beigemeſſen ſondern das Aergerniß vermieden werde, und gedachter Jungfrauen und deren geehrten Blutsverwandſchaft Ehr und guter Name nicht dabey leide, ſagen S. F. G. hier vor Gott und auf Ihr Gewiſſen und Seele aus, daß dieſes nicht aus Leichtfertigkeit und Curioſität, noch aus Geringhaltung des Rechts und der Obern beſchehe." u. ſ. w. Der Prädicant, welcher dieſe Trauung verrichtete, hatte ſelbſt drei lebende Weiber. (S. hiſt.-polit. Bl. Bd. 12, S. 579.)

Digitized by Google

einer „Petition“ (wie Rommel ſie nennt) bat er den Landgrafen „im Namen der Gottesgelehrten“: „weil der Eheſtand nach Paulus ein großes Sacrament der Liebe Chriſti gegen die Kirche ſei, ſich dieſer Kirche wie auch der Pfarrer und Schuldiener deſto beſſer anzunehmen.“ Daran ſchloß ſich die Aufforderung: von nun an das Laſter der Hurerei und des Ehebruchs gänzlich zu meiden, und die Strafe Davids vor Augen zu haben, gleichſam als ob ſich dieß nach der Geſtattung des noch ſchwereren Verbrechens der Doppelehe nun deſto ſicherer erwarten laſſe. Zum Schluße wurde auch bei dieſer Gelegenheit ſtrenge Bewahrung des Geheimniſſes dringend anempfohlen.

So hatte Philipp jetzt freilich ſeine Luſt gebüßt, aber die Schwierigkeiten und Verlegenheiten begannen erſt nach Schließung der Nebenehe. Bei ſo vielen Mitwiſſern und Zeugen konnte dieſelbe unmöglich ein Geheimniß bleiben, was auch, wenn unſere oben aufgeſtellte Vermuthung über die wahren Motive Philipp's richtig iſt, gar nicht in deſſen Abſicht lag. Wenn nur, klagt Seckendorf, die Sache ſich in den bisher bezeichneten Gränzen gehalten hätte, ſo wäre der Ruf des Landgrafen geſchont und das Aergerniß vermieden worden. Alles ſei jedoch in die größte Verwirrung gerathen, entweder, weil der Landgraf zu nachgiebig war, und weil er das Glück, welches er in der neuen Ehe fand, nicht verſchweigen konnte, oder weil die „Zugemahlin“ und ihre Mutter, aufgebläht von Hoffart über die vornehme Verwandtſchaft, ihre Anſprüche nun auch vor der Welt geltend machen wollten. Der Landgraf hatte die, auf die Nebenehe bezüglichen Urkunden und die Gutachten der Theologen der Nebenſchwiegermutter nicht nur gezeigt, ſondern ausgeliefert (was er ſchwerlich gethan haben würde, wäre ihm nicht gerade von dieſer Seite her die förmliche und öffentliche Schließung einer Bigamie als unerläßliche Bedingung der Befriedigung ſeiner Wünſche auferlegt geweſen!). Außerdem hatte er ſeine Schweſter, die ſogenannte Prinzeſſin von Rochlitz, durch ſeinen Hofmarſchall, von dem was

vorgegangen, in Kenntniß ſetzen laſſen. Dieſe brach darüber in gewaltige Klagen aus *). So groß war ihr Aerger, daß ſelbſt der Kurfürſt von Sachſen, obgleich ihn ſeinerſeits der Handel nicht minder verdroß, ſich in's Mittel ſchlagen, und um ein der Neulehre verderbliches Aufſehen zu verhüten, eine Art Verſöhnung zwiſchen dem Landgrafen und ſeiner Schweſter zu Stande bringen mußte. Allein jetzt warf dieſe ihren ganzen Zorn auf die Mutter Margarethens, ihre ehemalige Hofmeiſterin, in der ſie (gewiß nicht mit Unrecht!) die eigentliche Urheberin des ſchmachvollen Ehebundes erblickte. Unvorſichtigerweiſe hatte ſich dieſe aus Heſſen entfernt, und ſich nach Schönfeld, einem ihr gehörigen Gute in der Nähe von Dresden begeben. Hier, am Hofe des Herzogs Heinrich, war inzwiſchen von Rochlitz aus das Familienärgerniß ebenfalls ruchbar geworden. Beſonders ſtark legte die Gemahlin Heinrichs, obwohl eine Mutterſchweſter des Landgrafen, ihre naturgemäße, allgemein weibliche Abneigung gegen die Einführung der Polygamie, und ihren Haß gegen die Verrätherin der gemeinſamen Intereſſen ihres Geſchlechts an den Tag. Auf ihren Antrieb, heißt es, ſei die Mutter der Zugemahlin Philipps verhaftet und nach Dresden gebracht worden, wo ſie ſich ernſtlich befragt, genöthigt geſehen habe, über die näheren Umſtände der Kebsehe ein Geſtändniß abzulegen, und die in ihren Händen befindlichen Urkunden auszuliefern **). Ob dieſer Bericht der

---

*) Impos mentis nennt ſie deswegen der ehrbare Altlutheraner Seckendorf.

**) So ſtellt die Anna von der Sahl in ihren Briefen an den Landgrafen die Sache dar. Der Kurfürſt von Sachſen meinte jedoch, daß ſie jenes Bekenntniß nicht ſowohl gezwungen, als getrieben von weiblicher Eitelkeit abgelegt habe. Auch Herzog Heinrich ſtellte den ganzen eben erzählten Hergang in Abrede. Immo, ſo berichtet Seckendorf, Henricus fateri noluit, quae illa Landgravio scripserat, quasi ex domo sua per Lictores evocata et Dresdae custodita, omnisque territa fuisset. Glaubt man dieſer letzten Darſtellung der Sache, ſo liegt eine Intrigue

Wahrheit gemäß ſei, iſt zweifelhaft; gewiß dagegen, daß Herzog Heinrich auf die nähere Kunde von dem ärgerlichen Vorgange in Heſſen in ſeiner moraliſchen Entrüſtung laute Klage beim Kurfürſten über die Schmach und Verachtung erhob, welche dem Proteſtantismus aus dieſer Handlungsweiſe ſeiner Vorfechter erwachſen müſſe. Vergebens ſuchte ſich Johann Friedrich Anfangs durch Vorſpiegelung einer völligen Unkenntniß der Thatſachen aus der Verlegenheit zu ziehen, indem er in allgemeinen Ausdrücken Ruhe und Schweigen empfahl. — Der Herzog erneuerte in noch kräftigeren Worten ſeine Beſchwerden, und der Kurfürſt ſah ſich genöthigt, ihm durch einen eigenen Geſandten erklären zu laſſen, daß ihm zwar der Schritt des Landgrafen höchlich mißfalle, aber daß jetzt, da geſchehene Dinge nicht unmöglich gemacht werden könnten, nichts anders übrig bleibe, als das Geheimniß ſtreng zu bewahren. Zugleich mußte der Geſandte das Gutachten der Theologen beſtens entſchuldigen, und die Loslaſſung der Anna von der Sahl bevorworten.

jenes Weibes vor, deren Zweck kein anderer ſeyn konnte, als auf dieſem Wege die öffentliche Anerkennung ihrer Tochter als zweite Gemahlin des Landgrafen zu erwirken. Zu dieſem Ende veröffentlichte ſie am Dresdner Hofe, was ſie wußte, und ſtellte ſich dem Landgrafen gegenüber, als ſei ſie dort zum Geſtändniſſe gezwungen worden.

(Fortſetzung folgt.)

# XIX.

## Literatur.

**Kirchenrecht** von **Georg Phillips**. Zweiten Bandes erſte Abtheilung.

Nachdem in dem erſten Bande dieſes Buches, außer den allgemeinen Grundprincipien, die Lehre von dem königlichen Prieſterthume ihre Erledigung gefunden hatte, reiht ſich nunmehr in dem zweiten die Lehre von dem Königthume und dem Lehramte an. Die Erörterung beginnt mit der Beantwortung der Fragen: was in den unmittelbaren Vorſchriften Chriſti über die Verfaſſung ſeines Reiches auf Erden als Richtſchnur für die Entwicklung derſelben gegeben ſei? und: wie ſich dieſe Vorſchriften in den Anordnungen der Apoſtel wirkſam geäußert haben? Vorzüglich ſind es zwei Principien, welche in jenen Vorſchriften deutlich ausgedrückt ſind: die organiſche Gliederung der Geſammtheit derer, welche zur Herrſchaft berufen ſind, und die monarchiſche Einheit für dieſelbe; jene Gliederung ſpricht ſich in der hierarchiſchen Stufenfolge aus, die Einheit in dem Primat. „Jedes dieſer Principien wurde aber als fruchttragend, als eine Fülle der Entwicklung in ſich ſchließend, in die Geſchichte eingeführt; es konnten und ſollten ſich daher, dem Zwecke der Kirche ent-

Digitized by Google

ſprechend, aus der göttlich angeordneten Reihenfolge andere Stufen entwickeln.“ Auf hiſtoriſchem Wege hat ſich aus dem Episcopate eine Reihe von Mittelſtufen darnach ausgebildet, daß Primatialrechte auf einzelne Biſchöfe übergegangen ſind, ein Punkt, der in dem Buche ſelbſt eine ausführliche Erörterung gefunden hat, und wonach dieſe Stufen ihren Vorrang vor dem übrigen Episcopate nicht aus dieſem haben ableiten können, ſondern allein aus dem über demſelben ſtehenden Primate. Zu der Entwicklung der Metropolitanverbindung, die eben mit jener Erſcheinung zuſammenhängt, finden ſich bereits in der apoſtoliſchen Zeit die erſten Keime, wobei ſich nicht verkennen läßt, daß die jüdiſchen und römiſchen Einrichtungen bei manchen Verhältniſſen das Subſtrat für die Entwicklung der kirchlichen Verfaſſung abgegeben haben, ohne daß es zuläſſig iſt, dieſelben als eine nothwendige Bedingung dafür anzuſehen, eben ſo wenig als es richtig iſt, die jüdiſchen Einrichtungen allein, oder die römiſchen allein in jener Weiſe zu berückſichtigen. Einen beſondern Abſchnitt bildet ſodann die Entwicklung der einzelnen Stufen der Hierarchie in ihrer Ausbildung für das Königthum, und zwar zuerſt derjenigen, welche aus dem Episcopate hervorgegangen ſind, nämlich Patriarchat, Exarchat und Archiepiscopat. Hier hat der berühmte ſechste Canon des Conciliums von Nicea eine ausführliche Beſprechung gefunden, ſo wie überhaupt die Metropolitanverbindung in ihren einzelnen Theilen in einer Reihenfolge von Paragraphen erörtet worden iſt. Unter den bloßen Biſchöfen ſind aber vorzüglich die Chorbiſchöfe deßhalb hervorgehoben worden, weil gerade dieſes Inſtitut bei der oft behaupteten Identität zwiſchen Biſchöfen und Presbytern als ein Argument für jene in den Vordergrund geſtellt worden iſt. Die Anſicht des Verfaſſers geht dahin, daß die im Oriente vorkommenden Chorbiſchöfe jederzeit wirkliche Biſchöfe geweſen ſind; daß aber das Inſtitut, wo es im Occidente vorgekommen iſt, ſich ſehr bald von ſeiner eigentlichen Bedeutung ent-

Digitized by Google

fernt hat; daß zwar auch hier mit Rhabanus Maurus der Episcopat der Chorbiſchöfe anzunehmen iſt, daß aber unter dem Zuſammenwirken von verſchiedenen Umſtänden ein großer Mißbrauch mit dieſem Inſtitute getrieben worden iſt. — So wie aus dem Episcopate, ſo haben ſich aus den beiden andern hierarchiſchen Stufen des Presbyterates und des Diaconates unter dem Einwirken des Primates und des Episcopates auf dieſelben, hiſtoriſch ebenfalls einzelne Stufen ausgebildet. Im Einzelnen ſind es die ſogenannten Praelati nullius, die Archipresbyteri, die Archidiaconi, die biſchöflichen Vicarien, die Capitel und die in denſelben vorkommenden Dignitäten, welche ihrer juriſtiſchen Bedeutung nach näher beſprochen werden. Hieran reiht ſich ein dritter Abſchnitt, welcher die nähere Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Königthum und Prieſterthum, ſo wie der einzelnen hierarchiſchen Stufen zu einander zu ſeinem Gegenſtande hat. Dieß gibt dem Verfaſſer Gelegenheit, eine ſchon im erſten Bande berührte Frage: in wiefern die ſcholaſtiſche Eintheilung der Kirchengewalt in Ordo und Jurisdictio richtig und genügend ſei, ausführlicher, aber verneinend zu beantworten, zugleich auch auf die Begriffsbeſtimmungen der Jurisdictio ordinaria und delegata einzugehen. Das Verhältniß der einzelnen Stufen zu einander wird aber insbeſondere durch den canoniſchen Vorrang und Gehorſam beſtimmt, zwei Materien, welche der Verfaſſer um ſo ausführlicher berückſichtigen zu müſſen glaubte, als ſie in den meiſten Werken über das canoniſche Recht nur ſehr beiläufig abgehandelt werden, während doch die Quellen in dem Titel de majoritate et obedientia ihnen eine ſehr große Bedeutung beigelegt haben. Eben dieſe Quellen gehen von der Vorausſetzung aus, daß in dem Clerus eine genau beſtimmte Rangordnung unumgänglich nothwendig ſei. In dieſer Rückſicht wirken nun auch wiederum dieſelben Principien ein, welche die Grundlage der geſammten kirchlichen Verfaſſung bilden: einestheils nämlich iſt die Rangordnung beſtimmt, durch die göttlich angeord-

nete Gliederung der Hierarchie nach ihren drei Stufen des Episcopates, Presbyterates und Diaconates, anderntheils durch den Einfluß des Primates; daher beruht die Präcedenz der Cardinäle auf ihrer Verbindung mit dem Primate, und deßhalb gewährt die Stellvertretung des Papſtes den mit derſelben Beauftragten einen Vorrang ſelbſt vor den Biſchöfen. Ueberhaupt aber wirkt die Stellvertretung in dieſer Beziehung vielfach ein, wie dieß des Näheren in dem betreffenden Paragraphen (§. 79) entwickelt worden iſt. Dem Vorrange entſpricht auf der andern Seite der Gehorſam und die Unterordnung, und es ſind in dieſer Beziehung die beiden Begriffe Obedientia und Reverentia zu unterſcheiden, von denen die erſtere die letztere immer in ſich ſchließt, und eine eigentliche Jurisdiction des zum Vorrange Berechtigten vorausſetzt, wogegen die Reverenz in dem Erweis äußerer Ehrerbietung beſteht, welchen jeder Untergeordnete dem Präcedirenden zu gewähren hat. Da in mehreren Verhältniſſen die Obedienz nach den Kirchengeſetzen eidlich angelobt werden muß, ſo war es erforderlich, auch dieſen Punkt, über welchen es viele vorgefaßte Meinungen gibt, in ein helleres Licht zu ſetzen. Es iſt daher (§. 81) inſonderheit ausgeführt worden, wie der Obedienzeid keineswegs ein Vaſalleneid, und wie er ſich in der Form, wie er ſich in den Decretalen findet, nicht von Gregor VII. eingeführt worden iſt. Es iſt bekannt, daß zu den Verſprechungen, welche die Biſchöfe bei ihrer Conſecration abgeben, auch die gehört, daß ſie in beſtimmten Zeitfriſten die Limina Apostolorum beſuchen wollen. Dieſe Romfahrt, welche außerdem noch den Zweck der perſönlichen Beſprechung mit dem Papſte und den der Berichterſtattung der Diöceſe hat, iſt ebenfalls nach den juriſtiſchen Verhältniſſen, die dabei in Betracht kommen, beſonders aus dem Grunde ausführlicher dargeſtellt worden, um die große Wichtigkeit des Inſtitutes hervorzuheben und zu zeigen, wie nachtheilig die Unterlaſſung der Peregrinatio Romana Seitens der Biſchöfe auf die kirch-

Digitized by Google

liche Ordnung einwirkt. Denn allerdings könnte man mit Sixtus V. auch für die heutige Zeit ſagen: „daß die heilſame, ja nothwendige Anordnung der Visitatio Liminum, welche von den früheren Päpſten aus guten Gründen und unter dem Einwirken des heiligen Geiſtes feſtgeſtellt worden war, in unſern Tagen theils durch die Liſt des alten Feindes des Menſchengeſchlechtes, theils durch den Drang der Zeitumſtände ſehr in Abnahme gekommen iſt, indem die Einen Dieß, die Andern Jenes zum großen Schaden der eigenen Seelen und der Kirchen, denen ſie vorgeſetzt ſind, vorſchützen. Und es iſt nicht zu bezweifeln, daß die gefährlichſten Häreſien, durch welche die Kirche beunruhigt und das Gewand Chriſti zerriſſen wird, aus der Unterlaſſung jenes heilſamen Beſuches theils entſtanden, theils bedeutend gefördert worden ſind.“ — Eine andere Seite der kirchlichen Verfaſſung hat ein vierter Abſchnitt zum Gegenſtande; derſelbe handelt von dem Zuſammenwirken von Primat und Hierarchie auf den Concilien. Nachdem zuvörderſt diejenigen Grundſätze dargeſtellt worden ſind, welche die Concilien im Allgemeinen betreffen, von welchen jedoch im eigentlichen Sinne des Wortes die Diöceſanſynoden auszuſchließen ſind, und namentlich von dem großen Nutzen der Concilien und von der Berechtigung, auf denſelben zu erſcheinen, gehandelt worden iſt, ſind vorzüglich die öcumeniſchen Synoden in ihrer ganzen Bedeutung für die Kirche geſchildert worden. Im Einzelnen war hier zunächſt die Berufung dieſer Concilien in Betracht zu ziehen und der Anſicht entgegenzutreten, als ob das Recht der Convocation jemals eines der kaiſerlichen Gewalt als ſolcher inhärirendes geweſen ſei; alsdann war das verſammelte Concilium in’s Auge zu faſſen, wo wiederum eine ähnliche Frage, die in Betreff des Vorſitzes, zu erörtern war; der Geſchäftsgang auf den Concilien und die Beſtätigung der Beſchlüſſe ſind ebenfalls wichtige Punkte, denen bei der Anführung dieſes Gegenſtandes die Aufmerkſamkeit zugewendet werden mußte. Unter den Particularſynoden haben vorzugs-

Digitized by Google

weiſe die Provincialconcilien eine große Bedeutung gewonnen, ihnen iſt daher eine weitläuftigere Erörterung gewidmet worden; insbeſondere kamen hier die Anordnungen des Conciliums von Trient in Betracht, ſo wie bei dieſer Gelegenheit die Thätigkeit des heiligen Carolus Borromäus in Beziehung auf die Verwirklichung jener Vorſchriften als ein helleuchtendes Beiſpiel hervorgehoben worden iſt. Auch hier begegnen wir einem Inſtitute des canoniſchen Rechtes, das nur zum großen Nachtheile der kirchlichen Disciplin außer Gebrauch gekommen iſt, ſo daß van Eſpens Worte über dieſen Punkt gewiß Beherzigung verdienen. Er ſagt: Sed proh dolor! ea est temporum nostrorum miseria ac iniquitas, ut nec singulis trienniis, immo nec vicenniis, Synodus Provincialis habeatur; immo jam anni sunt fere nonaginta, quod Belgium nostrum Synodum Provincialem congregatam non viderit. Was ſollen wir da erſt von unſerm Deutſchland ſagen! Da eben dieſer Gegenſtand der Erwägung ſehr werth iſt, ſo hat der Verfaſſer keinen Anſtand genommen, demſelben in ſeinem Buche einen ziemlich großen Raum zu gönnen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# XX.

## Zeitläufte.

Bewegung in der Tagespreſſe wegen der Weisſagung des Frater Hermann von Lehnin. — Herr von Bouverot und ſeine Auslegung derſelben. — Unvorgreiflicher Vorſchlag: das vielbeſprochene Orakel auf zeitgemäße, neue Weiſe, im Geiſte und Geſchmack der jungen Critik zu interpretiren. — Ernſtliche Meinung der hiſtoriſch-politiſchen Blätter über den Werth jener Verſe. — Herr V. A. Huber und ſein Druckfehler.

Den 1. Auguſt 1846.

Seit einiger Zeit wiederhallen viele Zeitungen von ſonnenklaren Beweiſen, daß es mit dem berühmten Vaticinium des Bruder Herrmann von Lehnin nichts ſei. Die Herren von der ſemiofficiellen Geſchichte in Berlin ſcheinen ſich doch etwas beunruhigt zu fühlen; Spötter könnten dieß leicht aus dem vielen Lärmen um Nichts, um reines gar Nichts ſchließen. Nächſte Veranlaſſung zu jenen Verwahrungen hat dießmal ein Franzoſe gegeben, der eine Auslegung der Prophetie geſchrieben, und ſein Büchlein, wie es ſcheint, in vielen hundert Exemplaren nicht nur an Fürſten, Biſchöfe und Miniſter, ſondern auch an zahlreiche Privatperſonen in Deutſchland und Frankreich geſchickt hat. Beabſichtigte er die Aufmerkſamkeit der Welt in einem früher unerhörten Maaße auf die allerdings ſeltſame Hieroglyphe zu lenken, ſo iſt ihm dieß durch ſeine Zudringlichkeit ſowohl, als durch die kaum glaubliche Tact- und



Digitized by Google

Geſchmackloſigkeit ſeines Commentars trefflich gelungen. Herr von Bouverot legt nämlich ein ſolches Gewicht, ſowohl auf die (wirkliche oder vermeintliche) Prophezeiung, als auf den Sinn, welchen er in derſelben findet, daß er, als echter Franzoſe (der bekanntlich weder bei Tag, noch bei Nacht ohne politiſche Combinationen ſeyn kann), ſchon jetzt daran denkt, den Verlegenheiten der diplomatiſchen Welt abzuhelfen, die nothwendig eintreten müſſen, ſobald erſt die Prophezeiung erfüllt ſeyn wird. Wie ſoll man in der Eile Oeſterreich entſchädigen, wenn Preußens Beherrſcher König von Germanien ſeyn wird. Denn dieſen Lohn verſpricht der Commentator ſeiner Rückkehr zur Kirche, während entgegengeſetzten Falls die Dynaſtie der Hohenzollern ohne Rettung zu Grunde geht. Als Franzoſe weiß Herr v. Bouverot natürlich gleich zu Allem Rath. Man ſtifte einen italieniſchen Bund, und Oeſterreich werde das Haupt deſſelben. — Ach! er bedenkt nicht, daß wenn der Mönch von Lehnin wirklich kein Lügenprophet, ſondern ein gottbegabter Seher geweſen ſeyn ſollte, der ſtehende Champagnertoaſt: kein Oeſterreich und kein Preußen mehr! auch in einem ganz andern Sinne wahr werden könnte, als er urſprünglich ausgebracht wurde. Jedenfalls dürften die „wunderbaren Geſchicke“, die eintreten müßten, bevor wieder von einem Germanien die Rede ſeyn kann, dermaßen aller Vorausſicht ſpotten, daß es über allen Ausdruck lächerlich iſt, ſich heute, wie Herr v. Bouverot thut, im Ernſte mit politiſchen Berechnungen und Vorſchlägen für den Fall der Erfüllung zu plagen. Uebrigens iſt der gute Glaube, mit welchem dieſer ſeine Auslegung als eine Art Inſpiration behandelt, eben ſo komiſch-rührend, wie ſeine Ueberzeugung von der Aechtheit und Wahrhaftigkeit des Orakels ſelbſt feſt und unerſchütterlich iſt.

Die ganze Schrift trägt den Stempel eines auf dieſe beiden Vorausſetzungen ſich ſtützenden Commonitoriums an die Proteſtanten: zur Rückkehr in den Schooß der Mutterkirche. Man kann dergleichen Mißgriffe ſonſt wohlmeinender und ehrlicher Leute nur bedauern. Sie ſchaden, ohne es zu wiſſen,

der heiligen Sache der Wahrheit, auf welche böswillige Gegner gar zu gern den Schein des Lächerlichen werfen möchten, ſobald kurzſichtige Vertheidiger ſich eine Blöße geben. Denn mit Recht können die Angeredeten dem Ausleger der Prophetie entgegen halten: wir haben vor uns Moſen und die Propheten, die Schrift und die Tradition, die Stimme der Kirche und den ganzen Eindruck der Profangeſchichte ſeit dreihundert Jahren. Wir leſen außerdem täglich die Verhandlungen der Berliner Generalſynode in den Zeitungen. Und wenn wir auf alle dieſe poſitiven und negativen Autoritäten hin uns bis jetzt noch nicht bewogen gefühlt haben, den großen Schritt der Unterwerfung unter den rechten Hirten auf dem Stuhl Petri zu thun, jenen Schritt, den dieſe Stimmen und Zeugniſſe ſammt und ſonders uns ſo nahe legen, — wie würden wir uns dazu beſtimmen laſſen, durch die willkührliche Interprätation einer dunkeln Weisſagung von unbekanntem Urſprunge und vieldeutigem Sinne?

Dieß Alles könnte, wie geſagt, mit gutem Rechte proteſtantiſcher Seits Herrn von Bouverot eingewendet werden; wenn man es überhaupt der Mühe werth hielt, von ſeiner Schrift Kenntniß zu nehmen. Diejenigen aber, welche nichts Anderes zu ſagen wiſſen, als: „dieß iſt wieder ein Streich der belgiſchen Jeſuiten“, ſind eben Gimpel, die in ihrer Geiſtesarmuth und Unſelbſtſtändigkeit nichts können, als die eine Melodie nachpfeifen, mit welcher Eugen Sue einmal gute Geſchäfte gemacht hat. Unſer Urtheil über das Buch des Hrn. v. Bouverot bleibt das nämliche, wie oben berichtet, ohne alle Rückſicht darauf: ob ein belgiſcher Jeſuit auf den Verfaſſer und ſein Werk Einfluß genommen oder nicht. Wiſſen Jene, wer Hr. v. Bouverot iſt? wiſſen ſie überhaupt etwas Näheres und zur Sache Dienliches über die innere oder äußere Geſchichte ſeines Buches — wohl! ſo ſollen ſie es ſagen. Wir haben dann nur im Intereſſe der Literarhiſtorie das Recht: Vorlegung der Documente und Beweiſe ihrer Angaben zu



Digitized by Google

fordern. Hat aber z. B. Herr Profeſſor Stuhr in Berlin ſtatt aller weitern deßfallſigen Erörterung nur das eine Wort: Jeſuit, mit welchem er wie mit einem Zauberſpruche wirken will, ſo muß er uns ſchon erlauben, ihm genau ſo viel Tact und Verſtand, aber bei weitem weniger Unbefangenheit und Ehrlichkeit zuzuſchreiben, wie dem franzöſiſchen Schriftſteller, den er angreift, und deſſen literariſche Bekanntſchaft wir erſt durch dieſe ſeine Schrift machten.

Es konnte nicht fehlen, daß wir bei dieſer Gelegenheit nach langer Zeit einmal wieder die hundert leoniniſchen Verſe der Lehnin'ſchen Prophezeiung ſelbſt laſen. Seltſam! höchſt ſeltſam! Es iſt ſchon recht, ſich allen profanen Weisſagungen eben ſo wie Spuckgeſchichten und Geiſtererſcheinungen gegenüber eines gewiſſen Grades von Skepticismus zu befleißigen der allein vor groben Myſtificationen ſchützen kann. Abe wenn wir von der Prophetie des Mönchs von Lehnin frühe nie etwas gehört und erfahren hätten, wenn erſt jetzt irgen wer dieſelbe irgendwo plötzlich aufgefunden haben wollte, wa würde die an der proteſtantiſchen Exegeſe des neuen Teſtament geſchärfte, modern verſtändige Critik dazu ſagen? Ohne Zweifel Folgendes:

„Dieſe angebliche Weisſagung iſt augenſcheinlich ein literariſcher Betrug, und das Actenſtück kann früheſtens erſt i den letzten fünf bis ſechs Jahren, vielleicht ſogar erſt vor wenigen Monaten, geſchmiedet ſeyn. Dieß läßt ſich ſchlager nachweiſen. Iſt gleich das Falſum mit einer beiſpielloſen Meiſterſchaft in der Form durchgeführt, hat der Verfaſſer ſich d von gewöhnlichem Küchenlatein ſehr wohl zu unterſcheiden Mönchsſprache des frühern Mittelalters mit allen ihren Barbarismen und Wunderlichkeiten in einer Vollendung angeeign die auf ein ungemeines, philologiſches Talent und jahrelan Vorbereitung ſchließen läßt, hat er, was noch ſchwierig war, den echten, halbdunkeln, neckiſch-zweideutigen Orakelt mit unglaublicher Schlauheit zu treffen, und durch alle hundert Verſe, vom erſten faſt bis zum letzten, gleichmäßig feſt-

halten verſtanden, ſo verräth er ſich gegen das Ende, wo er ſeinem Ziele näher rückt, dennoch dem geübten Blicke eines prüfenden Kennerauges, welches alle Verhüllungen und Verkappungen ſolcher Art leicht zu durchſchauen weiß. Daß z. B. Deutſchland wieder einen König bekommen ſoll (recipit Germania Regem), iſt eine Angel, die der ſonſt ſo kluge Falſarius den deutſchen Einheitstendenzen der Gegenwart mit einer Plumpheit hinwirft, die man von ihm kaum erwarten ſollte. Der eigentliche Zweck des Betruges liegt aber in den letzten Verſen ganz offen zu Tage. Der „belgiſche Jeſuit" (denn wer könnte es anders ſeyn!) will durch ſeine Prophezeiung der, ſeit einigen Jahren ausgeſprochenen, ultramontanen Behauptung zu Hülfe kommen: daß es mit dem, im letzten Stadium der Selbſtauflöſung begriffenen Proteſtantismus zu böſen Häuſern gehe. Gewiß hat er Binder's Buch geleſen; wahrſcheinlich iſt er Mitarbeiter an den hiſtoriſch-politiſchen Blättern. Er will (das iſt unverkennbar!) die neueſten Beſtrebungen des „Kirchenregiments" verdächtigen, wie ſie in der Berufung von Conferenzen und Synoden, in der Abſetzung lichtfreundlicher Prediger, in der Nachahmung katholiſcher Kloſterinſtitute u. ſ. w. u. ſ. w. den Augen der Welt vorliegen. Darauf zielen ſeine Anſpielungen, und darum allein hat er mit großer Pfiffigkeit im neunundvierzigſten Verſe, dort, wo er von der Einführung der Reformation ſpricht, eine ſchlau berechnete Weisſagung eingeſchaltet, die nach ſeinem ganzen Syſtem erſt in unſerer Zeit, auf die ſich alle ſeine Pfeile richten, in Erfüllung gehen ſoll:

**Hoc et ad undenum, durabit stemma venenum."**

„Gerade in dieſer Architectonik und Conſtruction des geſammten Pſeudoorakels liegt aber, abgeſehen von allen Gründen, der unwiderlegliche Beweis, daß daſſelbe höchſtens erſt vor einigen Jahren, vielleicht erſt vor einigen Wochen geſchmiedet ſei. Jeder, der ſich die Mühe gibt, ein ſolches Falſum auch nur zu erdenken, geſchweige denn mit ſo vieler Anſtrengung und Be-

Digitized by Google

rechnung in's Werk zu richten, will auch die Früchte davon erleben und ärndten, was er ſäete. Hätte z. B. der Falſarius vor etwa hundert und fünfzig Jahren gelebt, er würde ſicherlich den Untergang des Proteſtantismus in ſeine nächſte Zukunft verlegt, er würde den damaligen Unionsbeſtrebungen in die Hand gearbeitet haben, ſtatt ihnen durch ſo weit ausſehende Vorherſagung entgegen zu wirken, die zu jener Zeit der evangeliſchen Kirche immer noch eine Reihe von Generationen hinaus Leben und Beſtand verhießen. Es ließe ſich in dieſem Falle gar kein Zweck und Motiv des Betruges denken. Zu einer bloßen Spielerei war dieſer zu mühſam."

„Fällt alſo das Leben des vorgeblichen Mönchs von Lehnin in unſere heutige nächſte Gegenwart, ſo erklären ſich auch mit leichter Mühe manche ſchlagend zutreffende Vaticinien über die Vergangenheit. Aus dem, was als vollendete Thatſache vorliegt, iſt bekanntlich leicht prophezeien, wenn gleich nicht ganz ſo leicht, als man glauben ſollte. Es kam hier hauptſächlich Alles darauf an, die große Klippe aller ex post facto gemachten Vorherſagungen zu vermeiden: die allzu große Beſtimmtheit, Klarheit und Umſtändlichkeit. Wer es verſucht etwa heute ein Orakel über die Freiheitskriege zu entwerfen wird, er mag es angreifen wie er will, immer finden, daß ſei Vaticinium zu gut geräth. Aber gerade in der großen Abſtinenz und Mäßigung, die der Pſeudofrater Hermann in ſeiner Prophetie bethätigt, zeigt ſich der Jeſuit. Der Stoff la vor ihm, er durfte, mochte er nun wann immer leben, na Herzensluſt in die frühere Geſchichte hineingreifen, und zu allgemeinen Erſtaunen überraſchende Wahrzeichen angeben. Fre lich mußte er dann einmal irgendwo abbrechen und den St ändern. Aber nein! wie glücklich hat er durchweg die Bez hung auf große Haupt- und Staatsactionen vermieden, u ſich meiſt an Nebendinge und Kleinigkeiten gehalten. Er klug genug, ſein ganzes Machwerk mit dem nämlichen Hau des Myſteriums zu übergießen, und allenthalben dunkle, ſchwa kende, oft geradezu unverſtändliche Andeutungen einzuflecht

Das hat er den wirklichen Propheten und den Sprüchen der alten Orakel glücklich abgelauſcht. Vornämlich gilt das Letztere von der Geſchichte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, auf die ihm für ſeinen Zweck und ſein Publikum (das unſerer Gegenwart!) wenig ankam. Was er von Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Sigismund, zum Theil ſelbſt von Georg Wilhelm (Vers 55 bis 62) ſagt, geht nicht über höchſt unbeſtimmte, vieldeutige, oft ganz unerklärliche Winke hinaus*). Klarer und präciſer wird er erſt wieder, wo er auf die Regenten des achtzehnten Jahrhunderts kommt. War ihm die Geſchichte dieſer Zeit geläufiger als früher? oder erlahmte die Kraft des Betrügers gegen das Ende der mühſeligen Arbeit? Genug, hier wird er zuweilen bis zur Plumpheit beſtimmt, und nur allzu merklich lüftet er die Maske. So bei der Bezeichnung des Katholikenhaſſers, Friedrich Wilhelm's I., der große Mönche ſelbſt aus Italien rauben ließ, um ſie unter ſeine Rieſengarde zu ſtecken.

Qui successor erit, patris haud vestigia terit
*Orate fratres, lacrymis nec parcite matres!*
Fallit in hoc nomen, lacti regiminis omen.
Nil super est boni, veteres migrate coloni."

„Ein Ausſpruch, ſo klar, daß ihm der Orakelſchmied ſofort wieder, gleichſam als hätte er zu viel geſagt, eine dunkler

*) „Mitten unter dieſe Räthſel miſcht er dann wieder im echten Orakelſtyl den auf Johann Sigismund ſich beziehenden Vers:

Multa per edictum, sed plura turbans per ictum,

als ſchalkhafte Hindeutung auf das, nach dem Uebertritt des Kurfürſten zum Calvinismus erlaſſene, vergebliche Gebot an Lutheraner und Reformirte: Frieden zu halten, und auf die berühmte, folgenreiche Ohrfeige, die er dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm gab. Ganz ähnliche neckiſche Hinweiſungen auf vereinzelt ſtehende Thatſachen im Leben der brandenburgiſchen Fürſten kommen auch in neuerer Zeit, namentlich bei Friedrich II. und ſeinem Nachfolger vor. Der Pſeudoprophet wollte durch dergleichen ſparſam eingeſtreute Specialitäten augenſcheinlich ſeinen Credit befeſtigen."

Digitized by Google

gehaltene Hindeutung auf die, durch den Tod des Monarchen bewirkte ſcheußliche Entſtellung ſeiner Leiche beifügt:

Et jacet extinctus, foris quassatus et intus.“

„Was ſich auf Friedrich II. bezieht, läßt, trotz aller Meiſterſchaft der Verſtellung, den Betrug doch gar zu deutlich durchblicken.

Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit.“

„Die Vorherſagung des erſten ſchleſiſchen Krieges, der mit der Niederkunft der Königin von Ungarn und Böhmen zuſammenfiel, war hundert Jahre ſpäter freilich leicht. Deßhalb mußten wieder zwei Verſe eingeſchaltet werden, von denen dem erſtern höchſtens eine gezwungene Anwendung auf den Zuſtand (status) der Religion und öffentlichen Moral gegeben werden kann, der zweite aber, in welchen der Betrüger vielleicht irgend eine Anſpielung auf ein einzeln ſtehendes Factum legen wollte, rein unverſtändlich iſt.

Sed quis turbatum poterit refingere statum<br>
Vexillum tanget, sed fata crudelia planget.“

„Dafür iſt freilich der vierundachtzigſte Vers einer der unvorſichtigſten des ganzen Gedichts, in ſofern dieß als Prophezeiung gelten ſoll.“

„Dießmal nämlich ſind wir ſo glücklich, dem Pſeudociſterzienſer die Quellen, aus denen er ſchöpfte, beſtimmt nachweiſen zu können. Dieß iſt der Berliner Geſellſchafter von Gubitz. Jahrgang 1828. Bemerker Num. 6. Beilage zu Num. 45. Allgemeiner Volkskalender auf das Jahr 1826 (Magdeburg und Salzwedel). Frömrich Geſchichte der Ciſterzienſer-Abtei Camenz. Glatz 1817. Erſt durch das, was dieſe Schriften aus ungedruckten Aufzeichnungen mittheilen, iſt der Vorgang, worauf die Afterprophezeiung anſpielt, in das klarſte Licht geſetzt, während früher darüber nur dunkle Gerüchte im Umlauf waren. Ein Umſtand, von dem wir nicht zu bemerken brauchen, daß er zur Beſtimmung der Zeit, in welcher die angebliche Weiſſagung verfaßt ſeyn muß, von ſchlagender Beweiskraft

iſt. Jene Thatſache iſt aber einfach die, daß König Friedrich im zweiten ſchleſiſchen Kriege, nur von einem Adjutanten begleitet, die Abtei Camenz beſuchte, und nachdem er ſich lange mit dem Abte unterhalten, beim Wegreiten in der Ferne eine ſtarke Abtheilung ungariſcher Huſaren ſah, welche die preußiſche Vorpoſtenkette durchbrochen hatten, und im vollen Jagen auf ihn zueilten. Kaum hat Friedrich ſo viel Zeit, in das Kloſter zurückzuſpringen, und dem Abt eindringlich vorzuſtellen, wie ſeines Königs Leben in ſeiner Hand ſtehe. Hier gab es nur ein Mittel der Rettung. Plötzlich, ſo erzählt Frömrich aus den archivaliſchen Notizen der beſagten Abtei, werden die Mönche durch ein Glockenzeichen in die Kirche berufen; der Abt erſcheint mit einem fremden, vorher und nachher nie geſehenen Geiſtlichen in gewöhnlicher Ordenstracht, der im Chor ſeinen Platz unter den übrigen nimmt. Man fängt an mit heller Stimme zu pſalliren. Da füllt ſich alsbald die Kirche mit Oeſterreichern, welche das ganze Kloſter ſcharf durchſuchen, aber ſie finden nur den Begleiter des Königs, und führen dieſen und zwei fremde Reitpferde, die im Kloſterhofe ſtanden, gefangen weg. Der König aber blieb dem Abte Zeit ſeines Lebens in Gnaden gewogen. Nach dieſen Aufſchlüſſen kann man ſich erſt mehrere früher ſchon bekannte, überaus freundliche Briefe des Monarchen an denſelben Prälaten erklären. Geſtützt auf dieſe Thatſachen hat daher jetzt, nach allen dieſen Veröffentlichungen das vorgebliche Lehniniſche Orakel gut prophezeien:

**Flantibus hic austris, vitam vult credere claustris.**

Während die Oeſterreicher heranſtürmen, will er ſein Leben dem Kloſter anvertrauen."

„Der Verfaſſer hat die Beziehung auf dieſen Vorfall in ſofern gut gegriffen, als es ihm, dem angeblichen Ciſterzienſer (denn dieſe Maske hat er ja gewählt!), merkwürdiger, als die größten Weltbegebenheiten erſcheinen dürfte, daß ſich der, ſeinem Glauben und Orden feindliche Fürſt gerade des Ciſterzienſerhabits zu ſeiner Rettung bedienen mußte. Verſtändige

Leſer bedürfen aber auch unſerer Erinnerung nicht, um einzuſehen, daß Vorfälle wie dieſer, ſich auch nicht auf eine Viertelſtunde im Voraus berechnen laſſen. Die ſpätere Redaction der Weisſagung iſt ſomit als mathematiſch nothwendig erwieſen.

„Das Epitaphium Friedrich Wilhelms II. iſt unhöflich, aber leider! wahr. Tacitus ſelbſt, deſſen Styl der Verfaſſer hier ohne Zweifel nachbilden wollte, würde ſich, hätte er leoniniſche Verſe gemacht, über das ganze Elend jener jämmerlichen Zeit nicht kürzer und ſchlagender faſſen können:

Qui sequitur, pravos imitatur pessimos avos,
Nec robur menti, nec adsunt numina genti!“

„Aber er will ja nicht epigrammatiſcher Hiſtoriker ſeyn, wozu er, aus dieſer Probe zu ſchließen, vielleicht Anlage hätte, er will als Prophet gelten. Darum muß er ſich wieder in den Schleier des Geheimnißvollen, zweideutig Schillernden hüllen.

Cujus opem petit, contrarius hic sibi stetit.“

„Welchem Monarchen iſt das in der einen oder andern Form nicht geſchehen? kann man fragen. Hat der Falſarius in dieſem Falle den Herzog von Braunſchweig verunglimpfen wollen, der in der Champagne den Franzoſen treffliche, dem Heere der Verbündeten üblere Dienſte leiſtete, als ein erklärter Gegner mit gewöhnlichen Mitteln je vermocht hätte? Oder hat er den Proteſtantismus gemeint, deſſen Orthodoxie der König, zum großen Aergerniß der Mehrheit ſeiner Unterthanen und ohne Dank der Prediger als Damm gegen den Zeitgeiſt wieder aufrichten wollte? oder etwa beide? Schlau und gewandt, wie immer, läßt uns der Pſeudonymus geäfft im Dunkeln. Sein ſittlicher Widerwille gegen dieſen Monarchen ſcheint ſich theils auf gewiſſe Verhältniſſe des königlichen Privat- und Familienlebens, theils insbeſondere auf den (natürlich mißlungenen) Verſuch zu beziehen, den jener Herrſcher machte: durch territorialiſtiſche Gewaltmaßregeln den natürlichen Entwickelungsgang des Proteſtantismus zu hemmen, und in die Stelle der

wahren Kirche die Autorität des trüglichen Menſchenwortes ſymboliſcher Bücher zu ſetzen, an die ſchon damals Niemand mehr glaubte, und deren Feſtnageln durch rein äußerliche Gewaltmittel den Auflöſungsproceß nur verlängert, die Erlöſung der zur Kirche neigenden proteſtantiſchen Elemente aus der Knechtſchaft falſcher Autoritäten nur weiter hinausgeſchoben hätte. Endlich iſt auch die ſpielende Hindeutung auf den Tod dieſes Königes an der Waſſerſucht, im Waſſerpalais, während des Bades, ganz in der Manier der oben bereits gelieferten Proben ähnlicher Art gehalten:

Et perit in undis, dum miscet summa profundis."

„Der Verſuch: Friedrich Wilhelms III. politiſchen Fall und glückliche, von keinem damals Lebenden für möglich gehaltene Wiedererhebung in dem einen Verſe auszudrücken:

Natus florebit quod non sperasset habebit,

iſt nicht übel gelungen, während die weitere „freche" Behauptung: daß dieſer Monarch ſeine Zeit nicht begriffen:

Et princeps nescit, quod nova potentia crescit,

einen neuen, ſchlagenden Beweis für das oft geläugnete Bündniß der „beiden revolutionären Parteien" liefert, in welches ſich ja bekanntlich auch der Erzbiſchof Clemens Auguſt eingelaſſen hatte, und welchem Complott, wie ſich hier zeigt, der Prophet von Lehnin ebenfalls angehört."

„Bis hieher geht nun, wie erwieſen, die Weisſagung der Erfüllung nach. Aus dem, was weiter über die wirkliche, echte, eigentliche Zukunft geſagt wird, von der wir Alle gleich viel oder wenig wiſſen, erhellt der oben bereits hinlänglich bezeichnete Zweck des ganzen Fabrikats. Der Hirt ſoll die Heerde, Deutſchland wieder einen König bekommen.

Et veteri more, clerus splendescit honore."

„Wir wußten ſchon, daß es darauf hinauslaufen werde. Außerdem macht der Verfaſſer, dem hier begreiflich der Stoff ausgeht, angeregt und geärgert durch die neuerdings Mode

Digitized by Google

werdenden Rabiner-Verſammlungen noch einen Verſuch, die nützliche und wohlgelittene Menſchenklaſſe der Reformjuden zu verdächtigen, gleichſam als ob Preußen von dieſen Stützen des Staates irgend eine Gefährlichkeit drohen könnte:

Israel nefandum scelus audet, morte piandum.“

„Dadurch will er den Verdacht und die Aufmerkſamkeit von den Römlingen ablenken, denen, man ſieht es ſchon, die ihnen ausſchließlich gewidmete polizeiliche Providenz läſtig wird. Genug, der Betrug iſt fein angelegt und geſchickt durchgeführt. aber doch nicht ſo geſchickt, daß wir nicht im Obigen bis zur Evidenz hätten nachweiſen können: daß weder ein Ciſterzienſer des dreizehnten Jahrhunderts, noch ein convertirter Berliner Prediger des ſechszehnten, ſondern Niemand anders, als ein ultramontaner, in unſerer Mitte lebender Schriftſteller ihn verübt haben könne. Man ſieht, welche Mittel eine gewiſſe Parthei“ u. ſ. w. u. ſ. w.

Wer würde gegen dieſe, hier der modern proteſtantiſchen Critik in den Mund gelegte Erklärung auch nur ein leiſes Wörtchen einzuwenden haben, wer würde ſie nicht ganz natürlich, ſchlagend, ſich von ſelbſt ergebend, unwiderleglich finden, wenn nur die einfache, kleine Hypotheſe, auf der ſie ruht, zu halten wäre. Aber leider iſt das Vaticinium Lehninense nicht erſt 1846 aufgefunden, ſondern bekanntermaßen ſchon im Jahre 1723 und ſeitdem häufig gedruckt. Dennoch wundert es uns, daß die „loyale“ Preſſe nicht ſchon längſt auf die von uns vorgeſchlagene Interpretation, die ſofort aus aller Verlegenheit hülfe, gekommen iſt. Die Herren pflegen doch ſonſt vor Thatſachen nicht zu erſchrecken, und auf ein paar Widerſprüche mehr oder weniger wird es ihnen ja nicht ankommen!

Ernſthaft geſprochen: will man das in manchen Punkten allerdings überraſchende Zuſammentreffen der Lehniniſchen Verſe mit erweislich ſpätern Ereigniſſen durch einen wunderlichen Zufall erklären, ſo haben wir auch dagegen ſonderlich nichts ein-

Digitized by Google

zuwenden. Wenn das, was die Menſchen Zufall nennen, manchmal ſein wunderliches Spiel in der Natur treibt, wenn aus Steinen und Baumſtämmen nicht ſelten, wie von Menſchenhand geſchnitzte, wunderſame Gebilde hervorwachſen, wenn ſcharfgeſchnittene Kanten der Bergesränder mit ihren Zacken und Riſſen, zuweilen überraſchend ähnlich den Geſichtsumriß berühmter Männer, an den blauen Horizont zeichnen, warum ſollte nicht auch in ganz analoger Weiſe dieſelbe Poeſie in der Geſchichte walten? warum ſollten nicht ſpätere Begebenheiten in ein auf's Geradewohl und frevelhaft, oder doch zu ganz anderm Zwecke geſprochenes Wort einen Sinn tragen, den der Redende vielleicht erweislich nicht hineinlegte, ja! den er, unbewußt ein Prophet! ſelbſt gewiß nicht hätte faſſen und verſtehen, geſchweige denn ausdrücken können! Ludit providentia in rebus humanis. Wir unſererſeits legen wenig Gewicht auf Vorherſagungen, die nicht von der Kirche verbürgt, oder durch die anerkannte Heiligkeit ihres Urhebers gewährleiſtet ſind. Was ſoll uns endlich auch ein ſo dunkles Orakel, welches, wie wir geſehen, im günſtigſten Falle meiſtens erſt nachdem es eingetroffen, zu verſtehen iſt! Kann es zur Lehre, zur Warnung, zum Troſte dienen? Wir wiſſen aus ganz anderen und ſicherern Quellen, als Frater Hermann (gab es anders einen ſolchen!) jemals ſeyn konnte, daß Uebermuth, Lüge und Heuchelei ihre Züchtigung, aufrichtiges Gottvertrauen und demüthige Unterwerfung unter die Autorität, die Gott auf den Felſen gegründet, auch in dieſem Leben ihren Lohn finden werden, daß Menſchenwitz und Menſchenwahn vergehen müſſen, die Kirche aber ihre Feinde überwinden, die Wahrheit noch auf Erden verherrlicht werden wird. Zeit und Stunde jedoch hat ſich der Herr aller Dinge vorbehalten.

Aus einer mit Herrn V. A. Huber's Unterſchrift verſehenen, im rheiniſchen Beobachter gedruckten Erklärung hatten wir, wie ſich der geneigte Leſer erinnern wird, unter buchſtäblich genauer Anführung der Worte des beſagten Schriftſtellers entnommen: daß die von ihm vorgeſchlagene

Digitized by Google

innere Colonisation der (pietiſtiſchen) „innern Miſſion“ dienen, und in den ſlaviſchen Provinzen hauptſächlich zur „Bekämpfung“ des hierarchiſchen Einfluſſes gebraucht werden ſollte. Jetzt erklärt Herr Huber (vielleicht von höherer Hand bedeutet, was es mit jener verhängnißvollen Aeußerung auf ſich habe): es ſei nur ein Druckfehler geweſen. Er habe bloß die germaniſchen Elemente verſtärken, der Setzer dagegen auf ſeine eigene Hand die hierarchiſchen bekämpfen wollen. Paßt freilich dieſe Verbeſſerung der Lesart zur beſagten innern Miſſion wie die Fauſt auf's Auge, und iſt ſelbiger Druckfehler (abgeſehen von der Verſicherung des Herrn Huber!) an ſich nicht viel wahrſcheinlicher, als jenes von dem Freiherrn von Münchhauſen beobachtete Echo, welches auf die Frage: wie befinden Sie ſich? zur Antwort gab: ganz wohl! Ihnen gehorſamſt aufzuwarten! — ſo wollen wir dem Redacteur des Janus dennoch dieſe, ohnehin ſchon ſo peinliche Zufluchtſtätte in der Bedrängniß nicht noch mehr verkümmern. Wenn aber der „loyale“ Mann in unſerer einfachen Erwähnung und ungemein nahe liegenden Beleuchtung eines ſchwarz auf weiß gedruckten Satzes (an dem die ſchärfſte Conjectural-Critik unmöglich dieſen typographiſchen Schnitzer hätte entdecken können), eine „perfide Gehäſſigkeit“ findet, ſo wollen wir, weit entfernt, ihm in ähnlichem Tone zu antworten, von jetzt an, wenn er es wünſchen ſollte, nicht nur ſeine geſammte politiſche Schriftſtellerei für eine fortlaufende Sünde des Setzers, ſondern auch ſeine Berufung an die „loyale Preſſe“ für einen eben ſo großen politiſchen Rechenfehler halten. Hoffentlich wird ihn dieß begütigen. Herr Huber ſetzt hinzu: „Aber auch wenn jene Lesart richtig wäre, ſo würde in dem ganzen Zuſammenhange dennoch für Jeden, der die Sachen, die Worte, und die Perſonen irgend kennt, jene Anklage einer der katholiſchen Kirche feindſeligen Tendenz, eines ſolchen Dekatholiſirungs-Planes wahrhaft komiſch ſeyn.“ — Wir antworten darauf: „wenn jene Lesart richtig wäre“, ſo behält es, eben weil wir gewiſſe Perſonen, Sachen und Ver-

hältniſſe genauer kennen, als Herr Huber glaubt, unſererſeits bei Allem, was wir darüber (Heft XI, S. 767 u. ff.) geſagt, ſein unabänderliches Bewenden. Uebrigens hat Herr Huber die ihm zugedachte unparteiiſche Beleuchtung ſeines Projectes zur „innern Coloniſation" nach wie vor noch zu erwarten. Dieſer Zwiſchenfall ändert nichts, weder an dem ihm deßfalls gegebenen Verſprechen, noch an unſerm ſachlichen Urtheil über ſeinen Vorſchlag.

# XXI.

## Die katholiſche Kirche in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Doch das ſind nur Knallerbſen; der Pulvervorrath iſt auf den dreizehnten Brief zuſammengeſpart, wo derſelbe zu einem Feuertopf mit möglichſtem Durcheinanderkrachen verarbeitet werden ſollte. Nachdem Hr. B. zuvor den jetzigen Biſchof von Detroit, Herrn Roſe, eine Art Malverſation der in Oeſterreich für Cincinati erhaltenen Unterſtützungsſumme, „aus Verdruß, nicht Hrn. Fenwicks Nachfolger in biſchöflichen Würden geworden zu ſeyn" *), beſchuldigt, beginnt er mit der Klage, daß man in Norddeutſchland (denn natürlich gilt ihm nur dieſes für Deutſchland) von der katholiſchen Kirche in Nordamerika wenig wiſſe, weil ſie ſehr verſchwiegen ſei, auch Schweigen verlange, Nachforſchungen im Geheimen anſtellen laſſe, und im Geheimen dieſelben benütze, gleich

*) Wovon jedoch Hr. Sulzbacher, der hievon hätte unterrichtet ſeyn müſſen, nicht nur nichts weiß, ſondern „des verdienten Lobes" erwähnt, welches der heilige Fenwick den „apoſtoliſchen Arbeiten und dem unermüdlichen Eifer" des Hrn. Roſe ſpendete.

als ob die Kirche ein geheimer Bund wäre, der an das Tageslicht zu treten ſich ſcheute, oder es ihm zum Vorwurf gereichte, daß ſie der neugierigen Welt weniger Unordnung und Skandal zum Beſten gebe, woran freilich die zahlreichen Secten jenes Landes, nach Hrn. Büttners eigener Darlegung, es nicht fehlen laſſen. Während er an verſchiedenen Stellen ſich darüber beſchwert, daß Deutſchland den verſchiedenen Secten in Amerika häufig verkommene Leute als Geiſtliche, oder mehr anmaßliche als erfahrene Schulmeiſter, die dann bald zu Pfarrern vorrücken wollen, zuſende, findet er, daß die Einwanderung von hundert katholiſchen Miſſionären in einem einzigen Jahr „gegründete Beſorgniß“ mit Recht errege. Geht Hrn. B. einerſeits zu Herzen, daß die Angehörigen einer und derſelben Secte beinahe immerwährend in Streit und Hader unter einander leben, und eine jede, nachdem ſie ſich conſtituirt hat, bald wieder in abweichende Fractionen zerfällt, ſo zeigt er ſich andererſeits unfähig, aus der eingeſtandenen Thatſache, „daß es allein der römiſchen Kirche nicht an Männern fehle, welche in gleichem Geiſt und in gleicher Abſicht das angefangene Werk fortſetzen“, auch nur die geringſte Folgerung oder Lehre zu ziehen. Wir wollen gerne glauben, daß es ſchwer fallen dürfte, eine katholiſche Gemeinde aufzufinden, die binnen zehn Jahren fünf Geiſtliche gehabt hätte, wie die deutſche evangeliſche Kirche in Washington, von denen der Erſte abdanken mußte, weil er dem Trunke und einem unſittlichen Leben ergeben war, der zweite durch ſein Leben der Gemeinde ebenſowenig zum Vorbild diente, der Dritte ein excentriſcher Nationaliſt wurde, der Vierte aber nur kurze Zeit blieb, und der Fünfte auch nur wenige Jahre bei der Gemeinde verweilte. Die erſchreckende Wahrnehmung, daß die „Politik“ der Kirche die vereinigten Staaten mit einem Gürtel umzogen haben; daß von dem Thurm jeder bedeutendern Stadt ein eiſernes Kreuz prange, im Gegenſatz zu den „Windfahnen“, welche die Thürme der akatholiſchen Stadt bezeichnen; daß der „heilige Vater“ die Biſthümer und jeder Biſchof die bedeutendern Plätze in ſeinem Biſthum beſetze und in den größern Städten anſehnliche Kirchen bauen laſſe; dieſe Wahrnehmung möchte theilweiſe an die Verwunderung jenes Bauernburſchen erinnern, daß die Flüße gemeiniglich den volkreichen Städten nachlaufen. Aber freilich das böſe „europäiſche Geld! Was wäre die römiſch-katholiſche Kirche in

den vereinigten Staaten ohne dieſes Geld?" War aber der lutheriſche „Agent, James Reity", für das Collegium von Carlisle dieſem Geld nicht ebenfalls nachgelaufen, und war es ſeine Schuld, daß er nur mit ſieben Tauſend Dollars zurückkehrte? Nun wäre vollends zu befürchten, daß mit Hülfe ſolchen Geldes die Auguſtiner bei Philadelphia ein Ordenshaus anlegen wollten, „in welchem, unter Leitung der Geiſtlichen, oder in der Induſtrie, oder dem Ackerbau erfahrner Laienbrüder, arme Knaben theils zu gut erzogenen, wohl unterrichteten, und in verſchiedenen Zweigen der Induſtrie oder Agricultur geſchickten Gliedern der bürgerlichen Geſellſchaft, theils zu Prieſtern, oder doch für Miſſionen brauchbare Gehülfen oder Lehrer herangebildet werden ſollen." Welch ein Unterfangen in dem Lande bürgerlicher und kirchlicher Freiheit, wo zwei Drittheile der Einwohner zu gar keiner Kirche gehören, wo der milde Geſetzgeber Lynch immer größere Anerkennung findet, wo der einſichtsvolle Richter Mob ſo ruhig wohnen läßt, wo Sectenprediger in theologiſchen Zweikämpfen ſo ergötzliche Sonntags-Divertiſſements (II, 12.) veranſtalten, und wo nach Zeitungsgeſtändniſſen, trotz Wiedererweckungen, Tractaten und religiöſen Verſammlungen, „Mordthaten, Selbſtmorde und Diebſtähle im Großen zunehmen!" — Jene politiſche und kirchliche Freiheit ſoll nun, der Meinung mancher Amerikaner nach, durch die katholiſche Kirche gefährdet werden, und man kann wenigſtens Hrn. B. nicht den Vorwurf machen, daß er dieſer Meinung entgegentrete. Denn, wird der Haß gegen die katholiſche Kirche ein „furchtbarer, unverſöhnlicher" genannt, ſo ſcheint Hr. B. wenigſtens gegen die Einflüße deſſelben nicht genugſam ſich gewaffnet zu haben, ſonſt würden wir bei ihm ſchwerlich auf Courtoiſien ſtoßen, wie folgende: „auch in Louisville gibt es Jeſuiten; denn wo ſollte ſich dieſes Ungeziefer nicht einniſten?" Ferner: „Die Nordamerikaner wiſſen recht gut, daß die Jeſuiten, dieſe Vampyre des Chriſtenthums, die in Maſſe (?) zu ihnen geſchickt werden, jetzt noch den alten Zweck verfolgen, die Reformation wieder zu vernichten, die mittelalterliche Allmacht des Papſtes in der Kirche und im Staate herzuſtellen und aufrecht zu erhalten, um dann durch die Päpſte die ganze chriſtliche Welt der Herrſchaft des Ordens zu unterwerfen;" — „denn was erſcheint dieſem Schlangen- und Otterngezüchte un-

möglich?“ Hr. B. erwartet Demonſtrationen, dergleichen eine vor nicht gar langer Zeit in Philadelphia vorkam, in größerem Maßſtab, einen Kampf, nach welchem die katholiſche Kirche verloren ſeyn dürfte, da die auf ihre Freiheit eiferſüchtigen proteſtantiſchen (jene erwähnten zwei Drittheile nicht zu vergeſſen) Nordamerikaner „mit deren Niederlage nicht ſich begnügen, ſondern ſie mit Stumpf und Stiel ausrotten werden.“

Aber Hr. B. iſt ein Mann des Erbarmens; er will nicht den Untergang dieſer verſtockten Sünder, ſondern daß ſie leben, daß ſie erhalten werden und ſich bekehren. Hiezu ertheilt er ihnen guten Rath; ſie mögen ſich nämlich ohne Bedenken noch ferner katholiſch nennen, ſollen aber vor Allem aufhören, katholiſch zu ſeyn, von Rom ſich losſagen; denn nicht dem Katholicismus, ſondern Rom und den Römlingen, beſonders den Jeſuiten, gelte der Haß, obgleich Letztere nur in vier Städten Wohnſitze haben. Aber iſt nicht dieſer Haß, nach Hrn. Bs. Ermeſſen, ein wohlbegründeter, da ja die Nordamerikaner (ſo gut als jeder Leipziger Literat) wiſſen, „daß der Papſt dafür halte, es müſſe ihm Alles blindlings gehorchen, ihm ſtehe das Recht zu, Kaiſer und Könige ab= und einzuſetzen, Republiken zu errichten, kurz zu thun, was er in ſeiner Weisheit und Heiligkeit zum Wohl der Kirche beſchließe.“ „Daher“, fügt unſer Autor bei, „der furchtbare Haß der Proteſtanten gegen Rom und deſſen Söldner.“

Nach Hrn. B. beſtünde in den vereinigten Staaten eine Geſellſchaft mit bedeutendem Einfluß, welche ſich's zur Aufgabe mache, darauf zu dringen, daß die katholiſche Kirche in denſelben vom Papſt ſich losſage, daß ſie ſelbſtſtändig auftrete, daß (zur Ehre der Freiheit, die ſelbſt die Atheiſten, ſobald ſie als Secte ſich darſtellen wollen, unter ihre Flügel nimmt) die Jeſuiten vertrieben werden. Zu allem dem hat ihm zufolge jene Geſellſchaft ein unbeſtreitbares Recht, ſo wie ſie hierfür bei allen Secten, den Methodiſten und Baptiſten vornehmlich, Bundesgenoſſen findet. Nicht nur gibt dieſelbe eine Zeitſchrift heraus, deren Geiſt durch den Titel bezeichnet wird: The american protestant Vindicator and Defender of civil and religious liberty against the inroads of Popery, ſondern ſie hat auch kürzlich einen Preis ausgeſetzt für die beſte Abhandlung: „Ueber den nachtheiligen Einfluß,

welchen die römiſch-katholiſche Kirche auf die religiöſe und politiſche Freiheit des Landes hat.“

Wer den Ton kennt, in welchem die amerikaniſchen Blätter geſchrieben werden, der mag ſich leicht von der Weiſe, in welcher die katholiſche Kirche durch die erwähnte Zeitſchrift behandelt werden dürfte, einen Begriff machen; wehren dagegen katholiſche Blätter allzuheftige Angriffe ab, ſetzen ſie entſtellte Thatſachen in ihr wahres Licht, glauben ſie, die Freiheit, ſich zu vertheidigen, komme ihnen ſo gut zu, als Andern diejenige des Angriffs, ſo ſollte es uns nicht wundern, wenn die lauteſten Freiheitshelden dieſelben nur gar zu gerne (wäre dieß irgendwie für Nordamerika denkbar) einer im Sinne des rheiniſchen Beobachters, oder des Gutzkow'ſchen Telegraphen organiſirten Cenſur unterworfen ſähen. Zu Allem kommt nun noch das Schrecklichſte, daß eine eigene katholiſche Colonie, St. Mary, ſoll gegründet werden; obwohl zu erwarten ſteht, daß die, durch andere Secten nicht beirrten Einwohner derſelben, ihren Weg eben ſo „ruhig und ſtill“ wandeln werden, wie diejenigen in Pittsburg, welche dennoch „die bitterſten Feinde der Methodiſten“ ſeyn müſſen, ungeachtet bloß einige wenige Zeilen über dieſe Anſchuldigung bei Hrn. B. zu leſen ſind: „die methodiſtiſche Gemeinde verdammt alle Nichtmethodiſten.“

Enthält Hrn. Bs. Buch Allerlei, was weder auf manche Prediger der verſchiedenen akatholiſchen Secten, noch auf die innern Zuſtände derſelben ein beſonders roſiges Licht wirft, ſo mochte er um ſo mehr ſich gedrungen fühlen, darzuthun, daß auch in der katholiſchen Kirche, „trotz der Allgewalt des Prieſterthums, Spektakel genug, und noch ärger (?), als in unſern proteſtantiſchen Kirchen, vorfallen;“ das erſte, was er nun aufzutreiben weiß, iſt ein Ereigniß, welches vor mehr als dreißig Jahren ſich zutrug, indem in Baltimore ein deutſcher Geiſtlicher, Namens Reuter, dem Verbot des trefflichen Erzbiſchofs Carol (geſtorben 1815) entgegen, einen Katechismus einführen, und hierauf, unbekümmert um die Suspenſion, Meſſe leſen wollte, dafür aber von der biſchöflichen Partei zur Kirche hinausgejagt wurde. Ein ähnliches, zum förmlichen Kampfe ſich geſtaltendes Zerwürfniß ging zu Philadelphia unter dem Biſchof Convell gegen den Prieſter Van Hooten und ſeinen Vicar ebenfalls aus nicht geachteter Suspenſion hervor. Van Hooten tilgte aber das gegebene Aergerniß da-

durch, daß er, ſtatt einer Citation nach Rom Folge zu leiſten, im Staate New=York ein Weib nahm und proteſtantiſch wurde. Dem wahren Katholiken genügt es, dieſes zu vernehmen, um zu wiſſen, auf welcher Seite das Unrecht geweſen ſei.

Mag auch da und dort ſich etwas zutragen, was dieſen tief betrüben muß, und woran Gegner zur Begründung des Vorurtheils oder der mißgünſtigen Geſinnung feſthalten zu dürfen glauben, ſo hat doch gewiß die katholiſche Welt= als Ordensgeiſtlichkeit in Nordamerika den Vergleich mit den Predigern anderer Secten nicht zu ſcheuen. Hr. Dr. Wiggers bezeugt in ſeiner kirchlichen Statiſtik, „daß dieſelbe auf einer hohen Stufe ſittlicher Würdigkeit ſtehe. Unter tauſend Entbehrungen und Mühen durchziehen die Miſſionäre die noch wenig cultivirten Staaten des Weſtens, um den heidniſchen Indianern, oder den iſolirt lebenden chriſtlichen Anſiedlern den Troſt der Kirche zu ſpenden. Zur Befeſtigung dieſer Kirche trägt auch ſehr Vieles bei die ſtete, aber erfolgreiche Wirkſamkeit der barmherzigen Schweſtern.“ Wollte ſich Hr. W. die Mühe geben, die verſchiedenen, durch ſein Buch zerſtreuten Lügen in ein Geſammtbild der geiſtlichen Leiter der verſchiedenen Secten zu vereinigen, welch ein Gegenſtück zu dem, was ihm in Betreff der katholiſchen Prieſter nothwendig bekannt ſeyn muß, ginge hieraus nicht hervor? Wir brauchen Hrn. W. nicht auf Andere, wir können ihn getroſt auf ſich ſelbſt verweiſen. Da führt er auch zuerſt vor: die reiche und faſſionable Episcopalkirche unter ihren dreiundzwanzig Biſchöfen, „in ihrer Stereotypie“ nur nicht in gleichem Maße „verknöchert und verknorpelt, wie ihre Mutter in England“; ihr folgen die Altlutheraner, „unter denen der größte Zank und Streit und eine fürchterliche gegenſeitige Verdammung herrſcht, und welche in ihrer Gottſeligkeitsfülle das geſammte deutſche Volk ein von Gott verworfenes, frevelndes Geſchlecht, eine freche Schlangenbrut“ nennen; dieſen ſchließen die Separatiſten ſich an, welche alle kirchliche Ordnung als Glaubenszwang betrachten, und „deren ausſtudirte Prediger arge Feinde der Studirten ſind, und ihnen faſt in jeder ihrer Predigten den Geiſt Gottes abſprechen“; endlich kommen die Methodiſten, welche durch Spione in Familien herumſchnuffeln laſſen, ob nicht Geſchäfte zu machen, d. h. Anhänger zu gewinnen ſeien. Findet doch Hr. W. ſelbſt zu dem Bekenntniß ſich genöthigt: eine unbedingte „religiöſe

Digitized by Google

Freiheit erzeugt die größte und ſchamloſeſte Frechheit, und aus ihr geht gerade das hervor, was die Bekenner des Evangeliums ablegen ſollen: Feindſchaft, Hader, Neid, Zorn, Zwietracht u. ſ. w.''; dann wieder: „die deutſchen Proteſtanten in Dayton (Stadt von 10,000 Einwohnern) leben leider, wie überall, in kirchlicher Hinſicht getrennt und in Streit.'' Wollte er aber von der oberflächlichſten Berichterſtattung nur irgendwie tiefer dringen, wie könnte er ſo fanatiſch eingenommen ſich erzeigen gegen eine Kirche, welche in wohlgeordneter Einrichtung, heilſamem Einfluß und ſtetigem Gang dergleichen ſchreiende Uebelſtände möglichſt zu verhüten ſucht? Oder gewährte „die gräßliche Intoleranz und die furchtbare Gewiſſenstyrannei'', auf welcher „das kirchlich-weltliche Gebäude'' der Zitterer (Schaker, deren Gottesdienſt wilder Tanz iſt) ſich gründet, einen befriedigendern Anblick? böten die Lehren der Univerſaliſten, welche dieſerwegen ſelbſt in Amerika nicht zum Eid zugelaſſen werden, der Geſellſchaft größere Bürgſchaft? ſtünde ſich etwa der reformirte Prediger unter dem demokratiſchen Dorfautokrator (wie er 1, 148 ff. geſchildert wird) beſſer, als der katholiſche Prieſter unter ſeinem Biſchof, der mit ihm, bis er zu ſeiner Würde gelangte, auf gleicher Bahn wandelte? Ließe ſich endlich dem Umſtand, daß „die Miſſionäre und Prediger der verſchiedenen Secten, verſchiedene Lehren predigen (von der durchaus verſchiedenen Praxis des Gottesdienſtes — I, 147 — nicht zu ſprechen) die natürlich Alles aus der Bibel bewieſen, und die Köpfe der Zuhörer verwirren müſſen (wovon I, 123 Beiſpiele), nichts weiter entnehmen, als die trockene Thatſache, daß dieſes zur „Urſache werde'', daß Viele dem Atheismus, Andere dem Katholicismus anheimfallen? Läge in dieſer unabweislichen, ja naturnothwendigen Wirkung, welche je länger deſto mehr und deſto weiter ſich kund geben wird, nicht eine tiefe Wahrheit gleichſam als Schatz verborgen, zu deſſen Hebung es weder geheimer noch übernatürlicher Kräfte bedürfte? Der „raſtlos nach Ausbreitung ſtrebende Katholicismus'' braucht eigentlich gar nicht zu ſtreben, ſeine bitterſten Gegner entheben ihn der Mühe; dem von Sturm und Schloßen Gepeitſchten muß das ſchirmende Dach eben nicht entgegen kommen, genug wenn er weiß, daß es ein ſolches gibt, und daß der Eintritt unter daſſelbe Jedem, der darunter flüchten will, zu aller Zeit offen ſteht.

---

Digitized by Google

# XXII.

## Biographiſche Studien.

### I. Johann Trithemius.

Während das fünfzehnte Jahrhundert uns einen Zuſtand hoher Blüthe in den Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft zeigt, an welchem auch einzelne Mitglieder der Geiſtlichkeit einen nicht unbedeutenden Antheil hatten, ſehen wir doch leider zu derſelben Zeit in vielen Ländern die Mehrzahl dieſes Standes der Unwiſſenheit und Sittenverderbniß anheimgefallen; — und es iſt kein Zweifel, daß dieſer Verfall der Kirchenzucht und Wiſſenſchaftlichkeit einer der mächtigſten Hebel der großen antikirchlichen Bewegung war, welche zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ſich der Geiſter bemächtigte, indem einerſeits die nothwendige Reaction gegen jenen Zuſtand der Verderbniß, andererſeits das Beſtreben, denſelben durch Aufſtellung neuer Lehren gleichſam zu autoriſiren, in gleichen Ergebniſſen zuſammenlaufen. Je größer aber unſere Trauer bei der Betrachtung dieſes Verfalles iſt, welcher ſowohl die Weltgeiſtlichkeit als die Bewohner der Klöſter ergriffen hatte, um ſo größer iſt auch unſere Freude, wenn wir einzelne Geſtalten erblicken, welche, während ſie rein blieben inmitten der ſie umgebenden Verderbniß, auch durch den Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit nicht auf die gefährlichen Pfade müſſiger Speculation geführt wurden, ſondern — feſthaltend an den alten

Digitized by Google

Lehrſätzen der geliebten Mutterkirche — eben in ihren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen Kraft und Troſt fanden zu ihren Kämpfen gegen die Verirrungen ihrer Mitbrüder.

Ein ſolcher Mann war der Abt Trithemius. Nach der Sitte der Zeit führte er dieſen Namen von ſeinem Geburtsorte Tritheim oder Trittenheim unweit Trier; ſeine Eltern waren wenigbemittelte Landleute, welche ſich durch den Weinbau nährten. Kaum ein Jahr alt verlor er ſeinen Vater, und von dem Stiefvater, den er ſieben Jahre ſpäter erhielt, ward er mit großer Härte behandelt. Alle Erſparniſſe wurden für ſeinen Stiefbruder Jacob verwendet, welchen der Vater zum Geiſtlichen und Gelehrten beſtimmt hatte, während unſer Johannes in voller Unwiſſenheit aufwuchs. Gerade dieſen aber erfüllte ein unauslöſchlicher Durſt nach höherer Ausbildung. Unter fortgeſetztem Faſten und Beten trug er ſein Verlangen Gott vor. Da tröſtete ihn einſt eine nächtliche Erſcheinung, ihm Erfüllung ſeiner liebſten Wünſche verheißend; — und unmittelbar darauf ward ihm dieſe auch gewährt. Ein Nachbar, welcher einige Schulkenntniſſe hatte, erbarmte ſich des wißbegierigen Jünglings, der nun jede Nacht, wenn im väterlichen Hauſe Alles ſchlief, dahin eilte, um ſeine heiße Lerngier zu befriedigen. Innerhalb weniger Tage hatte er die Buchſtaben und die üblichſten lateiniſchen Gebetsformeln inne, und in Zeit eines Monats brachte er es dahin, daß er deutſche Bücher mit Leichtigkeit leſen konnte. Die außerordentlichen Fortſchritte, die er machte, lenkten endlich die Aufmerkſamkeit mehrerer Geiſtlichen auf ihn, und durch ſie ward auch der Vatersbruder unſers jungen Johannes, Peter von dem Heidenberge, von der Sache unterrichtet. Dieſer nahm ſich jetzt mit Eifer ſeines Neffen an; doch ward deſſen Lage dadurch nicht verbeſſert. Die fortwährenden Mißhandlungen, durch welche der Stiefvater ihm die Studien zu verleiden ſuchte, zwangen ihn endlich, das väterliche Haus zu verlaſſen.

Nachdem er zuerſt Trier beſucht, und dann die Nieder-

Digitized by Google

lande durchwandert, kam er nach Heidelberg, wo er ſich ganz dem Studium der alten Sprachen widmete. Noch war er nicht entſchloſſen, den geiſtlichen Stand zu wählen; da traf es ſich, daß er auf einer Reiſe, die er in die Heimath unternommen, in der Benedictiner-Abtei St. Martin zu Sponheim unweit Kreuznach zuſprach; als er nun nach eingenommenem Mahle ſeinen Weg fortſetzte, zwang furchtbares Schneegeſtöber ihn und ſeinen Reiſegefährten nach dem Kloſter zurückzukehren. Der Prior, Heinrich von Holzhauſen, welcher die außergewöhnlichen Geiſtesgaben ſeines jungen Gaſtes erkannt, bewog denſelben zu längerem Aufenthalte, und bald darauf zum Eintritte in den Orden. Es war am Lichtmeßfeſte 1482 — acht Tage nach ſeiner Ankunft zu Sponheim, — daß er die weltliche Kleidung mit der klöſterlichen vertauſchte; er zählte gerade zwanzig Jahre. Am Tage des heiligen Benedict wurde er Noviz, und noch in demſelben Jahre, am Feſte der Opferung Mariä, legte er die Ordensgelübde ab. So groß aber war die Frömmigkeit und Gelehrſamkeit des neuen Profeſſen, daß nach Verlauf von kaum acht Monaten, als der bisherige Abt, Johann von Kolnhauſen, die Abtei Seligenſtadt übernehmen mußte, die Wahl der Ordensgenoſſen auf den einundzwanzigjährigen Trithemius, den jüngſten ihrer Brüder, fiel.

Ein weites Feld öffnete ſich der Thätigkeit des neuen Abtes in Sponheim. Der allgemeine Verfall der Kloſterzucht hatte auch die Benedictiner ergriffen; doch war gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zuerſt von Trier, und dann von Bursfeld — einer Abtei in Niederſachſen — eine Reformation ausgegangen, welche unter dem Namen der Bursfelder Congregation ihre wohlthätigen Wirkungen allmählig über die Mehrzahl der Pflanzſtätten des heiligen Benedict ausdehnte. Auch Sponheim war ſowohl in Bezug auf materiellen Wohlſtand, als auf geiſtige Ausbildung gänzlich herabgekommen, und erſt durch die beinahe vierzehnjährige Verwaltung des Abtes Kolnhauſen wieder etwas emporgebracht worden. Doch das Meiſte blieb unſerm Trithemius vorbehalten. Sein erſtes

Beſtreben ging dahin, die Einkünfte des Kloſters wieder in geregelten Gang zu bringen; — die verpfändeten Gefälle und Güter wurden eingelöst, alte Schulden getilgt, bei günſtigen Gelegenheiten neue Erwerbungen gemacht. Eben ſo wurden die verfallenen Gebäude hergeſtellt, bedeutende Neubauten ausgeführt, neue Kirchenzierden beigeſchafft. Mit beſonderer Vorliebe aber ſorgte Trithemius für die Bücherſammlung des Kloſters. Als er die Verwaltung der Abtei übernahm, waren nur achtundvierzig werthloſe Bücher vorhanden; es gelang ihm nach und nach über zweitauſend Bände zuſammenzubringen, zum Theil Handſchriften, darunter einige von hohem Alter und großem Werthe. Die Buchdruckerkunſt war damals noch eine neue Erſcheinung; das große Publikum nahm noch wenig Antheil daran; aber die Gelehrten freuten ſich der leichteren Zugänglichkeit vorzüglicher Werke. Als Trithemius Sponheim verließ, konnte er mit Recht ſich rühmen, daß die von ihm geſammelte Bibliothek ihres gleichen nicht in ganz Deutſchland fand. Auch zogen dieſe literariſchen Schätze, verbunden mit dem großen Rufe der Gelehrſamkeit des Abtes, aus allen Theilen Europas ausgezeichnete und gelehrte Männer zum Beſuche eines Kloſters herbei, das man vorher kaum dem Namen nach gekannt hatte.

Schon frühe begann die literariſche Thätigkeit unſers Trithemius. Zahlreiche Abhandlungen über Asceſe und Kloſterzucht rief das Bedürfniß der Zeit und ſeiner nächſten Umgebungen hervor. Seine hiſtoriſchen Arbeiten, namentlich ſeine Chroniken der Klöſter Hirſchau und Sponheim, dann ſein Verzeichniß der Kirchenſchriftſteller zählen noch jetzt unter den vorzüglichſten Quellen und Hülfsmitteln der Geſchichte überhaupt und der Literärgeſchichte insbeſondere. Es iſt beinahe unbegreiflich, wie er zu ſo zahlreichen, und zum Theil ſo umfaſſenden Arbeiten Zeit finden konnte, beſonders wenn man bedenkt, wie ſehr ihn auch die Angelegenheiten ſeines Kloſters, ſo wie ſeines Ordens überhaupt, in Anſpruch nahmen. Nicht nur war er ſtets ein thätiges Mitglied der alle drei Jahre

Digitized by Google

ſich wiederholenden Provinzialcapitel, ſondern er wurde auch häufig als Viſitator aller in Schwaben, Franken und den Rheinlanden gelegenen Klöſter ſeines Ordens verwendet.

Mehr als zwanzig Jahre hatte Trithemius auf ſolche Weiſe der Abtei Sponheim mit Ruhm vorgeſtanden, als der Ausbruch des bayeriſchen Erbfolgekrieges — nach dem Tode Herzog Georgs von Landshut — Verwickelungen herbeiführte, welche für ihn höchſt folgenreich wurden. Die getheilten Territorialverhältniſſe der Grafſchaft Sponheim bildeten die erſte Veranlaſſung hiezu. Philipp der Aufrichtige, Kurfürſt von der Pfalz, ein großer Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften, theilte den Schutz über das Kloſter Sponheim mit dem Pfalzgrafen Johann von Simmern, einem gutmüthigen Herrn, dem aber alle wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen fremd blieben. Es war natürlich, daß Trithemius ſich vorzugsweiſe an den Kurfürſten hielt, der einen Kreis der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit um ſich in Heidelberg verſammelt hatte; wir wollen hier, außer dem Biſchof Dalberg, nur Celtes, Agricola, Reuchlin und Wimpheling nennen, die erſten Gründer der „Rheiniſchen Geſellſchaft“, zu der auch Trithemius gehörte, wenn er auch weit entfernt war, jener ausſchließlich humaniſtiſchen Richtung zu huldigen, welche — wie die nächſte Folge gezeigt — nur zu leicht auf Abwege führte. Eben ſo läßt es ſich nicht rechtfertigen, wenn man, gleichwie z. B. Ullmann gethan, ſeinen Namen in Verbindung mit jenem Johann Weſſels bringt, während ſeine Schriften darthun, daß er nie ein Haarbreit von dem Pfade der ſtrengſten Rechtgläubigkeit abgewichen, was man bekanntlich von Weſſel nicht rühmen kann.

Als der bayeriſche Krieg ausbrach, und die Heſſen in die pfälziſchen Lande einfielen, flüchtete Trithemius mit der Bibliothek des Kloſters nach Kreutznach. Bald nach ſeiner Zurückkunft ward er vom Kurfürſten Philipp nach Heidelberg berufen, und dieſe Zeit wurde von der ſimmeriſchen Partei und überhaupt von den Feinden, die er im Kloſter hatte, benützt, die ſchon früher im Geheimen gegen ihn angeſponnenen Ränke zur

Digitized by Google

Ausführung zu bringen. Der Prior und der Kellermeiſter, beide nach der abtlichen Würde lüſtern, ſtanden an der Spitze der Umtriebe, welche auch von den benachbarten Aebten von St. Jacob zu Mainz und von Johannisberg im Rheingau unterſtützt wurden. Wie Trithemius in einem vertraulichen Briefe ſelbſt erzählt, waren dieſe auf ſeinen literariſchen Ruhm eiferſüchtig. Auf Befehl des Pfalzgrafen von Simmern wurden die in Sponheim zurückgelaſſenen Diener des Abtes verhaftet und peinlich verhört. Obgleich ſich alle Beſchuldigungen als unwahr erwieſen, und die Verhafteten alsbald wieder in Freiheit geſetzt wurden, ſo empfand Trithemius doch dieſe Beleidigung ſo tief, daß er beſchloß, nicht mehr in ſeine Abtei zurückzukehren, ehe ihm vollkommene Genugthuung geworden. Der junge Kurfürſt Joachim I. von Brandenburg — einer der ausgezeichnetſten Regenten ſeiner Zeit — befand ſich gerade in Köln auf dem Fürſtentage, welchen K. Maximilian zur Herſtellung des Friedens im deutſchen Vaterlande dahin berufen hatte. Als großer Freund der Wiſſenſchaften hatte er ſchon längſt den Wunſch genährt, die Bekanntſchaft des Abtes von Sponheim zu machen, deſſen Gelehrſamkeit er bewunderte. Trithemius folgte der erhaltenen Einladung, ward in Köln nicht nur von dem Kurfürſten Joachim, ſondern auch von den andern Fürſten mit großer Auszeichnung behandelt, und da die Verhältniſſe in Sponheim keine beſſere Geſtalt gewannen, ließ er ſich von dem Erſteren bewegen, ſeinen Aufenthalt vorläufig am brandenburgiſchen Hofe zu nehmen.

Den 11. September 1505 kam er zu Berlin an, wo er von Seite des Kurfürſten die freundlichſte Aufnahme fand, und nach deſſen Wunſche ſieben Monate lang verweilte. Berlin machte aber damals noch keinen Anſpruch darauf, ein Sitz der Gelehrſamkeit zu ſeyn; Trithemius klagt in ſeinen Briefen, daß er den Umgang mit gelehrten Männern ſehr hart vermiſſe; auch konnten ihm die eintönigen Steppen der Mark keinen Erſatz für die ſchönen Rheinlande gewähren. Ungern ließ ihn Kurfürſt Joachim ziehen.

Digitized by Google

Zu Heidelberg angelangt, erfuhr Trithemius, daß in Sponheim noch keine günſtige Aenderung für ihn eingetreten war. Die Conventualen — an ihrer Spitze der untreue Prior — drangen in ihn, entweder in das Kloſter zurückzukehren, oder ſeinem Amte zu entſagen. Ihr Undank empörte ihn. „Wie könnte ich länger bei dieſen Leuten bleiben“, ſchrieb er an die Aebtiſſin von Seebach, „da weder ſie mir treu ſeyn würden, noch ich jemals denen wieder vertrauen könnte, die mich ſo gräulich hintergangen haben.“ In demſelben Augenblicke aber, da Trithemius ſich entſchloß, ſeinen bisherigen Wirkungskreis aufzugeben, bot ihm die Vorſehung ein anderes Aſyl. Der Abt des Schottenkloſters (St. Jacob) zu Würzburg war ſchon ſeit längerer Zeit geſonnen, ſeine Stelle niederzulegen; mit Bewilligung des Biſchofes wurde dieſelbe unſerm Trithemius angeboten. Es war freilich nur ein armes, gänzlich in Verfall gekommenes Kloſter, in welchem nur drei bis vier deutſche Mönche — in Ermanglung der Schotten — Wohnung und Unterhalt fanden. Dagegen aber konnte ſich Trithemius hier — ungeſtört durch weltliche Angelegenheiten — ganz ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten widmen. Er vermißte daher auch von ſeiner früheren glanzvolleren Stellung in Sponheim nichts als die Bibliothek, die er während zwanzig Jahren mit ſo großem Aufwand von Mühe und Koſten geſammelt hatte. Das Hofleben konnte keinen Reiz für ihn haben. Mehrere der beſten Fürſten ſeiner Zeit, Kaiſer Maximilian, Kurfürſt Joachim von Brandenburg, Pfalzgraf Philipp von Heidelberg, waren um die Wette bemüht, ihn an ihren Hof zu ziehen, und machten ihm glänzende Anerbietungen; aber er zog die Einſamkeit vor. „Wie der Fiſch im Waſſer lebt“, ſagt er, „ſo iſt auch für den Mönch Sicherheit nur im Kloſter; deßhalb will ich lieber arm und zurückgezogen in meiner Zelle leben, als reich und prachtvoll im Gefolge der Fürſten.“

Zu jener Zeit gehörten Aſtrologie und Alchymie zu den Lieblingsſtudien ſelbſt der gelehrteſten Männer. Man glaubte

Digitized by Google

damals allgemein, daß der Lauf der Geſtirne die Schickſale der Menſchen beſtimme, daß es möglich ſei, Gold zu machen, und daß es einen Stein der Weiſen gebe, der die Unſterblichkeit verleihe. Auch Trithemius gab ſich eine Zeit lang ſolchen unnützen Forſchungen hin; doch erkannte er ſehr bald ihre Verwerflichkeit. „Die Geſtirne“, ſagt er in einem Briefe, „ſind keine denkenden und fühlenden Weſen; ſie haben auch keine Herrſchaft über uns, die wir durch den Geiſt bewegt werden und als unſern Herrn Jeſus Chriſtus erkennen, der die Macht über Alles hat.“ Deßhalb nannte er auch die Aſtrologen „verwegene, eitle und lügenhafte Menſchen, die nur auf Betrug ſinnen und albernes Zeug ſchwätzen.“ In gleicher Weiſe bezeichnet er die Alchymiſten als „Gecken und Affenſchüler, als Feinde der Natur und Verächter der himmliſchen Dinge.“

Mit großer Vorliebe trieb er dagegen phyſikaliſche Studien; er nannte dieß die „natürliche Magie, durch welche ſehr wunderbare Dinge auf natürliche Weiſe geſchehen; denn Uebernatürliches ſei nichts in ihm, außer dem chriſtlichen Glauben, welchen nicht die Natur gegeben, ſondern die göttliche Gnade.“ Seine außergewöhnlichen Kenntniſſe in den Naturwiſſenſchaften zogen ihm den Ruf der Zauberei zu; er ſelbſt klagt darüber in einem Briefe an den Mathematiker Chapelier zu Paris: „Sehr Viele halten mich für einen Zauberer, und verſichern, daß ich Todte erweckt, Geiſter aus der Unterwelt beſchworen, künftige Ereigniſſe vorhergeſagt, Diebe und Räuber durch Zauberformeln bezwungen. Dieß Alles ſind Erdichtungen“ u. ſ. w. Hierin lag auch der Grund, warum er ſich ſcheute, ſeine Steganographie oder Anleitung zur Geheimſchreibkunſt bei ſeinen Lebzeiten erſcheinen zu laſſen, um ſo mehr, als dieſelbe nach dem Geſchmacke der Zeit in magiſche Formeln eingekleidet war. Sie wurde, gleich vielen ſeiner Schriften, erſt nach ſeinem Tode gedruckt.

In ſeinen Briefen gibt er zu, daß er die meiſten Schriften der Magier geleſen habe, nicht um ſie nachzuahmen, ſon-

Digitized by Google

dern um ihren verderblichen Aberglauben zu widerlegen. Dieß Letztere that er auch in einem eigenen Buche: „Gegen die Zauberer und die von der Kirche verbotenen eitlen und abergläubiſchen Zauberkünſte", das er dem Markgrafen Joachim von Brandenburg widmete.

Er war ein Zeitgenoſſe des berufenen Schwarzkünſtlers und Alchymiſten, Doctor Fauſt, der auch eine Zeit lang ſich zu Kreutznach — unter dem Schutze des Ritters Franz von Sickingen — aufhielt. Doch ließ er ſich von deſſen Künſten nicht blenden; in einem Briefe, der uns erhalten iſt, bezeichnet er ihn geradezu als einen Narren und Betrüger.

Die ſtreng kirchliche Geſinnung, welche Trithemius beſeelte, war der Panzer, welcher ihn vor allen Verirrungen dieſer Art ſchützte. „Die wahre Wiſſenſchaft", ſchrieb er an ſeinen Bruder, „iſt diejenige, welche zur Erkenntniß Gottes führt, die Sitten beſſert, die Gelüſte einſchränkt, die Neigungen reinigt, die Einſicht alles deſſen, was zum Heile der Seele nothwendig iſt, befördert, und das Herz zur Liebe des Schöpfers entflammt."

Trithemius ſtarb, dreiundfünfzig Jahre alt, den 16. December 1516 in ſeinem Kloſter zu Würzburg. Wir dürfen ihn glücklich preiſen, daß er die Anfänge jenes traurigen Abfalles nicht mehr erlebte, welcher unſerem deutſchen Vaterland ſo tiefe Wunden geſchlagen, an denen es noch immer blutet. Hätte ihm die Mehrzahl der Geiſtlichen jener Zeit geglichen, gewiß es wäre nicht zu dieſem Aeußerſten gekommen.

Digitized by Google

# XXIII.

## Literatur.

Ueber die alten und neuen Schulen von J. W. Karl. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann, 1846, (Der Erlös zur Erziehung armer Waiſen.)

Unter obigem bezeichnenden Titel erſchien eine Broſchüre von 138 Seiten, welche, des Gediegenen viel enthaltend, doch auch in einzelnen Sätzen billigen Widerſpruch zu gewärtigen hat. Sie ſtellt namentlich den Gegenſatz der neuern Methoden zu dem Lehrplan der Jeſuiten, oder vielmehr des ganzen chriſtlichen Alterthums, klar dar, und ſucht nachzuweiſen, daß der letztere nicht nur in der Bewahrung poſitiver Principien, ſondern auch in der Erweckung und Kräftigung der Geiſter weſentliche Vorzüge vor den erſteren gehabt habe.

Im erſten Capitel redet der Verfaſſer von den Gymnaſien und Lyceen im Allgemeinen, und zeigt, daß die alte Schule im Gymnaſium Grammatik und Rhetorik alles Ernſtes pflegte, zerſtreuende Nebenfächer ausſchloß, häufige Uebungen vornahm, und ſo den Studirenden Fertigkeit, Sicherheit und freie Bewegung beibrachte, im Lyceum ſodann den mit kernhaften Gedanken ausgerüſteten Geiſt an das Studium der Phyſik und Philoſophie gehen ließ. Die Geſchichte ward damals im Unterricht zu wenig, und iſt heutzutage wenigſtens in den Gymnaſien vielleicht in zu großer Ausdehnung berückſichtigt. Die neue Schule dagegen hat den

Digitized by Google

Knaben ſchon im Gymnaſium auch die neuern Sprachen, dann nicht bloß die Lineamente der Geographie und Naturkunde, ſondern eine Art Statiſtik und Topographie, die ſpecielle Naturgeſchichte und die Phyſik aufgebürdet, auch den Unterricht in der Mathematik ungebührlich erweitert, wie begreiflich mit großer Beeinträchtigung der Gründlichkeit und geſtützt auf eine extreme Utilitätstheorie. Der zeitweilige Mißbrauch der Theorie hatte manche Geiſter dazu verleitet, dieſe ſelbſt über Bord zu werfen; dieß Beginnen aber, mit den reformatoriſchen Bewegungen vom ſechszehnten Jahrhundert an Hand in Hand gehend, hat ſich ſelbſt geſtraft. Die Theorie der Beredſamkeit und Dichtkunſt wurde aus den Schulen verbannt; ſtatt deſſen wurde die Erklärung der lateiniſchen und griechiſchen Schriftſteller ausgedehnt, ohne Zweifel anfangs in der Abſicht, durch das Studium der Kunſtwerke die Theorie vortheilhaft zu erſetzen. Unvermerkt jedoch ward das Mittel zum Zweck, und gerade daraus bildete ſich bald die einſeitigſte Theoretiſirerei, die man hatte vermeiden wollen, an der Stelle der lebensvollen Einübung ſicherer Regeln. Treffend ſagt der Verfaſſer: „Aus Eifer für die Kunſt, aus Begeiſterung für die Schönheiten der Alten, die durch ſich ſelbſt den Jüngling in das Heiligthum der Muſen einführen ſollten, aus Achtung gegen den künſtleriſchen Genius, der ſich frei entwickeln müſſe, hat man die Theorie verworfen, und wohin iſt man gelangt? zur Geiſtesdürre der Philologie. Man bringt viele Zeit mit der Unterſuchung eines Buchſtabens zu, und würdigt die Schönheit eines Gedichtes, einer Rede kaum eines Seitenblickes.“ Aus Mangel an Uebung in höhern Klaſſen hat man ferner es heutzutage zwar weit gebracht im Wiſſen, im Können jedoch iſt man ſehr zurückgeblieben, wie namentlich die ſeltenen Proben unſerer Redekunſt darthun dürften. Die Philoſophie aber, dieſes wichtigſte Studium, wird in jenem Staate, der κατ᾽ἐξοχὴν der philoſophiſche ſeyn will, mit einer Art Propädeutik abgethan.

Im zweiten Capitel kämpft der Verfaſſer gegen die ſogenannte Fächerlehre. In der That kann den wahren Intereſſen des Unterrichtes, die nicht von jenen der Erziehung getrennt werden können, nichts mehr entgegen ſeyn, als wenn die einzelnen Fächer unter mehrere Lehrer vertheilt ſind, oder gegentheils bereits mit jeder nächſten Klaſſe auch ſchon der Lehrer wechſelt, und ſo ſich

Digitized by Google

Lehrer und Schüler ewig fremd bleiben. Die geiſtlichen Orden, und beſonders die Jeſuiten, in ihren Schulen haben es darin freilich von jeher anders gehalten, und nun ſollten wenigſtens die Vereine weltlicher Lehrer die guten Erfahrungen derſelben zu benützen ſuchen. Viel treffliche Bemerkungen über den Nutzen einer weiſen Zucht finden wir in dieſem Capitel. Gegen eine Aeußerung über den Gebrauch heidniſcher Schriftſteller als Schulbücher, welche in dieſen Blättern, 12. Band, 9. Heft, ſich vorfindet, iſt in dem dritten Capitel eine Verwahrung eingelegt, welche von den bündigſten Zeugniſſen älterer Kirchenſchriftſteller zur Empfehlung des Leſers der klaſſiſchen Autoren begleitet iſt. In ſofern mit jenem Artikel das Leſen heidniſcher Schriftſteller in den Schulen hätte beſeitigt werden ſollen, müßten wir uns freilich auch dagegen erklären; denn bei dieſem Leſen gewinnt der Geiſt durch die ſtrenge Form der alten Klaſſiker eine heilſame Schärfe und Sicherheit, ſowie ein geſchmackvolles Urtheil, und es kömmt bei den moraliſchen Nachtheilen, die davon entſtehen könnten, nur darauf an, welcher Lehrer jene Schrifſteller erklärt, ob ein ſolcher, der das Gute vom Böſen unterſcheiden, und beides als ſolches den Schülern darſtellen kann, oder ein ſolcher, der den chriſtlichen Begriffen fremd, darum auch in jeder andern Beziehung ſchädlich, und ſobald als möglich von ſeinem Amte zu entfernen iſt. In den heidniſchen Schriftſtellern trifft man ja auch nicht ſelten Grundſätze, die jedem Chriſten zu empfehlen ſind; als Lehrbücher der chriſtlichen Moral wird man ſie ohnehin nicht aufſtellen wollen; die Kirchenſchriftſteller aber ſind ſelten hinreichend muſterhaft in der Form und anziehend für die jugendliche Faſſungskraft. Ausgaben dagegen von ausgewählten Schriften der Kirchenväter, wie jene des P. Ventura, ſind uns äußerſt willkommen, damit Einiges davon, neben den alten Claſſikern, in der Schule geleſen, zur Leſung des Andern aber in den Jünglingen die Luſt erweckt werde, und dieſe dadurch von ſchlechter, vager und einzig durch die Form reizender Lectüre bewahrt bleiben.

In dem Capitel von den Univerſitäten ſpricht der Verfaſſer hauptſächlich vom Studium der Theologie, und führt aus, wie in der alten Schule einheitlich eine Summe der Theologie, nämlich Dogmatik mit Anſchluß von Moral und Kirchenrecht, vorgetragen, nur nebenher aber Schrifterklärung und Controverſe gepflogen

wurde. Hat nun die neuere Theologie allerdings durch ſyſtematiſche Behandlung der Kirchengeſchichte gewonnen, ſo ſteht ſie dagegen durch die Zerſplitterung in mehrere Fächer im Nachtheil, beſonders wenn jedes einzelne Fach durch neue ſpeculative Einleitungen faſt gar nicht zu ſeinem innern Kern, zu ſeiner praktiſchen Bedeutung gelangen kann, und doch die Studirenden in allen Zweigen beſtehen ſollen. Durch das Eindringen der modernen Speculation iſt ſelbſt der poſitive Gehalt der Theologie vielfach in den Hintergrund getreten, doch darf auch dabei nicht vergeſſen werden, daß die Theologie, will ſie nicht erſtarren, alle neuen Ideen bewältigen muß, und daß ſie gegenwärtig damit nur noch nicht zum Abſchluſſe gekommen iſt. Unſtreitig haben durch die Trennung der Disciplinen dieſe ſelbſt gewonnen, und bei hinlänglicher Zahl von Docenten an den Hochſchulen ließen ſicher beide Zwecke ſich erreichen. Doch darüber mögen die Theologen des Nähern ſich mit dem Verfaſſer verſtändigen, uns intereſſirt zunächſt das Allgemeine des Unterrichts, und da müſſen wir noch mit dem Verfaſſer dem Reſcripte des preußiſchen Miniſters der Unterrichtsangelegenheiten, welches durch Einführung von Converſatorien auf den Univerſitäten Gründlichkeit und regeres Leben herbeiführen will, der Hauptſache nach beiſtimmen.

In dem, was der Verfaſſer über alte und neue Philoſophie ſagt, ſcheint er uns zu weit zu gehen, in ſofern er der letzteren einen Fortſchritt gegen die erſtere abſpricht. Seit die Scholaſtik ſich in Formalismus verirrt hatte, mußte ein Gegenſatz gegen ſie ſich erheben. Descartes begründete die neuere Schule, er hat, ohne es zu wollen, das Gute der Scholaſtik verdrängt, und der negativen Philoſophie den Weg gebahnt; auf die Scholaſtik mag der Genügſame zurückkehren, zu Descartes aber kann er nicht zurückkehren, wenn er ſich nicht ſelbſt verlieren will. Alle folgenden Syſteme ſind nothwendige Durchgangspunkte für jenes Zurückkehren geworden, haben uns aber auch Ideen geöffnet, welche die Scholaſtik nicht kannte. Mit Schelling iſt wenigſtens zuerſt wieder das Bedürfniß nach dem Poſitiven erwacht; Hegel, obwohl er die Negation am weiteſten getrieben, hat doch, da er dem Gedanken die Realität vindicirte, den allein ſichern Uebergang zu einer katholiſchen Philoſophie vorbereitet, welche wir in Görres, Bader, Günther, Staudenmayr, und neuerlichſt in Deutinger

Digitized by Google

herausleuchten ſehen. Hat ſich einmal die Ueberwindung des pantheiſtiſchen Standpunktes vollends herausgeſtellt, dann wird man den freilich mühſamen und verwickelten Fortſchritt der neuen Philoſophie zum klaren Selbſtbewußtſeyn nicht mehr abläugnen können. Die im letzten Jahrhundert, vermöge der allgemeinen Eitelkeit und der blendenden Außenſeite proteſtantiſcher Wiſſenſchaft auch bei den Katholiken eingeriſſene Neuerungsſucht, und das durch die Einführung Kantiſcher Philoſopheme in die Schulen, ja ſelbſt in Katechismen, verbreitete Uebel ſind freilich tief zu beklagen; ſelbſt die Jeſuiten zählten noch in der letztern Zeit ein paar Profeſſoren, welche denſelben gefolgt ſind, und die daher auch der Schule Rosminis hätten tüchtigen Widerſtand leiſten können. Gleichfalls können wir die Irrthümer eines Hermes, eines Bautain, welche das Weſen der Theologie und Philoſophie verkannten, nicht genug betrauern; doch hoffen wir, daß die poſitive Philoſophie ſich mit der Zeit überallhin Bahn breche, und die Zukunft wieder an das Jahrhundert des heil. Thomas anzuknüpfen vermöge; die Menſchheit fällt, aber die göttliche Gnade richtet ſie wieder auf.

In einem ſechsten Capitel handelt der Verfaſſer noch über den Gebrauch der lateiniſchen Sprache. Die lateiniſche Sprache leiſtet durch ihre Unveränderlichkeit und Beſtimmtheit Gewähr für die in ihr niedergelegten Urkunden, ſie gibt ein einheitliches Band für den geiſtigen Verkehr der Völker, und in ihr ſind Werke geſchrieben, die allen Zeiten als Muſter dienen. Der Gebrauch der lateiniſchen Sprache verhütet auch, daß die erſten Wahrheiten der Wiſſenſchaft nicht ſo leicht unter leichtfertige Halbwiſſer divulgirt werden, und verhindert erfahrungsmäßig keineswegs die Ausbildung der Mutterſprache eines Volkes. Referenten ſcheint jedoch, daß man bei dieſen Behauptungen nicht zu weit gehen dürfe: die neuen Entdeckungen anderer Nationen erfahren wir jetzt auch ohne die lateiniſche Sprache, da ſie alsbald in den verſchiedenen Zeitſchriften überſetzt erſcheinen; die Erweiterung der Wiſſenſchaften, namentlich der Philoſophie, hat Ausdrücke geſchaffen, und zum Theil aus dem Genius anderer Sprachen Ideen herausgeholt, die man vergeblich in lateiniſcher Sprache entſprechend wieder zu geben ſucht; in der Mutterſprache auch vermag ſich der Geiſt freier, ſchneller und vollſtändiger zu entwickeln. Darum wünſchen wir allerdings ſehr, daß jeder Studirende Fertigkeit im Latein ſich



Digitized by Google

erwerbe, aber keineswegs, daß Vorleſungen darin gehalten werden, die nur zu oft unverſtanden bleiben.

Wir können dem Verfaſſer nicht weiter in verſchiedene intereſſante Einzelnheiten folgen, und nur ſein trefflich geſchriebenes Werkchen Allen, denen die Intereſſen des Unterrichtes näher liegen, beſonders empfehlen. Die Wichtigkeit einer guten Schulverfaſſung, und die Nichtigkeit ſo vieler modernen pädagogiſchen Beſtrebungen werden jedem unbefangenen Leſer daraus deutlich werden. Wir haben nur eines noch beizuſetzen, daß nämlich der beſte Schulplan ohne tüchtige Lehrer nichts frommt, und daß wir gerade hierin gegenwärtig am übelſten beſtellt ſind. So lange aber unſere Hochſchulen, von welchen die Lehrer der Gymnaſien ausgehen, nicht mit Lehrkräften beſſer beſtellt werden, als ſie in der That und nach den Nachweiſungen, die Hofrath Buß erſt neuerlich gegeben hat, es ſind, ſo lange mögen wir auf eine allgemeine Beſſerung des Unterrichtsweſens nur geradezu verzichten. Hoffen wir, daß die katholiſchen Regierungen Deutſchlands dieſen großen Nothſtand in Erwägung ziehen und endlich beſeitigen, zumal es ſich dabei in letzter Inſtanz gegenüber dem allen Hoffnungen der Optimiſten trotzenden Vorrücken der revolutionären Grundſätze, ſelbſt um die künftige Exiſtenz der deutſchen Throne handeln dürfte, und nur durch Beförderung conſervativer Ideen und Kräfte noch der Einfluß Deutſchlands auf die übrige Welt zu ſichern iſt. Dieſes Moment ſcheint uns zur Zeit das allerwichtigſte und allerdringendſte; mögen es die Gutgeſinnten, ohne in dieſen raſchen Zeiten länger zu ſäumen, zu ihrem caeterum censeo machen, bis es über alle ihm entgegenſtehenden, engherzigen Vorurtheile einen nachhaltigen Sieg davon getragen hat.

---

Digitized by Google

## XXIV.

# Urkundliche Beiträge zur Geſchichte der Diöceſe Rottenburg.

## Erſter Artikel.

### Vom Jahre 1803 bis 1812.

Einer nicht zu fernen Zukunft iſt es aufbehalten, aus den mehr und mehr zu Tag tretenden Fäden, aus deren kunſtvoller Verſchlingung das merkwürdige Gewebe des würtembergiſchen „Landesbisthums" hervorgegangen iſt, eine aktenmäßige Geſchichte zu verfaſſen, um der Nachwelt das Bild einer Diöceſe zu verzeichnen, welche in den Annalen der Kirchengeſchichte nimmer ungenannt bleiben wird, ſo von einem vollendeten Muſterbild eines durchweg unter adminiſtrative und polizeiliche Curatel genommenen, und ſchismatiſch vom Mittelpunkt der Kirche abgeſperrten Bisthumes die Rede ſeyn wird. Wir unſererſeits beabſichtigen durch Mittheilung der folgenden Aktenſtücke, denen wir eine geſchichtliche Einleitung zu beſſerer Würdigung vorausſchicken, nicht blos dem künftigen Geſchichtſchreiber Materialien an die Hand zu geben, ſondern zugleich einen hiſtoriſch-kritiſchen Commentar zu den in dieſen Blättern veröffentlichten miniſteriellen Schreiben an den verſtorbenen Biſchof Johann Baptiſt zu liefern, um das Erſtaunen zu mildern, das in Kreiſen über jene feine Anſprache entſtanden iſt, wo man der irrigen Meinung lebte, als ſei es alleiniges Privilegium der in gewiſſen Schweizercantonen beliebten Urbanität, derlei Lectionen zu ertheilen. Wir werden jedoch nachzuweiſen im

Digitized by Google

Stande ſeyn, daß man in Würtemberg nie ſo „zarte Rückſichten“ gekannt hat, um ſolche Schweizercourtoiſien, kirchlichen Behörden gegenüber zu desavouiren, und daß die Aeußerungen des Herrn von Schlayer im Jahre 1842 und 1843 nichts Anderes ſind, als ſinngetreue Wiederholungen eines Themas, das ſeit 1803 bereits in allen Tonarten der Kirche gegenüber geſpielt worden iſt.

In Folge des Vertrags vom 20. Mai 1802, der von Seite Würtembergs zu Paris mit dem erſten Conſul abgeſchloſſen wurde, in welchem dem Herzoge Territorialentſchädigungen zugeſichert wurden, die ſeinem aus dem Krieg entſprungenen Verluſt aller Art gleich ſeyn ſollten und des Reichsdeputationsſchlußes vom 25. Februar 1803, erhielt das bisher ganz proteſtantiſche Herzogthum Würtemberg katholiſche Landestheile und die kurfürſtliche Würde. Weiteren Zuwachs an katholiſchen Landestheilen erhielt daſſelbe durch den Preßburger Frieden, die Rheinbundsacte, den Wiener Frieden und die Verträge von Compiegne 1810 und mit Bayern 1811. Neben der exempten Propſtei Ellwangen gehörten dieſe Landestheile nach der kirchlichen Ordnung den fünf Diöceſen: Conſtanz, Augsburg, Würzburg, Worms und Speier an. Da ein Biſchofsſitz ſelber nicht auch zugleich an Würtemberg gefallen war, ſo mußte ein neuer für die „zu gründende Hierarchie“, welche Abſicht von Kurfürſt Friedrich ſchon in dem Organiſationsmanifeſt *) von 1803 ausgeſprochen war, errichtet werden, was aber erſt am 20. Mai 1828 zu Stande gekommen iſt.

Die neuen Landestheile hatten anfänglich eine eigene, von Altwürtemberg abgeſonderte Verwaltung, und ſtanden unter einer ſogenannten Oberlandesregierung, welche zu Ellwangen ihren Sitz hatte. Dieſe oberſte Behörde hatte zugleich „die landesherrlichen Rechte über das katholiſche Kirchenweſen“, gegenüber den fünf

*) Organiſationen, organiſche Edicte, organiſche Manifeſte und dergleichen Produkte, wie ſie ſo üppig auf dem möglichſt nivellirten Boden des neunzehnten Jahrhunderts aufgewuchert ſind, haben als die treffendſten Belege der Weisheit der modernen Staatskünſtler gegründeten Anſpruch auf Conſervirung in Curioſitäten-Cabineten, gleichwie auch die „Rottenburger Gottesdienſtorganiſation“ in einem Mumienkaſten noch für die ſpäteſte Nachwelt ein **spectaculum mundi** ſeyn wird.

Digitized by Google

„ausländiſchen“ Ordinariaten, zu vertreten; und zwar geſchah dieß in einer Ausdehnung und Härte, wie ſie von einer Regierung, welcher der moderne Polizeiſtaat als Ideal vorſchwebte, und die der von ihr als bloßer Staatsanſtalt betrachteten Kirche gegenüber eine unbedingte Machtvollkommenheit für ſich in Anſpruch nahm, nur immer zu erwarten war. Die öſterreichiſchen Verordnungen in Publico-ecclesiasticis und die von Kaunitz gegen den päpſtlichen Nuntius in Wien geltend gemachten, und in der Verordnung vom 19. December 1781 publicirten Grundſätze wurden zur breiten Unterlage für die „landesherrlichen Rechte des jus reformandi und der sublimis advocatia ecclesiastica et inspectio“ genommen, und hiedurch ſelbſt der Schimmer einer kirchlichen Selbſtſtändigkeit durch das nun eingeführte Staatskirchenſyſtem im Princip und in der Praxis vernichtet. Oder kann im Ernſte noch von einem kirchlichen Rechte die Rede ſeyn, wenn Grundſätze geltend gemacht werden (wie in der Verordnung von Kaunitz geſchieht), nach welchen „der Landesherr in vollem Maaße befugt iſt, nach den Pflichten der oberhirtlichen Gewalt in allen denjenigen Gegenſtänden zu handeln und zu verfügen, welche nicht dogmatiſche und innerliche, die Seele allein angehende Dinge betreffen“, nach welchen ferner der Staatsgewalt eine Infallibilität zuerkannt wird, kraft welcher ſie „nie in dem Fall ſich befinden werde noch könne, irgend einem der Unterthanen etwas zu befehlen, was wider ſein Gewiſſen ſeyn könnte, und daher keinen Ungehorſam beſorge. In dem nicht zu vermuthenden Falle aber, wo Gewiſſens wegen Jemand nicht gehorchen zu können glaubte, werden Allerhöchſt dieſelben denjenigen, die alſo dächten, volle Freiheit laſſen, aus deren Staaten, wohin ſie wollen, ſich zu begeben?“

Die damaligen Ordinariate zum Theil durch die ſtürmiſchen Ereigniſſe jener Zeit verſchüchtert, und wenig geeignet, der mit aller Energie auf das unverrückt im Auge behaltene Ziel einer Muſterſtaatskirche losſteuernden Staatsbehörde mit gehörigem Nachdruck zu begegnen, zum Theil ſelber im Dienſte eines kirchlich-revolutionären Zeitgeiſtes, wie er beſonders in dem Dalberg'ſchen Generalvicar der Diöceſe Conſtanz vertreten war, welcher den Trümmern der alten deutſchen Reichsverfaſſung auch den alten Glauben und das alte Recht der Kirche nachzuſchicken ſich beſtrebte,

Digitized by Google

ließen ſich leider nur zu willfährig finden, die der Kirche ſo feindſeligen Tendenzen des neuen Gouvernements zu fördern. Während nämlich die geiſtlichen Behörden durch mißverſtandene Friedensliebe, in der ſie ein Recht um das andere Preis gaben, in eine verzweifelte Haltungsloſigkeit hineingeriethen, wußte ſich die Staatsbehörde, eiferſüchtig auf die ſtrengſte Durchführung ihres eben ſo klar in ſeinem Princip, als in all ſeinen Conſequenzen von ihr durchſchauten widerkirchlichen Syſtems, eben durch die rückſichtsloſe Conſequenz ihrer Handlungsweiſe, ein gebieteriſches Anſehen zu verſchaffen, wodurch ſie, abgeſehen von der zu Gebot ſtehenden Gewalt, von vornherein in ganz entſchiedenen Vortheil gegen gutgemeinte, aber thörichte „Beſchwichtigungstheorien" kommen mußte. Dazu kam dem neuen Regimente eine Verfahrungsweiſe zu Statten, welche auch ſonſt den an die Stelle der alten deutſchen Reichsverfaſſung getretenen bonapartiſchen *) und franzöſiſch-conſtitutionellen Regierungsweiſen einen blendenden Schimmer zu verleihen, und ihre anderweitigen tiefen Gebrechen zu verhüllen oder doch zu mildern wußte, wir meinen die behende Rührigkeit, mit der man ſich der materiellen Intereſſen zu bemächtigen, und manche unläugbare Uebelſtände zu beſeitigen verſtand, ferner der ſchnell auf's Höchſte geſteigerte adminiſtrative Mechanismus, deſſen nivellirende Dreſſur und empörender Terrorismus für den Anfang weniger

---

*) „Sobald Curfürſt Friedrich", ſchreibt A. Menzel in ſeiner Geſchichte unſerer Zeit, „ein Zögling der altfranzöſiſchen Weltbildung, den Königstitel angenommen hatte, erklärte er ſeinen Landſtänden, daß die bisherige Verfaſſung aufgehoben ſei, und daß ihm Jedermann unbedingten Gehorſam zu ſchwören habe. Fortan ward Würtemberg, vorher ein ganz verfaſſungsmäßiger Staat, völlig willkürlich nach den Launen eines Regenten behandelt, der wie früher für Friedrich von Preußen, ſo jetzt für Napoleon eine begeiſterte Vorliebe gefaßt, und deſſen Handlungsweiſe zum Muſter genommen hatte. Neue Staatsbehörden, Rangordnungen, Hofämter, Titulaturen u. ſ. f. ſtatt landſtändiſcher und reichsſtädtiſcher Rechte und Verfaſſungen, waren alſo für die gutmüthigen, an allem Unheil ganz ſchuldloſen Schwaben das Ergebniß der franzöſiſchen Revolution, deren Anſtifter und Gehilfen ſo oft ſich vermeſſen hatten, die Welt in reine bürgerliche Formen gießen zu wollen."

Digitized by Google

beachtet und empfunden wurde, da man ſah, wie ſchnell von ihm mancher alte Schlendrian zum weichen gebracht wurde. In dieſer Beziehung leiſtete das im Jahre 1806 errichtete geiſtliche „Raths-Collegium“, das ſich ſpäter den Namen eines „Königlichen katholiſchen (!) Kirchenraths“ beilegte, Außerordentliches — leider jedoch nur in den Temporalien, während die geiſtlichen und kirchlichen Intereſſen durch die ſchrankenloſe Willkür dieſer Staatskirchenbehörde eine Einbuße erlitten, gegen deren Größe jeder zeitliche Gewinn verſchwindet. Mit ſicherem Tacte hatte dieſes Collegium mit einer Anzahl ſubalterner Beamten, d. h. Decanen ſich umgeben, welche, je mehr ſich der größere Theil von ihnen des eigentlich prieſterlichen Charakters zu entſchlagen kein Bedenken trug, um ſo gefügiger in das kirchenfeindliche Syſtem ſich eindreſſiren ließen, und allgemach, durchgeübt im Schreiber- und Beamtenthum, jene Garde bildeten, auf welche ſich daſſelbe in allen Fällen verlaſſen konnte, zumal wenn es galt, die Befeindung des katholiſchen Cultus durchzuſetzen, wie es nur der kalte, ſyſtematiſche Fanatismus der aufklärenden Revolutionsperiode wünſchen konnte, der von dem geiſtlichen Rathe Werkmeiſter mit mehr als nikolaiſcher Virtuoſität repräſentirt war. Wir werden in einem ſpätern Artikel die von dieſem Collegium geltend gemachten Grundſätze actenmäßig erörtern.

Die Regierung entwickelte in den Inſtructionen, welche ſie in den erſten Monaten des Jahres 1803 für die Landesorganiſation, für die Landvögte und die Ober- und Stabsbeamten erlaſſen hatte, genau und unverholen das Syſtem, nach welchem fortan von ihr über die kirchlichen Verhältniſſe der neu erworbenen Landestheile ſollte verfügt werden, woraus erhellet, daß die ſchon angeführte Verordnung von Kaunitz an Härte noch überboten wurde.[1] Denn außerdem, daß ſie ſich das Recht zuſprach: „kirchlichen Geſetzen vor der landesherrlichen Beſtätigung die Gültigkeit zu verweigern“, erklärte ſie ſich auch berechtigt: „der Bekanntmachung ſcholaſtiſcher Lehrſätze die Einwilligung zu ertheilen oder abzuſchlagen.“ Nimmt man noch hinzu, daß das weiter behauptete Recht „der Einwilligung in eine beſtimmte Liturgie“ nicht etwa nur in den Actenſchrank begraben, ſondern mit einer Schroffheit ins Leben geſetzt wurde, die es verdient, der Toleranz von Aarau und Waadt an die Seite

geſetzt zu werden, und daß das Patronatsrecht lediglich als Ausfluß der Territorialrechte in Anſpruch genommen wurde, indem es in einer jener Inſtructionen heißt: „das Patronatsrecht iſt Auswärtigen und Territorialbeſitzern, welchen es erweislicher Maßen als ein beſonderes weltliches Recht zuſtehet, nicht zu beſtreiten, im Uebrigen aber als Emanation der Landeshoheit durchgängig anzuſprechen“, ſo wüßten wir wahrlich nicht, was noch fehlen ſoll, um nicht dieſes Syſtem der legalen, modernen Kirchenverfolgung als das vollendetſte der neuern Zeit zu proclamiren. Die weiteren, für das Forum der Staatsomnipotenz behaupteten Rechte ſind nur Conſequenzen aus dem Obigen, ſo: „das Recht, die Begehung der Feſttage durch Geſetze einzuſchärfen, zugleich aber zu wachen, daß dem Staate aus der Menge der Feſt- und Feiertage kein Nachtheil erwachſe; das Recht wegen wichtiger Ereigniſſe Feſttage, ſo wie überhaupt öffentliche Gebete anzuordnen; das Recht der Aufſicht, daß in den Predigten und Gebeten nichts dem Staate Nachtheiliges vorgetragen werde, das Recht, Kirchen und kirchlichen Corporationen die Erwerbung weltlicher liegender Güter zu unterſagen; das Recht, geiſtlichen Gütern und Stiftungen nach Vorſchrift des weſtphäliſchen Friedens eine andere Beſtimmung zu geben; das Recht, Conceſſionen zu Anlegung von Kirchhöfen zu ertheilen.“

Daß das ſogenannte placetum regium in einem ſolchen Syſteme eine Hauptrolle ſpielen werde, verſteht ſich zum Voraus, und wird durch eine Verordnung von 1803 beſtätigt, nach welcher „die Decane und Pfarrer bei Strafe ſich nicht unterfangen ſollten, irgend eine von den geiſtlichen Stellen an ſie erlaſſene Verordnung ohne landesherrliche Genehmigung zu promulgiren, weßhalb die decani dergleichen publicanda dem Landvogteigericht, die Pfarrer dem betreffenden Ober- oder Staatsamt jederzeit bei ihrem Empfang vorzulegen hätten.“ Wie eiferſüchtig die Staatsbehörde ſchon von Anfang auf die unbegrenzte Ausdehnung dieſer inspectio sublimis ecclesiastica bedacht war, läßt ſich aus ihrem Verfahren gegen die von Weſſenberg eingeführten Landcapitelsconferenzen ermeſſen. Obwohl Weſſenberg von vornherein

dieſen Conferenzen das Beſprechen „von dogmatiſchen Lehren und in das Kirchenſtaatsrecht einſchlagenden Fragen“ unterſagt hatte, „weil die Erörterung ſolcher Gegenſtände für die Seelſorger entweder überflüſſig und ohne praktiſchen Nutzen, oder denſelben keineswegs zuſtändig ſeien“, ſo erließ dennoch die Oberlandesregierung vom 20. Auguſt 1803 eine Verordnung, nach welcher die Decanate den Landvogteien die Abhaltung jeder Conferenz anzuzeigen und die abzuhandelnden Gegenſtände vorzulegen hatten, den Landvogteien aber aufgetragen ward, „ein Mitglied des Landvogteigerichts der Conferenz *ad audiendum et videndum*, daß nichts dem Staate und der öffentlichen Ruhe Nachtheiliges darin vorgehe, abzuordnen.“ Hätte etwa eine Nuntiatur dem Herrn von Weſſenberg dieß Anſinnen geſtellt, ſeine Empörung gegen ſolch „römiſche Anmaßung“ hätte kein Maaß gefunden, und im Chore wäre die von ihm und Werkmeiſter verführte Cleriſei in ſein Nopopery eingefallen, allein mit einer Virtuoſität, wie ſie etwa nur Hrn. von Jaumann noch möglich iſt, wußte dieſer nicht ſo hochgefeierte „Mann des Fortſchritts und der freieren Richtung“ dieſe büreaukratiſche Pille zu überzuckern, indem er in einem Erlaſſe vom 3. September 1803 ganz unſchuldig erklärte: „es dürfte je zuweilen ein kurfürſtlicher Commiſſarius ſich bei den Capitelsconferenzen einfinden, und von deren innerer Einrichtung Einſicht nehmen. Wenn ein ſolcher Commiſſarius erſchiene, ſo iſt derſelbe als Ehrengaſt aufzunehmen, und ihm der erſte Platz einzuräumen. Indeſſen wird ſeine Gegenwart den geiſtlichen Conferenzdirector nicht hindern, die Leitung der Deliberationen fortzuſetzen, denn die Abſicht der Gegenwart eines kurfürſtlichen Commiſſarii geht nicht dahin, den Gang der Deliberation zu ſtören, oder einen Einfluß in die Direction zu behaupten, ſondern bloß ſich von der Güte und Zweckmäßigkeit der Conferenzen zu überzeugen. Die Herren Geiſtlichen erhalten alſo hier eine ſehr erwünſchliche Gelegenheit, durch beſcheidenes, kluges Benehmen ihre eigenen Perſonen und ihre Conferenzzuſammenkünfte vortheilhaft zu empfehlen. Um gegen die kurfürſtlich würtembergiſchen Behörden vertrauliche Offenheit zu bethätigen, iſt jedesmal, ſo oft eine Conferenz an einem zum würtembergiſchen Gebiete gehörigen Orte abgehalten werden will, drei Wochen zuvor der Landvogtei Tag, Ort und

Stunde geziemend anzuzeigen, und anheimzuſtellen, ob ein Herr Abgeordneter die Conferenz mit ſeiner Gegenwart beehren wolle."

Dürfte man ſich wundern, wenn bei ſo unerhörter Zungenfertigkeit, welche der Büreaukratie alle Wege glättete, die Omnipotenzgelüſte der letztern ſich zu einem error invincibilis geſteigert haben ſollten? Leider ſind wir auch ſonſt noch der Wahrheit das Zeugniß ſchuldig, daß bis auf die jüngſte Zeit gerade von Seiten jener, welche von Gott den Beruf zum Hüter- und Wächteramt der kirchlichen Heerde beſitzen, bei uns nichts unverſucht gelaſſen worden iſt, die Begriffe von der kirchlichen und weltlichen Gewalt in einer Weiſe zu verwirren, daß, wie es den Anſchein hat, die glückliche Löſung nur durch die ſchwerſten Opfer zu erkaufen iſt. Einzig der heilige Stuhl hat auch unſere Diöceſe nicht vergeſſen; von ihm allein erhoffen wir darum auch Rettung aus der troſtloſen Armſeligkeit, in welche uns jene unſelige Verblendung geſtürzt hat.

Noch iſt die außerordentliche Aufmerkſamkeit zu berühren, welcher von Seiten des Staats auch die Rechte des Kirchengutes ſich zu erfreuen hatten. Eine Inſtruction an die Landvogteien von 1803 beſagt hierüber Folgendes: „Oberaufſicht über Kirchengüter, milde Stiftungen, deren Einkünfte, Verwendung und Verrechnung im Allgemeinen ſind als ein Ausfluß der Uns zuſtehenden Landeshoheit anzdſehen, und ſind insbeſondere Stiftungen, wenn ſolche gleich zunächſt unter Leitung der Beamten einem Theil der magiſtratiſchen Behörden anvertraut worden, als öffentliche Anſtalten der beſonderen Aufſicht der Landvögte untergeordnet. Die Verwendung des Ueberſchuſſes von derlei Einkünften muß vorzüglich zum Behuf ſtaatspolizeilicher Anordnungen geſchehen. Das geſammte ſogenannte Kirchengut, oder das Vermögen der milden Stiftungen iſt der allgemeinen Beſteurung, wie jedes Privateigenthum, unterworfen. Im Uebrigen iſt daſſelbe nach Maßgabe des Lokals und der beſondern eintretenden Umſtände durch Unterhandlungen möglichſt zu reſtringiren zu trachten, und hauptſächlich in katholiſchen Territorien genau zu beſtimmen, was eigentlich Kirchengut ſei, wobei beſonders auf das von der Reichsdeputation dd. 11. Februar 1803 angenommene Supplement des Entſchädigungplans Rückſicht zu nehmen iſt." Welche praktiſche Ausführung dieſe Inſtruction gefunden hat, das

Digitized by Google

bezeugt der proteſtantiſche Prälat Pahl, wenn er in ſeiner „Geſchichte Würtembergs" alſo ſchreibt: „Als man denn wahrnahm, wie die Penſionen der Geiſtlichen in den aufgelösten Stiften mit einer, die vorliegenden Geſetze verletzenden Kargheit beſtimmt, die Beſoldungen der alten Diener willkürlich vermindert, und die der neuen kaum auf das Nothdürftigſte geſetzt, das Netz der Infameration auch über ſolches Eigenthum der Kirche und der Wohlthätigkeitsanſtalten, was daſſelbe rechtlich nicht hätte berühren ſollen, ausgeworfen, in der Ausſcheidung des Staats- und Corporationsvermögens die leitende Norm immer durch das einſeitige, landesherrliche Intereſſe gegeben, in der Stiftungs- und Communalverwaltung die weitläufigen und koſtbaren Formen des altwürtembergiſchen Schreiberthums eingeführt, und überhaupt in der Weiſe der Verwaltung und ihren Entſcheidungen nur zu wenig verheimlicht wurde, wie viel die über jedem Geſetz und jeder Verantwortlichkeit ſtehende Herrſchaft ſich geſtatten dürfe, ſo ward der Regierung das Gute, was ſie beabſichtigte oder leiſtete, nicht verdankt, und mit Schmerz erinnerte ſich das Volk ſeiner glücklicheren Vergangenheit, die in der drückenden Gegenwart unwiederbringlich untergegangen war."

Alſo hatte ſich die weltliche Gewalt vollſtändig der kirchlichen Verhältniſſe der neuen katholiſchen Landestheile bemächtigt, und ihre eigene, unbeſchränkte Machtvollkommenheit an die Stelle der von Gott verliehenen Autorität der Kirche geſetzt, ſo daß dieſer auch nicht einmal nur der äußere Schein einer freien Bewegung belaſſen wurde, denn nach den jetzt geltend gemachten Grundſätzen durfte ſie ihre Miſſion nur in der Weiſe und in der Ausdehnung vollziehen, als es im Gutdünken der Staatsgewalt lag, welche über und neben ſich weder ein Recht noch einen Richter anzuerkennen geſonnen war. Auf dem ſo gelegten Boden ſollte nun die „Landeshierarchie" aufgebaut werden, weßhalb man ſich wohl nicht wundern darf, wenn der biſchöfliche Stuhl von Rottenburg ein ſo klägliches Schauſpiel bisher der Welt geboten hat, und am Ende ſelbſt Johann Baptiſt in der künſtlichen Schwebe ſich nicht mehr behaglich finden konnte.

Als in Folge des Preßburger Friedens vom 26. December 1805 Kurfürſt Friedrich die Königswürde angenommen hatte, hob er mit der alten ſtändiſchen Verfaſſung ſeines Stammlandes auch

Digitized by Google

die abgeſonderte Verwaltung der neuen Landestheile auf, und vereinigte das ganze Land unter Einem Staatsminiſterium. Nach einem neuen Organiſationsmanifeſte vom 18. März 1806 hatte nun ein vom Könige ernanntes geiſtliches Rathscollegium die über die Kirche in Anſpruch genommenen Souverainitätsrechte auszuüben. Geiſtliche Mitglieder dieſes unter einem weltlichen Vorſtand geſtellten Rathes waren der ſpätere Biſchof Johann Baptiſt und der berüchtigte B. von Werkmeiſter, Exconventual des Kloſters Neresheim, der rührigſte unter den damaligen geiſtlichen Kirchenfeinden, welche für die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution fanatiſirt waren. Es iſt für die Denk= und Geſinnungsweiſe dieſes würtembergiſchen Kirchenrathes und der ihm Gleichgeſinnten höchſt bezeichnend, daß er, obwohl für „Freiheit und Gleichheit" und die Ideen des contrat social ſchwärmend, deßungeachtet ſeine ganze raſtloſe Thätigkeit als Mitglied jenes Collegiums und als Schriftſteller einer bonapartiſchen Kirchenverfolgung widmete. Kaum nämlich war jenes Collegium, deſſen Seele Werkmeiſter war, etablirt, ſo erſchien unter ſeiner Redaction die „Ulmer Jahresſchrift", welche es ſich zur Aufgabe geſetzt hatte, das praktiſch der Kirche gegenüber durchgeführte Syſtem auch in der Literatur zu vertreten. Hätte ſich jedoch hierauf die Tendenz der Jahresſchrift beſchränkt, ſo würden wir ihre Erwähnung hier für überflüſſig halten; allein, als das Organ eines eben ſo frechen als niedrigen Deismus oder Berlinernikolaismus zog ſie Alles, was einem Katholiken heilig und ehrwürdig iſt, vor ihr wildes Revolutionstribunal, um es mit Hohn und Verläumdung zu begießen und dem Clerus, deſſen Leſegeſellſchaften die Ulmer Jahresſchrift durch eigenen Erlaß zur Anſchaffung empfohlen war, ein Gift einzuträufeln, das ſeinen geiſtlichen Charakter von innen heraus zerſetze, und um ſo ſchneller ſeine Metamorphoſe zu einem kirchenräthlichen „Volkslehrer" bewerkſtellige. Dieſes Journal wird immer als ein actenmäßiger Beweis dafür geltend gemacht werden können und müſſen, daß das kirchenräthliche Syſtem nur auf dem Boden des Unglaubens und des Umſturzes der göttlichen Ordnung entſtehen konnte, und daß es ſeinen Beſtand nur auf den Trümmern dieſer Ordnung zu friſten vermöge.

Mit der Etablirung dieſer Staatskirchenbehörde fallen auch die erſten Bemühungen zuſammen, welche von Seiten des Obe

hauptes der Kirche gemacht wurden, auf canoniſchem Wege die kirchlichen Angelegenheiten der an Würtemberg gefallenen katholiſchen Landestheile zu ordnen. Von Regensburg aus nämlich wandte ſich im Juli 1806 della Genga an den Miniſter des Auswärtigen, um die Unterhandlungen zu beginnen; da aber vom Letzteren die Bedingung geſtellt wurde, daß dieß nur in Stuttgart geſchehen könne, ſo verzögerte ſich der Beginn der Unterhandlungen bis zum 25. September 1807, zu welcher Zeit es erſt della Genga möglich wurde, ſich nach Stuttgart zu begeben. Man wählte die Form einer Convention, und die Unterhandlungen wurden bis zum 1. November fortgeführt, als ſie durch die plötzliche Erklärung des Nuntius, daß ſeine Vollmachten abgelaufen ſeien, und er ſich nach Paris zu begeben habe, abgebrochen wurden. Der tiefere Grund dieſer Unterbrechung läßt ſich aus unſerer bisherigen Darſtellung wohl unzweifelhaft ermeſſen, und die weitere Geſchichte unſerer Diöceſe beſtätigt es nur zu deutlich, daß ſchon damals der Abſchluß einer Convention nicht an der Ungeneigtheit des h. Stuhls, ſondern an der Ungeneigtheit der Regierung, auf Anſprüche zu verzichten, geſcheitert iſt, durch welche die kirchliche Selbſtſtändigkeit völlig vernichtet wurde. König Friedrich erklärte nun dem Nuntius: „daß er ohne andere Rechte und Intereſſen, als diejenigen, welche er als König, Souverain und Vater ſeiner Unterthanen zu berückſichtigen habe, zu Rathe zu ziehen, ſolche Maßregeln treffen werde, welche er für das Wohl ſeiner katholiſchen Unterthanen für nothwendig und angemeſſen finde.“ Dennoch aber wurde im Jahre 1808 der geiſtliche Rath, Johann Baptiſt von Keller, zu weiterer Verhandlung nach Rom abgeſandt, allein dieſe Sendung wurde durch die Gefangennehmung Papſt Pius VII. vereitelt, wie ſeine ſpätere nach Paris a. 1811 durch den von der franzöſiſchen Regierung ihm verweigerten Zutritt zum heiligen Vater. Als im Jahre 1812 Klemens Wenzeslaus, Kurfürſt von Trier, Biſchof von Augsburg und Probſt von Ellwangen ſtarb, ſo ſuchte König Friedrich dieß Ereigniß zur endlichen Errichtung einer eigenen Landeshierarchie zu benützen, deßhalb deſignirte er den ehemaligen Weihbiſchof von Augsburg und Biſchof von Tempe, Franz Karl, Fürſten von Hohenlohe, einen zwar gut geſinnten, aber gar ſchwachen Mann, zum Generalvicar für den würtember-

Digitized by Google

giſchen Antheil der Diöceſe Augsburg und den exemten Sprengel Ellwangen, um die biſchöflichen Functionen in ihnen auszuüben Es iſt dieß wohl das einzige Beiſpiel in der ganzen Kirchengeſchichte, daß ein akatholiſcher Souverain durch ein Machtgebo die Trennung einer Diöceſe und die Belehnung mit der biſchöflichen Gewalt für ſich in Anſpruch nimmt. Der neue königlich-würtembergiſche Generalvicar erkannte das ſchwere Gewicht ſeine Verantwortung, und ſuchte darum, mit Erlaubniß der Regierung bei dem Metropoliten von Augsburg, dem Fürſtprimas von Dalberg, um Beſtätigung des Geſchehenen nach. Letzterer zeigte ſic nicht ungeneigt, nur verlangte er eine Königliche Erklärung, da mit dem Generalvicariat zugleich auch ein geiſtlicher Senat ſoll errichtet und vereinigt werden, worauf ihm der Beſcheid zu Thei wurde: „daß Seine Majeſtät von einer weiteren Correſpondenz Ihres Generalvicars mit dem Metropoliten keine Notiz nehmen werden.“ Endlich geſtattete den immer mehr beängſtigten Biſchof von Tempe die Regierung, da er ſich an den päpſtlichen Nuntius in Luzern wende, der ihn wie begreiflich, an das Augsburger Domcapitel verwies, welche bereits einen Capitelsvicar werde gewählt haben, der ihm die fü würtembergiſche Unterthanen nothwendigen Facultäten delegire könne. Als Hohenloh dieſe Antwort dem königl. Cultminiſteriu mitgetheilt hatte, erhielt derſelbe am 12. September 1812 di merkwürdige Reſolution: „daß der König keineswegs in die Propoſition des Nuntius einzugehen wiſſe, um ſo weniger, als er ei nes Theils den Einfluß eines auswärtigen, wenn gleich canoniſc rechtmäßig conſtituirten Vicariats durchaus nicht geſtatten werd anderen Theils aber das ſogenannte Generalvicariat weder in le galer Hinſicht gegen den Souverain, noch nach kanoniſchen Grundſätzen irgend einen rechtmäßigen Act vorzunehmen fähig, und da her nicht abzuſehen ſei, wie eine canoniſche Inſtitution von Seit dieſes anmaßlichen Generalvicariats, welches ohnehin mit den dieß ſeitigen Verhältniſſen ganz und gar nicht bekannt, und mithin vo ganz unrichtigen Vorausſetzungen ausgegangen zu ſeyn ſcheine, zu Beruhigung des Gewiſſens des Biſchofs dienen könnte. Der König erwarte alſo von den richtigen Anſichten deſſelben, daß auc er in Gemäßheit der einſtimmigen, gutächtlichen Aeußerungen de geiſtlichen Räthe“ (unter denen, wie bemerkt, der nachmalig

Digitized by Google

Biſchof Johann Baptiſt ſaß, der, wie wir ſpäter noch ſehen werden, gegen die Regierung mehr als dienſtwillig zur Unterdrückung der Kirchenfreiheit ſich finden ließ) „ſich benehmen, und ſomit von der Antwort des Nuntius keine Notiz nehmen, ſondern zu Folge ſeiner früheren, dem Geiſte der canoniſchen (?!) Geſetze und den gegenwärtigen Umſtänden angemeſſenen Erklärungen ſich nach den allerhöchſten Beſchlüſſen richten werde.“ Was geſchah? Um der Welt das bisher noch nie geſehene Schauſpiel eines von einer proteſtantiſchen Regierung etablirten, und mit canoniſchen Vollmachten verſehenen Generalvicariats zu bereiten, fügte ſich der Biſchof von Tempe der königl. Reſolution, und erhielt nach den folgenden allerhöchſten Beſtimmungen die „canoniſche“ Inſtitution.

## Allerhöchſte Beſtimmungen,

das Generalvicariat und die biſchöflichen Functionen in dem dießſeitigen Antheil des Bisthums Augsburg betreffend.

1. Der Biſchof von Tempe, Fürſt von Hohenlohe, „übernimmt, nach den allerhöchſten Abſichten und mit allerhöchſter Genehmigung Seiner Majeſtät, bis zur definitiven Organiſation der katholiſchen Kirche im Königreich Würtemberg die Geſchäfte eines Generalvicars und die biſchöflichen Functionen für den dießſeitigen Antheil des Bisthums Augsburg, und hat ſeinen Sitz in Ellwangen.

2. Als Generalvicar hat derſelbe die Episcopaljurisdiction, wie ſie bisher der Biſchof von Augsburg in dem dießſeitigen Bisthumsantheile ausübte, mithin nach der im Bisthum ſeither beſtandenen Verfaſſung zu verwalten.

3. Der Generalvicar hat, wenn das placetum regium für biſchöfliche oder Vicariatsverordnungen nachzuſuchen iſt, ſowie in allen andern zur Kenntniß und Cognition der Staatsbehörde gehörigen Angelegenheiten ſich unmittelbar an das königl. Cultminiſterium zu wenden, welches demſelben die allerhöchſte Entſchließung eröffnen wird.

4. Die der Jurisdiction des Generalvicariats untergeordneten Pfarreien beſtehen in ꝛc. ꝛc. (Folgen die Namen der Pfarreien.)

5. Dem Generalvicar ſind für die ihn obliegenden Geſchäfte

vier Räthe beigegeben, und für die Expedition ein Secretär und Kanzliſt aufgeſtellt.

6. Zu Räthen ſind ernannt: (Folgen die Namen.)

7. Zum Secretär der N. N.

8. Den Sitzungen, welche der Generalvicar mit ſeinen Räthen hält, haben immer die drei erſten Räthe beizuwohnen. Dem vierten iſt wegen der weiten Entfernung geſtattet, nur in wichtigen Fällen zu erſcheinen. Minder bedeutende oder dringliche Gegenſtände können mit alleiniger Zuziehung der zwei in Ellwangen wohnenden Räthe erledigt werden. Bei den Sitzungen führt der Biſchof als Generalvicar das Präſidium, und hat, wenn *Paria* da ſind, ein *votum decisivum*.

9. Zum Lokal für die Kanzlei ſind vier Zimmer angewieſen ꝛc.

10. Als Biſchof hat der Fürſt von Hohenlohe die Ordination zwar wie bisher, aber immer in Ellwangen vorzunehmen.

11. Die der Ordination vorangehende Prüfung, ſo wie das Examen pro cura wird von den Räthen des Generalvicariats oder den Decanen vorgenommen.

12. Als Generalvicar hat der Fürſt von Hohenlohe Sr. Königlichen Majeſtät den Eid der Treue, wie folgt, abzulegen: Ich ſchwöre und verſpreche zu Gott auf ſein heiliges Evangelium, Sr. Königl. Majeſtät meinem Allergnädigſten König und Herrn gehorſam und treu zu bleiben, nichts zu unternehmen noch zu geſtatten, was dem Wohle Sr. Majeſtät, dem Intereſſe des Staats und den beſtehenden Geſetzen zuwider wäre, und wenn ich erfahren ſollte, daß in meinem Generalvicariatsbezirke oder ſonſt etwas zum Nachtheil Sr. Majeſtät und des Staates unternommen werden wollte, ſolches an Se. Majeſtät durch die mir angewieſenen Behörden zu bringen.

13. Die Räthe des Generalvicars haben gegen den geiſtlichen Rath den Revers auszuſtellen, daß ſie den allerhöchſten königlichen Verordnungen auf keine Weiſe entgegenhandeln, und ſich angelegen ſeyn laſſen werden, ihre Pflichten gegen Se. Majeſtät und den Staat genaueſt zu erfüllen.

14. Durch ein Circular des königl. geiſtlichen Rathes wird den betreffenden Decanaten die Einrichtung des Generalvicaria

und des dazu gehörigen Perſonals bekannt gemacht, und dieſelben, ſo wie alle ihnen untergeordneten Pfarrer angewieſen, dem Vicariat den Gehorſam in kirchlichen Angelegenheiten zu leiſten, den ſie bisher dem Biſchof von Augsburg zu leiſten hatten.

Ebenſo ergeht von dem Generalvicar ein vorher zu allerhöchſter Genehmigung vorzulegender Erlaß an dieſe Decane in gleicher Beziehung.

15. Die feierliche Einſetzung des Generalvicars und ſeiner Räthe geſchieht durch den Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten, im Beiſeyn ſämmtlicher, dem Generalvicar untergeordneter Decane, ſo wie der Stadtgeiſtlichkeit von Ellwangen.

Dieſe Einſetzung fand auf die angegebene Weiſe in Ellwangen am 9. October 1812 ſtatt, und die erſtaunte Geiſtlichkeit des neuen Sprengels ſah ſich plötzlich unter einem Generalvicar, der für ſein Amt lediglich keinen andern Titel geltend machen konnte, als das Machtgebot ſeines proteſtantiſchen Souverains. Ob von Seite des ſo gröblich in ſeinen Rechten verletzten Augsburger Domcapitels eine officielle Einſprache gegen dieſe Gewaltsmaßregel erhoben worden ſei, darüber iſt nie etwas bekannt geworden, nur ſo viel geſchah von demſelben, daß es dem Biſchof von Tempe ein vom Fürſtprimas von Dalberg erhaltenes Schreiben zuſchickte des Inhalts: „es habe der Metropolit durch öffentliche Blätter die Nachricht erhalten, daß der würtembergiſche Antheil der Augsburger Diöceſe getrennt von einem eigenen Generalvicar, dem Biſchof von Tempe verwaltet werde. Er ſei nun überzeugt, daß Letzterer nicht ohne canoniſche Bevollmächtigung ſich dieſer Verwaltung werde unterzogen haben, und daß ihm dieſelbe bei der fortwährenden Unzugänglichkeit des päpſtlichen Stuhles von dem Augsburger Capitelsvicar werde ſubdelegirt worden ſeyn. Der Metropolit erwarte hierüber eine officielle Verläſſigung.“ Zugleich erſuchte das Augsburger Domcapitel, „da es ſeinerſeits eine officielle Kenntniß der würtembergiſchen Vorgänge nicht habe“, um Auskunft, wie das erzbiſchöfliche Schreiben zu beantworten ſei. Da die Vorausſetzungen des Fürſtprimas ſo gar nicht zugetroffen waren, ſo mußte alſo das Ellwanger Generalvicariat auf's Neue die Correſpondenz mit Dalberg beginnen, um

von ihm wenigſtens eine kirchliche Vollmacht zu erhalten, allein dieſem trat die Staatsbehörde, die ein- für allemal ſich ſelbſt für competent zur canoniſchen Bevollmächtigung hielt, entgegen, und geſtattete endlich nach längeren Schwierigkeiten dem armen Hohenlohe nur ſo viel: „daß er zwar mit dem Fürſtprimas correſpondiren dürfe, daß aber der König von dieſer Correſpondenz durchaus keine Notiz nehmen werde, weßhalb auch die zu erhoffenden Reſultate nicht zur öffentlichen Kenntniß dürfen gebracht werden.“ Auf die eingereichte Bittſchrift ertheilte Fürſtprimas von Dalberg, kraft ſeiner sede Pontificia impedita eintretenden Metropolitangewalt der vollzogenen Trennung ſeine Genehmigung, ſo wie dem Biſchof von Tempe die canoniſche Bevollmächtigung, dieſen Theil der Augsburger Diöceſe tam in Pontificalibus quam in pastoralibus et Jurisdictionalibus bis zur gewünſchten Errichtung der deutſchen Diöceſanverfaſſung zu verwalten, wobei er jedoch die Rechte des päpſtlichen Stuhls vorbehalte.“ Nun gab auch auf Anordnung der bayeriſchen Regierung das Augsburger Capitel dem Ellwanger Generalvicariat die den getrennten Sprengel betreffenden Acten heraus. Die Pfarrgeiſtlichkeit durfte jedoch von der erzbiſchöflichen Reſolution officiell nicht in Kenntniß geſetzt werden, damit ſie erkenne, auf welchem Rechtsboden und nach welchen Grundſätzen die wirtembergiſche Regierung eine eigene Landeshierarchie zu gründen beabſichtige. —

Der folgende Artikel wird aufzeigen, wie derſelbe radikale Abſolutismus weiterhin in die innern Verhältniſſe des Generalvicariats echt bonapartiſtiſch eingegriffen hat.

# XXV.

## Burſen und Convicte.

Es möchte kaum ein Gegenſtand mehr der Aufmerkſamkeit würdig ſeyn, als die dringende Nothwendigkeit, das Loos der großen Zahl armer Studirenden auf unſern Univerſitäten zu erleichtern. Abgeſehen davon, daß die Menſchenliebe im Allgemeinen dazu treibt, muß man auch vom Standpunkte der Wiſſenſchaft es ſehnlichſt wünſchen, daß einer größern Menge von Studirenden, als bisher, es möglich gemacht werde, ſich, ohne mit den ſchwerſten Nahrungsſorgen zu kämpfen, der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften hinzugeben. Gerade in Folge jenes Uebelſtandes kann es leicht geſchehen, daß ganz tüchtige Leute in ihrer Ausbildung zurückbleiben, die Freude an der Wiſſenſchaft, die durchaus einen fröhlichen Sinn erfordert, verlieren, und ſomit auch in ihr ſpäteres Berufsleben Unzufriedenheit und Mißvergnügen mit hinübernehmen. Es läßt ſich nicht läugnen, daß in früherer Zeit, wo die Zahl der Studirenden überhaupt geringer war, in jener Beziehung beſſer

Digitized by Google

für die Armen geſorgt werden konnte, als jetzt, indem damals zur Aufnahme derſelben die ſogenannten Burſen beſtanden, in welchen ſie, außer freier Wohnung, auch freie Koſt erhielten. Dieß Inſtitut hatte freilich ſeine ganz eigenthümliche Bedeutung, welche mit der geſammten alten Verfaſſung der Univerſitäten zuſammenhing. Dieſe Verfaſſung iſt umgebildet worden, die Burſen ſind untergegangen, aber ein mit der gegenwärtigen Organiſation der Univerſitäten übereinſtimmendes Surrogat für die Burſen iſt bisher noch nicht in's Leben getreten. Der gegenwärtige Rector der hieſigen Hochſchule, einer der Herausgeber dieſer Blätter, hat daher, da der nachtheilige Einfluß, den die Armuth, trotz großer hier herrſchender Wohlthätigkeit, auf die Studien übt, vielleicht nirgend dringender gefühlt wird, als gerade bei uns, bei dem letzten Stiftungsfeſte der Univerſität die Gelegenheit ergriffen, einen Gedanken, den bereits ſein Vorgänger im Amte ausgeſprochen hatte, aufzunehmen und weiter auszuführen, den nämlich: daß es ungemein heilſam wäre, wenn an unſerer Univerſität Convicte zur Aufnahme von Studirenden zu gemeinſchaftlicher Wohnung und Koſt in einer durchaus zeitgemäßen Form gegründet würden. Der Senat der Univerſität hat ſich ebenfalls dafür entſchieden, und es ſind Seiner Majeſtät dem Könige die Statuten für die zu errichtenden Convicte nicht nur vorgelegt, ſondern von Allerhöchſtdemſelben bereits genehmigt worden. Es ſteht daher, ſobald die erforderlichen Geldmittel vorhanden ſeyn werden, durchaus kein Hinderniß mehr im Wege, daß dieſes Inſtitut zum Heile der Univerſität und unſerer Studirenden in's Leben treten könne.

Um nun Diejenigen, welche an dieſer höchſt wichtigen Sache ein Intereſſe nehmen möchten, von derſelben in nähere Kenntniß zu ſetzen, erlauben wir uns, theils die betreffenden Stellen aus der Rede des Rectors, theils die Grundzüge der Statuten mitzutheilen.

Ausgehend von der Geſchichte der Gründung unſerer Uni-

Digitized by Google

verſität *), kam der Feſtredner auf die Burſen zu ſprechen, und äußerte darüber Folgendes:

„Zu den Einrichtungen, welche gleich zu Anfang ebenfalls dahin verpflanzt wurden, gehören auch die ſogenannten Bursae, von welchen mein hochwürdiger Vorgänger im Amte andeutungsweiſe zu reden Gelegenheit nahm. Zwar böte die frühere Geſchichte unſerer Hochſchule noch manches andere Material, allein mich beſtimmen Gründe, den eben berührten Gegenſtand nochmals hervorzuheben.“

„Die Bursae in Ingolſtadt hatten die Bedeutung, wie ehedem in Paris die Collèges und noch jetzt in Oxford und Cambridge, die Colleges, daß ſie Gebäude waren, in welchen eine Mehrzahl von Studirenden eine gemeinſchaftliche Wohnung und Koſt fanden. Dergleichen Bursae gab es daſelbſt wenigſtens eilf, welche verſchiedene Namen führten, z. B. die Bursa draconis, die Bursa Aristotelis, die Bursa Aquilae oder Dingolfingensis; beſonders berühmt aber wurde die Bursa Liliorum wegen der literariſchen Geſellſchaft Aventins, die vorzüglich aus den Mitgliedern jener Genoſſenſchaft hervorgegangen iſt. Die Aufſicht über ein ſolches Inſtitut führte ein Conventor Bursae, der eine nach der damaligen Verfaſſung der Univerſitäten allerdings erklärliche ſtrenge Disciplinargewalt hatte. Dieſe darf man ſich jedoch nicht ſo denken, als ob mit ihr nicht auch eine große geſetzliche Freiheit hätte Hand in Hand gehen können, denn wenn es in Ingolſtadt war, wie es in Oxford iſt, ſo muß in jenen Bursae ein gar fröhliches Leben geherrſcht haben. Wie weit aber die Rechte der Bursales oder Scholares gegangen ſind, davon iſt Beweis, daß auch aus ihrer Mitte der Rector erwählt werden konnte. Vierzehn Jahre nach Grün-

*) Dem nächſten Lections-Cataloge unſerer Univerſität werden „Beiträge zur Geſchichte der Univerſität“ als Programm vorangeſtellt werden.

Digitized by Google

dung der Univerſität bekleideten zwei Scholaren das damals alle Semeſter wechſelnde Rectorat. Der erſte war ein Juriſt, Graf Joachim von Oettingen; nach ihm wurde ein Studiosus Medicinae, Magnus Ayernſchmalz, zum Rector gewählt, welcher ſolches Vertrauen genoß, daß man ihm nicht, wie es in andern Fällen der Art wohl geſchah, einen Vicarius zur Seite ſetzte. Aber bereits frühzeitig haben dieſe Bursae, und zwar wie der erſte Biograph der Ludovica, Rotmarus, angibt, aus ſehr beklagenswerthen Urſachen aufgehört. Einen andern Grund fügt — jene anerkennend — Mederer hinzu, den nämlich: daß das Georgianum, welches ſich durch das Anſehen ſeines Gründers, durch den Umfang ſeiner Gebäude und ſeine Privilegien auszeichnete, allmählich die Bursae in den Hintergrund gedrängt habe. „„Es waren aber die Burſen““, ſagt Rotmarus, „„nicht weniger als die ganze Univerſität, die Facultät der Artiſten und andere Collegien mit heilſamen Statuten und Lebensregeln, ſo wie mit Privilegien begabt und ausgerüſtet; die Statuten bezweckten nichts Anderes, als das Wohl der Burſales, und bezogen ſich auf ihre Studien und Sitten.““

Nachdem dann mehrere Ereigniſſe des laufenden Studienjahrs beſprochen, namentlich die Namen derjenigen verkündet worden waren, welche die Preiſe davon getragen hatten, fuhr der Redner fort:

„Ueberhaupt, was zur Förderung des Studiums und ihres m. a. Fr. mit der Wiſſenſchaft enge verbundenen Wohles dient, wie muß dieß nicht einem jeden Ihrer Lehrer, ja Jedem, dem das Vaterland lieb iſt, am Herzen liegen. Sind, wie die ſo eben mit den Preiſen gekrönten Arbeiten bewähren, ſehr erfreuliche Zeichen da, daß unſere Hochſchule Früchte bringe in dem Sinne ihres großen Stifters und ihrer erhabenen Wohlthäter, ſo wollen wir uns doch darin nicht täuſchen, daß dem freien Aufſchwunge der Wiſſenſchaft auch bei uns manche Feſſel angelegt iſt. Als eine ſolche muß die leider im-

Digitized by Google

mer mehr zunehmende Armuth unter den Studirenden bezeichnet werden. Ferne ſei es von mir, die Armen gering zu achten, ich würde mich in gleichem Maaße gegen menſchliches Gefühl und göttliches Wort verfehlen. Im Gegentheil, ich ehre die Armuth, ſie hat die größten Verheißungen für ſich, während für die Reichen ſich im ganzen Evangelium kein Troſt, und nur an einer faſt verborgenen Stelle in andern Schriften des neuen Bundes in dem Worte: „„Geben iſt ſeliger, denn Nehmen““, eine Hoffnung findet. Auch wäre es gegen die Wahrheit gefehlt, wollte man nicht anerkennen, daß mancher große Mann aus der ärmſten Hütte hervorgegangen ſei, und daß die ſchönſten Talente mit der bitterſten Armuth gepaart ſeyn können. Darum ſoll Wiſſenſchaft den Armen zugänglich ſeyn, wie den Reichen. So wie aber die Verhältniſſe ſich nur zu oft geſtalten, ſind die Schwierigkeiten, welche ſich hier in den Weg ſtellen, faſt unüberwindlich, und es gehört eine wahre Geiſtesgröße dazu, um in allen den Kämpfen, die im Gefolge der Armuth beſtanden werden müſſen, den für die Wiſſenſchaft erforderlichen fröhlichen Sinn zu bewahren. Ich darf mich einer jeden nähern Schilderung dieſer bekannten Verhältniſſe enthalten, aber mit Recht darf es geſagt werden, daß in dieſer Beziehung nicht das Loos Einzelner, ſondern Hunderter unſerer Studirenden ein ſolches iſt, daß für ſie alle Freude aus dem jugendlichen Gemüthe entweichen muß, und daß ſich über den zu reicher Erndte beſtellten Acker der Wiſſenſchaft eine trübe, ſchwere Wolke lagert, ſo ſchwer, daß ſie die Aehren niederdrückt. Der hat ein ſteinern Herz, den dieß nicht jammert, der kein Gefühl für wahre Humanität, der nicht mit allem Ernſte die große Gefahr, welche der Wiſſenſchaft von hier aus droht, in Erwägung zieht.“

„Verzeihen Sie mir, hochanſehnliche Anweſende, wenn ich durch dieſe düſtern Betrachtungen die Freude dieſes Tages auch nur auf einen Augenblick ſtörte. Geſtatten Sie mir nur noch

die ſcheinbar hoffnungsloſe Frage: iſt denn keine Hoffnung der Abhülfe da?"

„Nur mit der größten Undankbarkeit könnte man es verkennen, wie unendlich viel vom Throne bis hinab in die Sphäre des Bürgerthums in dieſer Hinſicht in unſerm Lande geſchehen iſt, und täglich noch geſchieht. Die Univerſität ſelbſt iſt mit Stipendien ausgeſtattet; noch vor Kurzem hat des Königs Majeſtät einen neuen Fonds zu dieſem Zwecke auch für uns eröffnet, und es haben bereits dreizehn unſerer Studirenden theilweiſe ihre Subſiſtenz daraus erhalten. Auch von den Profeſſoren wird trotz der in dieſen theuern Zeiten ſehr beſchränkten Mitteln, wo es nur immer geht, geholfen. Aber all dieſes reicht nicht nachhaltig aus, und doch kann mehr, als geſchieht, kaum noch geſchehen."

„Das „„Wenn"" hat in der Geſchichte freilich keinen Werth, doch hat, ſeitdem der gegenwärtige Herr Prorector ſeine letzte Rede hielt, mich der Gedanke nicht verlaſſen: wenn mit der Univerſität auch ihre Burſen fortbeſtanden, und wenn ſie mit ihr eine zeitgemäße Umwandlung erhalten hätten, wie glücklich wäre dann das Loos einer großen Zahl der uns anvertrauten Jünglinge geworden, und wie würden die heutigen Mißſtände wohl nicht in gleichem Maaße zu beklagen ſeyn. Das Inſtitut ſelbſt, als der Vergangenheit anheimgegeben, läßt ſich nicht mehr zurückrufen, aber ſollte es nicht möglich ſeyn, in einer andern Form, wie ſie unſerer Zeit entſpricht, ein Convict und allmählich ein zweites und ein drittes zu begründen, worin unter Statuten, die nur das Wohl der Eintretenden, in Rückſicht auf ihre Studien und Sitten betreffen, unſere armen Comilitonen aller Facultäten eine Zuflucht fänden, damit auf dieſe Weiſe ſie der Wiſſenſchaft, und die Wiſſenſchaft ihnen erhalten bliebe?"

„Aber woher ſollen wir dazu die Mittel nehmen?! — Wenn Hamburg brennt, wenn die Donau, die Fluren ver-

Digitized by Google

heerend, Städte und Dörfer verwüſtend, aus ihrem Bette tritt, wenn Hagelſchlag die Feldfrüchte, und mit ihnen die Hoffnungen des Landmanns vernichtet, wann haben die Hülfsbedürftigen wohl je vergeblich an die Pforte der deutſchen Herzen geklopft und — war die Wohlthätigkeit nicht ſtets des Bayerlandes ſchönſte Zier? Im weiten Oſten, wie im fernen Weſt ſpenden die aus den Kreuzern bayeriſcher Wohlthäter erwachſenen Summen geiſtige und leibliche Hülfe. Und ſollte der Hülferuf für einen der größten Nothſtände unſeres Vaterlandes ganz ungehört in Bayerns Gauen ertönen? ſollte der Gedanke: für die Wohlfahrt der beſten Söhne des Vaterlandes zu ſorgen, an deren wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Ausbildung das künftige Geſchick deſſelben geknüpft iſt, nicht einen Anklang finden? Daran darf man nicht zweifeln, auch dann nicht, wenn man ſelbſt nur einen kleinen Stein zu dem Gebäude hintragen kann. Darum ſcheue auch ich mich nicht, das Geringe zu thun, was ich hierin zu Anfang vermag. Die Summe von Eintauſend Gulden, welche mir allmählig für meine bisherige Stipendienverwaltung zu Theil geworden iſt, habe ich nie als die meine betrachtet; falls Seine Majeſtät es alſo geſtatten, reſtituire ich ſie der Univerſität und füge ihr — durch die Kenntniß einer gleichen Abſicht meines verſtorbenen Freundes Möhler angetrieben — ſo lange ich das Stipendien-Ephorat verwalte, diejenigen zweihundert Gulden, welche mir ſeit dem Hinzukommen des allgemeinen Stipendienfonds zugehen, in der Hoffnung bei: daß es allmählig möglich werden wird, unter den vorangeſtellten Bedingungen nach den alsbald im Entwurfe vorzulegenden Statuten, vor Allem aber unter der allerhöchſten Genehmigung Seiner Majeſtät des Königs, ein ſolches Convict zu begründen. So gering jenes Scherflein iſt, ſo zweifle ich dennoch nicht an dem Erfolg; beſſer klein angefangen und zunehmen, als groß beginnen und abnehmen. Ich denke dabei weder an eine Collecte im Lande, noch an eine Bürde für die Profeſſoren der Univerſität, denn nur jener zu-

Digitized by Google

fällige Umſtand, daß das Stipendiengeld ſelbſt ein Armengeld iſt, ſetzt mich in die Lage, ein Opfer zu bringen, welches keines iſt. Aber daran denke ich, daß noch in mancher deutſchen Bruſt ein edles, chriſtliches Herz ſchlägt, das ſich gerne — es ſei wenig oder viel — an einer Sache betheiligt, bei welcher ſich Nächſtenliebe und wahrer Patriotismus die Hände reichen würden. Daran denke ich, daß das Bedürfniß ein ſo allgemein gefühltes iſt, daß es nur des Ausſprechens des Gedankens bedarf, um Viele zu gewinnen. Sollte es aber dennoch nicht in dem göttlichen Willen liegen, daß ein ſolches Werk in ſolchem Sinne in einer noch zu beſtimmenden Friſt zu Stande käme, ſo behalte ich mir, auch für den Todesfall, es vor, über jene Summen und ihren Zuwachs auf andere Weiſe zum Frommen der Studirenden unſerer Univerſität zu verfügen. Gelingt dieſe Sache aber, dann möge die künftige Geſchichte der Univerſität der lebendige Commentar des Stiftungsbriefes ihres Gründers, und zwar auch in den Worten ſeyn: daß „„auch die, ſo von niederer Geburt herkommen, zu hohen Würden und Stand gefördert werden.““

Bald nachdem die Rede gehalten worden war, ſind die Statuten entworfen worden, und Seine Majeſtät haben geruht, dieſelben unterm 16. Auguſt „mit dem Vorbehalte der weiteren, mit allerhöchſter Genehmigung an der Hand der Erfahrung etwa einzuführenden Ergänzungen und Verbeſſerungen dieſer Statuten zu beſtätigen.“

Im Einzelnen enthalten die Statuten folgende Beſtimmungen:

§. 1.

„Ein Convict beſteht aus der Vereinigung von Studirenden, die nicht die Zahl von dreißig überſchreiten darf, unter einem vom Senate zu beſtellenden und zu controllirenden Vorſtande, zu einer gemeinſamen Lebensweiſe in Beziehung auf Wohnung und Koſt.“

Digitized by Google

§. 2.

„Der Zweck eines Convicts iſt vorzüglich der: armen, jedoch talentvollen, fleißigen und ſittlichen Studirenden die Möglichkeit zu gewähren, ſich mit dauerndem Erfolge den Studien widmen zu können.“

§. 3.

„Wohlhabendere Studirende ſind von der Aufnahme in ein Convict nicht ausgeſchloſſen, ſobald ſie im Uebrigen die erforderlichen Eigenſchaften (§. 4) beſitzen, und eine quartaliter zu zahlende jährliche Penſion von 250 fl. erlegen.“

§. 4.

„Bedingung der Aufnahme ſind ausgezeichnete Gymnaſial- oder Lycealzeugniſſe in Betreff der Sittlichkeit, des Fleißes und der Fähigkeiten, und zwar ſollen zunächſt nur Solche aufgenommen werden, welche bisher noch keine Univerſitätsſtudien gemacht haben.“

§. 5.

„Die Dauer des Aufenthaltes in einem Convicte darf die Zeit von fünf Jahren nicht überſteigen.“

§. 6.

„Da die Aufnahme in ein Convict als eine Belohnung für Fleiß und ſittliches Betragen anzuſehen iſt, ſo iſt auch der Aufenthalt in einem Convicte an die Fortdauer jener Eigenſchaften bei den Convictoren geknüpft (§. 16).“

§. 7.

„Der Vorſtand eines Convictes ſoll ein unverheiratheter Mann von nicht zu vorgerücktem Alter ſeyn, welcher mit der erforderlichen Liebe zu den Studirenden auch denjenigen Grad von Bildung und perſönlicher Würde beſitzt, daß er jenen Achtung und Ehrerbietung einzuflößen vermag.“

Digitized by Google

§. 8.

„Das Verhältniß des Vorſtandes zu den Convictoren ſoll ein durchaus väterliches ſeyn, woraus auch für dieſe die Pflicht des Gehorſams gegen jenen von ſelbſt folgt. Er hat die geſammte Hausordnung zu handhaben.“

§. 9.

„Nächſt dem im §. 8 angegebenen Princip ſoll das der möglichſt großen Freiheit, ſo weit ſie irgend mit der Natur des Inſtitutes vereinbar iſt, die Grundlage für die gemeinſame Lebensweiſe bilden.“

§. 10.

„Jeder Convictor ſoll ſein eigenes Zimmer haben, in welchem er ſchläft und arbeitet.“

§. 11.

„Die Convictoren werden um fünf Uhr geweckt und haben ſich um halb ſieben Uhr zum Frühſtücke und um halb ein Uhr zum Mittagstiſche, um acht Uhr zum Nachteſſen einzufinden. Es ſoll ihnen eine gute, nahrhafte Koſt und zu jeder Mahlzeit eine halbe Maas Bier verabreicht werden. Ueberhaupt ſoll eine ſorgſame Pflege in leiblicher Beziehung für die Convictoren ſtatt finden *).“

---

*) Wir halten dafür, daß dieſer Punkt von größerer Wichtigkeit ſei, als er auf den erſten Anblick erſcheinen möchte. Die Verabreichung guter und reichlicher Koſt hindert bei Jünglingen, die zum Theil noch im Wachsthum begriffen ſind, den der Wiſſenſchaft oft ſo verderblichen Geiſt des Mißmuths und der Traurigkeit, während Kargheit in jenem Punkte die Gemüther zurückſtößt. Wir ſind Alle — Menſchen.

Digitized by Google

§. 12.

„Die übrige Zeit des Tages haben die Convictoren zu ihren Studien und angemeſſener Erholung zu verwenden; auch iſt für diejenigen, welche Muſik betreiben, eine Zeit am Tage zu ermitteln, wo ſie, ohne die Uebrigen zu ſtören, dieſer Beſchäftigung ungehindert obliegen können.“

§. 13.

„Den Convictoren iſt geſtattet, ohne beſondere Erlaubniß des Vorſtandes auszugehen, nur das Ausbleiben beim Frühſtück, Mittags- und Nachteſſen muß vorher entſchuldigt ſeyn.“

§. 14.

„Das Haus wird um zehn Uhr Nachts geſchloſſen.“

§. 15.

„Die Annahme von Beſuchen iſt den Convictoren geſtattet, nur ſoll dafür geſorgt werden, daß dieß nicht auf dem Zimmer der Einzelnen, ſondern in einem allgemeinen Sprechzimmer geſchieht.“

§. 16.

„Strafen ſollen keine beſtehen, ſondern, wenn im Falle von Contraventionen gegen die Hausordnung, namentlich bei Unehrerbietigkeit gegen den Vorſtand, Unverträglichkeit mit den Convictgenoſſen, Unfleiß, Vernachläſſigung des Collegienbeſuches, überhaupt bei Uebertretung der akademiſchen Vorſchriften, eine dreimalige freundliche Mahnung des Vorſtandes erfolglos bleibt, iſt nach vorgängiger Anzeige an den Senat, der Convictor zu entlaſſen; dieſe Entlaſſung iſt daher auch die unmittelbare Folge der in §. 8, 9 ꝛc. jener Vorſchriften vorgeſehenen akademiſchen Strafen.“

## §. 17.

„Der durch Ausſchließung eines Convictors erledigte Platz iſt ſogleich durch einen andern Studirenden wieder zu beſetzen.“

## §. 18.

„Trifft die Ausſchließung einen der Penſionäre, ſo iſt ihm die Rate, welche ihm für den Monat, in welchem die Ausſchließung erfolgt, zuſteht, herauszubezahlen.“

## §. 19.

„Die Mitglieder der Convicte nehmen an den akademiſchen Ferien Antheil, und haben daher zu Oſtern und Michaelis das Convict zu verlaſſen.“

## §. 20.

„Das Stipendien-Ephorat iſt das Organ, durch welches ſeitens des Senates die Convicts-Angelegenheiten unmittelbar geleitet werden *).“

---

*) An dieſes ſind daher auch alle die Convicte betreffenden Briefe zu richten.

Digitized by Google

## XXVI.

### Biographiſche Studien.

#### II. Johann Maier von Eck.

Die glorreiche Stellung, welche das Herzogthum Bayern im Zeitalter der Reformation als letzte Schutzwehr der alten Kirche in Deutſchland einnahm, iſt im Allgemeinen noch nicht gehörig gewürdigt. Doch ſcheint die Zeit nicht mehr ferne, in welcher die Geſchichte ihre Gerechtigkeit üben wird; dann wird die univerſalhiſtoriſche Bedeutung dieſes Widerſtandes, welchen ein einzelnes deutſches Land der mächtigen antikirchlichen Bewegung entgegenſetzte, die verdiente Anerkennung erlangen; — dann werden auch den Männern, welche die Vorſehung in jenen Stürmen an die Spitze der Vertheidigung geſtellt, die ihnen gebührenden Kronen des Ruhmes nicht entgehen.

Unter dieſen Männern ſteht der gelehrte Theolog Johannes Eckius oben an. Gleich Luthern war er der Sohn unbemittelter Landleute, — das Dörfchen Eck im Allgäu ſein Geburtsort. Er wurde den 13. November 1486 geboren; es iſt dieß derſelbe Tag, an welchem vor mehr als eilfhundert Jahren der heilige Auguſtinus, dieſer eifrige Bekämpfer der Irrlehren ſeiner Zeit, das Licht der Welt erblickt hatte.

Als ſechsjähriger Knabe kam Eck zu einem Oheim nach Rotenburg am Neckar, wo er gründlichen Unterricht erhielt;

ſpäter ſtudirte er zu Tübingen, Heidelberg und Köln, und kam dann nach Freiburg im Breisgau, wo er — noch nicht volle ſechszehn Jahre alt — begann über Philoſophie zu leſen, während er ſeine theologiſchen Studien fortſetzte, und zugleich juriſtiſche Vorleſungen, beſonders den gelehrten Ulrich Zaſius, hörte. Hier gab er im Alter von zwanzig Jahren ſeine erſte Schrift — dialektiſche Uebungen — heraus. Im Jahre 1510 ward er von den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Bayern an die Hochſchule Ingolſtadt berufen, um den erſten Lehrſtuhl der Theologie einzunehmen, womit auch das Prokanzler-Amt verbunden war. Ungeachtet er erſt vierundzwanzig Jahre zählte, war der Ruf ſeiner großen Gelehrſamkeit damals ſchon allgemein verbreitet; -- Reiſen, welche er in den Jahren 1515 und 1516 nach Bologna und Wien unternahm, wo er mit großem Erfolge öffentliche Disputationen hielt, mehrten ſein Anſehen in der gelehrten Welt. Als im Jahre 1516 die Herzoge neue Statuten für ihre Landesuniverſität entwerfen ließen, ward Eckius mit der Ausarbeitung mehrerer neuer Lehrbücher beauftragt, was er auch in unbegreiflich kurzer Friſt bewerkſtelligte.

Am 31. October 1517 ſchlug Luther ſeine berühmten fünf und neunzig Theſes zu Wittenberg an. Eckius erkannte ſogleich die häretiſche Richtung derſelben. Auf Begehren des Biſchofs von Eichſtädt ſchrieb er in Eile einige Bemerkungen nieder, worin er auf die Uebereinſtimmung mehrerer Sätze Luthers mit der Lehre der verrufenen Huſſiten aufmerkſam machte. Dieſe Bemerkungen, welche er Obelisken nannte, wurden ohne ſein Vorwiſſen gedruckt, und Luther antwortete darauf mit einer heftigen Gegenſchrift, die er Aſterisken betitelte.

So war der Kampf eröffnet, an dem in Bälde nicht nur Deutſchland, ſondern ganz Europa Antheil nahm. Unſerm Eckius gebührt das Verdienſt, der Erſte in Deutſchland, die wahre Bedeutung der ganzen Bewegung erkannt zu haben. Die Bekämpfung der neuen Irrlehre ward fortan für ihn Lebensaufgabe. Mit Freuden ergriff er daher die Gelegenheit, die

Digitized by Google

ihm geboten ward, in einer öffentlichen Disputation die Lehren und Inſtitutionen der alten katholiſchen Kirche gegen die Angriffe Luthers und ſeiner Freunde zu vertheidigen. Auf der Pleiſſenburg zu Leipzig begann am 27. Junius 1519 das Kampfgeſpräch unter den Augen Herzogs Georg von Sachſen, welcher hoffte, daß auf dieſem Wege entweder der Zwieſpalt ausgeglichen werde, oder eine offenkundige Entſcheidung erfolge, auf welcher Seite die Wahrheit ſei. Nach übereinſtimmenden Zeugniſſen bekämpfte Eck ſeine beiden Gegner, Carlſtadt und Luther, mit ſo unbeſtreitbarer Ueberlegenheit, daß auch Herzog Georg, der ſich bisher auf die Seite der Neuerer geneigt hatte, von jetzt an mit Entſchiedenheit ihre Lehren verwarf. Doch geſtanden dieſe ihre Niederlage nicht ein; ſie ſuchten vielmehr dieſelbe durch die Heftigkeit neuer Angriffe zu verbergen. Eckius ſah ſich durch die Disputation veranlaßt, eine ausführlichere Abhandlung über den Primat des heiligen Petrus zu ſchreiben; dann unternahm er ſelbſt die Reiſe nach Rom, um den päpſtlichen Hof auf die Gefahren aufmerkſam zu machen, welche der alten Kirche in Deutſchland drohten. Nach reifer Berathung ward am 15. Junius 1520 die berühmte Bulle ausgefertigt, welche ein und vierzig Lehrſätze Luthers als ketzeriſch bezeichnete, Luthern ſelbſt aber eine letzte Friſt von ſechszig Tagen gewährte, um ſeine Irrthümer zu widerrufen.

Eckius bekam den Auftrag, als päpſtlicher Nuntius dieſe Bulle in Deutſchland zu verkünden; bei ſeiner Rückkunft fand er jedoch die Lage der Dinge mächtig verändert. Nach der Leipziger Disputation war den Neuerern der Muth ſehr geſunken; Luther ſprach ſchon davon, ſich zu ſeinen Anhängern in Böhmen zu flüchten: da fand ſich, durch Ulrich von Huttens Vermittelung, eine unerwartete Bundesgenoſſenſchaft in dem revolutionären Theile der deutſchen Ritterſchaft; es war dieß eine mächtige Partei, deren Haupt, Franz von Sickingen, bereits einige der größeren Reichsfürſten mit Erfolg befehdet hatte. Nun war keine Rede mehr von Unterwerfung; der päpſtlichen Bulle ward offener Trotz entgegengeſetzt; Eckius, der

zu ihrer Verkündung nach Sachſen gereist war, ſah ſich am Leben bedroht, da die Wittenberger Studenten das Volk gegen ihn aufreizten. Von Luther ſelbſt erſchienen mehrere heftige Streitſchriften: „von den neuen Eckiſchen Bullen und Lügen“, — „wider die Bulle des Antichriſts“, — „Appellation an ein frei chriſtlich Concilium von dem Papſt Leo und ſeinem unrechten Frevel.“ — Da er ſich darin bemühte, auch den jungen Kaiſer für ſeine antikirchlichen Schritte zu gewinnen, wie ihm dieß mit dem Kurfürſten Friedrich von Sachſen bereits gelungen war, ſo ließ Eck eine „Epiſtel an Kaiſer Carl V.“ drucken, in welcher er vor den revolutionären Planen der Neuerer warnte. In den folgenden Jahren ſchrieb er „gegen die lutheriſchen Bilderſtürmer“, und „für die Ohrenbeicht“, — dann in Rom, wohin ihn Papſt Adrian VI. berufen hatte, „über Buſſe und Genugthuung.“ Er war noch hier, als dieſer Papſt ſtarb, und hatte ſowohl bei ihm, als bei ſeinem Nachfolger Clemens VII. mehrere wichtige Angelegenheiten der bayeriſchen Herzoge zu beſorgen.

Nach Ingolſtadt zurückgekehrt, widmete er ſich wieder ganz ſeinem Lehramte, das ihm um ſo wichtiger erſcheinen mußte, als die immer mehr hereinbrechende Fluth der Neuerungen vor Allem die Nothwendigkeit zeigte, Hirten und Lehrer zu bilden, welche die kommenden Generationen in der Reinheit des alten Glaubens zu bewahren vermochten. Zugleich dauerte auch ſeine literariſche Thätigkeit und Kampfluſt fort; es würde uns zu weit führen, wenn wir alle größeren und kleineren Abhandlungen und Streitſchriften hier aufzählen wollten, welche aus ſeiner Feder floßen.

Im Jahre 1525 reiste er nach England, und überreichte dem damals noch ſtreng katholiſchen Heinrich VIII. ſein Handbuch der Controverſe. Im nächſten Jahre aber hielt er zu Baden in der Schweiz eine öffentliche Disputation mit Oekolampadius; er behauptete auch hier ſeine Ueberlegenheit; es erfolgte ſogar eine Verordnung zu Gunſten des alten Glaubens: doch die Neuerer ließen ſich durch Gründe nicht über-

weiſen, und im Allgemeinen war das Reſultat daſſelbe wie zu Leipzig.

Eine höchſt bedeutende Stellung nahm Eck auf dem Augsburger Reichstage von 1530 ein. Vom Kaiſer ſelbſt hieher berufen, war er der Angeſehenſte unter den anweſenden katholiſchen Theologen, welche hier nicht mehr als Privatleute erſcheinen, ſondern im Namen des Reiches zu ſchreiben und zu handeln hatten. Eck war es auch, der hauptſächlich die Feder führte, als es darauf ankam, die von den Neuerern übergebene Bekenntnißſchrift zu widerlegen; eben ſo verhandelte er perſönlich mit Melanchthon über die vorgeſchlagenen Vergleichspunkte; er zeigte ſich hiebei eben ſo nachgiebig in Nebendingen, als unerſchütterlich in Vertheidigung der Hauptglaubensſätze.

Die folgenden zehn Jahre lebte er ganz ſeinem Lehramte, der Seelſorge ſeiner Pfarrgemeinde, und ſeinen literariſchen Arbeiten. Im Jahre 1540 aber mußte er neuerdings auf einem Schauplatze erſcheinen, auf welchen die Augen von ganz Europa gerichtet waren. Ungeachtet des Widerſtandes mehrerer eifrig katholiſcher Fürſten, welche das Fruchtloſe, ja Verderbliche der öffentlichen Disputationen über Religionsangelegenheiten längſt eingeſehen hatten, beſtanden die kaiſerlichen Miniſter auf der Wiederholung dieſer Verſuche. Eckius war auch hier wieder die Hauptperſon auf katholiſcher Seite; bei dem Colloquium zu Worms führte er das Wort gegen Melanchthon, welcher ihm weder an Gelehrſamkeit, noch an Gewandtheit gewachſen war. Das hier unterbrochene Religionsgeſpräch ward zu Regensburg fortgeſetzt; Eck fiel während deſſelben in eine ſchwere Krankheit; während er im heftigſten Fieber darniederlag, kamen Anfragen der katholiſchen Theologen und der bayeriſchen Herzoge. So leitete er ſelbſt vom Krankenbette aus die Angelegenheiten. Der Erfolg war endlich derſelbe, wie bei allen früheren Verſuchen dieſer Art.

Kaum geneſen, ſchrieb Eck zwei Tractate, um die öffentliche Meinung über den ganzen Vorgang aufzuklären, und zu zeigen, daß die Katholiken bei den Vergleichshandlungen bis

Digitized by Google

an die äußerſte Gränzlinie vorgegangen ſeien, daß es aber den Neuerern dabei nicht Ernſt geweſen, indem ſie unter dem Deckmantel der Unterhandlung nur für die Ausbreitung ihrer Lehre wirkten. Ueberhaupt dauerte Eck's literariſche Thätigkeit bis zu ſeinem Tode unausgeſetzt fort; er ſtarb ſo zu ſagen mit der Feder in der Hand. Seine Streitſchriften gegen Luther und deſſen Anhänger hat er ſelbſt in mehreren Foliobänden geſammelt herausgegeben, eben ſo ſeine Predigten. Zu ſeinen ſpäteren Arbeiten gehört eine deutſche Bibelüberſetzung, in welcher er eine gründliche Kenntniß der hebräiſchen Sprache darlegt.

Eckius erreichte nur ein Alter von ſechs und fünfzig Jahren; zu Anfang des Jahres 1543 befiel ihn abermals eine heftige Krankheit, von der er nicht mehr erſtand. Geſtärkt durch die heiligen Sterbſacramente entſchlief er fromm und gottſelig am 10. Februar dieſes Jahres. Der Parteihaß, der ihn ſchon im Leben verfolgt, ihm Habſucht, Hang zum Trunke und Unſittlichkeit vorgeworfen hatte, ſuchte auch die Umſtände ſeines Todes zu entſtellen: er ſollte ohne Sacramente und unter Verwünſchungen den Geiſt aufgegeben haben, was jedoch in den Ueberlieferungen von Augenzeugen ſeine Widerlegung findet. Was von ſeinem Leben Nachtheiliges erzählt wird, mag wohl eben ſo wenig Glauben verdienen, oder wenigſtens übertrieben ſeyn. Uebereinſtimmende Zeugniſſe ſchildern ihn als einfach in ſeiner Lebensweiſe und Kleidung. Obgleich er mit Leichtigkeit hohe geiſtliche Würden und reiche Pfründen hätte erlangen können, hielt er vor Allem an ſeiner Profeſſur feſt; dabei begnügte er ſich mit dem Eichſtädtiſchen Canonicate, das damit verbunden war, ſo wie mit einem geringen Beneficium zu Ingolſtadt; von Herzog Wilhelm hatte er jährlich zweihundert Gulden nebſt einem Hirſche; vom Papſte, der ihn zum Protonotar ernannt hatte, einen Beitrag zum Unterhalt ſeiner Schreiber. Wenn er zu Ingolſtadt anweſend war, verſah er außer ſeinem Lehr- und Univerſitätsamte auch die Geſchäfte der ihm übertragenen Stadtpfarrei mit großer Sorgfalt, wie er denn namentlich alle Sonn- und Feiertage predigte. Die

Digitized by Google

vorgeſchriebenen Faſten pflegte er ſehr ſtreng zu halten, indem er ſich ſogar auf Waſſer und Brod beſchränkte. Auch ſeine Wohlthätigkeit wird gerühmt.

Seine große Gelehrſamkeit iſt ſelbſt von ſeinen Feinden anerkannt worden. Unerſchrockenheit und Geiſtesgegenwart, unterſtützt durch ungemeinen Scharfſinn und durch ein wirklich wunderbares Gedächtniß verſchafften ihm den Sieg in den vielen öffentlichen Disputationen, die er hielt. Die theologiſche Facultät zu Ingolſtadt hat ſein Andenken durch ein Monument geehrt, deſſen Inſchrift ihn einen wundervollen Phönix unter den Theologen ſeiner Zeit nennt. Vor Allem aber wird darin der raſtloſe Eifer geprieſen, mit welchem er das alte Kirchenthum vertheidigte. Dieſe wichtige Stellung, die er einnahm als Vorkämpfer ſeiner Kirche gegen die Neuerer des ſechszehnten Jahrhunderts, ſichert ſeinem Namen auf immer einen ehrenvollen Platz in der Weltgeſchichte.

---

# XXVII.

## Literatur.

Der Pauperism in England ꝛc. ꝛc. von L. Th. Kleinſchrod. 1845. Regensburg bei Manz.

Der Verfaſſer, welcher England ſelbſt bereiste, hat im vorliegenden Werke eine dankenswerthe Arbeit geliefert. Wir ſehen daraus, deutlicher als aus den Declamationen der Journale, bis zu welcher Höhe und durch welche Mißgriffe ſich die drückende Laſt des engliſchen Armenweſens erhoben hat. Vor der Reformation hatte man, wie wir wiſſen, noch keine Ahnung ſolchen Zuſtandes; die geiſtlichen Stiftungen waren noch gut genug, die Hungernden zu ſättigen und die Nackten zu kleiden; noch hatte die

Habgierde der Nation nicht den ſpätern großen Umfang erreicht, noch ruhte das Land, ohne in's Kleinliche zerſtückt zu ſeyn, nicht in ſo gar wenig Händen, und noch hatte nicht die Rivalität der Fabrikherren die Arbeiter in den Stand von Unfreien herabgedrückt. Bald aber wuchs der Nothſtand in's Erſtaunliche, die gewöhnlichen Hülfsmittel reichten nicht mehr aus, und jetzt muß ein Eilftel der Bevölkerung auf öffentliche Koſten erhalten werden. Es iſt wahr, daß Almoſen nicht immer der Noth ſteuert, ja vielmehr, ſo unrichtig angewandt, wie lange Zeit in England, ſie nur ſteigert; noch weit mehr mußte aber das Letztere der Fall ſeyn, ſeit auf dem Almoſen nicht mehr die frühere Segensfülle ruhte. Eine fieberhafte Erregtheit war in die Nation gekommen, und hält ſie noch in Beſitz; das Gleichgewicht von Beſitz und Proletariat ging verloren; die Moralität verſchlechterte ſich gleichfalls in den krankhaften Zuſtänden, und doch darf man auch die Schlechten nicht dem Schickſale überlaſſen. Anfangs fand noch kein Zwang ſtatt, Almoſen zu geben; bald aber ward die Almoſenverweigerung beſtraft, und nach und nach iſt die Armenſteuer in England und Wales von einer halben Million bis über ſieben Millionen Pfunde geſtiegen. Der Bettel ward verboten, ja wiederholter Rückfall in denſelben zeitenweiſe ſogar mit dem Tode beſtraft, und dennoch nahm die Zahl der Bettler zu, und die Brauchbarkeit der Arbeiter ab. Die Reichen wie die Armen mußten für die Größe des Staates und ſeiner Kirche büßen, und ſchlagende Belege gibt uns die Geſchichte des engliſchen Armenweſens dafür, daß die Engherzigkeit der erſtern und die communiſtiſchen Strebungen der Armenklaſſe den eigenen Urhebern verderblich ſind, daß ſie aber auch nur durch ein wahrhaft religiöſes Princip bewältigt werden können.

Bevor nun dieſes in England wieder volle Geltung erlangt, ſieht man ſich genöthigt, das Armenweſen, ſo ſehr auch der Municipalgeiſt des Engländers, und mit Recht, ſich dagegen ſträubt unter die centrale Leitung der Regierung zu bringen. Solcherlei Betrachtungen ſcheinen uns in dem Buche zu liegen, wenn auch nicht deutlich ausgeſprochen; es dürfte aber für Jeden, den das Armenweſen nur einigermaßen angeht, intereſſant ſeyn, in die Einzelheiten deſſelben, ſo weit ſie eben England betreffen, aber auch für unſere Zukunft lehr= und warnungsreich ſind, nach den ſtatiſtiſchen, hiſtoriſchen, legislativen und adminiſtrativen Momenten

eingeführt zu werden, wozu der Verfaſſer Anerkennenswerthes geleiſtet hat. Zwei Hauptgrundſätze ſind die nothwendigen Pfeiler der jetzigen engliſchen Armengeſetzgebung, ohne die ſich die Zahl der Armen nur noch ſtärker mehren würde, nämlich: daß die Werkhäuſer nicht den Privaterwerb beeinträchtigen dürfen, ſondern an die Zuſchüſſe des Armenfondes gewieſen ſind, und dann: daß die Lage des aus öffentlichen Fonds Unterhaltenen jener eines unabhängigen Arbeiters der unterſten Klaſſe nicht vollſtändig gleich kommen ſoll. Freilich ſtehen ſchon oft die Arbeiter der unterſten Klaſſen elend genug da, freilich kann in den Werkhäuſern das Familienleben nicht fortbeſtehen, aber die eiſerne Nothwendigkeit gebietet ſo, und wirklich hat die Anzahl der Unterſtützung Suchenden abgenommen. Wir auf dem Continent mögen dabei an die weiſe Lehre denken: principiis obsta, uns vor Ueberproduction, wie vor Zunahme der Arbeitsloſen hüten, und nicht immer großartigen Plänen der Eitelkeit nachhängen, während wir das Weſentliche außer Acht laſſen, oder doch ihm nur geringe Sorge zuwenden; uns möchte es ſonſt noch übler ergehen, da wir außer uns wenig Hülfsquellen haben, und da eben gewöhnlich ein Fehler viele andere Fehler und Leiden hervorruft, die man leider am liebſten nur wieder mit Palliativen curirt. Eine tüchtige Regulierung der Auswanderungen kann auch hierin viel Verlegenheiten erſparen, und ohne Erfolg iſt es, ſich dagegen zu ſträuben, da wir noch keineswegs an der räthlichen Gränze derſelben angelangt ſind.

Was die Disciplin der engliſchen Werkhäuſer betrifft, ſo möchten die Straffälle zu viel clauſulirt ſeyn, die Herren Capläne zu wenig zu thun haben; auch iſt die Verordnung, daß Niemand zum Gottesdienſt einer andern Confeſſion gezwungen werden dürfe, nicht beſonders eingehalten worden.

In neueſter Zeit hat man begonnen, die Armenkinder in eigene Inſtitute zu ſammeln, wo ſie nicht bloß unterrichtet, und zwar Knaben und Mädchen in derſelben Schule, ſondern auch zur Arbeit angewöhnt werden; der Plan dieſer Schulen ſcheint aber etwas gekünſtelt. Auch die Armengeſetzgebung hat Irland ſeine Stiefkindslage empfinden laſſen; iſt denn ſchon der unabhängige Arbeiter oft dem äußerſten Elend preisgegeben, lebt er faſt nur von ſchlechten Kartoffeln, und ſieht oft das ganze Jahr kein Fleiſch in ſeiner ſchlechten Lehmhütte, in der noch dazu meiſt zwei Fami-

Digitized by Google

lien zuſammenwohnen, wie mag es erſt dem eigentlichen Armen gemäß dem oben angeführten Principe ergehen; und doch mußte man einerſeits der Vermehrung der Armenzahl, andererſeits der Hungersnoth, die in manchen Jahren nach Hunderten dahinraffte, begegnen. Beſſer mag es gehen, ſeit O'Connell den Muth des Volkes und deſſen Liebe zur Selbſterhaltung wieder gehoben hat. Seltſam klingt es, daß laut Artikel 19 des Armengeſetzes kein Geiſtlicher in den Armenpflegſchaftsrath gewählt werden darf; ferner, daß die Höherzahlenden mehr Stimmen haben ſollen, obwohl ſie dem Volksleben meiſt ferner ſtehen, und mitunter nicht geringe Schuld am Elend der Proletarier tragen; auch ſoll außer in den Werkhäuſern gar keine Unterſtützung aus öffentlichen Fonds gewährt werden. Verlaſſen wir das traurige Bild, und wiederholen nur noch dem Verfaſſer unſern Dank für den gründlichen, wohlgeordneten Beitrag zur Kenntniß des Pauperism in England.

---

# XXVIII.

## Naſſauiſche Kammerverhandlungen über katholiſche Angelegenheiten.

### I.

Wer ſich deſſen erinnert, was in einem früheren Artikel dieſer Blätter über die Zuſammenſetzung der Naſſauiſchen Deputirtenkammer mitgetheilt worden, wird nicht im mindeſten darüber in Zweifel ſeyn, in welcher Weiſe katholiſche Angelegenheiten in derſelben behandelt werden konnten. Es bedarf keiner ſpeciellen Angaben, um es weiter darzulegen, wie man dort allem Katholiſchen mit rohem Haß entgegengetreten. Gleichwohl will ich zur Beleuchtung der katholiſchen Zuſtände im Herzogthum Naſſau auf einige Verhandlungen der Deputirtenkammer ſowohl, als der Herrenbank näher eingehen.

Digitized by Google

Als das Wichtigſte nehme ich zuerſt das Schulweſen. Ueber die Anſtalt, worin ſämmtliche Elementarlehrer des Herzogthums gebildet werden, über das Schullehrer-Seminar zu Idſtein kam es in der Herrenbank wie in der Deputirtenkammer zu lebhaften Erörterungen. Die ſämmtlichen katholiſchen Elementarlehrer des Herzogthums, das ungefähr zur Hälfte aus Katholiken beſteht, werden in einer Lehranſtalt gebildet, die man unbedenklich eine proteſtantiſche nennen kann, da ſowohl der Director, als auch die große Mehrzahl der Seminarlehrer zur proteſtantiſchen Confeſſion gehören, und die noch dazu an einem Ort ſich befindet, wo wiederholt eine den Katholiken feindſelige Geſinnung ſich gezeigt, und wo in der letzten Zeit (noch vor wenigen Tagen) das ſkandalöſe Auftreten jener wandernder Prediger der Rongeſecte mit mehr Eclat als irgendwo im Herzogthum ſtatt gefunden.

Die Verhältniſſe des Schullehrerſeminars in Idſtein glaube ich nicht beſſer ſchildern zu können, als durch wörtliche Anführung deſſen, was eins der ausgezeichnetſten Mitglieder der Landesdeputirtenverſammlung, Hr. Schultheiß Höchſt von Obertiefenbach, in der Sitzung derſelben vom 27. Mai 1846 vorgetragen. In der Sitzung vom 6. April war der Kammer durch ihren Präſidenten angezeigt worden, daß Hr. Höchſt den Antrag geſtellt habe, es möge eine eigene Bildungsanſtalt für katholiſche Schullehrer errichtet werden. Aus ſehr nahe liegenden Gründen nahm derſelbe ſeinen Antrag zurück, um ſtatt deſſen „einen Wunſch bezüglich dieſes Gegenſtandes in's Protokoll niederzulegen.“ In folgender Weiſe erklärte und motivirte er dieſen ſeinen Wunſch:

„Meinen, in der Sitzung vom 6. April dieſes Jahres angekündigten Antrag, daß eine eigene Bildungsanſtalt für katholiſche Schullehrer errichtet werde, will ich als Wunſch in der heutigen Sitzung zu Protokoll erklären, indem ihm als ſolchem die nämliche Folge von Seiten der Staatsregierung gegeben werden kann, die ihm auch bei der Behandlung als Antrag zu Theil werden könnte. — Zur Begründung deſſelben

erlaube ich mir Folgendes vorzutragen, und verwahre mich zugleich gegen den etwaigen Einwand, als verlange ich für die Katholiken des Herzogthums etwas Abſonderliches, eine Begünſtigung, deren ſich dieſelben anderwärts nicht zu erfreuen hätten. Ich erlaube mir, die verehrliche Verſammlung darauf aufmerkſam zu machen, daß nicht nur die ſämmtlichen Staaten der oberrheiniſchen Kirchenprovinz eigene katholiſche Schullehrerſeminarien längſt errichtet haben — Würtemberg im Jahre 1825 zu Gemünd, Baden im Jahre 1824 zu Mörsburg und 1828 ein zweites zu Ettlingen, Kurheſſen im Jahre 1830 zu Fulda, Großherzogthum Heſſen im Jahre 1820 zu Bensheim — ſondern auch, um von andern Ländern zu ſchweigen, Preußen deren nicht weniger als acht beſitzt, zu Braunsberg, Breslau, Brühl, Glogau, Langenhorſt, Poſen und Trier. — Allerwärts hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß durch Vermiſchung der Confeſſionen an den Schullehrerſeminarien höchſt verderblicher religiöſer Indifferentismus herangezogen werde. — Als unſer Schullehrerſeminarium im Jahre 1817 errichtet wurde, ſollte daſſelbe ein gemiſchtes ſeyn. War es dieß aber in der Wirklichkeit? Die Thatſachen mögen antworten. Der Director gehörte zur evangeliſchen Confeſſion, beide Conrectoren und drei Nebenlehrer zu derſelben. Die Katholiken des Herzogthums, und ſie bildeten ſtets faſt die Hälfte der Bevölkerung, ſahen ſich genöthigt, ihre Söhne, welche ſie dem Lehramt widmen wollten, in einer ungemiſchten und ausſchließlich proteſtantiſchen Anſtalt erziehen zu laſſen. Fünfzehn Jahre hindurch dauerte dieſer Mißſtand, und auch da noch erreichten die Beſchwerden der katholiſchen Unterthanen nichts weiter, als daß im Jahre 1832 ein katholiſcher proviſoriſcher Hülfslehrer angeſtellt wurde, und es verfloſſen weitere neun Jahre, ehe dieſer im Jahre 1841 zum ordentlichen Seminarlehrer ernannt ward. Seitdem iſt in der allerjüngſten Zeit durch weitere Anſtellung eines katholiſchen Nebenlehrers zwar die dankbar anzuerkennende Abſicht zu Tag gelegt worden, der Anſtalt zu dem Charakter einer gemiſchten, mehr paritätiſchen zu verhelfen

Allein erſtens iſt die Direction fortwährend in proteſtantiſchen Händen, und da der katholiſche Geiſtliche, welcher den Religionsunterricht ertheilt, nicht zu dem ordentlichen Lehrperſonal gezählt, ſomit nicht ſtimmberechtigt iſt, ſo erſcheint das katholiſche Intereſſe bei allen Fragen, welche die Aufnahme der Zöglinge, Vertheilung der Stipendien, das Erkenntniß ſchwerer Cenſuren, Ausweiſungen, Anſchaffung von Büchern zur Seminarbibliothek u. ſ. w. betreffen, offenbar nicht in dem Maßſtab vertreten, welchen ein wirklich paritätiſches Verhältniß erheiſcht. Sodann iſt der Ort, wo das Lehrerperſonal ſich befindet, Idſtein, ein faſt ganz proteſtantiſcher. Die wenigen dort befindlichen katholiſchen Familien und das enge Kirchlein, in welchem dieſe ihren Gottesdienſt halten, bieten den katholiſchen Jünglingen durchaus nicht die Gelegenheit, in den Uebungen der Gebote ihrer Kirche in Haus und Familie und dem Anblicke ihres erhebenden Cultus in einem größeren Gotteshauſe heranzuwachſen und gekräftigt zu werden zu Männern, die einſt zu Lehrern der Jugend in's Land entſendet, dieſer in und außerhalb der Kirche vorleuchten ſollen. — Der bloße Religionsunterricht, auch der beſte und wärmſte, reicht hierzu nicht aus. Ein Anderes iſt Lehre, ein Anderes Leben. Ich will dieß nur an einem Beiſpiel zeigen. Wird der Jüngling dem in der Lehre eingeſchärften Gebote ſeiner Kirche: „Du ſollſt die gebotenen Faſttage wie auch den Unterſchied der Speiſen halten", nicht allzuleicht im Leben untreu, wird es ihm nicht ſelbſt erſchwert werden, ſich an den Freitagen u. ſ. w. der Fleiſchſpeiſen zu enthalten, wenn er, wie in Idſtein, genöthigt, in proteſtantiſchen Familien und mit proteſtantiſchen Mitſchülern zuſammen zu wohnen und zu ſpeiſen, vielleicht ſelten oder nie die Wahl hat zwiſchen Fleiſch- und Faſtenſpeiſe, vielleicht auch durch Rede und Schriften an dem Werth dieſer und anderer Gebote irre gemacht wird? Ich habe von proteſtantiſchen Vätern reden hören, die ihre Söhne nicht an katholiſche Anſtalten ſchicken möchten, aus Furcht, daß ſie von der katholiſchen Kopfhängerei angeſteckt werden könnten. Ich bin

Digitized by Google

aber der Meinung, daß es viel leichter iſt, ſich zur Theilnahm am Genuſſe verlocken zu laſſen, als zum Entſagen und ſic Abbruch thun. Und die mancherlei Klagen über Lehrer, wel che ſich über die Gebote der Kirche zum Aergerniß der Ge meinde hinausſetzen, beſtätigen dieſe alte Erfahrung. — Da die wenigen katholiſchen Familien Idſteins bei weitem nicht di erforderliche Anzahl von Kindern darbieten zu den katechetiſche Uebungen für ſiebenzig katholiſche Seminariſten, das will ic nur im Vorbeigehen berühren. — Dieſe Verhältniſſe reiche an ſich ſchon hin, meinen Wunſch zu rechtfertigen, daß, ſowi in den andern Staaten der oberrheiniſchen Kirchenprovinz, ſ auch den katholiſchen Bewohnern des Herzogthums ein eigene katholiſches Schullehrerſeminar bewilligt werden möge. — E erſcheint jedoch dieſer Wunſch insbeſondere noch begründet durc die Zahl der katholiſchen Zöglinge, welche im Jahre 1845 dr und ſechszig betrug, 1846 aber, ungeachtet der Zurückweiſun von ſechs, die Zahl von ein und ſiebenzig erreicht. — In de ſämmtlichen Schullehrerſeminarien Deutſchlands iſt die Zahl de Zöglinge ſelten über achtzig, im Durchſchnitt weit unter ſechs zig, und die Männer vom Fach ſtimmen in der Anſicht über ein, daß nur bei einer ſolchen mittlern Zahl die Disciplin un der innige Verkehr zwiſchen Lehrern und Zöglingen gedeihe könne. Für Idſtein iſt im Jahre 1846 die Geſammtzahl der Zög linge auf einhundert und ſiebenzig feſtgeſetzt. Es hat dieſe große Anzahl von Zöglingen ſchon ſeit Jahren die Trennun in Parallelklaſſen bei zwei Klaſſen veranlaßt, und es wir daſſelbe (wenn anders die Anſtalt eine dem Bedürfniß, beſon ders der katholiſchen Gemeinden, entſprechende Anzahl von Leh rern liefern, mithin künftig noch mehr Aspiranten aufnehme ſoll) auch bei der dritten Klaſſe geſchehen müſſen. So wa alſo ſchon faktiſch eine Trennung der die Intereſſen des Un terrichts und der Disciplin gefährdenden allzu großen Anzah der Zöglinge bewirkt; mein Wunſch bezweckt nur, daß hierb gleichzeitig das Intereſſe der Katholiken berückſichtigt, daß ih nen ſtatt eines proteſtantiſchen, oder im beſten Falle eine

Digitized by Google

gemiſchten Schullehrerſeminars ein eigenes katholiſches bewilligt, und in einer katholiſchen, dazu paſſenden Stadt des Landes errichtet werde. — Die verehrliche Verſammlung wird durch das Vorgetragene meinen Wunſch hinlänglich begründet finden, und ich hege das Vertrauen zu derſelben, daß ſie ihm ihre Zuſtimmung nicht verſagen, und ihn der Regierung zur Berückſichtigung empfehlen werde."

Bei der auf den vorſtehenden Vortrag des ehrenwerthen Hrn. Höchſt folgenden Verhandlung blieben die darin angeführten Thatſachen unwiderſprochen. Die Jahrelang fortgeſetzte Verletzung der confeſſionellen Parität von Seiten des Naſſauiſchen Gouvernements in einer ſo wichtigen Angelegenheit tritt an dem einen Beiſpiel deutlich genug hervor. So möge denn das unbeſtrittene Factum als den Geiſt dieſer Regierung, die die offenbarſten Rechte der Katholiken mißachtet und verletzt, ſpeciell bezeichnend hiermit in die Rollen der Geſchichte eingetragen ſeyn.

Gegen die Thatſachen, wie geſagt, konnte man nicht reden. So erhob man ſich denn gegen das Princip confeſſioneller Trennung. In dieſem Sinne ſprachen zwei proteſtantiſche Geiſtliche, der geheime Kirchenrath und deſignirte Nachfolger des Landesbiſchofs Hr. Wilhelmi von Wiesbaden, und Hr. Decan Senfft von Uſingen; ſodann die Advokaten Heeſer und Hergenhan von Wiesbaden. Hr. Heeſer ſagte kurz und beſtimmt: „Ich kann den ausgeſprochenen Wunſch nicht unterſtützen, weil ich möglichſte Einheit der Volksbildung in unſerm Lande für höchſt nothwendig halte, und in confeſſioneller Hinſicht ſchon ſo viele Trennung vorgenommen worden iſt. Wenn das jetzige Seminar zu klein iſt, ſo wäre ein zweites, wie das bisherige zu errichten, eher wünſchenswerth." Herr Hergenhan, der ein Freund von Phraſen und Tiraden iſt, und gelegentlich Stellen aus Dichtern citirt, kam aus dem Hundertſten in's Tauſendſte, nach Art rabuliſtiſcher Advokaten, und verweilte, von dem eigentlichen Geſichtspunkt ableitend und die Sache verwirrend,

Digitized by Google

namentlich bei Papſt Urban's VIII. Abendmahlsbulle, die er, wie er ſagte, bei ſich in Händen hatte.

Herr Siebert, Gutsbeſitzer von Hadamar, der den von Hrn. Höchſt ausgeſprochenen Wunſch theilte, jedoch wenig Hoffnung ſah, daß er erfüllt werde, wollte wenigſtens die Regierung an die Handhabung der Parität erinnern. „Verſchiedene Gründe (ſagte er), die für die Theilung des überfüllten Seminars und für die Errichtung einer Anſtalt zur Bildung katholiſcher Lehrer vorgebracht worden, finde ich erheblich. Indeſſen kann noch längere Zeit vergehen, ehe dieſer Wunſch Berückſichtigung erhält. Damit jedoch, wie die Billigkeit es erheiſcht, unterdeſſen etwas geſchehe, ſo bitte ich, die Verſammlung möge wiederholt der Regierung zu erkennen geben, daß ſie wünſche, es möge bei Anſtellung der Lehrer am Seminar zu Idſtein die Parität der Confeſſionen in der Art möglichſt hergeſtellt werden, daß auch namentlich bei dem Wechſel des Directors auf die Parität Bedacht genommen werde, indem hierdurch der Zweck theilweiſe erreicht wird."

Vager und leerer konnte nicht wohl etwas vorgebracht werden, als das, was der Regierungscommiſſär, geheime Rath Vollpracht, erwiederte. Derſelbe erhob ſich und ſprach ſo: „Es laſſen ſich über den, von einem verehrlichen Mitgliede geſtellten und jetzt als Wunſch in das Protokoll niedergelegten Antrag wegen Errichtung eines eigenen Schullehrerſeminars zur Bildung katholiſcher Elementarlehrer, je nach dem Standpunkte, von welchem man dabei ausgeht, ſehr verſchiedene Anſichten aufſtellen, und ich beabſichtige nicht, mich in die Discuſſionen hierüber, die in's Endloſe ausgedehnt werden könnten, näher einzulaſſen. Ich beſchränke mich nur darauf, die Grundſätze zu bezeichnen, welche die Regierung bei Leitung des öffentlichen Unterrichts beobachtet. Nach der Geſetzgebung des Herzogthums iſt die Leitung des geſammten öffentlichen Unterrichts Staatsſache, und die Regierung wird weder eine Einrichtung treffen noch dulden, welche eine Abweichung hiervon herbeiführen könnte. Dagegen hat ſich die Regierung zur

Digitized by Google

beſonderen Aufgabe gemacht, confeſſionelle Bedürfniſſe und ſelbſt billige Wünſche bei den Schuleinrichtungen auf das Sorgfältigſte zu berückſichtigen. Zum Belege kann ich mich auf mehrere in der neuern Zeit getroffene Einrichtungen, namentlich aber auch auf die Verfügungen, welche wegen Ertheilung und Beaufſichtigung des confeſſionellen Religionsunterrichts an dem Schullehrerſeminar, ſo wie an den Elementarſchulen durch die Geiſtlichen erlaſſen worden ſind, beziehen, woraus ſich ergibt, daß in dieſer Hinſicht die volle Berechtigung des Kirchlichen anerkannt wird. Was insbeſondere das Schullehrerſeminar zu Idſtein und die Ueberfüllung in den Klaſſen deſſelben betrifft, ſo iſt mir zwar bekannt, daß in der unteren Klaſſe das Bedürfniß, eine Parallelklaſſe zu errichten, ſich ergeben hat; ob aber dieſe Ueberfüllung ſo groß iſt, daß daraus die Errichtung eines zweiten Seminars, wobei nach dem Antrag die gewünſchte Einrichtung zunächſt in Frage kommen ſoll, mit Nothwendigkeit hervorgeht, kann ich ohne genauere Information vorerſt nicht beurtheilen. Nach den Ergebniſſen einer vor noch nicht langer Zeit vorgenommenen Prüfung hat man Urſache, mit den Leiſtungen des Seminars vollkommen zufrieden zu ſeyn, und die größere Schülerzahl hat bis jetzt einen nachtheiligen Einfluß in dieſer Beziehung nicht ausgeübt. Was die Beſetzung der Lehrerſtellen an dem Schullehrerſeminar betrifft, ſo iſt es ausdrücklich als Grundſatz ausgeſprochen, daß dabei auf confeſſionelle Parität die möglichſte Rückſicht genommen werden ſoll, und wenn dieſes bis jetzt nicht immer hat geſchehen können, ſo hat es in andern Verhältniſſen als in der Abſicht der Regierung ſeinen Grund."

Der Präſident der Kammer richtete an dieſelbe die Frage, ob ſie den von Hrn. Höchſt vorgetragenen Wunſch unterſtütze. „Ich erſuche Diejenigen, die ſich dafür erklären, durch Aufſtehen von ihren Sitzen dieß zu erkennen zu geben."

Nur drei Deputirte, die Herren Schütz, Siebert und Baldus, erklärten durch Aufſtehen ihre Zuſtimmung.

---



Digitized by Google

## II.

Dieſelbe Discuſſion hatte unter den Mitgliedern der Herrenbank ſtatt gefunden. Als Wortführer der Katholiken ſprachen hier Graf v. Walderdorff und Frhr. v. Schütz-Holzhauſen. Alle andern anweſenden Mitglieder derſelben, mit Ausnahme des Frhrn. v. Wintzingeroda, ſprachen ſich in einer den Katholiken feindlichen Weiſe aus, und traten auf als die Verfechter der gegen dieſelben ſo lange Zeit hindurch geübten Ungerechtigkeit.

Das, was in der Sitzung der Herrenbank vom 1. Mai 1846 vorgekommen, wollen wir um ſo mehr auszugsweiſe hier mittheilen, weil es für die Geſinnungen und Einſichten der Majorität dieſer Verſammlung einen Maßſtab gibt. Was jedoch die Aeußerungen des Hrn. General von Kruſe betrifft, ſo erlauben wir uns die Bemerkung, daß wir dieſelben mehr einer momentanen Verſtimmung und leidenſchaftlichen Erregtheit, als Mangel an Nachdenken und Einſicht zuſchreiben.

Nachdem in der angeführten Sitzung die Verhandlungen über den Exigenz-Etat der Landesregierung, die Lehranſtalten betreffend, geſchloſſen worden, nahm Frhr. v. Schütz-Holzhauſen das Wort über das Seminar zu Idſtein, und äußerte unter Anderm:

„Er erlaube ſich einige Worte über einen Gegenſtand zu reden, der nicht nur für ihn allein, ſondern für einen ſehr beträchtlichen Theil der Unterthanen von der höchſten Wichtigkeit ſei. Es betreffe die Errichtung eines eigenen katholiſchen Schullehrerſeminars, getrennt von dem bisherigen, an einen katholiſchen Ort. — Die wahrhaft religiöſe Ausbildung derer welche beſtimmt ſeien, die Jugend zu unterrichten und theilweiſe zu erziehen, ſei zu wichtig, als daß man nicht Alles aufbieten ſollte, ſie möglichſt vollkommen zu erreichen. Dies könne aber nach ſeiner Anſicht nur in einer Anſtalt geſchehen wo der Director und der Lehrer mit den Schülern von gleicher Confeſſion ſeien, und wo der Gottesdienſt in möglichſt würdi

ger und erhabener Form begangen werde, und ſo auf jugendliche Gemüther ein tiefer Eindruck gemacht würde. Nehme man auf alles dieſes keine Rückſicht, ſo entſtehe leicht ein religiöſer Indifferentismus, den er für einen Jeden, beſonders aber für den Lehrer, für das Schlimmſte halte, was ihn treffen könne. — — Die Wahrheit des eben Geſagten ſei auch in andern Staaten faktiſch längſt anerkannt worden, denn in den meiſten deutſchen Staaten finde man nach den Confeſſionen getrennte Lehrerſeminarien, und nur im Herzogthume allein beſtehe ein paritätiſches Inſtitut."

Weiter ſprach der Redner davon, wie ihm auch in anderer Beziehung die Trennung des Seminars geboten erſcheine. „Er habe Erkundigungen eingezogen, und daraus erſehen, daß die Zahl der Zöglinge in keinem ausländiſchen Seminar hundert betrage, ja größtentheils unter dieſer Zahl zurückbleibe. Das Seminar in Idſtein habe im Jahre 1846 hundert und ſiebenzig Schüler, worunter einundſiebenzig Katholiken. Mehrere Aspiranten hätten wegen Ueberfüllung der Anſtalt zurückgewieſen werden müſſen, was wegen des ſtets noch fühlbaren Mangels an Lehrern nicht erwünſcht ſeyn könne. Die Beaufſichtigung und der Unterricht der Zöglinge könne natürlich nicht ſo umfaſſend ſeyn, als dieß bei einer geringen Anzahl der Fall ſeyn würde. Auch habe man ſich ſchon genöthigt geſehen, das Seminar faktiſch durch Errichtung ſogenannter Parallelklaſſen zu trennen, wodurch, wenn der Unterricht nicht leiden ſolle, die Anſtellung mehrerer Lehrer nöthig werde. Wenn dieſe Trennung nun, ſtatt nach Klaſſen, nach der Confeſſion vollzogen würde, ſo dürften ſich die hierdurch entſtehenden Koſten nur auf die Anſtellung eines Directors und weniger Lehrer, ſo wie auf die Beſchaffung eines Schullokals beſchränken, und nicht mit dem zu erreichenden Zweck der beſſeren religiöſen Ausbildung der künftigen Lehrer, und Gewährung eines dringenden Wunſches einer ſo großen Anzahl von Unterthanen in Vergleich zu ziehen ſeyn. Er ſchließe mit der Bitte, daß das von ihm Geſagte zur Kenntniß des hohen

Gouvernements gebracht, und dieſes dadurch veranlaßt werden möge, den Ständen eine Propoſition zur Errichtung eines katholiſchen Lehrerſeminars baldigſt vorzulegen."

Hr. v. Kruſe: „Er vermöge nicht einzuſehen, wodurch eine Trennung der beiden Confeſſionen in dieſer Lehranſtalt, resp. die Errichtung zweier verſchiedenen, lediglich nach Confeſſionen getrennten Lehrerſeminarien irgendwie motivirt werden könne, man müſſe denn die leider ſchon vorhandene und ohnehin täglich größer werdende Spaltung zwiſchen Katholiken und Proteſtanten noch immer vermehren wollen."

Hr. v. Gagern: „Er ſei mit Hrn. v. Kruſe durchaus einverſtanden, und würde es als einen beklagenswerthen Rückſchritt anſehen, wenn man in der Trennung der Schulanſtalten nach Confeſſionen noch weiter gehen wolle, als dieſes bis jetzt geſchehen. Wenn in andern Staaten eine ſolche Trennung ſtatt gefunden, ſo halte er es für ſehr erfreulich, daß es im Herzogthume noch nicht ſo weit gekommen iſt."

Hr. v. Zwierlein (der Sohn): „Auch er beklage, daß die Gelehrtenſchulen bereits nach Confeſſionen getrennt ſeien, und könne nicht wünſchen, daß man hierin noch weiter gehen möge."

Hr. v. Marſchall: „Er mache nur noch darauf aufmerkſam, daß bei weiterer Durchführung einer ſolchen Trennung der Schulanſtalten nach Confeſſionen, welche er als ein wahrhaft beklagenswerthes Ereigniß bezeichnen müſſe, auch eine Separation des geſammten Centralſtudienvermögens, je nachdem ſolches früherhin einer katholiſchen oder proteſtantiſchen Lehranſtalt angehört habe, eintreten müſſe."

Hr. v. Schütz: „Hiergegen finde er nichts zu erinnern."

Hr. v. Gagern: „Er hebe nur noch hervor, daß die beantragte Errichtung eines katholiſchen Schullehrerſeminars vorausſichtlich auch die Scheidung des geſammten Elementarunterrichts nach ſich ziehen würde."

Hr. v. Bismark: „Wenn der Religionsunterricht im Seminar confeſſionell getrennt werde, ſo ſcheine ihm dieß ge

nug; alle übrigen Lehrgegenſtände ſeien ſeiner Anſicht nach dem confeſſionellen Geſichtspunkte fremd."

Hr. v. Kruſe: „Es laſſe ſich nicht verkennen, daß eine nothwendige Folge der von dem Frhrn. v. Schütz vorgeſchlagenen Maßregel die Trennung des Elementarunterrichts nach Confeſſionen ſchon aus dem Grunde ſeyn werde, weil man dasjenige, was man jetzt dem Schullehrerſeminar Schuld gebe, dann den confeſſionell gemiſchten Elementarſchulen Schuld geben werde."

Hr. v. Schütz: „Wenn in einer Gemeinde die zur Errichtung einer Schule geſetzlich erforderliche Anzahl Kinder einer jeden Confeſſion vorhanden ſei, ſo halte er allerdings auch eine ſolche Trennung für wünſchenswerth."

Hr. v. Wintzingeroda: „Er ſehe nicht ein, wie es für den, getrennten Religionsparteien gleich werthvollen und nothwendigen, je nach Zeit, Ort und Perſönlichkeiten bald von einer Seite, bald wechſelſeitig gefährdeten Familien- und bürgerlichen Frieden heilſam ſeyn ſolle, daß in ſehr verſchiedenem Religionsunterricht ſtehende junge Leute auf einem ſo engen Felde, wie ein Lehrerſeminarium ſei, ohne dringende Urſache zuſammengebracht werden. Immerhin noch ſchlimmer und nachtheiliger wäre Gehäſſigkeit confeſſionellen Urſprungs, wenn man ihr zeitweiſe nicht ſollte entgehen können, auf ein und derſelben Lehranſtalt, und vielleicht auf dieſer mehr oder weniger im Verborgenen wirkend, als unter getrennten Anſtalten."

Hr. v. Kruſe: „Wenn aus confeſſionellen Gründen eine Trennung des Seminars beliebt werden ſollte, ſo müſſe er dieß wegen der dadurch vorausſichtlich entſtehenden Reibungen, und überhaupt wegen der unausbleiblichen Rückwirkungen auf das Herzogthum als ein wahres Unglück für das Land anſehen."

Graf v. Walderdorff: „Die Lebhaftigkeit, mit der die Verſammlung den von Hrn. v. Schütz in Anregung gebrachten Gegenſtand aufgegriffen und beſprochen, habe ihn wahrhaft gefreut, indem ſie ihm den Beweis gegeben, daß den

Digitized by Google

verehrlichen Mitgliedern der Verſammlung religiöſer Eifer beiwohne. — — Seine innige Ueberzeugung ſei, daß Zwietracht und Disharmonie unter den verſchiedenen Confeſſionen eigentlich nur in Religionsunkenntniß ihren Grund habe. Unter Angehörigen verſchiedener Confeſſionen, welche in ihrer Religion tüchtig durchgebildet wären und religiöſen Eifer hätten, walte ſicher ſtets wahre Duldung, und werde der confeſſionelle Friede ſo leicht nicht getrübt werden. Ein ruhiges Zuſammenleben, das auf confeſſioneller Unkenntniß und Indifferentismus beruhe, ſehe er als kein Glück an. — Er müſſe ſich hiernach mit dem Antrag des Hrn. v. Schütz, welcher eine gründlichere religiöſe Durchbildung der katholiſchen Lehre bezwecke, durchaus einverſtanden erklären. Es werde ſicher auf die religiöſe Bildung, und folgeweiſe auf die Geſittung des ganzen Volkes den wohlthätigſten Einfluß haben, wenn den Volkslehrern genaue Kenntniß ihrer Religion und religiöſer Eifer beiwohne. Mangele den Lehrern gründliche Religionskenntniß und der religiöſe Eifer, ſo werde ſich Lauheit in religiöſen Angelegenheiten auch im Volk verbreiten, was er als ein großes Unglück für das Land anſehen müſſe. — — Nach dem, was in neuerer Zeit in Idſtein, dem Sitz des Seminars, in confeſſioneller Beziehung vorgekommen, könne ſeiner Ueberzeugung nach in dieſer Stadt eine Anſtalt zur Bildung katholiſcher Lehrer mit Erfolg nicht mehr wirken.“

Hr. Präſ. Möller (Regierungscommiſſär): „Rückſichtlich der confeſſionellen Vorgänge in Idſtein, die eben berührt worden, habe die Regierung amtlichen Bericht eingezogen; eine Veranlaſſung zu einer Unterſuchung habe ſich jedoch nicht ergeben.“

Hr. v. Schütz bemerkt hierauf: „daß nach den von ihm eingezogenen Nachrichten die fraglichen Vorgänge ſich anders zugetragen hätten.“

Hr. v. Zwierlein (der Vater): „Da die Trennung des Seminars nach Confeſſionen in ihren Folgen leicht dahin füh-

Digitized by Google

ren könne, die confeſſionelle Einigkeit zu ſtören, ſo müſſe er ſich gegen eine ſolche Maßregel ausſprechen."

(Wegen vorgerückter Tageszeit wurde die Sitzung geſchloſſen.)

## III.

Ein Antrag, auf den dem Vernehmen nach das biſchöfliche Ordinariat großes Gewicht legte, machte der Domherr und Pfarrer, Hr. Schütz, von Elfeld, — den Antrag nämlich, daß der im Jahre 1838 mit der großherzoglich heſſiſchen Regierung abgeſchloſſene Vertrag, durch welchen Gießen zur katholiſchen Landesfacultät in der Weiſe beſtimmt wird, daß nur den Naſſauiſchen katholiſchen Theologen, welche daſelbſt ihre Studien machen, Stipendien verabreicht werden, — aufgehoben, den katholiſchen Theologen die Wahl der Facultät frei geſtellt, und ihnen die zum Beſuch derſelben erforderlichen Stipendien verwilligt werden.

In einer frühern Sitzung war von der Kammer der Antrag des Hrn. Decan Senfft von Uſingen, daß der mit der hannöverſchen Regierung abgeſchloſſene Vertrag, nach welchem die Univerſität Göttingen zur Landesuniverſität für die Studirenden aus dem Herzogthume Naſſau beſtimmt wird, aufgekündigt werde, — einſtimmig angenommen worden. Es iſt nun merkwürdig, wie ſich dieſelbe Kammer bei dem ganz ähnlichen Antrag des Hrn. Schütz benahm, der freilich die katholiſchen Theologen betraf, und von der katholiſchen Geiſtlichkeit ausging.

In der Rechtfertigung ſeines Antrags hatte Hr. Schütz bemerkt: „Ich habe bei frühern Landtagen wiederholt den Wunſch ausgeſprochen, daß dieſer Vertrag aufgehoben und es den katholiſchen Theologen, unbeſchadet ihrer Stipendien, freigeſtellt werde, eine beliebige Facultät in der oberrheiniſchen Kirchenprovinz zu beſuchen. Als man von Seite der Regierung ſich dazu nicht geneigt zeigte, ſchlug ich einen andern Weg ein; ich empfahl, daß, wenn man denn den Vertrag nicht aufheben wolle, und dieſem Vertrage zufolge nur den

Studirenden zu Gießen Stipendien aus dem katholiſchen Centralkirchenfond verwilligen dürfe, man wenigſtens im Intereſſe der intellectuellen Bildung der Studirenden denjenigen einen unverzinslichen Vorſchuß leiſten möge, die es vorzögen, ihre Studien auf einer andern Facultät zu machen. Auch das fand keine Berückſichtigung, und ich ſehe mich genöthigt, das, was ich bisher als Wunſch ausgeſprochen, jetzt als Antrag erſcheinen zu laſſen. — — Ich muß auf einen Uebelſtand hinweiſen, der nicht anders als nachtheilig auf die Bildung unſerer katholiſchen Theologen wirken kann. Es ſind meiſtens noch ganz junge Leute, die als Profeſſoren nach Gießen berufen werden. Ich bin weit entfernt, das Talent und die wiſſenſchaftliche Bildung dieſer Herren in Zweifel ziehen zu wollen; aber geläugnet kann es nicht werden, daß hier wie allenthalben die Uebung den Meiſter macht, und daß ſelbſt bei gleicher Befähigung der nachgehende Profeſſor ſelten das zu leiſten vermag, was der bereits erfahrene praktiſche leiſtet. Hiezu kommt, daß ein Mann von literariſchem Ruf in der Regel in Gießen nicht ſehr lange verbleibt, und daß gerade die Ausgezeichnetſten unter den Profeſſoren dem Ruf an andere Univerſitäten folgen."

Darauf ſprach der Antragſteller von den geſteigerten Forderungen, die jetzt an die künftigen Staatsdiener gemacht werden, und fuhr fort: „Von dieſen Forderungen ſind die katholiſchen Theologen nicht ausgenommen; ſie ſollen wie die übrigen Studirenden einem gleich ſtrengen Examen unterworfen werden. Will man aber den Zweck, ſo muß man auch die Mittel wollen. Fordert man von den katholiſchen Theologen eine gleich gründliche Vorbildung, ſo wäre es ungerecht, wenn man ihnen nicht die Gelegenheit geben wollte, auf dieſem Fundament gleichmäßig fortzubauen, ſich eine ihrer Vorbildung entſprechende Ausbildung zu verſchaffen. Dieſes zu bewirken, iſt der Zweck meines Antrags. Ich fordere Aufhebung des beregten Vertrags, weil ich jeden Univerſitätszwang für nachtheilig halte, und nur in der freien Wahl der Facultäten den

Studirenden die Möglichkeit gegeben ſehe, ſich für ihren künftigen Beruf nöthige, allſeitige und gründliche Bildung zu verſchaffen.“

In dem zur Prüfung des Antrags gewählten Ausſchuß, der aus vier Proteſtanten (den Herren Wilhelmi, Jais, Senfft und Hergenhahn) und einem Katholiken (Hrn. Baldus) beſtand, erklärten ſich die Erſtern gegen, die Letztern für den Antrag.

Herr Baldus ſagt in ſeinem Separatvotum, mit Rückſicht auf den wegen Göttingen von der Kammer gefaßten Beſchluß unter Anderm: „Ich will darauf aufmerkſam machen, daß die Verſammlung bei einer andern Gelegenheit doch offenbar dem Princip gehuldigt hat, daß indirekter Zwang für die Studirenden, der denſelben eine freie Wahl unter den Univerſitäten beſchränke, nicht zu billigen ſei. Namentlich iſt geltend gemacht worden, nicht billigen zu können, daß die Bewilligung von Stipendien an die Bedingung geknüpft werde, eine zur Landesuniverſität erhobene Hochſchule eines andern Staates zu beſuchen. — Die Verſammlung hat auch ihre Anſicht dahin ausgeſprochen, daß es der Sache nicht förderlich ſeyn könne, irgend eine Univerſität zur Landesuniverſität zu erheben, wo ſolche nicht im Lande ſelbſt beſtehe. Auch ſei eine derartige Beſtimmung weder zeitgemäß, noch den Verhältniſſen vieler Studirenden entſprechend. Ganz überflüſſig ſei es insbeſondere, eine Hochſchule in einem andern Staat zur Landesuniverſität für ſtudirende Naſſauer zu beſtimmen. — Die Verſammlung hat ſich endlich in dem Wunſch vereinigt, die Regierung zu erſuchen, den Studirenden freie Wahl unter den deutſchen Univerſitäten zu laſſen, ohne deßfalls Anſprüche auf Stipendien zu verlieren. Dem bei den Verhandlungen über Göttingen ausgeſprochenen Grundſatz huldige ich aus ganzer Seele, und ich werde ihm immerfort und allenthalben huldigen, weil er der gemäßigſten Freiheit und der Gerechtigkeit entſpricht. Nach meinem Dafürhalten läßt ſich nun aber bei katholiſchen Theologen ſo wenig, wie bei andern Studirenden hinſichtlich der Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Ausbildung, wofür die

Digitized by Google

die freie Wahl der Univerſitätsfacultät aus leicht zu ermeſſenden, gewiß uns Allen vor Augen ſchwebenden Gründen erforderlich iſt, eine Ausnahme begründen. — Aber auch die Beſtimmungen des im Ausſchußbericht angeführten landesherrlichen Edicts vom Jahre 1830 treten der Anwendung dieſer Grundſätze durchaus nicht entgegen. Der auf den vorliegenden Antrag influirende §. 25 des Edicts lautet wörtlich: „„Ein jeder der vereinten Staaten wird, wo dieß nicht bereits ſtatt findet, für die zweckmäßige Bildung der Candidaten des katholiſchen geiſtlichen Standes dadurch ſorgen, daß entweder eine katholiſch-theologiſche Lehranſtalt errichtet und als Facultät mit der Landesuniverſität vereinigt werde, oder daß die Candidaten nöthigenfalls aus den allgemeinen katholiſchen Kirchenfonds der Diöceſe unterſtützt werden, um eine auf dieſe Art eingerichtete Univerſität in der Provinz beſuchen zu können.““ Hiernach iſt es durchaus nicht geboten, eine Univerſität, wenn ſie nicht im Lande beſteht, für katholiſche Theologen zur Landesuniverſität zu erheben. Und will man den Worten: „„um eine auf dieſe Art eingerichtete Univerſität in der Provinz beſuchen zu können““, einen andern Sinn geben, als ich ihn darin zu finden vermag, ſo dürfte ſich doch gewiß höchſtens nur behaupten laſſen, daß die katholiſchen Theologen auf die in der oberrheiniſchen Provinz beſtehenden, oder noch zu errichtenden Univerſitätsfacultäten angewieſen ſeien. Der Aufhebung des Vertrags mit der Heſſiſchen Regierung wegen der Facultät zu Gießen iſt meiner Anſicht nach nicht das Mindeſte im Wege. Eine Aufkündigung iſt zuläſſig, da dieſelbe im Vertrag ſelbſt vorbehalten iſt. — Mich leitet, ich wiederhole es, nur der Grundſatz: Geſtattung möglicher Freiheit und gerechter Gleichheit. Ich trage deßhalb darauf an, daß die verehrliche Verſammlung ſich in dem Sinne des Antrags dahin ausſprechen möge, daß auch den katholiſchen Theologen frei geſtellt bleibe, eine deutſche Univerſität, wenigſtens in der oberrheiniſchen Provinz beſuchen zu können, ohne daß ihnen deßwegen

die Anſprüche auf Stipendien aus den katholiſchen Central-kirchenfonds verloren gingen."

In der Sitzung vom 9. Mai kam es zur Verhandlung über dieſe Motive. Der Antragſteller ſagte: „Ich befürchte nicht, daß hier andere Motive als bei der Landesuniverſität Göttingen Sie leiten werden. Die Verhältniſſe ſind hier wie dort dieſelben. Was alſo dort den Hauptgrund abgab, gibt ihn auch hier ab. Conſequenz iſt es, was ich von jedem gebildeten, vorurtheilsfreien Mann erwarte; und Conſequenz und nichts anderes iſt, was ich von Ihnen verlange. Wie aber auch immer Ihr Urtheil ausfallen mag, mir genügt es, den Antrag geſtellt, das Rechte gewollt zu haben. Das Weitere müſſen wir dem Publikum überlaſſen; ſeinem Urtheil können wir nicht vorgreifen; es mag entſcheiden, auf welcher Seite das Recht iſt."

Hr. Siebert: „Der Antrag bezweckt eine gründliche, intellectuelle Bildung der katholiſchen Theologen. Ich ſollte denken, ein ſolcher Antrag müſſe der Verſammlung, wie der Regierung willkommen ſeyn, wo jetzt doch Alles nach Bildung und Fortſchritt ſtrebt; und ich kann der Ablehnung eines ſolchen Antrags nicht beiſtimmen. Wenn Alles fortſchreitet, ſollte man doch auch den katholiſchen Theologen tiefere Bildung nicht verkümmern wollen. Ich bin für den Antrag, und ſtelle der Verſammlung anheim, ſich die Sache noch einmal wohl zu überlegen, ehe ſie ihre Entſcheidung in einer ſo wichtigen Angelegenheit dem Urtheil des Publikums übergibt; denn, meine Herren! das Publikum wird, meiner Anſicht nach, ſich nicht reimen können, wie man hier anders, als bei Göttingen, verfahren will, und allerdings die Conſequenz vermiſſen."

Nachdem noch einige Deputirte geſprochen, äußerte ſich der Regierungskommiſſär, Hr. Vollbracht, wobei er unter Anderm, merkwürdig genug, bemerkte: „Abgeſehen von der Verabfolgung der Stipendien iſt mit der Errichtung dieſer Facultät kein Univerſitätszwang für die katholiſchen Theologen im Herzogthum verbunden." (Gerade um die Belaſſung der Sti-

pendien handelte es ſich für die, meiſt dürftigen, katholiſchen Theologen.) Darauf ward auf den Wunſch des Hrn. Vollbracht die Sitzung in einen ſogenannten allgemeinen Ausſchuß verwandelt, deſſen Verhandlungen geheim gehalten werden. Nachdem die Sitzung wieder eröffnet worden, ſagte Herr Hergenhahn unter Anderm: „Die Herren, welche die Verſammlung gewarnt haben, ſich dadurch, daß ſie hier anders verfahren, als bei Göttingen, keiner Inconſequenz ſchuldig zu machen, und wohl zu bedenken, wie das Publikum darüber urtheilen werde, machen dem Ausſchuß jetzt ſchon den Vorwurf der Inconſequenz, indem ſich dieſer bereits gegen den vorliegenden Antrag ausgeſprochen hat. Die Herren drohen uns gewiſſermaßen mit der öffentlichen Meinung! Ich glaube aber weder, daß wir mit ihr in Zwieſpalt gerathen werden (?!), noch würde ich derſelben, ſelbſt wenn es der Fall wäre, meine Ueberzeugung unterordnen.“ Und ſehr naiv äußerte ſich im Verlauf ſeiner Rede der angeblich freiſinnige Deputirte: „Wenn einer der Herren Deputirten in ſeinem Separatvotum ſich für völlige Freiheit in der Wahl der Univerſität ausſpricht, ſo bin ich im Allgemeinen (!) allerdings auch dafür. Im gegenwärtigen Falle (!!!) aber haben ohne Zweifel beſondere (!?) Gründe obgewaltet, dieſe Freiheit zu beſchränken.“ Sehr natürlich; die Freiheit nimmt man nur für ſich in Anſpruch, indem man ſich vorbehält, gegen Andersdenkende Terrorismus und Willkür ganz nach Belieben auszuüben.

Hr. Siebert, dem das „mit der öffentlichen Meinung drohen“ beſonders galt, erwiederte: „die Erklärung, welche ich gegeben, iſt meine Anſicht der Sache. Anſichten und Meinungen kann jedes Mitglied in der Kammer frei ausſprechen; dieß kann nicht als Drohung angeſehen werden.“

Hr. Baldus: „Ich muß auf das zurückkommen, was ich in meinem Separatvotum ausgeſprochen habe. Ich habe das Intereſſe der Studirenden im Auge, und will eben deßwegen nicht Zwang beim Beſuch der Univerſität. Derſelbe Grundſatz hat mich auch bei dem früheren Antrag wegen Göttingen

Digitized by Google

geleitet. Ich will, daß die Freiheit der Studirenden nicht beſchränkt werde. Ich muß noch beſonders dabei bemerken, daß die, katholiſche Theologie Studirenden in der Regel unbemittelt ſind, und in der Beſtimmung, daß ihnen nur in Gießen Stipendien verabreicht werden ſollen, allerdings ein indirekter Zwang liegt."

Letzteres war die Erwiederung auf die obige Behauptung des Hrn. Vollbracht.

Der Präſident der Kammer, Kirchenrath Otto, ſtellte nun die Frage, ob „die Verſammlung ihre Zuſtimmung zu dem Vorſchlag des Ausſchuſſes ertheile, daß der Antrag des Hrn. Schütz abgelehnt werde."

Dieſe Frage ward von 17 (!!) Stimmen bejaht, und nur von vier Stimmen (den Hrn. Schütz, Höchſt, Siebert, Baldus) verneint.

IV.

Im Verlauf der vorſtehenden Mittheilungen ſind mehrere proteſtantiſche Geiſtliche genannt worden, die als Deputirte in der Kammer ſitzen, die Herren Wilhelmi aus Wiesbaden, Seufft aus Uſingen und Otto aus Herborn. Dagegen iſt nur ein katholiſcher Geiſtlicher, Hr. Schütz aus Elfeld, aufgetreten. Dieß ungleiche Verhältniß, daß drei proteſtantiſche Geiſtliche und nur ein katholiſcher in der Kammer ſitzen, beſteht fortwährend.

Die katholiſche Geiſtlichkeit ſendet einen, die proteſtantiſche dagegen zwei Vertreter in die Kammer, obwohl die Bevölkerung des Herzogthums ungefähr zu gleichen Theilen beiden Confeſſionen angehört. Der dritte proteſtantiſche Geiſtliche, Kirchenrath Otto, Director des proteſtantiſch-theologiſchen Seminars zu Herborn ſitzt darin als Vertreter des Lehrerſtandes. Es wird nämlich der Abgeordnete des Lehrer- oder ſogenannten Gelehrten-Standes von zehn Wahlmännern gewählt, von denen unſeres Wiſſens acht der proteſtantiſchen Confeſſion angehören, und deren Wahl ſeit langer Zeit auf den Director des proteſtantiſch-theologiſchen Seminars gefallen iſt.

Digitized by Google

In Betreff des ungleichen Verhältniſſes der Vertretung der Geiſtlichkeit ſtellte Hr. Schütz in der Sitzung vom 19. Mai den Antrag: „die Verſammlung wolle ihre Verwendung bei der Regierung dahin eintreten laſſen, daß die zwiſchen den Geiſtlichen der beiden chriſtlichen Confeſſionen bezüglich der Vertretung in der Deputirten-Verſammlung noch beſtehende Ungleichheit ausgeglichen, und der betreffende Paſſus in der Verfaſſung, in dieſem Sinne abgeändert, demnächſt den Ständen vorgelegt werde.“ Er bemerkte dabei unter Anderm: „Vieler Worte bedarf es wohl zur Rechtfertigung eines Antrags nicht, der, wie das Recht und die Billigkeit, ſo auch die Verfaſſung auf ſeiner Seite hat. Zur Zeit, wo dem Herzogthume die Verfaſſung gegeben wurde, beſtanden in demſelben noch drei chriſtliche Confeſſionen, die evangeliſch-lutheriſche, die reformirte und die katholiſche. Jede dieſer Confeſſionen ſollte einen Vertreter bei den Ständen haben. Die Verfaſſungsurkunde ſpricht ſich wörtlich darüber alſo aus: „die Inſpectoren der evangeliſch-lutheriſchen und der reformirten Geiſtlichkeit, ſodann die Landdechanten der katholiſchen verſammeln ſich an einem beſtimmten Tage unter dem Vorſitze eines von uns anzuordnenden Commiſſarius. Eine jede dieſer Wahlverſammlungen erwählt einen Landesdeputirten; auf völlig gleiche Weiſe die Vorſteher der höheren Lehranſtalten Einen.“ — Dieſe Worte der Verfaſſung bedürfen keiner Interpretation, ſie interpretiren ſich ſelbſt; nach ihnen ſollen, wie die Lehranſtalten, ſo auch die Geiſtlichen, nach ihren Confeſſionen durch einen Abgeordneten vertreten werden. Nun haben ſich aber die proteſtantiſchen Confeſſionen zu einer evangeliſch-chriſtlichen Kirche vereinigt, und es dürfte hier das bekannte: „cessante causa cessat effectus“ Anwendung finden. Vergleicht man die Seelenzahl der Katholiken mit der der Evangeliſch-Chriſtlichen, ſo iſt, das werden Sie mir zugeben, der Unterſchied nicht von der Art, daß die Vertretung, wie ſie gegenwärtig beſteht, gerechtfertigt wäre. Einige Tauſende oder Zehntauſende mehr oder

weniger können in dem vorliegenden Falle keinen Ausſchlag geben.

Der Antrag kam jedoch nicht zur Verhandlung, da die Kammer ſchon mit der Sitzung vom 27. Mai geſchloſſen wurde. Hr. Schütz erklärte in der Sitzung: „Mir genügt es ſchon, daß die Kammer den Beſchluß gefaßt hat, meinen Antrag zur Erörterung bringen zu wollen, und ich behalte mir vor, im nächſten Jahre darauf zurückzukommen.“

## V.

Die eben erwähnte Schlußſitzung glaubte der Deputirte, Hr. Dreſel, Weinhändler aus Geiſenheim, nicht zu Ende gehen laſſen zu müſſen, ohne vor ſeinen Collegen noch einmal mit einer wortreichen Rede aufzutreten. „Meine Herren! wenn ich am Schluſſe des dießjährigen Landtages nochmals in dieſem Saal meine Stimme erhebe, zurückblickend auf unſere dießjährige Thätigkeit, auf das, was wir gethan, was wir entweder unvollendet zurückgelaſſen, oder gar nicht begonnen haben, ſo kann ich hierbei weder die Abſicht haben, Lob noch Tadel auszuſprechen, ſondern wir wollen uns erinnern der großen Verpflichtungen, welche wir übernommen haben. — Gebunden durch die Enge der Zeit, und Viele von uns noch gehemmt durch die Unbekanntſchaft mit den äußeren und geſetzlichen Verhältniſſen des Standes eines Deputirten, zu welchem ſie das ehrende Vertrauen unſerer Mitbürger zum erſten Mal berufen hat, können wir uns eben ſo wenig bergen, daß wir dasjenige nicht erreicht haben, was wir erſtreben wollten, als wir es unſern Committenten verübeln können, wenn dieſelben mit dem, was wir beantragt und erreicht haben, nicht beſonders befriedigt ſeyn ſollten. — Ich wenigſtens für meinen Theil glaube, daß wir es denjenigen ſchuldig ſind, welche uns mit dem höchſten Vertrauen, das der Bürger dem Bürger ſchenken kann, beehrt haben, hier am Schluß der dießjährigen Diät ein Vertrauensvotum, wenn auch nicht allein für die Regierung, doch beſonders für das Volk niederzulegen,

Digitized by Google

damit man uns, die Naſſauiſchen Deputirten, in den Gauen des deutſchen Vaterlandes nicht gänzlich unebenbürtig erkläre unſerer Collegen in andern deutſchen Ländern, vorzüglich jener in Baden, auf welche, als eine Zierde des Vaterlandes, jeder deutſche Freund von geſetzmäßiger Freiheit und Gleichheit mit Stolz hinblickt. Wenn auch, meine Herren! bisher in dieſem Saale noch nicht geſtritten worden iſt um des Menſchen und des Bürgers höchſte Güter, um die Hoheitsrechte des Volkes, um das Recht, frei zu denken und frei zu ſprechen, wenn noch nicht gerechtet wurde über jene unveräußerlichen Rechte der Menſchheit, über allgemeine Religionsfreiheit, über das Recht der freien Aſſociation, über das heiligſte Recht des Menſchen, ſeine Gedanken vermittelſt der Preſſe vernehmbar zu machen für jedes Ohr, eine Freiheit, welche erkämpft haben alle civiliſirten Nationen der Welt, deren das deutſche Volk, das geſinnungstüchtigſte und gebildetſte von allen, trotz der heiligſten Verſprechung zu berauben, nicht allein unter uns, ſondern noch weit mehr in England und Frankreich eine unerhörte Gewaltthat genannt wird; wenn wir alle dieſe Rechte während dieſer Diät auch nicht als unſer gutes Recht von der Regierung dringend verlangt haben, ſo können wir doch eines Theils nicht verkennen, daß uns die herzogliche Regierung mit Wohlwollen und Offenheit entgegengekommen, daß ſie namentlich, was ihr gewiß zur höchſten Ehre gereicht, und worin ſie andern Regierungen als Muſter voranleuchtet, ſich jeder Einmiſchung in die Wahlen mit nicht genug anzuerkennender Verfaſſungstreue enthalten, und uns eben ſo liberal die Einſicht des Budgets u. ſ. w. offen gelegt hat; anderntheils aber auch nicht, von kleinlicher Eitelkeit verleitet, bereden, als hätten wir Großes vollbracht und den mächtigen Anforderungen der vollendeten Zeit und den Wünſchen des Volkes, die leider ſchon zu lange fromme Wünſche geblieben ſind, vollſtändig Genüge geleiſtet. Denn in Erkämpfung aller eben erwähnten und anderer Rechte ſind wir hinter den Erwartungen zurückgeblieben" u. ſ. w. u. ſ. w. ꝛc. ꝛc.

Die vorſtehenden Worte haben wir auch namentlich deßhalb angeführt, um auf das zurückzukommen, was am Anfang eines frühern Artikels über Naſſauiſche Kammerverhandlungen über das Benehmen des Wahlcommiſſärs, geheimen Rath Vollpracht, in dieſen Blättern mitgetheilt worden iſt. In das von Hrn. Dreſel dem geheimen Rath Vollbracht geſpendete Lob können wir nicht einſtimmen, und müſſen es auf's Beſtimmteſte in Abrede ſtellen, daß der Hr. Wahlcommiſſär „ſich jeder Einmiſchung in die Wahlen mit nicht genug anzuerkennender Verfaſſungstreue enthalten habe." Wir ſprechen hier nur von der Verfahrungsweiſe deſſelben in den Fällen, wo für noch zu wählende Deputirte ſich keine Stimmenmehrheit gebildet hatte.

Um die Sache durch ein Beiſpiel zu erläutern, wollen wir den Bericht des „zur Prüfung der Wahl der Landesdeputirten aus der Zahl der Grundeigenthümer des Wahlbezirks Weilburg" ernannten Ausſchuſſes aufſchlagen. Nachdem darin mitgetheilt worden, daß nur zwei Candidaten die abſolute Stimmenmehrheit erhalten haben, heißt es weiter: „Da noch drei Deputirte zu wählen waren, für welche keine abſolute Stimmenmehrheit ſich gebildet hatte, ſo wurden auf die ſchon bei frühern Wahlen in Gebrauch gekommene Weiſe von dem Herrn Wahlcommiſſarius drei Candidaten zur Wahl proponirt, und die Wahlmänner aufgefordert, ſich ſämmtlich auf eine Seite des Saales zu ſtellen, und ihre Meinung in der Art auszuſprechen, daß diejenigen, welche gegen den zu proponirenden Candidaten ſtimmen wollten, auf die entgegengeſetzte Seite des Saales träten."

Hören wir nun auch, was die Verfaſſungsurkunde für ſolche Fälle beſtimmt. Es heißt hier im §. 6 alſo: „In allen Wahlverſammlungen ohne Unterſchied entſcheidet die abſolute Stimmenmehrheit. Die Abſtimmung über geeigenſchaftete Candidaten zu Landesdeputirten **wird ſo oft in der Verſammlung wiederholt, bis die abſolute Stimmenmehrheit für einen jeden Einzelnen entſchieden iſt."** (Sammlung der landesherrlichen Edikte Bd. I, S. 8.)



Digitized by Google

Der große Unterſchied zwiſchen obigem Wahlmodus und der Beſtimmung der Verfaſſung ſpringt in die Augen. Um es kurz zu ſagen: an die Stelle des geheimen Scrutiniums iſt das öffentliche geſetzt. Die Bedeutung dieſer Veränderung bedarf keiner Erörterung.

Jedenfalls würde man jenen Wahlmodus doch nur dann gelten laſſen können, wenn der Wahlcommiſſär diejenigen Candidaten proponirte, die die größte relative Stimmenmehrheit haben. Ueberſpringt er dieſelben aber, ſo mag er für ſeine Perſon erhebliche Gründe für ſein Verfahren haben, der Freiheit der Wähler tritt er jedoch zu nahe, die ſchon durch ihre Abſtimmung ihre Meinung ausgeſprochen haben. Sind ſie aber jetzt durch obigen Modus zu öffentlicher Abſtimmung genöthigt, ſo tragen dieſelben, großen Theils ſchlichte Landleute, aus Schüchternheit und aus vielfachen Rückſichten Bedenken, ſich öffentlich zu prononciren, zumal dem hohen Staatsbeamten gegenüber, für den es ja eine Art Beleidigung iſt, wenn ſie auf die andere Seite treten. Mag nun auch zuweilen der Wahlcommiſſär mit einer gewiſſen Mäßigung verfahren, Willkür bleibt es immer. Ganz unabhängige Leute proponirt er ſelten. Am liebſten nimmt er Schultheißen, Oberſchultheißen u. dgl. Dießmal war freilich unter den von ihm proponirten Schultheißen ein eben ſo geſinnungstreuer, als in hohem Grade befähigter Deputirter, was wir hier, den frühern Artikel ergänzend, anzuführen nicht verfehlen wollen.

Digitized by Google

# XXIX.

## Urkundliche Beiträge zur Geſchichte der Diöceſe Rottenburg.

### Zweiter Artikel.

Das Provicariat in Ellwangen und der weltliche Generalvicariatsrath.

Nach dem Tode des Würzburger Bisthumsverweſers, des Generalvicar Schenk von Stauffenberg, übernahm Biſchof von Tempe unter gleichem Titel, wie den Augsburger Antheil, ſo auch den zu Würtemberg gehörenden von der Diöceſe Würzburg. Nach der Befreiung des heiligen Vaters aus der franzöſiſchen Gefangenſchaft wurde der geiſtliche Rath von Keller nach Rom geſandt, um für das Generalvicariat die päpſtliche Genehmigung nachzuholen, die demſelben im Jahre 1816 durch ein Breve zu Theil wurde. Auf die Bitte des Königs erhielt überdieß der genannte geiſtliche Rath die Würde eines Biſchofs von Evara, das Amt eines Provicarius apostolicus für den Fall der Verhinderung des Generalvicars, und noch das Recht der Nachfolge. Ausdrücklich waren im päpſtlichen Breve dem Generalvicar von Hohenlohe all jene Vollmachten übertragen, welche ehemals den Biſchöfen von Augsburg und Würzburg entweder von Rechtswegen, oder aus einer Gewohnheit, oder durch ein Privilegium zugekommen waren; allein nach dem Vorausgegangenen wird man ſich nicht wundern, wenn dieſe Vollmachten ein wenig anders, nach dem Gutdünken der Regierung, beſtimmt wurden. Zwar durfte der Generalvicar ſeinen Sprengel von der päpſtlichen Genehmigung in Kenntniß ſetzen; aber der Leſer wird kaum ſeinen Augen trauen, wenn er aus der folgenden



Digitized by Google

merkwürdigen Urkunde erſehen muß, daß der neue Provicar von der Regierung ſich dazu benützen ließ, dem armen Biſchof von Tempe die Flügel noch mehr zu beſchneiden. Eine (allerhöchſte) Verordnung vom 22. October 1816 läßt nämlich den guten Biſchof von Tempe Folgendes ſagen:

„Nachdem wir zu unſerer Erleichterung in den uns obliegenden biſchöflichen und Generalvicariats-Geſchäften uns veranlaßt gefunden haben, unſeren geliebten Bruder, den von Seiner päpſtlichen Heiligkeit neu ernannten und geweihten Biſchof von Evara, Staatsrath Johann Baptiſt von Keller, welcher durch ein von dem heiligen Vater an ihn erlaſſenes Breve aus beſonderer Fürſorge für das Wohl der Gläubigen unſeres Generalvicariatsſprengels die Vollmacht zur dereinſtigen Nachfolge in unſerem Amte erhalten hat, in unmittelbarer Verbindung mit uns und dem uns anvertrauten Generalvicariat zu bringen, ſo haben wir, im Einverſtändniſſe mit Sr. päpſtlichen Heiligkeit und nach erfolgter allerhöchſter Genehmigung Seiner Majeſtät, den genannten Biſchof von Evara zu unſerm Provicar ernannt, und demſelben die dazu nöthige Vollmacht ertheilt. Da es nun nothwendig iſt, das Verhältniß deſſelben ſowohl gegen uns ſelbſt, als gegen die zu unſerem Generalvicariat gehörigen Räthe und die bei der Kanzlei angeſtellten Perſonen näher feſtzuſetzen, ſo wollen wir hiemit, nach genommener Rückſprache (?!!) mit unſerm Provicar, dem Biſchof von Evara, Folgendes als unabweisliche Norm beſtimmt und angeordnet haben:

1) Wird der Biſchof von Evara, ſo oft wir ihn im Falle einer Verhinderung darum erſuchen, die Pontificalhandlungen ſowohl in unſerem Generalvicarſprengel, als auch wenn ſonſt von einem auswärtigen Biſchof eine Requiſition an uns gelangen ſollte, der wir zu entſprechen gehindert wären, mit Einverſtändniß des Letzteren an unſerer Stelle übernehmen.

2) Werden wir, wie bisher, das Präſidium in den Generalvicariatsſitzungen und in Hinſicht auf alle Vicariatsgeſchäfte mit allen daraus fließenden Wirkungen führen.

3) Unſer Provicar, Biſchof von Evara, welcher uns die Verſicherung gegeben hat, daß er ſich beeifern werde, in allen Angelegenheiten unſeren Wünſchen und Abſichten entgegen zu

kommen, und ſich gemeinſchaftlich mit uns zu benehmen, übernimmt das Directorium in den Sitzungen und in der Kanzlei, ſorgt für die Beobachtung der erforderlichen Form in der Geſchäftsbehandlung, und gibt ſein Votum zuletzt.

4) Vermöge des Directorii liegt dem Provicar ob, alle Aufſätze, ehe ſie expedirt werden, zu revidiren, und darauf zu ſehen, daß in der Kanzlei nichts ausgefertigt werde, worauf er nicht eigenhändig das *expediatur* geſchrieben hat,

5) und eben ſo verſieht er alle Expeditionen neben unſerer Unterſchrift mit der ſeinigen.

6) So gern wir geneigt ſind, in allen Geſchäften des Generalvicariats zunächſt auf die Anſicht unſeres geliebten Bruders, des Biſchofs von Evara, Rückſicht zu nehmen, ſo behalten wir dennoch Uns und unſerm Provicar ausdrücklich vor, im Falle der Verſchiedenheit der Anſichten die Sache vor den Vicariatsräthen zu reproponiren, und dazu die etwa abweſend geweſenen oder außerordentlichen Räthe zu berufen, wo ſodann der Beſchluß in der verhandelten Angelegenheit von uns ausgeſprochen wird.

7) In allen Gegenſtänden aber, welche die Mitkenntniß und Einwilligung des Staates vermöge des *jus supremae inspectionis et circa sacra* erfordert, wird unſer Provicar, falls er ſich mit unſern Anſichten und dem Beſchluße des Generalvicariates nicht vereinigt, dadurch alle Colliſionen mit der Staatsbehörde zu vermeiden ſuchen, daß er als Director die Expedition zurückhält, und vorderſamſt auf Communication mit der geeigneten Staatsbehörde anträgt, um vor der Faſſung eines Beſchluſſes die Anſichten derſelben zu erbitten, und die erforderliche Kenntniß aller eintretenden Verhältniſſe, auch der einſchlagenden Staatsgeſetze und Verordnungen zu erhalten, wobei es dem Biſchof von Evara unbenommen iſt, ſeine verſchiedene Anſicht der Sache in einem beſondern Schreiben verſchloſſen beizulegen.

Digitized by Google

8) Dieſe Communicationen mit der Staatsbehörde, namentlich mit dem königlichen Kirchenrath, geſchehen in allen auf die Erledigung eines einzelnen Falles ſich beziehenden Angelegenheiten und zwar in Form eines Schreibens Unſeres Generalvikariats, welches unſer Provicar, Biſchof von Evara, als Director unterzeichnet und der Secretair contraſignirt. Wir zweifeln nicht, hiedurch im Wege der Vorbereitung und auf eine einfache Weiſe die Anſichten der Staatsbehörde zu erfahren, und die ſo wünſchenswerthe Uebereinſtimmung Unſerer Verfügungen mit den Staatsgeſetzen und Anordnungen zu erreichen.

Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß Beſchlüße wegen allgemeinen Anordnungen, allenfallſige Beſchwerden unſeres Generalvicariats, ſo wie rein biſchöfliche und perſönliche, Uns oder unſeres Provicars betreffende Angelegenheiten nur an das königl. Cultminiſterium in der bisherigen Form gerichtet werden.

9) Im Falle unſerer Abweſenheit oder anderer Verhinderungen iſt hiemit unſer Provicar, Biſchof von Evara, autoriſirt, pro jure in unſere Befugniſſe einzutreten, und unſere Jurisdiction auszuüben, ſo wie unſer Provicar im Falle ſeiner Abweſenheit oder Verhinderung einen unſerer Räthe mit unſerem Einverſtändniſſe an ſeine Stelle und in ſeinen Angelegenheiten zu ſubſtituiren hat.

10) und 11) beziehen ſich auf zwei geiſtliche Räthe, und ſind von keinem Intereſſe.

Nach allen dieſen Beſtimmungen werden ſich nun, wie wir vertrauen, gleich unſerem geliebten Bruder, dem Biſchof von Evara, ſowohl unſere Generalvicariatsräthe, als das untergeordnete Kanzleiperſonal zu achten wiſſen, und mit dieſem Vertrauen finden wir uns um ſo mehr beruhigt, als wir die Ueberzeugung haben, daß dadurch der Geſchäftsgang erleichtert und das Wohl der unſerer geiſtlichen Leitung anvertrauten Gläubigen befördert wird."

Ellwangen, den 22. October 1816.

Franz Karl, Fürſt von Hohenlohe,
Biſchof von Tempe, Generalvikar.

Digitized by Google

Dieſe Beſtimmungen ſind dem Biſchof von Tempe nicht bloß in den Mund gelegt, ſondern ihm in Wahrheit aufgedrungen, was daraus hervorgeht, daß derſelbe, als am 28. September der Biſchof von Evara, Staatsrath von Keller, in der Eigenſchaft als Provicar in Gegenwart des königlichen Commiſſairs Schmitzgrollenburg, damaligen Directors des königlichen Kirchenraths feierlich inſtallirt wurde, gegen die Punkte 5 bis 8 Proteſt einlegte, und ausdrücklich erklärte, er habe in Stuttgart mit ſeinem Provicar gar keine Rückſprache nehmen können. Hierauf entgegnete der bekannte Schmitzgrollenburg: daß, was den Punkt 5 betreffe, der Präſident gar nicht unterſchreibe, ſondern nur der Director; überhaupt aber dürfe er ſich als königlicher Commiſſär auf keine Einſprache einlaſſen, ſonſt müßte die Inſtallation unterbleiben.

Ob von Seite des Staatsraths von Keller Einſprache erhoben worden ſei, daß er als Provicar zugleich die Rolle eines geiſtlichen Polizeicommiſſairs, gegenüber ſeines Generalvicars, zu übernehmen habe, darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben; wohl aber mag er ſich ſpäter, da er ſich über die bekannte ſchmähliche Aeußerung empörte, die einem machttrunkenen Mitglied des Kirchenraths in unbewachtem Augenblick entſchlüpft war: „wir brauchen nur einen Salber, d. h. Weihbiſchof, alles Uebrige beſorgen wir“, nicht ohne Beklommenheit an ſeine dießfallſige Stellung erinnert haben.

Das Generalvicariat brachte im Jahre 1817 zur Erleichterung ſeiner Geſchäfte von freien Stücken die Aufſtellung eines weltlichen Rathes in Antrag, auf welchen die Regierung begreiflicher Weiſe ganz bereitwillig einging; war ja hiedurch doch wieder eine neue Gelegenheit gewonnen, die ohnehin ſchon ſo knappen Polizeifeſſeln noch enger zu ſchnüren. Zu ſpät nun erkannte das Generalvicariat das Unglückſelige ſeines Antrags, und wollte der Gefahr dadurch begegnen, daß es ſeinen Geſchäftskreis durch eine eigene Inſtruction zu normiren ſuchte, die aber von der Regierung verworfen wurde. In dem auf dieſe Angelegenheit bezüglichen Erlaſſe vom 23. Januar 1818 äußerte ſich der damalige Miniſter des Innern, von Otto, in einer Weiſe, die nur ein zu deutlicher Beleg iſt, daß die Geſinnungen der Regierung

gegen die Kirche noch dieſelben waren, wie a. 1803. Dieſer Erlaß lautet nämlich:

1) Bekanntlich ſind die katholiſchen Einrichtungen, welche Seine Majeſtät bisher auf eine ſo wohlthätige und großmüthige Weiſe genehmigt haben, nur **proviſoriſch und vorbereitend** für die künftige definitive Organiſation, welche erſt durch ein Concordat mit dem päpſtlichen Hofe und die davon abhängige Einrichtung eines Landesbisthums feſtgeſtellt werden kann. Bis dahin glaubt man Alles bei der Einrichtung belaſſen zu müſſen, wie ſolche im Jahre 1812 bei Aufſtellung eines inländiſchen Generalvicariats getroffen, und von Sr. Heiligkeit genehmigt worden.

Die Vereinigung der vormaligen Conſtanzer Diöceſe erforderte die Vermehrung des Perſonals, ohne den Geſchäftsgang zu ändern, und veranlaßte die Zutheilung eines weltlichen Rathes, welchen das Generalvicariat ſchon in ſeiner Note vom 22. Mai 1817 ſelbſt in Antrag gebracht hat.

2) Man war darüber vereinigt und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß dieſer weltliche Rath als geübter Juriſt beſonders dazu helfen ſollte, bei allen vorkommenden Geſchäften die rechtlichen Verhältniſſe herauszuheben, und die einſchlagenden Geſetze in Vortrag zu bringen, daß er aber, weil er keine geiſtliche Gewalt hat, in allen Gegenſtänden des Glaubens, der Lehre und in Allem, was in dem Cultus und der Disciplin unmittelbar daraus abgeleitet wird, keine zählende Stimme haben könne, ſondern ſolche der Berathung und Entſcheidung der durch die Weihe und Vollmacht nach kirchlicher Ordnung allein dazu berufenen geiſtlichen Räthe ausſchließend überlaſſen bleiben müſſe.

**Dieſes kann aber nicht hindern, daß der Juſtitiar nicht wirklicher biſchöflicher Rath ſei, der ganz abgeſondert von den Verhältniſſen eines königlichen Dieners gleich den biſchöflichen geiſtlichen Räthen die Rechte und das Intereſſe der Kirche zu vertreten, und ſo wie die geiſtlichen Räthe beides in Einklang mit den Verhältniſſen zu dem Staate zu bringen hat, von welchem die Kirche aufgenommen, geſchützt und dotirt (?!!) iſt.**

Digitized by Google

3) So wie Se. Königl. Majeſtät bei der gleichförmigen Aufſtellung und Salarirung eines weltlichen Mitgliedes des Generalvicariates nur dieſe Abſicht mitverbinden konnte, eben ſo können Höchſtdieſelben aber auch erwarten und fordern, daß dieſer weltliche Rath nicht als untergeordneter Beamter der geiſtlichen Mitglieder der Kirchenbehörde betrachtet und behandelt werde, den man nur consulendo benützen, dem man nebenbei aber auch Geſchäfte, die außer dem Beruf eines wirklichen Mitgliedes des Collegiums liegen, auftragen könne. So wenig ſich hiezu ein weltlicher Rath verſtehen wird, eben ſo entfernt werden, wie der Unterzeichnete nicht zweifelt, die geiſtlichen Räthe ſeyn, dieſen Rath, bloß weil er weltlich iſt, nicht als wirklichen Collegen anzuerkennen, und ihm Sitz und Stimme in dem Collegium ſtreitig zu machen.

4) Wenn deßhalb ſchon jetzt in dem oben bemerkten proviſoriſchen Zuſtande der inländiſchen Kirchenbehörde eine Abtheilung des Generalvicariats in Ordinariat und Officialat in Antrag gebracht wird, ſo muß der Unterzeichnete dagegen bemerken, daß dieſe Abtheilung bisher nicht ſtatt hatte, und daß es zweifelhaft ſcheint, ob dieſe aus frühern Zeiten hergeleitete Einrichtung jetzt noch nothwendig iſt, wo die Biſchöfe keine Landesherren mehr ſind, und die exemtio fori ſelbſt von dem päpſtlichen Hofe für die Geiſtlichen nicht mehr in Anſpruch genommen wird, wie die neueſten Concordate mit Frankreich und Bayern beweiſen, auch ob eine ſolche Abtheilung von dem Landesherrn in der Hinſicht genehmigt wird, daß dazu eine beſondere Kanzleieinrichtung erforderlich wird, wenn der aufgeſtellte Kanzleiverwalter davon ganz ausgeſchloſſen werden ſollte. Bekanntlich iſt auch in früheren Zeiten dieſe Eintheilung der katholiſchen Kirchenbehörde nie allgemein und nur in Deutſchland und Frankreich wegen des großen Umfangs der Diöceſen und der Menge der Geſchäfte üblich geweſen, vielmehr hat der Vicarius generalis in der Regel beide Stellen in ſich vereinigt, und wird auch faſt immer von der römiſchen Curie officialis genannt.

Ohnehin wird Niemand mißkennen, wie ſchwer es iſt, die Geſchäfte rein abzuſondern, welche eigentlich zum geiſtlichen

Digitized by Google

Forum gehören, und bei welchen gar keine Beziehung auf rechtliche Verhältniſſe im Allgemeinen oder insbeſondere auf die Geſetze des Landes eintreten könnte, wovon ſelbſt die kirchlichen Strafen und die Disciplinarcorrection nicht auszunehmen ſeyn dürften, weil ſich im Grunde keine Strafe ohne rechtliche Principien anwenden läßt.

Selbſt bei Unterſuchungen in Glaubensſachen bleiben immer Rechte der Perſonen zu berückſichtigen, gegen welche die Unterſuchung gerichtet iſt, und die Cult- und Disciplinarſachen können leicht das Intereſſe eines Staates berühren, deſſen Bürger verſchiedener Confeſſion zugethan ſind. Bei dieſer Schwierigkeit einer genauen Geſchäftstrennung würde es am Ende von der willkürlichen Berufung abhängen, ob der Juſtizrath Theil nehmen ſoll oder nicht, und dadurch könnte leicht Veranlaſſung zu Mißhelligkeiten im Collegium gegeben werden.

Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß es dem Biſchof, der in der Regel dem Generalvicariat gar nicht anwohnt, ganz überlaſſen werden muß, für die spiritualia und mere episcopalia einen Senat von Geiſtlichen zu berufen, um deren Rath zu vernehmen, den er aber zu befolgen bekanntlich nicht gebunden iſt. Ganz anders verhält es ſich mit dem Generalvicariat, als für die kirchlichen Angelegenheiten der katholiſchen Unterthanen niedergeſetzte Behörde, welche ein Collegium bildet, dem der Generalvicar präſidirt und worin *majora* entſcheiden, deren Beſchluß der Biſchof ſelbſt nicht umändern kann.

5) Wenn nun nach all dieſem kein Grund vorhanden iſt, dieſes Generalvicariatscollegium in zwei verſchiedene Stellen abzutheilen, ſo kann auch der Umſtand, daß einer der biſchöflichen Räthe weltlichen Standes iſt, um ſo weniger eine Veranlaſſung dazu geben, als das Collegium eminent aus Geiſtlichen beſteht, indem ſechs geiſtlichen nur ein weltlicher Rath beigeordnet iſt, folglich die majora, welche entſcheiden, immer von Geiſtlichen herrühren, der Beſchluß oder die Verordnung im Namen des Generalvicariats oder Biſchofs ausgeht und Niemand behaupten kann, daß ein Laie eine geiſtliche Juris-

Digitized by Google

diction ausübe. Es iſt aber nicht allein in den vormaligen geiſtlichen Staaten, namentlich in dem Erzbisthum Mainz, von jeher üblich geweſen, weltliche Räthe den geiſtlichen Behörden beizuordnen, ſondern auch in neuern Zeiten iſt dieß wirklich der Fall in Nachbarſtaaten, und bekanntlich verbieten die Canones dem Biſchof oder Generalvicar nicht, einen Laien zum Rath oder Aſſeſſor zu nehmen.

Der Unterzeichnete zweifelt nicht, dieſen Bemerkungen werden Se. Biſchöflichen Hochwürden und das nachgeſetzte Generalvicariat zu der Ueberzeugung führen, daß dieſes Collegium ſeinen einzigen weltlichen Rath, bloß weil er ein Laie iſt, von keiner collegialiſchen Berathung ausſchließen könne, und daß derſelbe, wie die geiſtlichen Räthe, ein mitzählendes Votum haben müſſe, wobei er ſich jedoch von ſelbſt beſcheiden wird, daß in allen Sachen des Glaubens, der Lehre und in Allem, was in dem Cultus und der Disciplin unmittelbar daraus abgeleitet wird, ſeine Stimme nicht mitzählen könne, weil ihm die hiezu erforderliche geiſtliche Gewalt abgeht. Hiernach muß der Unterzeichnete darauf antragen, daß Se. Biſchöfliche Hochwürden dieſen Gegenſtand nochmal in Berathung des ganzen Generalvicariats nehmen laſſen, und dazu den Juſtizrath Koch um ſo mehr beiziehen, als die von ihm verlangte ſchriftliche Aeußerung über dieſen Gegenſtand indeſſen bei dem Generalvicariat eingekommen ſeyn wird, und durch gegenſeitiges vertrauliches Benehmen am leichteſten eine Vereinigung erzielt werden dürfte. Indem der Unterzeichnete dem Reſultat der nochmaligen Berathung entgegen ſieht, gibt er zu erkennen, wie er glaube, daß die noch beſtehenden verſchiedenen Anſichten über die Dienſtverhältniſſe des Juſtitiar als Kanzleiverwalter dadurch am beſten ſich ausgleichen dürften, wenn dem Juſtizrath Koch der Auftrag gegeben wird, wie bei allen Collegien eine Kanzleiordnung zu entwerfen, welche die Geſchäftsbehandlung und amtlichen Verhältniſſe des Kanzleiverwalters genau bezeichnet, in dem Generalvicariat discutirt und feſtgeſtellt, ſodann durch die unterzeichnete Stelle zur höchſten Genehmigung vorgelegt wird.

Stuttgart, den 23. Januar 1818.

Miniſter des Innern
von Otto.

Digitized by Google

Die Allerhöchſte Inſtruction für den weltlichen Rath lautet alſo:

1) Der weltliche Rath hat allen, ſowohl ordentlichen als außerordentlichen Sitzungen ohne Ausnahme anzuwohnen, und ihm ſteht in allen bei denſelben im Vortrag gebrachten und verhandelten Gegenſtänden eine mitzählende Stimme zu, mit Ausnahme jedoch der rein geiſtlichen Sachen, bei welchen er aber mit einer berathenden Stimme nicht ausgeſchloſſen werden kann.

2) Hienach hat derſelbe nur eine berathende keine mitzählende Stimme:

a) bei Allem, was religiöſe Dogmen und Maximen, oder das Innere des Glaubens zum Gegenſtand hat;

b) bei Handlungen, welche in Folge der aus dem Weſen und der Grundlage der Religion nothwendig hervorgehenden Meinungen, Glaubens- und Sittenlehren pflichtgemäß unternommen werden;

c) bei Allem, was zu den inneren weſentlichen kirchengeſellſchaftlichen Einrichtungen und Formen, ſofern ſolche auf Glaubensunterricht und Sittenleitung nothwendig berechnet ſind, gehört. Es ſind alſo hieher zu rechnen: die Gegenſtände des Glaubens, des Cultus und der Liturgie, die canoniſche Inſtitution auf Kirchenſtellen, admissio ad curam.

2) Eine mitzählende Stimme ſoll der weltliche Rath haben, wo es immer von bürgerlichen Rechtsbeziehungen ſich handelt, und bei allen jenen Gegenſtänden, bei welchen das Intereſſe des Staats und die Rechte der Staatsbürger in irgend eine Berührung kommen, folglich

a) bei allen Gegenſtänden der Geſetzgebung, welche nur das Zufällige der Religion und Disciplin betreffen (!!!);

b) bei Gegenſtänden der Jurisdiction, in ſofern hier eine Communication von Seiten der Staatsbehörden und der Gerichtsſtellen mit dem Generalvicariat eintrete, mithin bei Rechtsſtreitigkeiten über die Herſtellung baufälliger Kirchen und die Wohnung der Geiſtlichen, bei Beſtimmung des beneficium competentiae;

c) bei allen Strafſachen ohne Ausnahme, welche beim Generalvicariat vorkommen;

d) bei allen Sachen des Cultus, die mit dem Staate in Beziehung ſtehen, z. B. Buß- und Bettage, außerordentliche Andachten, Prozeſſionen, Wallfahrten. Bei allen dieſen und damit verwandten Gegenſtänden ſoll der weltliche Rath in Hinſicht der Abſtimmung mit den übrigen geiſtlichen Räthen ganz gleich behandelt werden.

3) In Beziehung auf die Kanzlei des Generalvicariats hat der weltliche Rath:

a) die Aufſicht über das Secretariat, die Regiſtratur und den Schreibtiſch, und für die Ordnung in der Kanzlei zu ſorgen. Zu dieſem Ende nimmt er

b) die nöthige Einſicht von allen Protokollen, ehe ſie von dem Secretair zur Regiſtratur abgegeben werden, mit ſeinem Vdt.;

c) er ſorgt für ſchleunige und richtige Expedition. Der Secretair hat demſelben jedes Concept einer Ausfertigung zuerſt zur Reviſion vorzulegen, und nur dann, wenn er ſein Vdt. beigeſetzt hat, wird es dem Referenten zugeſtellt;

d) jede Reinſchrift, ehe ſie dem Directorium zur Unterſchrift vorgelegt wird, ſoll ihm zur Einſicht zugeſtellt und von ihm bei der Contraſignatur des Secretairs mit einem Zeichen verſehen werden (Vc. ſind dieß bedeutungsvolle Zeichen);

e) Ihm ſoll die unbeſchränkte Einſicht und der Gebrauch der Regiſtratur offen ſtehen;

f) wenn er Unordnungen oder Nachläſſigkeit bei den Kanzleigeſchäften wahrnimmt, ſo hat er dieſelben zu rügen.

Der Unterzeichnete eröffnet dieſe höchſte Entſchließung dem Hochwürdigen Generalvicariat, dieſelbe in allen Theilen ſogleich in Vollzug zu bringen.

Stuttgart, den 25. Mai 1818.

Der Miniſter des Innern
von Otto.

Digitized by Google

Es eröffnet einen betrübenden Blick in „die Loyalität“, die, gegenüber dem heiligen Stuhle, hier und in der oberrheiniſchen Kirchenprovinz überhaupt während der mit demſelben gepflogenen Unterhandlungen beliebt wurde, wenn ein vom Miniſter des Innern, Schmidlin, unterzeichnete Entſchließung an das Generalvicariat zu Rottenburg vom 7. Februar 1822 alſo lautet:

„Dem Hochwürdigen Biſchöflichen Generalvicariate wird in Beziehung auf die in deſſen Note vom 10. d. Mts. gegen die Wiederbeſetzung der erwähnten Rathsſtelle enthaltene Einſprache in Gemäßheit der angeführten allerhöchſten Entſchließung bemerkt, daß die Frage über die Aufſtellung eines weltlichen Juſtizrathes bei dem künftigen Domcapitel kein Gegenſtand der Verhandlung mit dem heiligen Stuhle hat ſeyn können, noch auch künftig ſeyn wird, daß vielmehr Seine Königliche Majeſtät Ihre Entſchließung hierüber, wie ſolche dem Generalvicar eröffnet worden iſt, längſt gefaßt haben, worauf Höchſtdieſelben unabänderlich beſtehen, und das biſchöfliche Generalvicariat auf jene frühere Entſchließung verwieſen haben wollen.“

Ein faſt unmittelbar darauf folgender Erlaß des königlichen Kirchenraths vom 16. Febr. 1822 wiederholt die Inſtruction des weltlichen Rathes vom 25. Mai 1818, und ſchließt mit den Worten:

„Endlich darf der Juſtizrath Nichts zugeben, was gegen die Gerechtſame, das Wohl des Staates oder gegen die öffentliche Ruhe laufen würde. Den Sitz hat derſelbe, wie bisher, nach den geiſtlichen Räthen zu nehmen, unbeſchadet ſeines perſönlichen Vorranges vor den jüngern, mit ihm auf gleicher Stufe ſtehenden Domcapitularen.“

Dieſer ſchmähliche Argwohn, der in einer geiſtlichen Behörde immerdar eine Rotte Meuterer oder Aufrührer vorausſetzt, der aus Vorſorge das ſpaniſche Hemd umgelegt werden müſſe, iſt doch gewiß ein offener Beweis, wie unwillkürlich ſich in den Argwöhniſchen das Bewußtſeyn des abſoluten Widerſpruches ihres Staatskirchenſyſtems mit den Grundſätzen und dem Weſen der katholiſchen Kirche geltend macht.

Sollte es nun auch wahr ſeyn, was einmal in der würtembergiſchen Ständekammer Domdecan v. Jaumann in Widerſpruch

Digitized by Google

mit den angeführten Urkunden behauptete, daß der weltliche Rath wohl Sitz, aber nicht Stimme im Domcapitel habe, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß derſelbe bei dem collegialiſchen Geſchäftsgange als Kanzleidirector jeden Erlaß des Biſchofs, der nicht per majora zu Stande gekommen iſt, durch Verweigerung ſeines Vdt. verhindern kann, wie dieſes ſchon auch der Fall war; überdieß bewacht dieſer apocrisiarius des Miniſters jeden Laut und jede Gebährde der Capitularen, um nöthigen Falles dem Miniſterium hierüber Mittheilungen machen zu können. Bei den bekannten Eigenſchaften des Domcapitels hat er jedoch nicht, wie ſein napoleoniſcher College auf dem Concilium zu Paris den rückſichtsloſen Freimuth des damaligen Erzbiſchofs von Bordeaux und deſſen Worte zu befürchten: „monsieur le commissair vous êtes ici de la part de l'empereur pour garentir la liberté de voix, et vous voyez, que j'en profite.

---

# XXX.

## Die Paritätsfrage in Preußen und das Programm der neuen Zeitungen.

Zwei Ereigniſſe, deren Kunde ſich von Berlin aus in den jüngſten Wochen verbreitete, ſind durch ihre Bedeutſamkeit innerhalb und außerhalb Preußens vielfach der Gegenſtand des öffentlichen Urtheils geworden; wir meinen die beabſichtigte Gründung zweier Zeitungen, einer proteſtantiſchen in Berlin, einer katholiſchen in der Rheinprovinz, und die Ernennung des Hrn. v. Düesberg zum Finanzminiſter. Beides können wir im Allgemeinen erfreuliche Zeichen der Zeit nennen, durch welche ſich auf's Neue der wohlwollende, Gerechtigkeit liebende Sinn Friedrich Wilhelms IV. einen Anſpruch auf den Dank aller preußiſchen und deutſchen Katholiken erworben hat.

Digitized by Google

Das Erſtaunen, welches die Ernennung eines Katholiken zum Finanzminiſter — bis dahin ein unerhörter Fall in den preußiſchen Annalen — erweckte, beweiſt, wie ſehr man ſich gewöhnt hatte, die Zurückſetzung der Katholiken als den natürlichen normalen Zuſtand anzuſehen, und welchen Einfluß die Phraſen von Parität und Toleranz auf das wirkliche Leben ausübten. Es mögen die Empfindungen vielfach denen ähnlich geweſen ſeyn, welche die alten römiſchen Patrizier hegten, als der Erſte aus den Reihen der Plebejer zu der Würde eines Conſuls gelangte, nachdem auch hier die Parität in der Theorie längſt anerkannt war.

Wir wollen hoffen, daß hiemit ein Hauptring in der alten Zauberkette gebrochen ſei. Freiherr von Loe hat bekanntlich auf dem jüngſten rheiniſchen Landtag, wie die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter ſeiner Zeit erwähnt, mit ſeinem gewohnten Freimuthe auf das grelle Mißverhältniß beider Confeſſionen in den höheren Regionen des Staatsdienſtes nicht mit vagen Phraſen, ſondern mit ſelbſtredenden Ziffern hingewieſen; möge daher mit der Ernennung des erſten katholiſchen Miniſters ein Anfang gemacht ſeyn, dieſem allgemein gefühlten und laut beklagten Mißſtand ein Ende zu machen; mögen dem katholiſchen Miniſter auch katholiſche Räthe, katholiſche Generale in der Armee und katholiſche Präſidenten in den Provinzen zur Seite treten, und die Parität der Confeſſionen in dieſer Beziehung endlich eine Wahrheit werden. Niemand wird davon einen größeren Vortheil ziehen, als die Regierung ſelbſt, indem dadurch einerſeits ein weſentlicher Grund der Mißſtimmung der Gemüther wegfällt, und ſie ſelbſt, die Regierung nämlich, nicht ferner mehr nur einſeitig von höheren Organen der einen Confeſſion in den Angelegenheiten der anderen bedient, vor Mißgriffen bewahrt wird, die ſie, ſelbſt bei dem beſten Willen, aus Unkenntniß der Sachen und Perſonen, faſt nicht vermeiden könnte.

Auch die Gründung zweier neuen Zeitungen können wir mit aufrichtiger Freude nur willkommen heißen. Einer Seits

ſehen wir auch darin einen Fortſchritt zur wahren Toleranz, daß ſich die Regierung, ſeien ihre Gründe welche ſie wollen, endlich bewogen gefunden hat, nach der ertheilten Conceſſion für die Oderzeitung,' auch in die Gründung einer katholiſchen Zeitung für die Rheinprovinz zu willigen. Auch dieß beweist größere Nachgiebigkeit gegen gerechte Forderungen, die früher abgewieſen wurden, was ebenfalls auf dem jüngſten rheiniſchen Landtag zur Sprache kam. Anderer Seits muß es uns nicht minder erfreulich ſeyn, zu ſehen, daß achtbare Männer, wie die Unterzeichneten, an die Spitze des Berliner Unternehmens treten. Möge dadurch der Armſeligkeit und gänzlichen Nichtigkeit des Berliner Zeitungsweſens, deſſen ſich Preußen und Deutſchland ſo lange ſchämen mußten, der Todesſtoß verſetzt werden. Allein auch ſchon der Verſuch, dieſer Miſere entgegenzutreten, verdient unſeren Dank. Bedurfte Preußen, bedurfte Deutſchland jemals, daß Männer von achtbarem Charakter, von gereifter Erfahrung, gleich erhaben über kriechende Augendienerei der Regierung, wie über ſchmeichleriſche Popularitätsſucht ſich an die Spitze großer Organe zur Leitung und Aufklärung der öffentlichen Meinung ſtellten: ſo iſt dieß gewiß gegenwärtig im höchſten Grade der Fall, wo die Verwirrung mit jedem Tage wächst, wo überall die Flammen aus dem vulkaniſchen Boden aufſchlagen, wo unſere ganze Exiſtenz jeden Augenblick in Frage geſtellt wird, wo die größten ſocialen Fragen zu löſen ſind, und die alten Palliativen nicht mehr vorhalten wollen, wo die Kräfte der Zerſtörung im Sturme glaubens- und geſetzloſer Leidenſchaften, von Genußſucht getrieben, auf alles Beſtehende losſtürmen, und ihnen, wie ſie in Jungen und Alten toben, gegenüber eine abgenutzte Maſchine ſteht, die ſich ſelbſt der freien Bewegung beraubt hat, und nun keinen Rath weiß, den Sturm zu beſchwören, der ganz außer ihrem Calcül lag.

Die Anerkennung, die wir bereitwilligſt allem Löblichen, was dem Unternehmen der beiden Zeitungen zu Grunde liegt, gezollt haben, wird uns hoffentlich nun auch berechtigen, unſere

Bedenken zu äußern, welche das Programm, das Einzige, was bis jetzt zur Beurtheilung der Ausführung vorliegt, in uns erweckt hat. Nur eine Bemerkung müſſen wir vorausſchicken: da nämlich, ſo viel die Sache bisher bekannt geworden, die Regierung hiebei nur in ſo weit betheiligt iſt, als ſie die Conceſſion ertheilt hat: ſo treffen die folgenden Bemerkungen nicht ſie, ſondern die Unternehmer, die uns für ihr Programm einſtehen müſſen. In wie weit die Regierung ſelbſt die eine dieſer Zeitungen oder beide durch Subventionen unterſtützen, und ihrer freien Entwickelung fördernd oder hemmend gegenüber treten wird, bleibt vorläufig außer Betracht, da es der Zukunft angehört.

Noch einen Umſtand müſſen wir hier erwähnen. Man ſollte denken, wenn Etwas für die Oeffentlichkeit geeignet ſeyn müſſe, ſo wäre es doch wohl das Programm einer Zeitung, welches gleichſam ihre Thronrede bildet. Wie jedoch öffentliche Blätter berichteten, that der Geh. Reg. Rath Brüggemann, der dieß Programm zuerſt an den Rhein brachte, damit äußerſt geheim; nur ſehr Wenigen wurde es unter dem Siegel der höchſten Verſchwiegenheit, wie ein Staatsgeheimniß, dort mitgetheilt. Und doch verkündete dies Programm die Nachricht von der ertheilten Conceſſion eines katholiſchen Blattes; es war gewiſſermaßen im Namen beider Blätter als ihre Einleitung geſchrieben und beſtimmt, Theilnahme und Mitarbeiter zu gewinnen. In dieſem Sinne wurde es auch in der That von ſeinen proteſtantiſchen Theilnehmern ſolchen, ſowohl in Preußen als auch auswärts, die man für geſinnungsverwandt hielt, mitgetheilt, ohne daß man an eine Geheimhaltung gedacht hätte. Dadurch trat denn der höchſt ſeltſame Umſtand ein, daß man z. B. in Bayern dieß Programm kannte, daß es in Geſellſchaften beſprochen wurde, daß die Augsburger Allgemeine (ſ. Num. 214 u. 215 Beilage) Auszüge mit begleitenden Bemerkungen mittheilte, während in Rheinpreußen Männer, die man in öffentlichen katholiſchen Angelegenheiten gewohnt iſt, an der Spitze zu ſehen, kaum Bruchſtücke dieſes dort ſo geheim gehaltenen Manifeſtes

zu Geſicht bekommen konnten. Woher dieſer Gegenſatz? Lag der Grund dieſer Geheimhaltung etwa darin, daß der Geh. Reg. Rath **Brüggemann** mit dem von ihm unterzeichneten Programm ſelbſt nicht zufrieden war, und daß er davon einen ungünſtigen Eindruck auf die rheiniſchen Katholiken befürchtete? Wir wiſſen es nicht; allein wir ſind feſt überzeugt, er hätte in dieſem Falle dem zu gründenden Blatte einen beſſeren Dienſt erwieſen, wenn er, ſtatt jener diplomatiſchen Reſerve, mit Andeutung der ſchwierigen Umſtände, frank und frei ſeine theilweiſe Unzufriedenheit mit dem ungenügenden Programm ausgeſprochen hätte, und überhaupt offen zu Werke gegangen wäre. Er hätte dadurch viel eher Vertrauen erweckt, während er jetzt, wie wir fürchten müſſen, die öffentliche Meinung, die ohnehin einem ſolchen Unternehmen, das einen halb officiellen Anſchein trägt, nicht allzu günſtig iſt, nur mit doppeltem Mißtrauen erfüllt hat, ſo daß die Verwirklichung des projectirten Blattes, wenn nicht ſchon gar aufgegeben, ſo doch in's Unbeſtimmte vertagt erſcheint. Doch wir wollen dem Urtheile unſerer Leſer nicht vorgreifen, und theilen daher das Actenſtück ſelbſt in ſeinem ganzen Umfange mit; ſie mögen dann urtheilen, worin die Beſorgniſſe Brüggemanns ihren Grund haben mochten.

---

## Programm.

Es iſt zunächſt in Berlin ein Kreis von Männern zuſammengetreten, um ein neues Zeitungsunternehmen zu gründen. Dieſer Kreis wendet ſich an Alle, denen ernſtlich daran liegt, die großen Fragen der Gegenwart auf friedlichem Wege gelöst zu ſehen. Er ſetzt bei den Gleichgeſinnten voraus, daß ſie an eine nicht etwa erſt künftig kommende, ſondern jetzt ſchon, ob auch mangelhaft beſtehende ſittliche Weltordnung glauben, daß ſie die Ueberzeugung haben, es vernichte alles gewaltthätige Auflöſen des Beſtehenden das Gute mit dem Schlechten, das Gute, das überall, wie verborgen auch vor dem oberflächlichen Blick, da iſt, und das nur der richtigen Pflege und

Theilnahme bedarf, um aus ſich und im Guten das Schlechte zu überwinden.

Das beabſichtigte publiciſtiſche Unternehmen ſoll alſo dieſen Sinn des Rechts vertreten, und die dem ſelbſtſüchtigen Streit und der offenen oder verkappten Gewalt abzugewinnenden Güter dieſes Rechts wie ſeine eigenen theuerſten betrachten. Daher erſcheint es zunächſt als eine Oppoſition gegen die Oppoſitionspreſſe, aber auch ſo nur gegen diejenigen Organe derſelben, die dem Beſtehenden, weil es beſteht, feind ſind, und zu ſeinem Sturze es entweder offen anlaufen, oder ſo weit ſie dieß nicht können, heimlich untergraben, unbekümmert um das, was unter den Trümmern mit verſchüttet werden wird. Unſere Oppoſition dagegen aber wird, weit entfernt Schmähung einer vermeinten Bosheit zu ſeyn, ſich immer nur mit dem Princip des Gegentheils auseinander zu ſetzen ſuchen, aus den ſchwachen Angriffsmitteln nur auf die Schwäche des Princips weiſen, ohne mit jenen ſelbſt den Partiſankrieg ſubjectiver Empfindlichkeit zu führen. Die Böswilligen ſuchen wir nicht in den Parteien; wir finden ſie in unſerer Nähe oft genug und unter den Fittigen unſeres eigenen Paniers.

Unſer Unternehmen ſchließt aber ſelbſt die Oppoſition nicht aus, ſo fern es ſich frei nach jeder Seite hin gegen jede kehren will, von der bewußt oder unbewußt die Kräfte des zerſtörenden Princips geſtärkt werden könnten.

Alle Spannungen der Zeit fallen innerhalb des Verhältniſſes zwiſchen Staat und Volk, Regierende und Regierte; denn auch die ſocialen Fragen werden und müſſen innerhalb jenes Verhältniſſes entſchieden werden, da in letzter Inſtanz ſtets der Staat als die höchſte Gewalt in der Geſellſchaft ſein ausſchlaggebendes Wort ſprechen muß.

Es iſt aber ferner alles Beſtehende als ſolches concentrirt im Staat und ſeiner Regierung, denn unter ihr ebben und fluthen die Elemente des geſellſchaftlichen Lebens, die Staatsregierung faßt ſie in ihre Dämme ein. — Soll alſo für's Beſtehende in die Schranken getreten werden, ſo muß ein Organ, wie

das beabſichtigte, Freund der Regierung ſeyn, Freund und eben deßhalb nicht Knecht oder Diener. So nur kann es, was es in gleicher Weiſe ſeyn will und ſoll, Freund des Volks, Vermittler zwiſchen Beiden bleiben.

So wenig das Volk, die Regierten, wenn ſie die Regierung ſich gegenüber ſehen, wenn ſie dieſe außer ſich wiſſen (was auch von der rein demokratiſchen Repräſentationsform des Staats nicht beſeitigt wird), im Stande ſind, Wollen und Thun der Regierung klar und unbefangen wie ihr eigenes Herz zu durchſchauen, ſo wenig iſt umgekehrt die beſte Regierung überall im Stande, von ihrer natürlichen Stellung aus ſich ganz in das Weſen des Volks zu verſenken. Es iſt da ein Zwiſchenraum vorhanden, der um ſo größer und bedeutender wird, je mehr das eigenthümliche Leben auf jeder Seite in ſich rege geworden, dasjenige zu ſeyn ſtrebt, was das Ganze durchdringe.

Daß der Staat, die Regierung zu weit greife, von ſich aus das ganze Geſchäft der Leitung des geſellſchaftlichen Lebens übernehmen wolle, iſt eine auch heute noch viel gehörte Klage, deren Grundloſigkeit nur der falſche oder ſchwache Freund des Beſtehenden behaupten kann. Die Ueberzeugung aber, die auch wir theilen, daß dieſes in beſter Abſicht geſchieht, hebt den Uebelſtand nicht auf. Daß das Volk zu weit greife, die Sphären ſeiner eigentlichen Bethätigung überſchreite, iſt nicht weniger wahr.

Bei dem vorhandenen und von Niemand zu leugnenden Zwieſpalt den erſten Schritt zur Wiederausgleichung durch die Regierten gleichſam als ihre Schuldigkeit thun zu laſſen, kann nur eine kurzſichtige und der Regierung ſcheinfreundliche Meinung fordern. Das Volk bewegt ſich nach Trieben, die Regierung mit Bewußtſeyn. Dem Wiſſenden und dazu dem, der durch ſeine ganze Stellung an's Handeln gewieſen iſt, gebührt die Initiative. Sie iſt ſeine Ehre, wie das Siegel ſeiner Macht. Daher wird eine weiſe, innere Staatspolitik aus dem zum Theil ſchon verlaſſenen Weg noch weiter ausbeugen, wird

Digitized by Google

fortfahren, für die eigene ſociale Bethätigung des Volks innerhalb ſeiner ſelbſt in den verſchiedenen natürlichen Kreiſen, und zwar in allen — Raum zu ſchaffen, ſich aber in den ſtill und hoch überwachenden Mittelpunkt des Staatslebens, der zugleich damit der energiſche Punkt der nun frei gewordenen Thätigkeit nach außen iſt, zurückzunehmen, und dadurch auf ihren rechten Standpunkt emporzuheben. Hat ſie ſich ſelber erſt geſtellt, das Volk ſo geſtellt, dann kann ſie den Feind, ſollte er wirklich als ein Eindringling im Volke leben, feſt und ohne ihn weiter mit dem Volke ſelbſt zu verwechſeln, in's Auge faſſen, dann hat ſie die rechte Waffe in der Hand, ihn zu vernichten, aber auch dann erſt iſt die Möglichkeit eingetreten, daß das organiſch „voll" entwickelte Volk als Ganzes der Regierung gegenüber gefahrlos, vielmehr das Geſammtwohl fördernd zur Erſcheinung kommen kann.

Wenn Preußen (und von ihm ſoll unſer Unternehmen, das in Preußen ſein Daſeyn findet, beſonders reden) als europäiſcher Großſtaat den andern Weltmächten gegenüber das geiſtige mehr als das materielle Gewicht in die Wagſchaale legen kann, und ſeine Aufgabe hier eine weniger dankbare iſt, ſo ſteht es dafür als Glied des deutſchen Bundes um ſo zukunftreicher und größer da. Auf eine natürliche Weiſe, ungeſucht, Gewicht und Ehre weniger nehmend als empfangend, werden ihm, werden ſeiner, wenn nicht nur beſonnen, ſondern auch hochherzig geführten Politik herrliche Looſe zufallen. Denn die deutſche Zukunft, die deutſche Einheit, jetzt durch den Zollverein, Süddeutſchlands Gedanke, Preußens Werk, in commerciellem Sinn neu angebahnt, beruht zum großen Theil auf Preußen, kann nur durch ſeine fördernde Mitwirkung, in freier Verbindung mit anderen kleineren, rein deutſchen Staaten zur Reife und Wahrheit gelangen, und ſo ſich die neue zur vollen Ergänzung des Geſammtvölkerlebens noch fehlende Großmacht, Europas Herz in die Weltgeſchichte einführen.

Zeit und Kraft für die Staatsregierung Preußens, ſich mit dieſer Frage der äußern Politik, die zugleich wieder zur

Digitized by Google

innerſten, weil zur nationalen wird, immer großartiger zu befaſſen, geht aus jenem richtigen Verſtändniß der eigenen inneren Politik hervor. Die Liebe der andern deutſchen Stämme kann nichts Kleines für Preußen, ſeine Regierung und ſein Volk ſeyn. Nie mehr ſollte dieſe Liebe dadurch zurückgedrängt und ſelbſt in entgegengeſetzte Gefühle verwandelt werden, daß preußiſche Organe der öffentlichen Meinung, ſtatt zu warten bis das Lob aus der Mitſtämme Mund ertönt, und zu wirken, daß es ertöne, die Poſaune einer Selbſtverherrlichung und Erhebung über die andern erſchallen laſſen, die zum wenigſten das tiefſte Gefühl, was der Menſch im irdiſchen Geſellſchaftsverband hat, das nationale, das deutſche kränkt. Von den beſten Preußen iſt übrigens dieſer Geiſt in allen Zeiten abgewieſen worden, und namentlich ſeit den Scharnhorſt's und Stein's ging der Saame einer deutſchen Geſinnung in Preußen nie aus. Preußen hat ſeine eigene Geſchichte vor bald zweihundert Jahren glänzend begonnen, und glänzender als irgend ein anderer Staat ſchon vor bald hundert Jahren auf ihre Höhe geführt. Seine deutſche Geſchichte hat es vor dreiunddreißig Jahren mit Opferkraft angefangen, ihre Fortführung und Vollendung iſt von nun an die erhabene Aufgabe ſeiner großen Politik.

Indem wir dieſes beſonders feſthalten, wünſchen wir, daß das beabſichtigte Unternehmen Freunde, Mitbegründer, thätige Theilnehmer, ſo weit die deutſche Zunge klingt, finden möge.

Praktiſch iſt die Zeit durch und durch geworden — von der überall nun knarrenden Maſchine an bis zu den letzten und höchſten Fragen des menſchlichen Gemüths nach Gott und göttlichen Dingen, die nicht mehr theoretiſch durch die Philoſophie, vielmehr durch die lebendige Theologie entſchieden werden ſollen.

So iſt es denn auch geſchehen, daß faſt ohne Ausnahme alle politiſchen Zeitungen eine gewiſſe religiöſe und kirchliche Färbung angenommen haben. Wo dieß, wie bei manchen jedoch als ein von außen Auferlegtes nicht aus dem weſentlichen Streben des Blattes Hervorgegangenes erſcheint, kommt auch

Digitized by Google

eine vielfach ſtörende, und das Vertrauen und die ſonſt tüchtige Haltung des Blattes ſchwächende Unangemeſſenheit zu Tag. Denn wir ſind der Meinung, daß nichts durch ein Blatt ſich bewegen ſoll, was ſich nicht aus ſeinem Kern hervorbewege.

Wir wollen, daß unſer Unternehmen jeder Zweideutigkeit und Trübung fern bleibe. Wir ſtehen auf der Seite des poſitiven Chriſtenthums; aber nichts deſto weniger bleibt unſer Unternehmen ein politiſches. Es werden die Grundſätze, nach denen das Geſammtleben der Geſellſchaft zu beurtheilen iſt, zunächſt immer aus dem Staatszweck abgeleitet werden, der kein anderer iſt, als die Fortbildung des Rechts zum Wohl Aller; aber wir wollen es nicht für ein Geringes halten, daß eben dieſe Grundſätze in vollem Einklang mit dem Weſen der chriſtlichen Kirche ſtehen, die ihre eigene Aufgabe nicht außerhalb des chriſtlichen Staates, ſondern in der gegenſeitigen Durchdringung mit ihm löſen will, deren Ziel zwar jenſeits, deren eigene Dießſeitigkeit aber ein dem Staat und ihr Gemeinſames iſt.

Damit aber auch hier das Unbeſtimmte und Unlebendige bloßer Abſtraction vermieden und aus dem Beſtehenden gewirkt werde, ſo iſt die Abſicht, zwei Blätter zu gründen, entſprechend den beiden großen Confeſſionen der abendländiſchen Chriſtenheit, Deutſchlands und Preußens.

So gewiß ein äußerliches und oberflächliches Vermengen, eine Gleichgültigkeit gegen die beſtehenden geiſtigen Unterſchiede auf dem religiöſen Gebiet keine beſſern Erfolge hat, als die Polemik der Perſönlichkeiten, die nicht die Wahrheit, ſondern nur das Ihre ſucht: ſo gewiß iſt auch, daß eine ernſte Vertiefung beider Confeſſionen in ihr eigenes Innerſtes, eine von Würde und Wahrhaftigkeit getragene gründliche Auseinanderſetzung vor allem Andern dazu dienen muß, den bürgerlichen, den ſittlichen Frieden, die politiſche Eintracht für die großen Zwecke zu fördern, zu deren Erreichung unſer Unternehmen in dieſer Zeit ſeinen Beitrag liefern ſoll. Jedes der beiden Blätter wird, nicht indem es den Lobredner, ſondern indem es den

Digitized by Google

freimüthig ernſten Beurtheiler der Zeiterſcheinungen ſeiner Kirchengemeinſchaft macht, das gemeinſame, ſittliche und politiſche Ziel verfolgen, und durch ſolche Freiheit ſeine Unabhängigkeit auch nach dieſer Seite, wie die ächte Verbrüderung, die zwiſchen beiden Blättern beſteht, zeigen.

Wir haben für beide Blätter die Hauptgeſichtspunkte ihrer Haltung und Leitung angegeben. Was alle andern in der Gegenwart ſonſt lebhaft angeregten Fragen betrifft, ſo hoffen wir, daß ſie an ihrem Ort und zu rechter Zeit ſo beſprochen werden, daß man erkenne, wir ſeien nicht gegen die Sache, ſondern nur gegen ihre einſeitige, durch Uebermuth und Leichtſinn, durch Leidenſchaft und Haß verunreinigte Betreibung.

Auch wir gehören dem Volke an, — aber die öffentliche Meinung ſcheint uns, betrachten wir den Kreis ſämmtlicher Organe derſelben, noch nicht geſchloſſen. Es bleibt vielmehr eine Pforte offen, vielleicht kleiner und enger, als die andern vorausgebauten Triumphbogen, — doch ſteht die Hoffnung, die dieſes Programm dictirt hat, feſt: daß der beſte Theil des deutſchen Volks, der ernſtere, gewogenere, ſittlich ſtrengere, der Mannestheil dieſen Durchgang mit uns ſuche. Die jüngſte Zeit hat das richtige Naturverhältniß der Altersſtufen verkehrt. Die Jünglinge ſind in luftigen Reigen vorausgeflogen, Männer und Greiſe haben mit ihnen, mehr als ſich für ſie ſchickte, jugendlich gethan. Soll es beſſer werden, ſo muß die geſunde Natur wieder in ihr Recht eintreten: der Mann muß voran. Ihm gehört die Gegenwart zum Handeln, wie dem Jüngling zum Lernen.

Beide Blätter werden mit dem 1. October dieſes Jahres, das eine in Berlin, das andere in Cöln erſcheinen. Beide werden als eigentliche politiſche Zeitungen die Weltereigniſſe ſo vollſtändig wie möglich berichten, und überhaupt in der Form keine Auszeichnung vor den andern größern Blättern ſuchen, unter denen wir uns denjenigen anſchließen wollen, die ſich

beſtreben, den raiſonnirenden Charakter mit dem erzählenden zu vereinigen.

Berlin, den 27. Juni 1846.

(Gez.) Beſſer, Buchhändler, Dr. Brüggeman, Geh. Reg. Rath, Dr. Kortüm, Geh. O. R. R., Dr. Lachmann, Profeſſor, Dr. Lichtenſtein, Geh. Med. Rath, Dr. Parthey, Dr. Pertz, Geh. Reg. Rath, G. Reimer, Buchhändler, Dr. Stahl, Profeſſor, Ulrich, Geh. Ober. Trib. Rath.

---

Wer dieß Programm mit Aufmerkſamkeit durchlieſt und auf den Kern ſeiner etwas ſtark nebuloſen und in unklarem Zwielicht gehaltenen Redefiguren ſieht, dem wird es nicht entgehen, daß es ganz und gar auf proteſtantiſchem Boden ſteht; die Worte: „Der Staat muß ſtets in letzter Inſtanz als die höchſte Gewalt in der Geſellſchaft ſein ausſchlagendes Wort ſprechen“, würden allein ſchon hinreichen, Verdacht zu erwecken, daß es die Lehre von der Omnipotenz des Polizeiſtaates als ſich von ſelbſt verſtehend verkünde. Das Katholiſche in dieſem Manifeſte verhält ſich zum Proteſtantiſchen kaum wie die zwei unterzeichneten Katholiken zu den acht Proteſtanten. Es kann daher auch eigentlich nur als die Ankündigung der Berliner Zeitung angeſehen werden; allein nichts deſto weniger gibt es ſich als den Herolden beider Blätter, die nach ihm in „ächter Verbrüderung“ verbunden ſind, indem es ausdrücklich beifügt: „Wir haben für beide Blätter die Hauptgeſichtspunkte ihrer Haltung und Leitung angegeben.“

Es wird hienach ſehr begreiflich, wenn Herr Brüggemann am Rhein mit einem alſo abgefaßten Manifeſte nicht offen hervortrat; war ja dort Clemens Auguſt noch im friſcheſten Gedächtniß, gegen den eben der Staat, von den leitenden Grundſätzen des angekündigten Berliner Blattes ausgehend, als die höchſte Gewalt in der Geſellſchaft ſein ausſchlaggebendes Wort in letzter Inſtanz nicht

nur ſprechen, ſondern auch zur Ausführung hatte bringen wollen. Gegen eine principielle Verbrüderung dieſer Art hätten daher die rheiniſchen Katholiken ſogleich Einſpruch thun müſſen, und ſie würden gewiß ihr höchſtes Befremden ausgeſprochen haben, wie man ihnen ein ſolches Anſinnen nur ſtellen könne. Dieß ihr Befremden mußte ſich noch mehr ſteigern, wenn ſie auf das zurückblickten, was in Angelegenheiten der katholiſchen Journaliſtik jener neuen, in Berlin ertheilten Conceſſion vorangegangen war. Die Weiſe, wie man ſich dieſe Vorgänge in der That bei den Beſprechungen über die neu zu gründende Zeitung in's Gedächtniß zurückrief, war ohngefähr folgender Art, wie wir aus der beſten Quelle verſichern können; denn was wir hier mittheilen, iſt nicht am Schreibtiſch erſonnen, es ſind Thatſachen, Allen bekannt.

Im Jahre 1843 beabſichtigte man in Koblenz eine katholiſch-politiſche Zeitung zu gründen; die Unterzeichner des Programms waren wenigſtens theilweiſe auch in den obern Regionen als Männer bekannt, die neben der Anhänglichkeit an ihre Kirche das Princip einer wahren Legitimität und eines echten Conſervatismus, der eben ſo fern dem Radikalismus, als Abſolutismus ſteht, unter allen Umſtänden vertheidigten. Das Geſuch um Ertheilung einer Conceſſion ward abgeſchlagen, weil kein Bedürfniß vorhanden ſei. — Die Actenſtücke ſind abgedruckt in den Hiſtoriſch-politiſchen Blättern Bd. 12, S. 556 ff.

Um dieſelbe Zeit verwendeten ſich die nämlichen Männer um Aufhebung des Verbots der Hiſtoriſch-politiſchen Blätter; ſpäter ging daſſelbe Geſuch von andern rheiniſchen Städten aus. — Alle Geſuche wurden abſchlägig beſchieden.

In der Zeit, wo alſo für die Herausgabe einer katholiſchen Zeitung am Rhein kein Bedürfniß vorhanden war, und wo der Münchener Zeitſchrift der Eingang verwehrt wurde, — gründete die Regierung aus Staatsmitteln, und ſomit auch mit den Geldern der Katholiken, zum Schutze des „hiſtoriſchen Proteſtantismus", den Rheiniſchen Beobachter. — Ein Blatt,

Digitized by Google

das ſich alsbald eben ſo feindlich der katholiſchen Kirche, als freundlich jedem Abſolutismus, und mochte er auch eine Ausgeburt des allerſchlechteſten Radikalismus, wie in Aargau und Waadt ſeyn, bewies, — ja ſelbſt in Belgien die Radikalen gegen die conſervativen Freunde der Regierung in Schutz nahm.

Vorher ſchon war dem Verleger und Eigenthümer der Rhein- und Moſelzeitung von Berlin ein aus Staatsmitteln wenigſtens theilweiſe ſalarirter ſogenannter Gelehrter, der Dr. Melzer zugeſandt worden, um denjenigen Ideen und Geſinnungen, deren Verbreitung man wünſchte, auch am Rheine Eingang zu verſchaffen. — Melzer führte aber die Redaction auf eine Weiſe, daß die Rhein- und Moſelzeitung, mit Ausnahme eines Theils von Beamten, die aus Rückſichten das Abonnement nicht zu kündigen wagten, in kurzer Zeit faſt alle Abonnenten verlor. — Hierdurch ſah ſich der Verleger gezwungen, den Dr. Melzer fortzuſchicken und ſeiner Zeitung eine andere Richtung zu geben; obgleich nun dieſelbe Vieles zu wünſchen übrig ließ, ſo war ſie doch ein Nagel in die Todtenlade des Rheiniſchen Beobachters, was wohl, ohne Zweifel nicht ohne Veranlaſſung ſeiner hohen Gönner, den Profeſſor Bercht zu Anfang dieſes Jahres vermochte, einen Verſuch zu machen, mit dem Koblenzer Blatt ein Kartell dahin zu ſchließen, daß künftig beide Zeitungen ſich nicht mehr gegenſeitig anfeinden, ſondern eine jede, von ihrem Standpunkte aus, die eine den hiſtoriſchen Proteſtantismus, die andere den hiſtoriſchen Katholicismus vertheidigen ſolle. — Da der Verleger hierauf nicht einging, ſo ließ Bercht ſeinem Ingrimm gegen die Rhein- und Moſelzeitung vollen Lauf, und hoffte ſie beſonders durch eine verächtliche Behandlung zu ruiniren, wodurch er aber nicht dieſer, ſondern ſich ſelber nur neuen Schaden zufügte, — ſo daß ſein Blatt am Ende ganz unhaltbar wurde. — Das Mißlingen dieſes Verſuches konnte in Berlin nicht unbeachtet bleiben.

Man gelangte dort endlich zu der Ueberzeugung, daß der unrheiniſche „Rheiniſche Beobachter" — dem conſervativen

Digitized by Google

Princip nicht nur keinen Nutzen, ſondern den empfindlichſten Schaden brachte.

Nach dieſen Erfahrungen hätte man alſo wohl erwarten dürfen, man würde in Berlin endlich dem ſo oft geäußerten Wunſche der rheiniſchen Katholiken Gehör ſchenken, und das Verbot gegen die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter aufheben. Statt deſſen aber erging umgekehrt in Breslau eine erneute Verfolgung, und die Polizei gab ſogar den Buchhandlungen auf, alle ihre Abonnenten namhaft zu machen. Eben als ſich die Kunde hievon verbreitet hatte, erſchien nun der geheime Regierungsrath Brüggemann mit dem oben mitgetheilten Programm, das in ſeiner unklaren Faſſung, ſich immer in verſchwimmenden Halbtönen und ſeltſamen, verblümten Redensarten und Bildern bewegend, keineswegs geeignet war, dem Unternehmen Vertrauen zu gewinnen. Es trägt vielmehr ſelbſt die Verlegenheit an der Stirne, die überall anzuſtoßen fürchtet und die Gegenſätze vermitteln möchte, und darum nirgends mit der Sprache deutlich und offen herausrückt. Am allerwenigſten aber kann, abgeſehen von dem Inhalt und den zu Grunde liegenden Principien, eine ſolche Sprache am Rhein Glück machen, wo man, ganz auf das Praktiſche gerichtet, jedes Ding kurz und gut beim rechten Namen zu nennen liebt, und hinter gedrechſelten, geſchraubten Redensarten nur einen unfruchtbaren, lächerlichen Formelpedantism ſieht, von dem nichts zu erwarten ſteht, oder allerlei verdächtige, das Licht ſcheuende Abſichten im Hinterhalt vermuthet.

Hätten die Unternehmer der beiden Zeitungen das Vertrauen der Katholiken ſich ſichern wollen, ſo wäre der gerade, der einfache Weg auch der ſicherſte geweſen. Mit Hinweglaſſung aller jener Principien, welche nur für einen Proteſtanten und für ein proteſtantiſches Blatt Geltung haben, mußten ſie die Parität beider Confeſſionen und die Achtung der gegenſeitigen Rechte an die Spitze ſtellen. Die Anerkennung dieſer

Parität von Seiten der Regierung war es, welche dieſe zu der gleichzeitigen Ertheilung beider Conceſſionen vermochte; die Achtung der beiderſeitigen Rechte war das Band, welches die durch die Confeſſionen getrennten Unternehmer einigen konnte. Auf dieſe Weiſe haben wir geſehen, wie in den deutſchen Ständeverſammlungen zuweilen, wenn auch ſelten, Proteſtanten ſich in religiöſen Fragen, einzig den Standpunkt des Rechtes im Auge, der gekränkten Rechte der Katholiken annahmen, und umgekehrt; eben ſo haben auch die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter, um nur ein Beiſpiel anzuführen, wiederholt Gelegenheit gefunden, rühmend der ſonſt ganz proteſtantiſchen Basler Zeitung zu gedenken, weil ſie verſchiedentlich in den religiöſen Fragen der Schweiz nicht auf die Parteileidenſchaft, ſondern auf das beſchworne Recht ſah, welches gegen die Katholiken auf's ſchmählichſte gekränkt wurde; aus demſelben Grunde haben wir auch der Oberdeutſchen Zeitung von G i e h n e unſere Achtung nicht verſagt, obſchon ihr Redacteur keineswegs unſerer Confeſſion, wie Jeder weiß, angehört.

Dieſe Rechtsparität und die Anerkennung derſelben war, wie geſagt, das Band, welches die acht Proteſtanten und die zwei Katholiken der beiden Zeitungen vereinigen mußte; in allem Uebrigen aber mußten beide Confeſſionen und die beiden Redactionen volle Freiheit haben, ſowohl die Grundſätze ihres Glaubens zu entwickeln, als auch die Irrthümer der Gegenſeite, verſteht ſich immer in dem Geiſte chriſtlicher Liebe und Verträglichkeit, zu bekämpfen. Dieſe beſondern Geſichtspunkte feſtzuſtellen, wäre einfach der Inhalt für die beiden Programme der einzelnen Zeitungen geweſen, die darin zu ihren Confeſſionsverwandten geſprochen hätten. Wie aber nun die Sache ſteht, ſo ſollen wir das proteſtantiſche Programm als für beide Blätter geltend annehmen. Herr Geh. Regierungsrath Brüggemann, deſſen Abſichten wir übrigens durch dieſe Erörterungen nicht zu nahe treten wollen, ſcheint dieß in der That auffallend ſpät gefühlt zu haben, daher ſeine Zurückhaltung hinſichtlich

dieſes jedenfalls höchſt übereilt unterzeichneten Programms, auf deſſen einzelne Sätze wir bald näher eingehen wollen. Wenn übrigens, was verlautet, wahr iſt, — und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, – daß die beiden Katholiken, Ulrich und Brüggemann, die Ertheilung einer Conceſſion für eine rheiniſche katholiſche Zeitung zur Bedingung ihres Beitrittes zu der Berliner proteſtantiſchen gemacht, ſo ſind ihnen hiefür die Katholiken allerdings zu Dank verpflichtet; ſie wären es aber noch mehr, wenn beide Männer ihr Werk dadurch vollendet hätten, daß ſie mit Geltendmachung des Standpunktes vollkommener Parität von vornherein auf der Nothwendigkeit geſonderter Programme beſtanden wären.

Die einzige Weiſe, wie dieſer Nachtheil einigermaßen wieder gut gemacht werden könnte, wäre, wenn das neue rheiniſche Blatt eine tüchtige Redaction erhielte, wenn ein Mann an ſeine Spitze träte, deſſen religiöſe Geſinnung, deſſen Charakter und deſſen ſchriftſtelleriſche Leiſtungen vollgültige Bürgſchaft leiſteten für die Unabhängigkeit und die katholiſche Haltung ſeiner Zeitung, und ſo das allgemein erwachte Mißtrauen beſiegten. Da die Zeitung in Köln erſcheinen ſoll, ſo kann ohnehin die Rede nicht davon ſeyn, daß ſie unter der Leitung eines Berliner Comites ſtehen werde, ſo wie ſich auch kein Mann von Charakter hergeben wird, das, was er ſelbſt verantworten muß, unter fremde, und noch dazu ſo entfernte Vormundſchaft zu ſtellen. Freie Bewegung iſt die erſte und unumgängliche Bedingung für das Aufkommen eines Zeitblattes; die zweite iſt, daß ſeine Redaction das allgemeine Vertrauen beſitze, und dieſe Bedingung iſt namentlich am Rhein unabweislich, weil es dort der Vereinigung aller Kräfte, ſowohl der materiellen, als der geiſtigen bedarf, um ein größeres Unternehmen dieſer Art durchzuführen, und die tauſend Schwierigkeiten, die ſich ihm nothwendig entgegenſtellen werden, zu überwinden. Nur zu bald wird die Redaction ſich hiervon überzeugen. Wir unſerer Seits weit entfernt, einem ſolchen

Digitized by Google

Blatte mit gehäſſiger und kleinlicher Mißgunſt gegenüberzutreten, würden es als die willkommenſte Erſcheinung auf das freudigſte begrüßen, ſollte auch hier und da die Abſicht dazu mitwirken, die gefürchteten oder beneideten Hiſtoriſch-politiſchen Blätter dadurch allgemach in den Hintergrund treten zu machen. Einem beſſeren Ritter räumen wir gern die Stühle ein; übrigens iſt Raum genug für Viele da, und je mehr ihrer ſind, deſto beſſer!

Wie öffentliche Blätter berichteten, ſo ſoll Dr. W. Junkmann dieſer auserſehene Redacteur ſeyn; eine Wahl, welche bereits in der Augsburger Allgemeinen lobend erwähnt wurde. Wir ſelbſt kennen ihn perſönlich nicht; allein auch wir hören von den verſchiedenſten Seiten ſowohl was ſeine religiöſe Geſinnung, als auch was ſein Talent betrifft, das er bereits durch ſeine Gedichte und ſeine Beiträge in der Münſter'ſchen Zeitſchrift bewährt habe, nur das Allerrühmlichſte. Eine Zeitung, an deren Spitze er treten wird, davon läßt ſich darum auch nur das Beſte hoffen, und ohne Zweifel wird er dazu ein anderes Programm ſchreiben, als das oben mitgetheilte, welches wir nun noch kurz durchgehen wollen.

Uebrigens fürchten wir, wird das Rheiniſche Unternehmen an der einfachen Alternative ſcheitern: in Berlin will man kein ernſtlich katholiſches Blatt, ſonſt würde man das Verbot gegen die Hiſtoriſch-politiſchen Blätter nicht fortbeſtehen laſſen, am Rhein aber wird man eine andere Zeitung, als eine katholiſche, weder mit Beiträgen, noch mit Actien unterſtützen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# XXXI.

## Die Paritätsfrage in Preußen und das Programm der neuen Zeitungen.

(Schluß.)

Es war gewiß keine kleine Aufgabe, unter Umſtänden, wie ſie gegenwärtig in Berlin obwalten, ein gemeinſchaftliches Programm für eine proteſtantiſche und eine katholiſche Zeitung zu ſchreiben; ein Programm, das ſo allgemein gehalten ſei, daß zehn Männer, Katholiken und Proteſtanten, es unterzeichnen konnten, und das zu gleicher Zeit auch wieder keiner der zehntauſend Glaubens- und Meinungsverſchiedenheiten, in welche der Proteſtantismus in göttlichen und weltlichen Dingen auseinanderläuft, zu nahe träte, und das doch zugleich auch wieder nach der vorherrſchenden Ueberzeugung ſeiner Hauptunternehmer einen poſitiven Charakter tragen ſollte. Eine ſolche Aufgabe, ein wahrer Eiertanz, iſt allerdings geeignet, unſer Mitleiden für den in Anſpruch zu nehmen, dem ſie als Redacteur zu Theil ward; ſie hat etwas Aehnliches mit der Abfaſſung einer Adreſſe für eine Kammer, wo die Anſichten nach den Köpfen verſchieden ſind, und die Verſchiedenheit Lebensfragen betrifft, und der Spruch: „Waſch mir den Pelz und *mach* mich nicht naß", der Hauptgrundſatz iſt. Wir können uns lebhaft vorſtellen, welche Mühe der Redacteur ſich gab,



Digitized by Google

um ſeinen Sätzen die Knochen zu brechen, damit das Ganze eine Moluskengeſtalt gewinne; und wie dann bei der gemeinſamen Berathung dennoch der Eine Dieß, der Andere Jenes auszuſetzen, zu mildern und zu ſchärfen fand, und wie dem Einen vielleicht zu ſtark ſchien, was dem Andern noch viel zu ſchwach ausgedrückt war. Kurz, wundern dürfen wir uns nicht, daß zuletzt ein ſo ſeltſames Produkt als Endreſultat zu Tage kam, wie es uns nun vorliegt. Geſtehen müſſen wir jedoch, daß wenn es die Aufgabe war, Alles in einen verſchwimmenden Nebel einzuhüllen, die Redaction eine meiſterhafte genannt werden kann; denn ſelbſt das, was man ohne Gefahr klar und deutlich, ſchlecht und recht, in gemeinem Deutſch ſagen konnte, wie es der Hausverſtand ſpricht, iſt hier von einer pretioſen, parfümirten Nebelwolke umflort, ſo daß man ſich bei jeder Zeile fragen muß, wen und was meinen denn dieſe Herren eigentlich mit ihren blumigen Redensarten?

Gleich der Anfang trägt dieſen höchſt allgemeinen Charakter. Es richtet ſich an Alle, welche die Fragen der Gegenwart auf friedlichem Wege gelöst ſehen möchten, die an eine jetzt ſchon, wenn auch mangelhaft beſtehende ſittliche Weltordnung glauben, und nicht durch gewaltthätiges Auflöſen das Gute mit dem Schlechten dem Untergange preisgeben wollen. Wider ſelbſtſüchtigen Streit und offene oder verkappte Gewalt für die Pflege des Guten und des Rechtes in die Schranken tretend, erſcheint das Unternehmen daher zunächſt „als eine Oppoſition gegen die Oppoſitionspreſſe.“ Bis hierhin wäre Alles ſo ziemlich klar. Allein nun kommen die Cautelen und die Halbtöne, damit man ja nicht glauben ſolle, es trete entſchieden der Revolution und den von ihr abgeleiteten Principien entgegen. O nein! ſeine verſöhnende Friedensliebe beabſichtigt keinen ſo grauſamen Vernichtungskrieg, den man des Obscurantism, des Fanatism, ja vielleicht gar des Ultramontanism beſchuldigen könnte. Es beſcheidet dieſe ſeine Oppoſition: „aber auch ſo nur gegen diejenigen Organe der Oppoſitionspreſſe, die dem Beſtehenden

weil es beſteht, feind ſind und zu ſeinem Sturze es entweder offen anlaufen; oder ſo weit ſie dieß nicht können, heimlich untergraben, unbekümmert um das, was unter den Trümmern mit verſchüttet werden wird.“ Wir müſſen geſtehen, rechnet man allenfalls die Grundſuppe des allerſchlechteſten, mordbrenneriſchen, hirnwüthigen Radikalism einiger Baſelländler und Conſorten hinweg, ſo wird die Berliner Zeitung wenige Feinde zu bekämpfen haben, die den Grundſatz aufſtellen: das Beſtehende muß fallen, nicht weil es unſeren Anſichten und Intereſſen zuwider iſt, ſondern weil es beſteht; es heißt das ohngefähr ſo viel, als ob ſie geſagt hätten: wir wollen nur die bekämpfen, die verderbliche Lehren nur deßwegen verbreiten, weil ſie verderblich ſind. Man ſieht, daß dieſe Kriegserklärung jenen Spruch: waſch mir den Pelz, und mach mich nicht naß, wohl zu beherzigen wußte. Allein die Großmuth dieſes ſanftmüthigſten Kriegsmanifeſtes geht noch weiter; ſogar bei denen, die das Beſtehende, weil es beſteht, umſtürzen wollen, redet es von einer „vermeinten Bosheit“, die vor ſeiner Lanze und „dem Partiſankrieg ſubjectiver Empfindlichkeit“ ſicher ſei; nur gegen das Princip habe es ſeinen Kriegsmuth gerichtet, dem es ſeine ſchwachen Angriffsmittel zur Selbſtbekehrung vorhalten wolle. Während es alſo bei den ſchlimmſten Revolutionären nur eine „vermeinte Bosheit“ findet, kehrt die unnatürliche Mutter ihr Schwert gegen ihr eigenes Fleiſch und Blut, indem das Programm ſagt: „Die Böswilligen ſuchen wir nicht in den Parteien; wir finden ſie in unſerer Nähe oft genug, und unter den Fittigen unſeres eigenen Paniers.“ Nach dieſem ſeltſamen Bilde von einem gefiederten Panier zu ſchließen, denkt das Programm etwa an den preußiſchen Adler? jedenfalls iſt es wohl kein Pelikan, der bekanntlich ſeine Jungen mit ſeinem Blute ernährt, und ſie nicht als „böswillige“ preisgibt.

Nachdem ſie ſich übrigens das Recht der Oppoſition auch nach anderer Seite hin vorbehalten, folgt das Dogma von



Digitized by Google

dem Staat als „höchſter Gewalt“, in dem und in deſſen Regierung ſich alles Beſtehende als ſolches concentrire; hierüber haben wir bereits unſer Bedenken geäußert. Ihr Organ ſoll Freund und deßhalb nicht Knecht der Regierung, es ſoll zugleich auch Freund des Volkes ſeyn, und Beide, Regierung und Regierte, vermitteln. Zugegeben wird nun als unläugbares Uebel das Zuweitgreifen der Regierung, oder der Alles administriren wollenden Büreaukratie; dieſem aber der andere Satz zugleich gegenübergeſtellt: „daß das Volk zu weit greife, die Sphären ſeiner eigentlichen Bethätigung überſchreite, iſt nicht weniger wahr.“ Die Initiative des Einlenkens aber wird der Regierung zugeſchoben; denn „das Volk bewegt ſich nach Trieben, die Regierung mit Bewußtſeyn.“ Dieß iſt eine jener echt berliniſchen Phraſen, von der man nicht begreifen kann, wie jene Männer ſie mit ihren Namen beſiegeln konnten. Sie iſt die weitere Ausführung von jenem Myſterium des abſtrakten Staates als höchſter Gewalt und höchſter Intelligenz; ſie iſt ein neuer Beweis dafür, wie der, welcher ſie ſchrieb, ſelbſt in dem Wahne jener eben gerügten Allregiererei befangen lag; denn wenn das Volk ſich nach Trieben, wie das Thier, bewegt, die Regierung aber, wie der Menſch, mit Bewußtſeyn: was kann das Thier Vernünftigeres thun, als Alles und Jedes dieſer höchſten Staatsintelligenz zu überlaſſen? In welcher Welt todter Abſtractionen lebt man doch in Berlin! Wie oft wurden nicht Regierungen von ihren Trieben und Leidenſchaften in den Abgrund des Verderbens geriſſen, während Männer aus dem Volke, ja die geſunde Stimme des Volkes ihnen ihr Schickſal mit ruhigem Blicke vorausverkündete. Seltſam! die Männer, die dieſe Phraſe niederſchrieben, oder wenigſtens billigten, ſagen am Ende ihres Programmes: „Auch wir gehören dem Volke an“, alſo auch ſie bewegen ſich nach Trieben, und wollen doch Volk und Regierung aufklären. Und in welcher merkwürdigen Lage befindet ſich der Geh. O. R. R. Kortüm, der laut dem Begleitſchreiben des Programmes von

der Regierung mit der Cenſur der neuen Zeitung betraut wurde? Als einer ihrer Mitarbeiter und dem Volke angehörig, wird er ſich nach Trieben, als beſtellter Cenſor des Blatts aber mit Bewußtſeyn bewegen und ſtreichen, was der Eine in ſeiner Bewußtloſigkeit ſchrieb. Daß dieſe Herren, wie ihre Titel bezeugen — fünf ſind geheime Räthe — nicht dem Volke, ſondern dem von ſeiner Infallibilität durchdrungenen Beamtenſtande des omnipotenten Polizeiſtaates angehören, beweist die obige Sentenz hinreichend. Kein Wunder daher, wenn Herr Brüggemann mit dieſem Programm am Rhein zurückhielt. Hätten ihm die Rheinländer nicht erwidert: „Wir finden hierin ja nur die bekannte Lehre, welche der Miniſter Rochow den Bewohnern der Stadt Elbing gab, wo möglich noch kraſſer ausgeſprochen. Der Miniſter ſprach denſelben mindeſtens doch nicht allen Verſtand ab, ſondern verlangte nur, daß ſie mit ihrer „beſchränkten“ Einſicht die Maßregeln der Regierung nicht meſſen ſollten. Fordert aber eine ſolche Theilung nicht blinden Gehorſam von Seite des Volkes und der Kirche gegen dieſe mit aller materiellen Gewalt bekleidete Intelligenz? Wohin können, wohin werden ſolche Grundſätze führen, wornach ſelbſt der paſſive Widerſtand als hochverrätheriſche Rebellion erſcheinen muß.

Das Dogma wird inzwiſchen von dem Programm in dieſer Weiſe nebelhafter Abſtractionen weiter entwickelt; es wird darin von einem „Wiſſenden“ geſprochen, von dem man nicht weiß, ob damit der König, oder die Regierung als Abſtractum, oder die Beamten gemeint ſind; die Unwiſſenden aber werden natürlich wieder jenſeits geſucht werden müſſen. Die Phraſen nehmen aber hier einen ſo hohen, bilderreichen Schwung, daß wir gern von dem Privilegium unſerer Unwiſſenheit Gebrauch machen, um ihm nicht zu folgen.

Jetzt wendet ſich das Programm an Preußen, von dem das Unternehmen ausgehe. Natürlich wird hier ſogleich wieder des geiſtigen Gewichtes gedacht, welches daſſelbe als europäiſcher Großſtaat, den andern Weltmächten gegenüber, in die

Digitized by Google

Wagſchaale lege. Uns wundert nur, daß man nicht hier, wie es vielfach geſchehen, daſſelbe Verhältniß geltend gemacht, wie zwiſchen Regierung und Volk, daß nämlich Preußen als der Staat der Intelligenz, als „der Wiſſende“ derjenige ſei, welcher ſich auf der Weltbühne mit Selbſtbewußtſeyn bewege, während die übrigen Staaten nur ihren Trieben folgen. Bereits wird in den Betrachtungen der Augsburger Allgemeinen dieſes Selbſtlobes gedacht. Es heißt dort: „Alles, was ſich zwiſchen den europäiſchen Großmächten verhandelt, iſt politiſcher Natur, und handelt es ſich dabei von einem geiſtigen Gewicht, ſo wird dieſes wohl da zu ſuchen ſeyn, wo größere politiſche Bildung iſt, die ohne politiſches Leben und den bildenden Gang der öffentlichen Berathungen undenkbar iſt. Sie wird weder von den Kathedern geſpendet, an denen es in Preußen nicht fehlt, noch aus dem Bureau, in dem allerdings eine große Zahl ſehr erfahrener Räthe das Tagewerk der Verwaltung beſorgt u. ſ. w.“

Wenn das Programm weiter, von Preußen als einer deutſchen Bundesmacht ſprechend, ſagt: „die deutſche Zukunft, die deutſche Einheit — könne hauptſächlich durch Preußens fördernde Mitwirkung, in freier Verbindung mit anderen kleineren, rein deutſchen Staaten zur Reife und Wahrheit gelangen, und ſo ſich die neue, zur vollen Ergänzung des Geſammtvölkerlebens noch fehlende Großmacht, Europas Herz in die Weltgeſchichte einführen“ — ſo liegt hierin allerdings einiges Wahre; allein das Programm hätte der deutſchen Einheit förderlicher das Wort geredet, wenn es bei Abfaſſung dieſer Phraſen ſeine ſelbſtſüchtigen Gedanken von preußiſcher Hegemonie der deutſchen Vaterlandsliebe geopfert, und nicht bloß von „einer freien Verbindung mit andern kleinern, rein deutſchen Staaten“ geſprochen, ſondern auch einem anderen großen deutſchen Bundesglied, Oeſterreich, einen gebührenden Antheil an der deutſchen Zukunft gegönnt hätte.

Nachdem das Programm es nun auf nichts Geringeres abgeſehen hat, als Preußen, in Verbindung mit den kleineren rein

deutſchen Staaten, zum Herzen Europas zu machen, zollt es auch der Beſcheidenheit einen kleinen Tribut. Es ſagt: „Die Liebe der andern deutſchen Stämme kann nichts Kleines für Preußen, ſeine Regierung und ſein Volk ſeyn. Nie mehr ſollte dieſe Liebe dadurch zurückgedrängt und ſelbſt in entgegengeſetzte Gefühle verwandelt werden, daß preußiſche Organe der öffentlichen Meinung, ſtatt zu warten bis das Lob aus der Mitſtämme Mund ertönt, und zu wirken, daß es ertöne, die Poſaune einer Selbſtverherrlichung und Erhebung über die andern erſchallen laſſen, die zum wenigſten das tiefſte Gefühl, was der Menſch im irdiſchen Geſellſchaftsverband hat, das nationale, das deutſche kränkt.“

Dieß iſt ein ſehr löblicher Vorſatz, zu dem wir von Herzen Amen ſprechen würden, wenn nur nicht das Programm ſich in den folgenden Zeilen ſogleich ſelbſt dagegen verſündigte. Denn wir erſehen daraus, daß dieſes allem Selbſtlobe entſagende Preußen „ſeine eigene Geſchichte vor bald zweihundert Jahren glänzend begonnen, und glänzender als irgend ein anderer Staat (!!), ſchon vor bald hundert Jahren auf ihre Höhe geführt.“ Wenn es dann weiter heißt: „Seine deutſche Geſchichte hat es vor drei und dreißig Jahren mit Opferkraft angefangen, ihre Fortführung und Vollendung iſt von nun an die erhabene Aufgabe ſeiner Politik“, ſo iſt dieß wieder eine höchſt ſeltſame Theilung: zweihundert Jahre hat man an ſich gedacht und für ſeine Größe geſorgt, und war doch auch ein deutſches Reichsland; und erſt ſeit drei und dreißig Jahren hat man, und zwar mit Opferkraft, angefangen, an das arme Deutſchland zu denken, und will ſich nun, vermittelſt der kleineren Glieder deſſelben, zum Herzen Europas aufſchwingen! Und dieß ſagt man in demſelben Augenblick, wo man feierlich alles Selbſtlob abſchwört, und warten und wirken will, bis dieß Lob aus der Mitſtämme Mund ertöne! Hienach, wenn die Sachen ſich wirklich alſo verhalten ſollten, würde man es den kleineren Mitſtämmen wohl ſchwerlich übel nehmen können, wenn ſie erſt einige Proben von der Uneigen-

nützigkeit dieſer erſt dreiunddreißigjährigen deutſchen Vaterlands=liebe und ihrem Siege über die zweihundertjährige Selbſtliebe abwarten wollten.

Möge das neue Blatt dieß wohl beherzigen, und, mit Beſeitigung aller Nebenabſichten und aller Großſprecherei, der Träger einer wahrhaft deutſchen, das ganze Vaterland umfaſſenden Geſinnung ſeyn, und „Mitbegründer, thätige Theilnehmer, ſo weit die deutſche Zunge klingt“, werden ihm nicht fehlen.

Von der Politik wendet ſich das Programm zur Theologie, und wir erfahren, daß es hier auf dem Boden des poſitiven Chriſtenthums ſtehe. Allein einerſeits werden in dem Begleitſchreiben die Fragen von Staat und Kirche als offene erklärt, andererſeits aber wird auch hier wieder der Staatszweck oben angeſtellt, indem es heißt: „Es werden die Grundſätze, nach denen das Geſammtleben der Geſellſchaft zu beurtheilen iſt, zunächſt immer aus dem Staatszweck abgeleitet werden, der kein anderer iſt, als die Fortbildung des Rechts zum Wohl Aller; aber wir wollen es nicht für ein Geringes halten, daß eben dieſe Grundſätze in vollem Einklang mit dem Weſen der chriſtlichen Kirche ſtehen, die ihre Aufgabe nicht außerhalb des chriſtlichen Staates, ſondern in der gegenſeitigen Durchdringung mit ihm löſen will, deren Ziel zwar jenſeits, deren eigene Dießſeitigkeit aber ein dem Staat und ihr Gemeinſames iſt.“ So das Programm.

Wer aber wird nach den früher von ihm dargelegten Grundſätzen über dieſen vollen Einklang des Chriſtenthums und des Staatszweckes zu entſcheiden haben? Wem wird die Deutung des Chriſtenthums obliegen? was wird, wenn ſich zwiſchen dem zeitweiligen vermeinten Staatszwecke, dieſer ſogenannten Fortbildung des Rechtes zum Wohl Aller, Disharmonien ergeben ſollten, dieſe zu löſen haben, und, wenn ſie unlösbar ſind, wer wird nachgeben? Erinnern wir uns, daß ſchon früher der Staat, d. h. die Regierung als „die Wiſſende“ erklärt wurde, ſo ſteht ihr hiernach auch nur allein das

Urtheil darüber zu, was „zum Wohl Aller“ gereicht, und iſt ſie demnach der Anſicht, daß z. B. die Dogmen der katholiſchen Kirche nicht zum Wohl Aller gereichen, daß vielmehr z. B. die Grundſätze des Deutſchkatholicismus, insbeſondere dem Wohle der Katholiken entſprechender ſind, als die der römiſch-katholiſchen Kirche, ſo werden die Unternehmer von ihrem Standpunkte aus dieß um ſo mehr vertheidigen müſſen, als ſie in Beziehung auf die Kirche den Staatszweck nicht ſowohl in die Aufrechthaltung des beſtehenden Rechtszuſtandes, als vielmehr in die Fortbildung des Rechts geſetzt haben. — Unrichtig wäre die fernere Behauptung, „das Ziel der Kirche ſei jenſeits“ — wenn dadurch ausgeſprochen werden ſollte, daß es die ausſchließliche Aufgabe des Staats ſei, für die Veredlung und Sittlichung der Unterthanen zu ſorgen, — womit nichts weniger geſagt wäre, als daß ihm, „dem Wiſſenden“, allein, mit Ausſchluß der Kirche, oder doch nur mit Verwendung derſelben, in ſofern er dieß ſeinem Zwecke entſprechend erachte, das ganze Unterrichtsweſen anheimfalle. Allerdings iſt das Ziel der Kirche, alle Menſchen der ewigen Glückſeligkeit zuzuführen; in ſofern liegt daſſelbe alſo jenſeits, — nicht minder iſt es aber ihre Aufgabe, auch dießſeits deren Wohlergehen zu fördern, und würde es ihr überhaupt unmöglich ſeyn, das Erſtere zu erreichen, wenn es ihr nicht geſtattet wäre, dießſeits die Mittel anzuwenden, die zu deſſen Erreichung erforderlich ſind; wonach es denn nicht zweifelhaft ſeyn dürfte, daß der hierhin gehörige Theil des Unterrichts und der Erziehung ihr, und nicht dem Staate gebühre.

Wenn das Programm endlich am Schluße, offenbar damit durch keine Polemik „die ächte Verbrüderung“ der beiden neuen Blätter geſtört werde, die Confeſſionen im Intereſſe des Friedens auf eine ernſte Vertiefung in ihr eigenes Innerſtes verweist, ſo müſſen wir die Freiheit der Erörterung hiegegen in Schutz nehmen, die das Berliner Blatt in ſeinem Begleitungsſchreiben ſeinen eigenen Mitarbeitern, die Fragen von Kirche und Staat für offen erklärend, zuſichert. Die Ka-

tholiken werden daher auch ihren Antheil an dieſer Freiheit verlangen und ſagen: „Die Wahrheit iſt nur eine, vielfach der Irrthum; es iſt aber die Aufgabe der katholiſchen Kirche, die ſich des ausſchließlichen Beſitzes der Wahrheit in ihrem ganzen Umfange bewußt iſt, den Irrthum zu bekämpfen. Dabei genügt aber offenbar nicht eine ernſte Vertiefung in ihr eigenes Innerſtes; es genügt nicht, bloß zu zeigen, daß ſie im Beſitze der Wahrheit iſt, ſie muß auch zeigen, daß der Irrthum Irrthum iſt, — eine Polemik iſt daher, wenn man ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, entweder ſelbſt der Glaubensmengerei, oder Gleichgültigkeit zu verfallen, oder Schuld daran zu ſeyn, daß Andere ihr verfallen, nicht zu vermeiden. — Aber zu verlangen iſt von ihr, daß ſie ohne Verletzung der Perſönlichkeiten und in jeder Beziehung mit ehrlichen Waffen geführt werde.“

Kommen wir zum Schluße. Wie groß auch immer unſere Bedenken ſeyn mögen: ſo ſehen wir es dennoch, wie wir bereits früher geſagt, als einen erfreulichen Fortſchritt an, daß Männer, die in ſo mancher Hinſicht eines ausgezeichneten Rufes genießen, ſich ein politiſches Organ ſchaffen wollen, damit nicht, wie bisher, die Leitung der öffentlichen Meinung dem blinden Ohngefähr und den unfähigſten und unwürdigſten Händen überlaſſen bleibe, ſo daß man Berlin in dieſer Beziehung ſo gut wie gar nicht zählt.

Möchten ſie aber dabei wohl bedenken, daß die Zeit vorüber iſt, wo man ſich mit leeren Phraſen abſpeiſen ließ, daß Deutſchland für ſeine Achtung Thaten verlangt. Preußen hat alle Mittel in Händen, ſie zu gewinnen, und Niemand wird daran zweifeln, daß ſein König von den beſten Abſichten beſeelt ſei; mögen ihm aber auch die Männer der That zu ihrer Erfüllung nicht fehlen, mögen ſie, ehe ſie von einer glänzenden Vergangenheit und einer noch glänzenderen Zukunft, die ihrer warte, ſprechen, zuerſt und vor Allem ſich von dem Gefühl ihrer Pflichten gegen Preußen und gegen Deutſchland

Digitized by Google

durchdringen — und die bereitwillige Anerkennung Deutſchlands wird ihnen nicht entgehen. Dieß iſt unſer Wunſch, den wir dem neu entſtehenden proteſtantiſchen Berliner Blatt zurufen, und ſollte das katholiſche am Rhein unter W. Junkmann zu Stande kommen, ſo wüßten wir es mit keinem beſſeren zu begleiten.

Uebrigens iſt es die höchſte Zeit, daß man ſich in Berlin zuſammennehme, will man nicht allen Credit verſcherzen; denn nichts kann in einem größern Mißverhältniß ſtehen, als die Anſprüche, welche man dort von jeher als von ſich ſelbſt verſtehende macht, und die Leiſtungen, welche zu Tage treten. Die Verhandlungen der Synode ſind eben nicht die erfreulichſten dort, ſie werden, wie zu fürchten ſteht, das Uebel mit Hin- und Herreden umgehen, ſtatt es zur Criſe zu bringen, oder es zu heilen; ſonſt aber verlautet in der Regel von dort wenig Anderes, als ein durch ſeine Frivolität widerwärtiger und ſchnell verwehender Enthuſiasmus für Tänzerinnen und Sängerinnen und Clavierſpieler. Die gleiche Frivolität, die ſich jüngſt dem ſpeculirenden Schwindelgeiſte in Eiſenbahnactien hingab, hat auf dieſem Feld, wo die Phraſen und Illuſionen mit blanker Münze bezahlt werden müſſen, eben jetzt eine herbe Züchtigung erfahren; mögen die materiellen Bankerotte, die ſie nach ſich gezogen, dazu dienen, einen ernſteren Geiſt zu erwecken, um einen größeren moraliſchen Bankerott zu verhindern; und mögen alle diejenigen, welche wahrhaft den tragiſchen Ernſt der Zeit und die verhängnißvolle Lage unſeres Vaterlandes fühlen, ſich nicht in ihrem ſchweren, wenig beneidenswerthen Tagewerk zurückſchrecken laſſen, und eine immer regere Theilnahme finden.

Digitized by Google

# XXXII.

## Das Herzogthum Weſtphalen.

### Kaſpar, Dietrich, Wilhelm und Ferdinand von Fürſtenberg.

Veranlaßt durch die Weſtphäliſchen Schilderungen.

Vor einiger Zeit enthielten dieſe Blätter einen Aufſatz, worin, außer dem Münſterland und dem Paderbörnſchen, auch das Herzogthum Weſtphalen, namentlich das Sauerland beſprochen wurde. Da derſelbe, obwohl nicht von feindlichen Intentionen ausgehend, doch Vieles in zu ungünſtigem Licht darſtellt, ſo möchten wir, abwehrend, erläuternd und berichtigend, einige Bemerkungen hinzufügen, die die Redaction ſelbſt dadurch veranlaßt hat, daß ſie gleich beim Abdrucke jenes Aufſatzes dazu aufforderte, daß auch die, welche die Sache anders anſähen, ihre Meinung nicht zurückhalten möchten. Ich habe bisher geſäumt, mich zu äußern, weil ich erwartete, daß Andere, denen es näher lag als mir, auf jene offenbar aus dem Münſterland kommenden Mittheilungen antworten würden.

Der Boden des Sauerlands iſt größtentheils wenig fruchtbar: nur durch beharrlichen Fleiß werden ihm die nicht reichlichen Spenden abgewonnen. Es folgt von ſelbſt, daß die Bewohner eines ſolchen Landes auf Nachdenken, Thätigkeit, Sparſamkeit hingewieſen ſind. Und das iſt denn auch durchgehends der Charakter der Sauerländer. Daher auch in dem meiſt ſo

wenig günſtig ausgeſtatteten Lande vielfach der erfreulichſte Wohlſtand ſich findet, und aus den vom Schinkenrauch gebräunten Häuſern blühende Geſichter hervorſchauen, und auf Feld und Straße gutgekleidete Menſchen uns begegnen. Und die Söhne dieſes Landes haben es immer verſtanden, auch außerhalb des engern Heimathlandes, da, wo ſie mit Andern in Concurrenz kamen, in unverhältnißmäßig großer Zahl zu den hohen Beamtenſtellen aufzuſteigen. So war es z. B. zur Zeit, wo das Sauerland zum Erzſtift Köln gehörte; ſo ſpäter nach der Vereinigung deſſelben mit dem Großherzogthum Heſſen. In der Regel haben dieſelben dann, da ſie in der ſtiefmütterlich bedachten Heimath den Werth der Güter der Erde um ſo mehr ſchätzen gelernt, mehr als Andere zu großem Wohlſtand zu gelangen gewußt; namentlich ſah man ſie immer darauf ausgehen, ſich einträglichen Grundbeſitz zu verſchaffen: wie denn der Sauerländer ſich nicht leicht ein höheres Erdenkleinod als wohlabgerundeten Grundbeſitz zu denken vermögen wird.

In dieſer Hinſicht alſo ſtimmen wir im Allgemeinen mit den in jenem Aufſatz geäußerten Anſichten überein. Wenn es aber heißt, „die häuslichen Verhältniſſe ſeien locker“, — ſo ſteht Alles, was wir ſelbſt geſehen und vernommen haben, mit dieſer Behauptung in Widerſpruch. In Bezug auf die ehelichen Verhältniſſe haben nach unſern Erfahrungen die guten Sitten des Volks die ſchönſten Proben beſtanden. Sehr viele Sauerländer ziehen handeltreibend oder als Frachtfuhrleute in ferne Länder, und laſſen oft auf lange Zeit die Hausfrau einſam in der Heimath. Dennoch iſt Untreue unerhört. In den armen Gegenden der obern Ruhr, aus denen zumal viele in die Ferne ziehen, ward mir von einem Fall erzählt, der dort vorgekommen war. Als der Mann heimkehrte und die Untreue erfuhr, legte er ſich nieder, und nach drei Tagen lebte er nicht mehr; vor Gram war er geſtorben.

Auch darf man unſeres Bedünkens nimmermehr vom Sauerland ſagen: „das Volk, obwohl katholiſch, ſei bis zur Gleichgültigkeit lau, und lache nur über die Schaaren frommer Wall-

Digitized by Google

fahrer.“ Allerdings iſt auch im Religiöſen das kühle Weſen der Sauerländer nicht zu verkennen. Was uns in manchen Gegenden Süddeutſchlands, namentlich in Altbayern, wenn wir in die Kirchen treten, ſo tief ergreiſt, dieß fromme, innige Hingeben und gänzliche Verſenken in Andacht und Anbetung,— vor dem wir Andern, die wir aus den nördlichen Gegenden kommen, im innerſten Herzen gedemüthigt daſtehen, — das finden wir freilich im Sauerland nirgend; und der Marien-Cultus namentlich fehlt dort, und (trotz des Rufes des Muttergottesbildes der Kapuziner von Werl) überhaupt in Weſtphalen gänzlich. Auch haben wir im geſammten Weſtphalen, das Sauerland nicht ausgenommen, eine Art von ketzeriſcher Zweifelſucht gefunden, die ſich auch in allen Dingen des täglichen Lebens zeigt; wie man denn gar zu oft, wenn man zu reden aufhört, da, wo Andere ihre volle Zuſtimmung äußern würden, den Weſtphalen ganz kühl erwidern hört: „dat ſall wal ſien!“ (Das mag wohl ſeyn!) Aber im Allgemeinen hängen die Sauerländer feſt an ihrem Glauben; und ſie ſind ſo weit davon entfernt, über Wallfahrer zu lachen, daß dieſe ſparſamen, jede Ausgabe wohl überlegenden Leute auf ihre Koſten die Höhen hinan Stationsbilder errichten, und mit Andacht dahin wallen.

Da nun aber hierüber in dieſen Blättern Behauptung gegen Behauptung ſteht, ſo will ich in die Geſchichte zurückgreifen, und das, was Niemand beſtreitet, in Erinnerung bringen.

Bekanntlich iſt in Folge der Reformation Weſtphalen ſo wenig, als irgend ein anderes deutſches Land von Krieg und Zwieſpalt verſchont geblieben. Am erſten erinnert man ſich hierbei der Münſter'ſchen Gräuel. Wie im Paderbörn'ſchen der Geiſt der Schwindelei und Verwirrung um ſich gegriffen, hat unlängſt Ranke in ſeiner Schrift, „die römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat“, von neuem erzählt. Der Abfall des Kölniſchen Kurfürſten, Gebhard Truchſeß, brachte die Schrecken des Kriegs in die geſammten weſtphäliſchen Beſitzungen des Erzſtiftes Köln.

Indem man jener Zeiten gedenkt, und ſich freut, daß in den eben genannten weſtphäliſchen Ländern die Fluth der Reformation zurückgedrängt worden, drängt ſich die Frage auf nach denen, die dort die Heroen der Reſtauration geweſen. Und da ſind es denn insbeſondere Männer aus dem Sauerland unter denen, die feſt und erhaben über dem Getümmel da ſtanden, an denen die wilden Wogen ſich brachen, die auch in jenen Gegenden die Maſſen fortriſſen.

Ich will hier nur die Gebrüder Kaſpar und Dietrich von Fürſtenberg nennen. Wenn ich an Kaſpar von Fürſtenberg, den Land-Droſt von Weſtphalen, denke, ſo ſteht mir immer das Bild vor Augen, das er bei ſeinem Stuhl in der Kirche zu Attendorn aufſtellen ließ: Abraham, der im Begriff ſteht, ſeinen Sohn Iſaak zu opfern. Es drückt gewiſſermaßen die innerſten Gedanken deſſelben aus, denen alle ſeine Handlungen entſprachen, und charakteriſirt gleichſam ſein ganzes Weſen. Unerſchütterlich, vor keiner Aufopferung zurücktretend: ſo finden wir ihn während des ganzen Truchſeſſiſchen Krieges, bei all den Gefahren und Nachtheilen, die ſich für ihn daran knüpfen. Seine damals in Trümmer gelegte Stammburg „zur Waterlappe“ hat ſich bis auf dieſen Tag noch nicht wieder erhoben. Von Beſitzung zu Beſitzung vertrieb ihn Gebhard Truchſeß, und nahete ſelbſt dem „Schnellenberg“, dem feſten Fürſtenbergiſchen Schloß, das allein damals dem Flüchtigen noch Sicherheit gab, als er zu Attendorn verweilte, wo er in roher Brutalität die Prieſter nöthigte, Weiber zu nehmen, damit er, der eidbrüchige Erzbiſchof, auch einen Clerus habe, der ſeine Gelübde nicht gehalten. Zuletzt mußte Kaſpar von Fürſtenberg, für den angeſtammten Glauben Alles opfernd, bei ſeinem Bruder Dietrich in Paderborn ein Aſyl ſuchen. Als bald hernach Gebhard's Gegner, Ernſt von Bayern, auf allen Punkten ſiegreich war, und Kaſpar von Fürſtenberg hoch in Ehren und Anſehen ſtand, — war es der früher ſo ſtrenge und kriegeriſch geſinnte Land-Droſt, der den neuen Kurfürſt für Alle, die Gebhard Truchſeß angehangen hatten, zu Vergeben und Vergeſſen

Digitized by Google

ſtimmte. (Im Archiv zu Herdringen ſind reichhaltige Nachrichten über Kaſpar von Fürſtenberg, welche, verbunden mit den gedruckten Berichten, das ſchönſte Material zu einer ausführlichen Biographie deſſelben bilden. Möchten die Grafen und Herren von Fürſtenberg es ſich angelegen ſeyn laſſen, daß durch würdige Abfaſſung derſelben dem ruhmreichen Ahnherrn, durch den hauptſächlich das Geſchlecht ſo hoch an Anſehen und Reichthum erhoben worden, das ſo lange vorenthaltene Denkmal geſetzt werde!)

An Geſinnung, Einſicht und Thatkraft ſteht Dietrich*) von Fürſtenberg, der Biſchof von Paderborn, ſeinem Bruder Kaſpar würdig zur Seite. Wie das Paderbörn'ſche in der größten Gefahr ſtand, und Dietrich von Fürſtenberg bei ſeiner Erhebung auf den Biſchofsſitz den katholiſchen Glauben hier aufrecht erhielt und für die Zukunft ſicherte, das wollen wir hier mit den Worten eines ihm nicht günſtigen Geſchichtſchreibers anführen. Ranke in dem oben angeführten Werk, nachdem er von Gebhard Truchſeß und ſeinem Vorfahren im Erzſtift, namentlich in Weſtphalen, geſprochen, fährt darauf alſo fort: „Jener Heinrich Sachſen-Lauenburg, — welcher das Beiſpiel Gebhard's nachgeahmt haben würde, wenn es gelungen wäre, — Biſchof von Paderborn, Osnabrück, Erzbiſchof von Bremen, ritt eines Sonntags im April 1585 von dem Hauſe Vöhrde nach der Kirche: obwohl er jung und kräftig war, auch keine bedeutende Verletzung erlitten hatte, ſtarb er

*) In den **Monumenta Paderbornensia** wird Dietrich von Fürſtenberg immer Theodor genannt, und derſelbe Fehler findet ſich durchgehends bei Ranke. Der Irrthum iſt dadurch entſtanden, daß die frühern lateiniſchen Actenſtücke ihn **Theodericus** nennen, welchem Wort bekanntlich im Deutſchen Dietrich, nicht Theodor entſpricht. Noch bis zu unſern Tagen war der Biſchof Dietrich von Paderborn beim Volk unter dem Namen Micken-Dirks bekannt, — von den Micken, einer Art von Broden, die nach einer von ihm gemachten Stiftung auch nach ſeinem Tod unter die Armen vertheilt wurden. Dirks iſt aus **Diedericus** entſtanden.

Digitized by Google

doch noch in demſelben Monat. Die Wahlen, die hierauf erfolgten, ſchlugen nun ſehr zum Vortheil des Katholicismus aus. Der neue Biſchof in Osnabrück unterſchrieb wenigſtens die professio fidei: ein entſchiedener katholiſcher Eiferer aber war der neue Biſchof von Paderborn, Theodor von Fürſtenberg. Schon früher als Domherr hatte er ſeinem Vorfahren Widerſtand geleiſtet, und bereits im Jahre 1580 das Statut bewirkt, daß künftig nur Katholiken in das Capitel aufgenommen werden ſollten: ſchon hatte er auch ein paar Jeſuiten kommen laſſen, und ihnen die Predigt im Dom, ſo wie die obern Claſſen des Gymnaſiums anvertraut, obwohl das letztere nur unter der Bedingung, daß ſie ſich keiner Ordenskleidung bedienen ſollten. Wie viel leichter aber ward es ihm nun, dieſe Richtung durchzuſetzen, nachdem er ſelber Biſchof geworden war. Jetzt brauchten die Jeſuiten nicht mehr ihre Anweſenheit zu verheimlichen; das Gymnaſium ward ihnen unverholen übergeben; zu der Predigt kam die Katecheſe. Sie fanden hier vollauf zu thun. Der Stadtrath war durchaus proteſtantiſch; unter den Bürgern fand man kaum noch Katholiken. Auf dem Lande war es nicht anders. Die Jeſuiten verglichen Paderborn mit einem dürren Acker, der ungemein Mühe mache und doch keine Früchte tragen wolle. Endlich, in dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, ſind ſie dennoch durchgedrungen.“

Noch an zwei andere berühmte Männer dieſes edlen, dem Sauerland angehörigen Geſchlechtes will ich mit wenigen Worten erinnern, an Wilhelm und Ferdinand von Fürſtenberg, die ſich beide durch ihre Anhänglichkeit an den katholiſchen Glauben ausgezeichnet haben, für den der Erſtere in härteſter Gefangenſchaft ſchmachten mußte.

Wilhelm von Fürſtenberg ward im Jahre 1556 Coadjutor Heinrich's von Galen, des Heermeiſters des deutſchen Ordens in Liefland. Er war von lebhaftem, thatkräftigem, vielleicht zu ſtürmiſchen Weſen. Ihn hielt der Heermeiſter für den Würdigſten, und wünſchte ihn ſich zum Nachfolger, zum großen



Digitized by Google

Verdruß des Ordensmarſchalls, Kaſpar von Münſter. Bald hernach (1557) ſtarb der Heermeiſter, und Wilhelm von Fürſtenberg kam an ſeine Stelle. Im Jahre 1559 ward Gotthard von Kettler Coadjutor. Der Heermeiſter, deſſen Geſundheit gelitten hatte, übertrug dem Letztern die Regierung und zog ſich in die Feſtung Fellin zurück, die für uneinnehmbar galt. Das Jahr darauf erſchienen die Ruſſen vor dieſer Veſte und beſchoſſen dieſelbe, ſo daß ſie in Flammen aufging, bis auf fünf Häuſer. Dazu kam, daß die Soldaten meuteriſch wurden und ihren Sold verlangten. Sie übergaben die Veſte den Ruſſen. Wilhelm von Fürſtenberg ward nach Moskau gebracht und hier in den Straßen der Stadt herumgeführt, um wie ein wildes Thier dem Volk zum Schauſpiel zu dienen. Da er Verrath am Orden ſtandhaft von ſich wies, erlangte er ſelbſt dann ſeine Freiheit nicht, als aus Deutſchland eine Geſandtſchaft in Moskau erſchien, die ſich im Namen des Kaiſers und des Hochmeiſters für ihn verwandte und großes Löſegeld anbot*). Der Czar ließ ihn zu ſich kommen, verſprach ihm nicht bloß die Freiheit, ſondern auch den erblichen Beſitz Lieflands, wenn er es als ruſſiſches Lehen annehmen wolle. Der greiſe Heermeiſter wollte ſein Gewiſſen nicht beflecken, und wies ſtandhaft das Anerbieten von ſich. So blieb er denn im Gefängniß und fand hier ſeinen Tod. — Anders dachte und handelte Wilhelm's Nachfolger, Gotthard von Kettler, der zu einer Familie des Münſterlandes gehörte. Kettler unterwarf Liefland dem König von Polen, ward lutheriſch und verließ den Orden mit

*) In den **Monumenta Paderbornensia** wird auf den Bericht der nach Moskau geſchickten, aus vier Deutſchordensrittern und zwei Rechtsgelehrten beſtehenden Deutſchordens-Geſandtſchaft verwieſen, und Einiges daraus mitgetheilt. Möchten doch die Herren von Fürſtenberg dafür ſorgen, daß der ganze Bericht, eine ſo intereſſante und authentiſche Quelle, gedruckt werde! — In den **Monumenta Paderbornensia** ſind übrigens in den genealogiſchen Angaben, die Wilhelm v. Fürſtenberg betreffen, einige Unrichtigkeiten.

Digitized by Google

einer großen Anzahl ſeiner Ritter. Er ward Herzog von Kurland und Semgallen. Für ſich und ſeine männlichen Nachkommen erhielt er von Polen dieſe Länder zu Lehen. Er heirathete Anna von Meklenburg, die Tochter Herzog Albrecht's. Seine Descendenten regierten bis zum Jahre 1711. — Hätte Wilhelm von Fürſtenberg gedacht wie Albrecht von Brandenburg, ſo wäre Liefland an die Fürſtenberg gekommen, mit derſelben Berechtigung wie Preußen an die Hohenzollern. Aber Wilhelm ſtarb lieber im Kerker, als ſolchen Verlockungen Gehör zu geben. Ehre ſeinem Andenken! Und möge das leuchtende Beiſpiel ſeines Lebens und Leidens dem noch jetzt in ſo vielen Zweigen blühenden Geſchlecht auch künftighin als ein viel ſchönerer Schmuck erſcheinen, als der unabſehbare Güterbeſitz, deſſen es ſich erfreut!

Bekannter als die Vorigen, weil er unſerer Zeit näher ſteht, und durch ſeine Schriften ſich gleichſam ſelbſt ein Denkmal geſetzt hat, iſt Ferdinand von Fürſtenberg, Fürſtbiſchof von Paderborn, der Enkel jenes vielerprobten Landdroſten, Kaſpar von Fürſtenberg, und des oben erwähnten Biſchofs Dietrich, Großneffe und Nachfolger auf dem biſchöflichen Sitz, der Liebling, ja der Freund Papſt Alexanders VII., der zur Zeit, wo Ferdinand im erſten Jünglingsalter ſtand, des Münſterſchen Friedenscongreſſes wegen längere Zeit in Weſtphalen gelebt hatte *). Als er, des Papſtes geheimer Kämmerer, in Rom verweilte, ward er abweſend zum Biſchof von Paderborn gewählt. Die hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten ſeiner Diöceſe hat er in dem bekannten, in lateiniſcher Sprache verfaßten Werk

*) Die Reiſe von Köln nach Münſter ſchildert Papſt Alexander VII. (der früher Nuntius in Köln geweſen) in der Sammlung ſeiner lateiniſchen Gedichte, betitelt Musae juveniles, worin er auch andere Reiſen beſchreibt, die er in Deutſchland gemacht hat, z. B. ſeine Reiſe von Aachen nach Trier. Ferdinand von Fürſtenberg iſt der erſte Herausgeber jener Gedicht-Sammlung Papſt Alexanders VII.

beſchrieben, das in drei Ausgaben, und jüngſt in deutſcher Ueberſetzung erſchienen iſt. Was er ſonſt noch geſchrieben hat, findet ſich nebſt den nähern Angaben über ſeine Lebensverhältniſſe in den literaturhiſtoriſchen Werken aufgezeichnet.

Hier will ich nur mit einigen Worten des Antheils gedenken, den er einem Werk von nicht genug anzuerkennender Bedeutung gewidmet. Es iſt das große Geſchichtswerk der Bollandiſten, das er unabläſſig durch Wort und That befördert hat. Als Bollandus und Henſchen zur Erforſchung des Materials zu dem umfaſſenden Werk durch Papſt Alexander VII. und den General der Jeſuiten, Goswin Nickel, nach Rom zu kommen eingeladen worden waren, die Geſundheitsumſtände des Bollandus aber ihm die Reiſe zu machen nicht erlaubten, ging Henſchen, von Papebroch begleitet, nach der Hauptſtadt der Chriſtenheit. Hier verweilte damals Ferdinand von Fürſtenberg, und es bildete ſich zwiſchen ihm und Henſchen ein inniges, ja ein trautes Freundſchaftsverhältniß. Nach Weſtphalen zurückgekehrt, blieb der Fürſtbiſchof auf jede Weiſe für Henſchen's und Papebroch's Unternehmen thätig. Auf's Dringendſte lud er ſie dann auch ein, nach Weſtphalen zu kommen. Henſchen, ſchon in Jahren vorgerückt, konnte die beſchwerliche Reiſe nicht machen. Statt ſeiner ging Pater Janning als Begleiter Papebroch's nach Paderborn. Als der erſte Band des „Monat Mai", aus den erſten drei Abtheilungen beſtehend, erſchienen war, traten ſie die Reiſe an, im Herbſt des Jahres 1680. Wie war der Fürſtbiſchof erfreut und aufgeheitert, als ſie kamen, beſonders durch Papebroch's ſehr erwünſchten Anblick. Obwohl an einer heftigen und langwierigen Krankheit, am Stein, leidend, war er der freundlichſte und aufmerkſamſte Wirth. Acht Tage blieben ſie bei ihm in ſeinem Pallaſt zu Neuhaus. Dann fuhr er mit ihnen nach dem Kloſter Böddeke, wo ſie ſo viel werthvolle Handſchriften fanden. Für die Ausdauer und Gelehrſamkeit, die die beiden Gelehrten durch die bisher erſchienenen Bände bewieſen, remunerirte er ſie „re ac spe" auf's reichlichſte. Um ſie zu ehren, ließ er ſie

Digitized by Google

auf ihrer Rückkehr mit ſechs Pferden nach Münſter fahren. Hier erfuhren ſie, daß Pater Henſchen vom Schlag gerührt worden. Da war nichts mehr im Stande, ſie hier aufzuhalten. Gleich am andern Morgen, auf's eiligſte, reisten ſie von Münſter ab. Abends kamen ſie nach Coesfeld. Zwei Tage ſpäter erreichten ſie Emmerich. Aber auf der letzten Strecke, wo ſie drei Meilen weit, ohne zu ruhen, zu Fuß gegangen waren, um noch die Stadt zu erreichen, hatte die Wanderung ſie ſo angegriffen, daß namentlich Papebroch, als er im Jeſuitenkloſter zu Emmerich ankam, vor Ermüdung nicht eſſen noch trinken konnte. Des andern Tags, wo Papebroch ſich etwas erholt hatte, gingen ſie nach Roermonde, und von da nach Antwerpen, wo ſie zu ihrer großen Freude den trefflichen Greis nicht allein noch am Leben, ſondern auch ein wenig auf der Beſſerung fanden.

Der Fürſtbiſchof ſelbſt erlebte nur noch Weniges von den Arbeiten dieſer Gelehrten. In allzu frühem Tode brach das für die Freundſchaft wie für die Freuden der Wiſſenſchaft ſo empfängliche Herz. (26. Juni 1683.)

Indem ich nun die vorſtehenden kurzen Mittheilungen über das Herzogthum Weſtphalen und die am meiſten verbreitete Familie deſſelben ſchon ſchließe, und dabei wünſche, daß ſie Andere zu weitern Ausführungen veranlaſſen mögen, will ich noch die Worte hinzufügen, womit der Fürſtbiſchof Ferdinand ſein berühmtes Werk über die Merkwürdigkeiten des Bisthums Paderborn (Monumenta Paderbornensia) beſchließt: „Die Fürſtenbergiſche Familie, gleich allen andern alten und edlen Geſchlechtern, verdankt das erſte Aufkommen der Familie dem Waffendienſt und Ritterſinn, Blüthe und höheres Wachsthum aber ernſten und gelehrten Studien, denen ſie in dieſem und im vorigen Jahrhundert ſo obgelegen, daß ſie von Päpſten und Biſchöfen, von Kaiſer und Fürſten Auszeichnungen erwarben. Als die andere feſte Stütze der Familie darf man wohl mit Recht die von den Vätern ererbte Geſinnung nennen, die ſtandhafteſte Anhänglichkeit an die katholiſche Religion, Frömmigkeit und

Gottesfurcht, Treue und Gehorſam gegen den Regenten, Liebe zum Heimathland; gegen Arme und Betrübte allzeit mild und zur Hülfe bereit, den Klöſtern zugethan, ſorgſam der Kirchen ſich annehmend, Liebe zu geiſtlicher Lebensweiſe, ſodann eine nie geſtörte, brüderliche Einigkeit in der Familie. So lange unſere Familie hierauf, gleichſam wie auf zwei Fundamental-Balken, erbaut bleibt, wird ſie, vor dem Sturz geſichert, feſt ſtehen und dauern. Und damit ihr Spiegel und Beiſpiel ernſter Studien und der von den Vätern ererbten Tugend nimmer fehle, daß ſie darauf ihren Blick hinrichte, deßhalb habe ich die vorſtehenden Familien-Nachrichten zuſammengeſtellt.“

---

# XXXIII.

## Briefliche Mittheilungen aus der Diöceſe Münſter, die Biſchofswahl betreffend.

Münſter im Auguſt. Wie begreiflich, iſt jetzt bei der Erledigung des biſchöflichen Stuhles Alles bei uns in Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Es iſt rührend, zu ſehen, wie das im Münſterlande noch ſo gläubige Volk herzlich und anhaltend an dem Fuße der Altäre flehet, um einen Oberhirten, wie ihn die ſchwierigen Verhältniſſe dieſer Zeit erheiſchen, um einen Biſchof, der da eintrete in die Fußſtapfen unſeres unvergeßlichen, um die Kirche Gottes ſo hoch verdienten Caſpar Maximilian. Dieſe Gebete des Glaubens, wir ſind deſſen gewiß, werden den Beiſtand des heiligen Geiſtes herabrufen auf die bevorſtehende Biſchofswahl. Und ſehen wir dann auf das hohe Wahlcollegium in Münſter, ſo dürfen wir mit Grund wohl nicht beſorgen, daß auch nur irgend ein Element deſſelben verſucht wäre, den Wirkungen des göttlichen Geiſtes ein Hinderniß in den Weg zu legen, und zu vereiteln die Gebete der Diöceſanen. Nein, wir hegen die tröſtliche

Gewißheit, daß alle Capitularen auf's innigſte durchdrungen ſind von der Heiligkeit und Wichtigkeit des von ihnen vorzunehmenden Actes, von dem Heil oder Verderben für Tauſende abhängt, — daß ſie demnach auf das gewiſſenhafteſte die den Wahlact normirenden Beſtimmungen des Kirchenrechts, beſonders die des Concils von Trient beobachten, und ohne alle Nebenrückſichten auf ſich oder auf Andere in oder außer dem Capitel, einzig und allein ihr Augenmerk richten werden auf den, der dignior et Ecclesiae magis utilis iſt. Es ſind dieß Männer, die da wiſſen, was der Eid bedeutet, den ſie ſchwören, und die heilige Communion, die ſie empfangen unmittelbar vor der Wahl. Sie werden ſich weder von eigenſüchtigen Abſichten der Ambition oder ſonſtigen Intereſſes — irgend einem do ut des, noch von Rückſichten nach was immer für einer Seite hin, von keinerlei Vorſtellungen und Einflößungen, ſondern einzig von der Ueberzeugung leiten und beſtimmen laſſen, daß ſie von dieſer Handlung ganz beſonders dereinſt Rede ſtehen müſſen dem oberſten Hirten der Seelen, dem Richter der Lebendigen und der Todten. Darüber alſo, was ſo klar und jedem Zweifel entrückt iſt, ſind wir, wie geſagt, außer Beſorgniß. — Einen Punkt jedoch, den dieſer oder jener im guten Glauben falſch auffaßt, müſſen wir hier einer beſondern Betrachtung unterziehen. Die über die Art der Wahl der Biſchöfe in jenen Ländern Deutſchlands, deren Souveraine Proteſtanten ſind, erlaſſenen Bullen und Breven beſtimmen im Intereſſe eines friedlichen Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat, daß die zur Wahl berechtigten Domcapitel unter andern Eigenſchaften der zu Wählenden auch darauf ſehen ſollen, daß dieſelben keine den Landesfürſten minus gratae personae ſeien. Dadurch iſt hier und da die Praxis entſtanden, daß, um ſich insbeſondere über die letztere Qualität zu vergewiſſern, unter Beiſeyn eines landesherrlichen Commiſſarius, von den Capitularen eine Art Vorwahl abgehalten wird, die darin beſteht, daß man ſich über die dem Landesherrn vorzulegende Liſte der Candidaten verſtändigt. Auf dieſer Liſte bezeichnet, resp. ſtreicht dann der Landesherr die weniger genehmen Perſonen, oder erklärt von der Einen oder Andern, daß ſie ihm genehm ſeien.

Hierüber iſt zunächſt zu bemerken, daß eine ſolche formelle Vorwahl den ſpeciellen Bullen und Breven ſowohl, als dem Kirchenrechte überhaupt unbekannt, daher eine aus unzeitiger Conni=

venz der Wähler gegen die Zumuthungen der Regierungen hervorgegangene Neuerung iſt. Wer da weiß, wie die Capitularen in mehreren Diöceſen der großen Mehrheit nach beſchaffen ſind, für den bedarf es wahrlich keines weitern Nachweiſes, daß die Freiheit der Wahl im Sinne und Geiſte der Kirche dadurch beengt wird. Iſt wohl anzunehmen, daß mancher Capitular die Charakterfeſtigkeit beſitzen wird, dem offen oder verdeckt gegebenen Winke des landesherrlichen Commiſſarius: dieſen oder jenen Candidaten unberückſichtigt zu laſſen, oder der Liſte einzuverleiben, keinerlei Rechnung zu tragen? Experientiae docent.

Bezeichnet dann der Landesherr einen der ihm vorgelegten Candidaten als personam beſonders gratam, ſo iſt bei dem metus reverentialis eines guten Theils der Wähler eine ſolche Bezeichnung ad instar praecepti — von Freiheit, alſo Canonicität der Wahl nimmer die Rede. — Noch ärger aber kann dieſe Freiheit beeinträchtigt werden, wenn der Landesherr die personas ingratas ſtreicht, und nur die personas gratas ſtehen läßt, das Capitel dagegen außer ſeinem Gremium keinen würdigeren, darum zu wählenden Prieſter kennt. Statt aller Fiction unter ſolchen Verhältniſſen möglicher Fälle ſei hier denn zum Belege eines wirklich vorgekommenen Erwähnung gethan. Ein Capitel bezeichnete ſich auf der Liſte in allen ſeinen Gliedern als wahlfähig. Eines der Mitglieder war dann als persona geſtrichen; ein anderes ex consensu caeterorum als unfähig erkannt; andere erklärten zum Voraus, die Wahl nicht annehmen zu wollen (welchen Einfluß der landesherrliche Commiſſarius auf dieſe Erklärung geübt, bleibe dahingeſtellt); und zwei waren darauf noch übrig, zwiſchen welchen die Wahl möglich war. Wohl die paſſive Wahl; keineswegs aber die active, da dieſe Beiden auf einen einzigen beſchränkt waren. Hieraus ergibt ſich zur Genüge, wohin das landesherrliche Recht, personas ingratas zu bezeichnen, führen kann und führt, für die Fälle wenigſtens, in welchen die Capitel in der Aufſtellung des Verzeichniſſes der Wahlcandidaten ſich auf ihr Gremium beſchränken.

Faßt man dieſen Mißſtand, wie ſich's gebührt, in's Auge, ſo läßt ſich nicht denken, daß Rom beſagtes Recht, welches es den Fürſten eingeräumt, in einem ſolchen Sinne habe verſtanden wiſſen wollen.

Digitized by Google

Sollen die Wähler auf die Genehmheit der Wahlcandidaten ſehen, ſo iſt doch damit keineswegs gemeint, daß dieſelbe in der ſeither üblichen, und nur durch menſchliche Rückſicht der Wahlcollegien möglichen Weiſe declarirt werde. Nein, ut vobis constet curabitis heißt es in einem dieſer für die Diöceſen Preußens gültigen apoſtoliſchen Schreiben *). Der Weg, zu dieſer Kenntniß zu

---

*) Pius Pap. VII. richtete daſſelbe dd. Rom 16. Juli 1821 an die Domcapitel Preußens. Es dürfte Manchem nicht unangenehm ſeyn, clausulam concernentem hier ganz zu leſen: „Hac tamen occasione speciatim vos alloqui per epistolam voluimus, nedum ut gratulatione communi Deo benedicamus, sed ut in gravissimo electionum negotio vestram religionem, prudentiam, integritatem vehementissime excitemus.

Sint vobis ab oculos (dicimus animi sensu, quo maxime possumus sollicito) sint vobis ob oculos jugiter, quae Tridentina Synodus disertissime praescripsit iis omnibus, qui *ad promotionem praeficiendorum, quacumque ratione operam suam praestant.* (Sess. 24, Cap. I, de reform. et Sess 6, Cap. I, de reform.)

De omnipotentis Dei gloria res est, de bono animarum, de aeterna salute etiam vestra. Non alium idcirco finem in suffragatione habere vos oportet, nisi ut religionis utilitatibus et gregis incolumitati consulatis: *alienis autem vos peccatis communicare*, affirmant Tridentini Patres, ***nisi quos digniores et Ecclesiae magis utiles non quidem precibus vel humano affectu, aut ambientium suggestionibus, sed eorum existentibus meritis judicaveritis, praefici diligenter curetis:*** Vestri quippe studii ac suffragii rationem reddetis ipsi Deo, *qui requiret de manibus vestris sanguinem ovium, si quae ex malo Pastorum regimine interierint.* Cum vero ad Religionis incrementa, utilioremque Episcopalis muneris procurationem summopere intersit, mutuam servari utriusque potestatis concordiam, quandoquidem ex Ivonis Carnotensis testimonio, *cum Regnum et Sacerdotium inter se conveniunt, bene regitur Mundus, floret et fructificat Ecclesia:* Vestrarum partium erit eos adsciscere, quos, praeter qualitates caeteras ecclesiastico jure praefinitas, prudentiae insuper laude commendari nec Serenissimo Regi minus gratos esse noveri-

Digitized by Google

gelangen, iſt nur den Wahlcollegien überlaſſen — *vos* curabitis; bei der ſeither üblichen Procedur müßte es aber, wäre ſie im Sinne Roms, darum rechtmäßig heißen: Serenissimus rex oder princeps sive ejus gubernium curabit, ut vobis constet.

Iſt dieß aber offenbar contra mentem Sedis apostolicae, ſo fällt auch der etwa vorzubringende Einwand: der ſeitherige Gebrauch ſei per consuetudinem recipirt, um ſo mehr weg, als es ſich hier um ein weſentliches Recht der Kirche handelt, eine Präſcription dagegen alſo nicht zuläſſig iſt. — Sollte nicht auch die Erwartung, man werde gedachtem apoſtoliſchem Schreiben von Seite der Capitel die eben angedeutete Erklärung geben, Urſache geweſen ſeyn, daß man daſſelbe Jahre lang in Berlin zurückgehalten?

Wen wir nun mit allen guten Katholiken der Diöceſe zum Biſchof wünſchen? Keinen Andern, als der nach den canoniſchen Vorſchriften, alſo frei wird gewählt werden, ohne daß menſchliche Nebenrückſichten, die ſich ſo leicht einſchleichen, ſimoniſtiſche Verträge oder Confidentien dazwiſchen treten, welche die Wirkungen des heil. Geiſtes, die Gebete des Volkes, das jetzt ſo dringend, ſo herzlich und anhaltend fleht, vereiteln. Das hochwürdige Domcapitel verbürgt uns das Zutrauen, daß alles das fern gehalten bleibe, was dem Geiſte Gottes, und dem Wohle der Diöceſe entgegenſteht.

Ob nun die göttliche Fürſehung mit einem jungen oder bereits an Jahren vorgeſchrittenen Oberhirten uns beſcheren möge, dürfen wir dem Allwaltenden demüthig anheimſtellen. Nicht wir wagen es, vorlaut einzudringen in die Pläne des Allerhöchſten, oder dem Weltallsordner die Wege zu bezeichnen.

Noch am Todestage weiland unſers hochwürdigſten Biſchofs, Caſpar Max, iſt durch einſtimmiges Votum der Domcapitularen der hochwürdigſte Weihbiſchof und Generalvicar, Dr. F. A. Melchers, welcher eine lange Reihe von Jahren hindurch die Diöceſe Münſter als Generalvicar mit ausgezeichneter Thätigkeit und allgemein

---

tis, de quibus antequam solemnem electionis actum ex Canonum regulis rite celebretis, ut vobis constet, curabitis.“

Digitized by Google

dankbarer Anerkennung verwaltete, zum Vicarius Generalis Capituli ernannt. Obgleich vorgerückten Alters, genießt der hochwürdigſte Biſchof noch viele körperliche Rüſtigkeit und Kraft des Geiſtes, ſo daß er auch ſchwierigen Arbeiten mit einer gewiſſen Leichtigkeit ſich in eigener Perſon unterzieht. Die ſpecielle Bekanntſchaft mit allen Verhältniſſen der Diöceſe und den Perſönlichkeiten des Diöceſanclerus, deſſen größter Theil unter ſeiner Leitung im biſchöflichen Seminar erzogen worden, erleichtert gerade ihm nicht wenig die große Bürde ſeines Amtes. Der liebe Gott erhalte ihn noch lange zum Segen unſerer Diöceſe.

---

# XXXIV.

## Zeitläufte.

Der Kirchenſtaat und die Kirche. — Die Verdummung des deutſchen Philiſteriums durch die Preſſe. — Der Kirchenſtaat allen Gebrechen weltlicher Staaten ausgeſetzt. — Die große radikale Partei in Europa, in den proteſtantiſchen und in den katholiſchen Ländern. — Die Emigrationen. — Die Carbonarie in Italien. — Ihre Angriffe von England und Frankreich aus. — Ihr Streben nach abſoluter Herrſchaft, blutiger Terrorism. — Die Beſchwerden des Kirchenſtaates. — Erwiederung einer ſemiofficiellen römiſchen Schrift in Betreff: der Anſtellungen, der Kleinkinderbewahranſtalten, der Geſetzgebung, der Gefängniſſe, des Armenweſens, der Eiſenbahnfrage. — Rückblick auf Gregor XVI. und den Charakter der päpſtlichen Regierung im Laufe der Jahrhunderte.

Den 28. Auguſt 1846.

Daß der Kirchenſtaat nicht die Kirche ſei, iſt eine Wahrheit, die für jeden denkenden Menſchen billig keines Beweiſes bedürfen ſollte. Das jedesmalige Haupt der Kirche iſt zugleich weltlicher Landesherr in einem beſtimmten Gebiete zwiſchen Ferrara und Terracina, und in dieſer Hinſicht ein italieniſcher Fürſt wie jeder andere. Dennoch liegt es im Intereſſe der Gegner der Kirche, beiderlei Sphären von Vorſtellungen mög-

lichſt durcheinander zu werfen. Lebt der Haß gegen die katholiſche Wahrheit überhaupt nur von der Unwiſſenheit und der Verwirrung der Begriffe, ſo liegt in dieſem Falle die Taktik ungemein nahe: auf den Kirchenſtaat ganze Berge von Schmach und Hohn zu wälzen, um Unkundige oder Beſchränkte durch dieſes Mittel zu möglichſt ſchiefen und verkehrten Urtheilen über die Kirche zu verleiten. Insbeſondere iſt, was Rom betrifft, nicht leicht eine Lüge ſo albern und ungereimt, als daß z. B. der Brockhaus'ſche Lügenmoniteur oder der Nürnberger Correſpondent ſie dem deutſchen Philiſterthume nicht vorſetzen ſollte. Denn dieß Geſchlecht pocht auf ſeinen täglich mehr zuſammenſchwindenden Ruf gründlicher Wiſſenſchaft, und weiß doch nicht wie unwiſſend, beſchränkt und kindiſch leichtgläubig es unter dem Einfluſſe ſolcher Tagespreſſe ſchon geworden iſt, und welche wahrhaft Schauder erregenden Fortſchritte es noch täglich unter eben dieſen Pädagogen auf der Bahn der Verdummung macht. Neben dieſer Journaliſtik iſt ſelbſt der Conſtitutionell ein geiſtiger Rieſe, zu dem die Leipziger Blätter oder das Frankfurter Journal mit kindiſcher Schüchternheit emporſtaunen. Den „ewigen Juden“, über den heute Frankreich die Achſeln zuckt, und an den dort Niemand denkt, citirt dieſe Preſſe in baarem Ernſte als hiſtoriſche Quelle, und freut ſich, durch den kriminalklugen Herrn Sue in Paris endlich recht hinter die Schliche der Ultramontanen gekommen zu ſeyn.

Durch dieſe theils perfiden, theils unſäglich einfältigen Machinationen iſt nun der Kirchenſtaat in der Phantaſie der beſagten Philiſterwelt eine Art Wechſelbalg und Hampelmann geworden, ein wahres Compendium alles politiſchen Unſinns, ein Inbegriff jeder erdenklichen Verkehrtheit und Schlechtigkeit. Für den Augenblick wird freilich Pius IX. zu den Sternen erhoben, obwohl dieſe Sorte von deutſch-liberalen Lobern ſich des eigentlichen Grundes ihrer günſtigen Meinung gerade ſo viel, oder ſo wenig bewußt iſt, wie der Motive des Abſcheus gegen ſeinen Vorgänger. Das Eine iſt ihnen im Grunde eben ſo wenig ernſtlich gemeint, wie das Andere. Es

iſt eben ein hohles, leeres, eitles, darüber hin fahrendes Geſchwätz in den Tag, über den Tag, ohne klargedachtes Motiv, ohne Zuſammenhang, heute ſo, morgen anders; wie es ſich die Wortführer des tiefdenkendſten, ernſteſten, gründlichſten Volkes in Europa unter dem Einfluſſe unſerer Cenſur und ſonſtigen Präventivmaßregeln nach gerade haben angewöhnen laſſen. Sie wären gerne noch boshafter und giftiger, als ſie ſind, hätten ſie nur mehr geiſtige Mittel dazu. Wer ſich viel mit dieſer Tagespreſſe beſchäftigen muß, begreift: warum der tiefſinnige Sprachgebrauch gerade unſeres Volkes den Teufel dumm nennt. Wenn ſie erſt ſehen werden, daß Pius IX. die Klöſter im Kirchenſtaate nicht ſeculariſirt, die Jeſuiten nicht aufhebt, die Ronge'ſche Religion nicht anerkennt, ſich nicht verheirathet, — dann werden die Tröpfe *), die dieß Alles und mehr noch mit feſter Zuverſicht täglich und ſtündlich erwartet haben, ſich ganz enttäuſcht und verſtimmt fühlen. Alsdann wird das Lobgequäck in Leipzig und anderswo, plötzlich wie es angefangen, auch wieder verſtummen. Glücklicherweiſe erfährt das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche von dem Einen ſo viel wie vom Andern, und wird davon ſo wenig auf betrübende, wie auf erheiternde Weiſe berührt.

Dieß Alles beweist aber auf's Neue nur: daß es für die katholiſche Welt in Deutſchland vom höchſten Intereſſe iſt, möglichſt genügende Aufſchlüſſe auch über die innern Verhältniſſe des Kirchenſtaats zu erhalten. Zunächſt ſteht ſo viel feſt: das weltliche Patrimonium des heiligen Petrus iſt nicht die

*) Der Sprecher, ein unter rhein-preußiſcher Cenſur erſcheinendes Organ des Ultraradikalismus, meldet in ſeiner Nummer vom 5. Auguſt Folgendes: „Der neue Papſt hat ſich erſt ſpät dem geiſtlichen Stande gewidmet. In ſeiner Jugend war er Oberlieutenant im zweiten Garderegiment des Kaiſers Napoleon; von da trat er in öſterreichiſche Militärdienſte.“ Dieß als Probe, welches Vertrauen die deutſche, wie die franzöſiſche revolutionäre Preſſe in ihren Mittheilungen über römiſche Verhältniſſe verdient.

Digitized by Google

Kirche; das Papſtthum hat auf dieſem Felde keine höhere Verheißung für ſich, und auf keinen überirdiſchen Beiſtand zu rechnen. So ſteht der heilige Stuhl in ſeiner weltlichen Verwaltung den gewöhnlichen Uebelſtänden, unter denen alle heutigen Regierungen ohne Ausnahme ſeufzen, er ſteht den Gefahren, welche alle bedrohen, mit gewöhnlichen Mitteln und Kräften gegenüber, während andererſeits der Augenſchein beweist: daß der Kirchenſtaat die unentbehrliche Unterlage der weltlichen Unabhängigkeit des Kirchenoberhauptes iſt. Die weltliche päpſtliche Regierung iſt hiernach weder jenes Scheuſal, zu dem Unwiſſenheit, Hoffart und bewußte Lüge ſie dießſeits der Berge zu machen pflegen, noch das Urbild eines Muſterſtaates. Sie leidet ſowohl unter unverſchuldeten, in der heutigen Zeit liegenden Uebelſtänden, als unter Mißbräuchen der Verwaltung, welche bis vor Kurzem allerdings ernſte Beſorgniſſe einzuflößen geeignet waren. Wir ſind jedoch nicht ſo glücklich in oder außerhalb Europa ein Land zu kennen, in welchem (nur in andern Formen und aus verſchiedenen Gründen) nicht genau daſſelbe der Fall wäre. Mit einem Worte: die Regierung des Kirchenſtaats iſt eine weltliche Regierung, wie jede andere, und der dortige Zuſtand hat ſeine glänzenden und ſeine dunkeln Seiten. Beide bedürfen alſo, wie jede menſchliche Verfaſſung und Verwaltung, von Zeit zu Zeit beſſernder Hülfen und Reformen, und nur wenn der Kirchenſtaat ſich hartnäckig gegen beide verſchließen wollte, würde er rettungslos das Siegel ſeines Unterganges an der Stirne tragen. Die Vorſehung ſchickt dieſem Lande alſo von Zeit zu Zeit einen Regenten, der auch in dieſer untergeordneten, weltlichen Sphäre das Nöthige nachholt oder vorkehrt. — Ein ſolcher Reformator iſt, wenn Gott Segen und Gedeihen gibt, Pius IX. Der freudige Enthuſiasmus ſeiner Unterthanen über den Act landesherrlicher Milde, mit dem er, nach dem Muſter und Vorgange Oeſterreichs, Verzeihung (nicht Amneſtie) über Jene ausſprach, die ſich politiſcher Umtriebe ſchuldig gemacht hatten, oder derſelben verdächtig waren, wird ihm, wie ſich mit Zuverſicht hoffen läßt, ſein

Digitized by Google

ſchwieriges Geſchäft nicht wenig erleichteren. Einſtweilen iſt ſo viel gewiß: daß der Schritt, den er that, nicht nur unerläßlich nothwendig war, ſondern daß er auch, wenigſtens für die nächſte Zukunft, jene Gefahren entfernt, die den Kirchenſtaat noch vor wenigen Monaten mit einer nahen Criſis bedrohten.

Unter dieſen Umſtänden haben wir aus mehreren, augenſcheinlich halboffiziellen Denkſchriften, die in den letzten Monaten der Regierung Gregor's XVI. erſchienen, mannigfache Belehrung geſchöpft, ſowohl über beſtimmte, thatſächliche Verhältniſſe, als insbeſondere über den Geiſt der päpſtlichen Regierung. Es iſt zu bedauern, daß dieſe Quellen im katholiſchen Deutſchland, wo doch ſo viele franzöſiſche Schriften von höchſt zweifelhaftem Werthe nur zu bereitwillig und eilig überſetzt werden, ſo völlig unbekannt geblieben ſind *). Der Raum erlaubt uns nicht, alle dort gegebenen, zum Theil höchſt intereſſanten Andeutungen über Detailfragen hier aufzunehmen. Wir wollen uns nur darauf beſchränken: einige Geſichtspunkte hervorzuheben, die als Anhaltspunkte für die Beurtheilung der weltlichen Verhältniſſe des Kirchenſtaats dienen können.

Wer die heutige Lage der römiſchen, wie aller übrigen italieniſchen Regierungen richtig würdigen will, darf vor einer großen Thatſache nicht die Augen verſchließen. Es hat zu allen Zeiten und in allen Ländern Solche gegeben, die aus lokalen oder temporären, wahren oder eingebildeten Gründen mit ihrer Landesobrigkeit unzufrieden waren. Dermalen aber gibt es in ganz Europa eine Partei, die in kirchlicher, politiſcher, ſocialer und ſcientifiſcher Hinſicht verfeindet mit Allem und Jedem, was beſteht, abſichtlich und bewußt auf Zertrümmerung und Umſturz aller äußern und innern geſellſchaftlichen

*) Die erwähnten Denkſchriften ſind Widerlegungen revolutionärer Pamphlete, und führen den gemeinſchaftlichen Titel: **Commento a due opusculi politici stampati a Parigi nel Settembre 1845. Italia Novembre 1845.**

Digitized by Google

Einrichtungen, auf planmäßige Umwälzung aller Verhältniſſe rechnet, unausgeſetzt für dieſen Zweck arbeitet, und zu dieſem Weltbrande raſtlos feuergefährliche Stoffe zuſammenträgt. Man pflegt ſie die radicale zu nennen, und der Ausdruck iſt in ſofern nicht unrichtig gewählt, als er den Vorſatz und das Streben bezeichnet, das Werk der Zerſtörung bis auf die unterſten Fundamente des Baues der Geſellſchaft durchzuführen.

Wie dieſe Partei in ſtetiger hiſtoriſcher Entwickelung aus den kirchlichen Zerwürfniſſen und politiſchen Krankheiten der letzten drei Jahrhunderte entſtanden iſt, wie ſie ſich zu dem Jakobinismus der neunziger Jahre verhält, wie zu dem ältern Liberalismus, der das Heil der Welt in der ganz äußerlichen Nachahmung engliſcher Verfaſſungsformen ſuchte, dieß Alles zu unterſuchen, iſt hier weder der Ort, noch die Abſicht. Genug, ſie beſteht in allen Ländern Europas ohne Ausnahme. In ihrem Weſen und Kerne allenthalben die nämliche, trägt ſie nach Art und Gelegenheit ein verſchiedenes Coſtum, bedient ſie ſich mannigfach wechſelnder, hier nationaler, dort confeſſioneller Stichwörter, verfolgt ſie je nach dem Bedürfniſſe der Lokalität des Augenblicks, ſo oder anders benannte Mittelzwecke, iſt ſie, nach dem Grade ihres Einfluſſes auf die Maſſen, die zuletzt mit der Fauſt den Streit ausfechten ſollen, von größerer oder geringerer Gefahr und Gemeinſchädlichkeit. Im Ganzen oder Großen aber iſt ſie in Zweck und Mitteln allenthalben die nämliche, und aller Orten ſolidariſch verbunden. Innerhalb dieſer Partei ſchwindet aber auch, was wohl zu bemerken iſt, der Unterſchied der religiöſen Bekenntniſſe auf ein Minimum, ſo wie andererſeits katholiſche und proteſtantiſche Länder gleichmäßig der Gegenſtand ihrer Umtriebe und Angriffe ſind. Mit einem Worte: der Radikalismus iſt ein zum Extrem getriebener, ſo kirchlicher wie politiſcher Autoritätsproteſt, und ſeine Adepten gehören ihrer Taufe nach, wenn ſie überhaupt getauft ſind, in ziemlich gleichem Verhältniſſe der Kirche, wie den Confeſſionen an. Dieß auf der einen oder andern Seite nicht anerkennen wollen, wäre ein großer Irrthum.

Digitized by Google

Der Unterſchied liegt nur darin, daß der Katholik, der ſich dem Radikalismus ergibt, von vornherein mit ſeiner Kirche gebrochen hat, während der Proteſtant Gefahr lauft, dorthin zu gelangen, wenn er auf der Spur der Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts recht conſequent und entſchieden weiter ſchreitet. Aber für jede monarchiſche Regierung, überhaupt für jeden geordneten, geſelligen Zuſtand iſt, ohne Rückſicht auf den Unterſchied des kirchlichen Bekenntniſſes, die durch das radikale Treiben herbeigeführte Gefahr die nämliche. Es wäre eben ſo irrig, zu behaupten, daß die neue, in die Tiefe gehende Revolution, mit welcher jene Partei die Welt bedroht, nur proteſtantiſchen Staaten gefährlich werden könne, als es eine, zwar von allen kirchenfeindlichen Organen wiederholte, aber darum nicht weniger abſurde Behauptung iſt: daß die Umwälzung nur in katholiſchen Ländern einen geeigneten Boden für ihre zerſtörende Wirkſamkeit finden werde. Die Wahrheit iſt: daß in den romaniſch-katholiſchen Ländern, wo der Gegenſatz gegen den alten, rechtlichen Beſtand am entſchiedendſten hervortreten mußte, und die Widerſtandsfähigkeit der ältern Ordnung der Dinge am größten war, die Revolution der Zeit nach zuerſt zum Ausbruche kam. Weil aber hier das eigentliche Volk an ſeinem Glauben und in ſeiner Kirche einen Anhaltspunkt und ein rettendes Brett im Schiffbruche fand, ſo hat in jenen Ländern der Umformungsproceß zwar unter furchtbaren Wehen und gewaltigen Erſchütterungen, aber dennoch ohne völlige Auflöſung aller ſocialen Bande, ohne Verſinken der geſammten Bevölkerung, in die thieriſche Barbarei eines neuen Heidenthums vor ſich gehen können. Täuſchen nicht alle Zeichen, ſo beginnt das revolutionäre Fieber im romaniſchen Süden ſchon bedeutend nachzulaſſen. Dermalen greift aber dieſelbe politiſch-ſociale Krankheit in den germaniſchen und ſkandinaviſchen Norden hinüber, und in wenigen Jahrzehnten wird die Geſchichte um eine Reihe großer Erfahrungen reicher ſeyn. Dann wird die Welt inne werden, wie ſich das Gemälde der Revolution auf proteſtantiſchem Hintergrunde ausnimmt.

Seine thätigſten und energiſchſten Factoren hat der heutige Radikalismus in den Emigrationen. Jene Umwälzungen, welche ſeit 1815 in Portugal, Spanien, Piemont, Frankreich, Neapel, den Legationen, Polen und verſchiedenen deutſchen Ländern ſiegten oder fehlſchlugen, haben einen neuen Stand in der europäiſchen Geſellſchaft geſchaffen, den der politiſchen Flüchtlinge. Was früher, ohne daß ſich ſofort ein offener Kriegszuſtand daraus entwickelt hätte, unerhört und unmöglich war, das wurde ſeit jener Zeit der regelmäßige, natürliche, wenn auch nicht völkerrechtlich anerkannte, ſo doch geduldete Zuſtand. Die flüchtig gewordenen Anſtifter der Empörungen, die gewerbmäßigen Entrepreneurs der Revolution für ganz Europa, ſchlugen in der Schweiz, in Frankreich, in England ihren ruhigen Wohnſitz auf, und conſtituirten ſich dort unter dem Schirme des neu eingeführten Aſylrechts als öffentlich beſtehende, zum Theil ſelbſt von den Regierungen mit Wartgeldern Unterſtützte Corporationen. Als ſolche führten ſie mit brandſtifteriſchen Pamphleten, mit Ausſendung von Aufhetzern und Agenten, mit geheimen Umtrieben aller Art einen unterirdiſchen Krieg gegen die Regierungen ihrer Heimath, dem, ſo oft ſich die Gelegenheit dazu günſtig zeigte, Einfälle bewaffneter Banden folgten. Ohne Kriegserklärung, mit Mord und Brand und Plünderung proklamirten dieſe dann die Inſurrection, ſchritten ſofort zur Einſetzung proviſoriſcher Regierungen, und erhoben, wenn das wahnſinnige Unternehmen an dem Widerſtande der geſetzlichen Ordnung der Dinge ſcheiterte, ein Wehgeheul durch ganz Europa über die Verletzung der Humanität des Zeitalters und fluchwürdige, finſterer Jahrhunderte würdige Barbarei der beſtehenden Regierungen, welche ſich nicht ohne Schwertſtreich ſtürzen laſſen wollten.

Das Land, welches unter dieſem abnormen Zuſtande der Dinge am meiſten zu leiden hatte, war bisher die italieniſche Halbinſel. Es darf nicht außer Acht gelaſſen werden, daß auch dort die Revolution nicht im eigentlichen Kerne des Volkes und

Digitized by Google

ſeinem aus einer allzugedrückten Lage entſpringenden Mißvergnügen wurzelt. Die politiſche Krankheit haust dort urſprünglich in einer, während der franzöſiſchen Invaſion künſtlich angepflanzten, als Geheimbund conſtituirten Secte, welche durch eine Art Terrorismus, den ſie mit Gift und Dolch über die Majorität des Volkes übte, lange Zeit zu großer Gewalt gelangt war. Eine der uns vorliegenden Denkſchriften *) bemerkt ſehr richtig: daß die Carbonarie im Kirchenſtaate verhältnißmäßig am wenigſten, und nur in den Theilen deſſelben Eingang gefunden, wo mehrmaliger Regierungswechſel, große ökonomiſche Zerrüttungen und andere Umwälzungen ihr den Boden bereitet hatten. „Damals wie jetzt“, ſagt dieſe Schrift, „gab es dort Menſchen von ungeheuerm Ehrgeiz und zügelloſen Gewohnheiten, die nach Reichthümern lechzten und zugleich Verſchwender, Ungläubige, Skeptiker oder Utopiſten waren, maaßlos in ihren Gedanken und thöricht in ihren Herzen. Dieſe ſammt und ſonders bildeten in Italien die Carbonarie. Daß die Schlaueſten die Uebrigen betrogen und beherrſchten war natürlich. Sie ſchufen eine geheime Regierung, die Todesurtheile durch ihre Meuchelmörder vollſtrecken ließ. Faſt jeden Tag kamen durch die Hand unbekannter Banditen Magiſtratsperſonen, Prieſter und Privatperſonen um. Dieß iſt kein Phantaſiegemälde, ſondern auch die von liberalen Federn geſchriebene Geſchichte bezeugt es. Aus dieſem Zuſtande der Dinge und aus der Exiſtenz einer ſolchen geheimen Verbindung floßen die anderen Uebelſtände. Der erſte war der: daß alle Privatfeindſchaften und ſogenannten Vendetten unter den Deckmantel des Intereſſes der Secte ſchlüpften. Jeder Böſewicht, jeder Verbrecher fand dort Stützpunkte, Gefährte und Helfer, wenn es nöthig war, auch falſche Zeugen. Ein zweites Uebel war die völlige Verfälſchung des ſittlichen Gefühls. Drittens trachtete die Secte, jedes neue Geſetz und jede neue Einrichtung zu einer Waffe umzuſchaffen, womit die Regierung bekämpft, zu

*) **Riflessioni sul manifesto publicato a Rimini dai Ribelli.**

einem Mittel, womit ſie geſtürzt werden ſollte. Dieſe Uebel, welche der Carbonarismus erzeugte, waren über die ganze Halbinſel verbreitet, und in jedem Lande überließ man ſich mehr oder weniger denſelben Ausſchweifungen.“

Bekanntlich haben alle italieniſchen Regierungen gegen den ſectireriſchen Geheimbund der Carbonarie einen lange dauernden, energiſchen Vertilgungskrieg geführt. Als endlich die Secte geſprengt war, zog ſie ſich in die Zufluchtsſtätten zurück, welche ihr Frankreich und England öffneten. Von dort aus ſuchte ſie unausgeſetzt die öffentliche Meinung von Europa irre zu leiten, und Unruhe, Spannung, Mißtrauen und Beſorgniß in allen Ländern Italiens nicht ausgehen zu laſſen. Unausgeſetzt war dieſe Clique von italieniſchen Flüchtlingen befliſſen, den Funken des politiſchen Mißvergnügens, wenn ſich irgend die Gelegenheit dazu bot, zur verzehrenden Flamme anzufachen. Glücklicherweiſe zeigt es ſich bei den letzten Unternehmungen dieſer Art, daß die revolutionäre Emigration keine Wurzel mehr im eigentlichen Volke Italiens hatte. „Es wäre leicht“, ſagt darüber die obengenannte Denkſchrift, „darzuthun, woher die Impulſe der letzten Umwälzungsverſuche in den Legationen gekommen ſind. Im Jahre 1843 ſpann die ſogenannte nationale oder unitariſche Faction der Giovine Italia in Malta, Corfu, Neapel und Livorno ein Complot an. Es gelang ihr, eine Handvoll Müſſiggänger zu verführen, die in dem Landgebiete von Bologna die Fahne der Empörung erhoben. Von dem Gemetzel in Barcellona und der ſpaniſchen Anarchie her kam der verwegenſte Abentheurer der Faction nach Bologna. Aber es gelang ihm nicht, die Bevölkerung auch nur im geringſten in Bewegung zu bringen. Der ganze Verſuch dauerte kaum ſo lange Zeit, als die heutigen Normannen zu einer ungeordneten Flucht nöthig hatten. Eben dieſe Befreier, welche, wie ſie ſagten, von dem Wunſche beſeelt waren, bloß den Kirchenſtaat zu reformiren, gingen von dort nach Coſenza in Calabrien, wo ſie bekanntlich ergriffen und todtgeſchoſſen wurden.“

„Kaum waren zwei Jahre verfloſſen, als nicht nur der

päpſtlichen, ſondern auch der franzöſiſchen Regierung bekannt wurde, daß neue Umtriebe angeſponnen waren. Ein anderer Anſchlag gegen das Gebiet des heiligen Stuhls wurde vorbereitet; auch dießmal nicht in den Legationen, ſondern in London von dem Haupte des jungen Italiens (dem aus Genua entwichenen Advokaten Mazzini), dem gewiß an dem Königreiche Sardinien mehr lag, als am Kirchenſtaat. Einer kleinen Zahl von Abentheurern, die von außenher hereinkamen, gelang es inzwiſchen ein Städtchen in den Legationen zu überfallen. Von dort vertheilten ſie ſich, gut mit Waffen verſehen, in Banden, die den gebirgigten Theil dieſer Provinzen durchſtreiften. Aber welche Aufnahme, welche Sympathien fanden ſie im Volke? oder welchen Heroismus entwickelten jene wenigen päpſtlichen Unterthanen, welche es ihnen zu verführen gelang? In der obern Romagna floh der Haufe der Rebellen bei der erſten Bewegung der Truppen, und wagte auch nicht einmal den Verſuch eines Widerſtandes; vergebens verlockten ſie in der Romagnola bei Ferrara das Volk, auf deſſen Erhebung ſie vornämlich gerechnet hatten; in der Legation von Bologna leiſteten die Einwohner der Regierung bewaffnete Hülfe, um die fremden Banden, als ſie ſich zuerſt von der toskaniſchen Gränze her zeigten, gefangen zu nehmen. Mit einem Worte: man kann auf den Charakter des Attentats und auf die Sympathien des Volkes für daſſelbe aus der Schnelligkeit ſchließen, mit welcher die, welche den Einfall in das Gebiet gewagt, und jene, die ſich mit ihnen eingelaſſen hatten, Rettung auf fremdem Grunde und Boden ſuchten.“ Uebrigens ſetzt die Denkſchrift mit großem Rechte hinzu, daß die eigenen Manifeſte und Bekanntmachungen der Faction den deutlichen Beweis liefern, daß es bei allen dieſen Unternehmungen keineswegs bloß auf den Kirchenſtaat, ſondern auf die ganze Halbinſel abgeſehen war. Eine kleine Zahl von Nationalitätsfanatikern träumt von einer italieniſchen Volkseinheit nach franzöſiſchem Muſter, während dem wirklichen Volke dort nichts fremder und verhaßter iſt, als jeder derartige Gedanke. Italien iſt, wie kein

anderes Land in Europa, die eigentliche Heimath des Lokalitäts- und Municipalitätsgeiſtes. Eine Centraliſation im modern revolutionären Sinne findet dort ſchlechthin keine Wurzel im Volke, und ein geſammtitalieniſcher Patriotismus wird als reines Kunſtprodukt einiger Stubengelehrten und Poeten, von der eigentlichen Maſſe nicht einmal verſtanden. Uebrigens ſucht die Faction, dort wie in gewiſſen andern Ländern, dieſen rein gemachten, künſtlich erzeugten und objectloſen Vaterlandsfanatismus der Jugend aus keinem andern Grunde anzuerziehen, als um ſelbige hernach als Hebel für die Zwecke der Revolution in Bewegung ſetzen zu können. Frägt man aber nach dem eigentlichen letzten und höchſten Zwecke aller dieſer Anſtrengungen, Ränke und Umtriebe, ſo ſteckt hinter dem Schwulſte aller afterpatriotiſchen Phraſen, aller Beſchwerden über wirkliche oder vermeintliche Mißbräuche einfach nichts Anderes: als der brennende Durſt der Wiſſenden innerhalb der radikalen Partei nach abſoluter Herrſchaft. Iſt dieſes Ziel einmal erreicht, ſo ſoll, wie ſie deſſen auch unter ſich gar kein Hehl haben, ein gewaltthätiges und tyranniſches Schreckensregiment gegründet werden. Eine der uns vorliegenden Denkſchriften theilt folgende Stelle aus einer Art Inſtruction oder Revolutionsplan mit, der lebhaft an ähnliche Anſchläge der galiziſchen Verſchwörung erinnert. Unſere Quelle ſetzt hinzu, daß dieſe Aeußerungen noch zu den mildeſten gehören. „Unſere Feinde“, heißt es dort, „ſind viele. Vor allen andern die Geiſtlichkeit, der Adel, viele Eigenthümer, zuletzt auch die Angeſtellten der Regierung. Unter dem Rufe der Freiheit müſſen in allen Städten Revolutions-Commiſſionen gebildet werden, welche ſich der verdächtigſten unter den eben angezeigten Perſonen zu bemächtigen haben, die, wenn ſie frei oder am Leben bleiben, der Sache groſſen Schaden zufügen könnten. Als Regel für die Urtheile der gedachten Commiſſionen ſind zwei Klaſſen von Perſonen zu unterſcheiden: 1) Solche, die ſich gegen die Sache (der Revolution) gleichgültig verhalten, und den Parteigängern derſelben keine Beleidigung zugefügt haben,

Digitized by Google

der Regierung aber aus Liebe zur Ruhe zugethan ſind. Dieſe muß man ſich bemühen, in unſer Intereſſe zu ziehen. 2) Jene, die, gleichviel ob Beamte oder nicht, ſich öffentlich als unſere Feinde gezeigt und uns auf jede Weiſe gequält haben; dieſe müſſen vornämlich aus dem Wege geſchafft werden. Die Art ihrer Verhaftung darf nicht gewaltſam ſeyn; ſie muß zur Nachtzeit geſchehen. Man ſetzt ſie in's Gefängniß und tödtet ſie. Man muß hierbei mit der größten Klugheit und Verſchwiegenheit verfahren, und das Gerücht verbreiten, als ſeien ſie verſteckt, oder exilirt, oder vorläufig verhaftet. Dieſes Alles aber, um nicht Tumulte zu erregen, oder Schrecken einzuflößen, wie dieß bei den Septembriſaden geſchah. Die Art der Hinrichtung ſei kurz und ohne Qual."

Gegen dieſe ſich immer wiederholenden Attentate dieſer Secte nun wurde die päpſtliche Regierung mit Abſicht und Vorbedacht zu den bekannten koſtſpieligen Vertheidigungsanſtalten genöthigt, damit dieſe dann wieder als Grund und Vorwand zur Erregung neuer Unzufriedenheiten benutzt werden könnten. Der revolutionären Emigration war und iſt es um nichts weniger, als um Verbeſſerung der Lage des Kirchenſtaats, und Beförderung des Glückes und Wohlſtandes ſeiner Einwohner zu thun. Im Gegentheil! ſie bedarf der Uebelſtände, ſie bedarf der Noth und der Unzufriedenheit des Volkes als Mittel zu ihrem Zwecke, und ſcheut nichts mehr, als kräftige und energiſche, von den Regierungen ausgehende Reformen. Sie wollte und will, hier wie in andern Ländern, nicht dieſe oder jene wahre oder vermeintliche Verbeſſerung, ſondern die Revolution um der Revolution willen. Sie bezweckt weniger eine ideale Schöpfung, als den Untergang alles Beſtehenden im Staat und Kirche, und eine allgemeine Verwirrung, während welcher ſie, die Faction, ſich dann der Zügel der allerabſoluteſten Herrſchaft bemächtigen könnte. Deßhalb predigt ſie als erſten und oberſten Grundſatz ihrer Politik, und als nothwendige Bedingung alles politiſchen Heils, Mißtrauens der Unterthanen gegen ihre Regierungen wie eine Art Pflicht, und

eine natürliche, ſich von ſelbſt verſtehende Stimmung. Auf dieſem Wege konnte ſie mit ziemlicher Sicherheit zuerſt allgemeines Unbehagen, dann Conflicte und Reibungen, zuletzt vollſtändigen Umſturz aller Verhältniſſe herbeizuführen hoffen.

Dieß iſt die Lage der italieniſchen Länder und des Kirchenſtaates insbeſondere, auf den dieſe Partei ſich immer zuerſt und hauptſächlich mit ihren Angriffen geworfen hat. Daher iſt es eine abſichtliche, oder gedankenlos nachgeſprochene Entſtellung der Wahrheit: daß das römiſche Volk ſeine Regierung haſſe, oder zu Veränderungen und Empörungen geneigt ſei. Nicht Volk und Regierung ſtehen einander wie zwei Parteien gegenüber, ſondern auf der einen Seite die unermeßliche, ruhige, friedliche, aber paſſive Majorität der Bevölkerung, die ſich nicht ſo elend fühlt, um in der Revolution ihr eigenes Heil zu ſuchen, und auf der andern eine kleine, aber energiſche und überaus active, factiöſe, zu jedem Verbrechen fähige und aufgelegte Minorität, welche die Revolution als Princip zu ihrem Ausgangspunkte nahm, und junge, unerfahrne, leicht zu berückende Jünglinge zu verführen und in ihre Netze zu ziehen wußte, um, wenn ſie der Freiheit beraubt oder landflüchtig geworden waren, ſie und ihre Familien mit der beſtehenden Ordnung der Dinge zu verfeinden. Pius IX. hat der Partei dieſe mächtige Waffe zu entwinden gewußt, und die Sache an der Wurzel angefaßt. Er hat jetzt die Maſſe der Bevölkerung unbedingt für ſich, und der Moment iſt gekommen, wo dieſe über die wahre Lage der Dinge ohne Mühe aufgeklärt werden kann, ſobald, was ſchwerlich lange ausbleiben wird, die Feinde ihres Friedens und Wohlſeyns neue Verſuche machen, Unglück zu ſtiften, und um ihrer egoiſtiſchen Zwecke willen Verderben zu ſäen. Denn täuſcht uns nicht Alles, ſo iſt es der Plan dieſes Papſtes, das zu thun, was über kurz oder lang in allen Ländern geſchehen muß, wenn Europa nicht durch den Sieg des Radikalismus in thieriſcher Barbarei zu Grunde gehen ſoll: den Kern des Volkes für das Gute zu ge-

winnen, und damit der Revolution einen Damm, an dem ſie ſich breche, entgegenzuſetzen.

Nach dieſer kurzen Auseinanderſetzung der wahren Lage der Dinge bleibt uns noch übrig, von einigen, das Einzelne betreffenden Einwendungen und Vorwürfen gegen die Regierung und Verwaltung des Kirchenſtaates zu ſprechen. Die Wortführer der Revolution haben dieſe Beſchwerden in ihren Manifeſten und Proklamationen ſattſam artikulirt, und die liberale Preſſe in Deutſchland und Frankreich hat ſie mit dem ihr eigenthümlichen oben geſchilderten Maaße von Gründlichkeit und Sachkenntniß blindgläubig nachgeſprochen. Sehen wir jetzt, was die päpſtliche Regierung (wohlverſtanden noch unter Gregor XVI.) darauf erwidert hat.

„Die päpſtliche Regierung“, ſo lautet die erſte jener oft gehörten Anſchuldigungen, „iſt eine Prieſterregierung, welche die Zulaſſung von Weltlichen zu öffentlichen Aemtern verweigert. In der Verwaltung lähmt ſelbſt die religiöſe Thätigkeit die Wirkſamkeit der Staatsgewalt, und die geiſtlichen Gerichte ziehen jede Art von Perſonen vor ihr Forum.“

Die uns vorliegende Denkſchrift erwiedert hierauf, daß wenn die Geiſtlichkeit nicht von der Regierung ausgeſchloſſen iſt, die Civiliſation dabei noch keineswegs übel fährt. Ob Frankreich nicht groß und glorreich geweſen ſei, als es Cardinäle zu Staatsminiſtern hatte? In allen Monarchien werde zu den höchſten Staatsämtern, oder zur Mitgliedſchaft in der Pairskammer des Parlaments, hohe Geburt, ererbter Reichthum oder ſonſt ein Stand und Titel gefordert, „Erforderniſſe, die nicht immer eine Bürgſchaft für Wiſſenſchaft und Kenntniſſe ſind, durch welche doch oft ein Prieſter aus der demüthigſten Lebensſtellung ſich zu fürſtlichem Glanze erhebt. Dieſe Erwägung ſollte doch Jenen nicht ſo fern liegen, welche ſich etwas darauf zu Gute thun, daß ſie die Sache des Volkes in der bürgerlichen Geſellſchaft gegen die Ariſtokratie vertheidigen.“ Umgekehrt wird aber die Thatſache: daß die Laien im Kirchenſtaate von jedem Antheil an der Regierung ausgeſchloſſen

Digitized by Google

ſeien, auf das beſtimmteſte in Abrede geſtellt. „In jeder Provinz iſt nur ein Geiſtlicher bei der Regierung, und dieß iſt ein Cardinallegat oder delegirter Prälat. Die ganze öffentliche Verwaltung iſt weltlichen Beamten anvertraut. Die Regierungsconſulten, die Juſtiz, die Polizei, die Adminiſtration, die ökonomiſchen Verhältniſſe, das Militärweſen. Zu geſchweigen die anſehnliche Zahl von Beamten, die von den freiſtehenden Provinzial- und Communalverwaltungen abhängen, und welche bei der öffentlichen Wohlthätigkeit beſchäftigt ſind. Die Beſoldungen entſprechen dem Range, einige ſind ſogar beträchtlich; das Loos der ausgedienten Beamten, das ihrer Wittwen und Kinder iſt durch ein vorſorgliches Geſetz in Betreff der Penſionen geſichert. Denen alſo, welche ſagen, daß die päpſtliche Regierung Niemanden eine Laufbahn im Civildienſte eröffne, kann geantwortet werden: daß jeder andere europäiſche Staat, wenn man die Verhältniſſe vergleicht, in Beziehung auf öffentliche Anſtellungen, hinter der Freigebigkeit der päpſtlichen Regierung zurückſtehen muß. Aber noch mehr, nicht nur daß in den geiſtlichen Gerichtshöfen des Staats Laien den größern Theil der Angeſtellten bilden, ſo verſchafft auch der kirchliche Vorrang des heiligen Stuhles ſeinen weltlichen Unterthanen ſehr viele Anſtellungen bei ſolchen rein geiſtlichen Behörden, die in Rom nicht bloß für das beſchränkte Intereſſe des Kirchenſtaats, ſondern für die weit umfaſſenden Angelegenheiten der Chriſtenheit eingeſetzt ſind. Was ſind neben dieſer Maſſe der verſchiedenartigſten Aemter, die Laien übertragen werden, die hohen Regierungspoſten, welche wenigen Cardinälen und einigen Prälaten vorbehalten ſind? Dazu kömmt noch, daß die Prälaten, welche in den drei höchſten Gerichten ſitzen, ſtrenge genommen nicht einmal Geiſtliche genannt werden können. Der größere Theil derſelben iſt nicht gehalten, die Weihen zu haben; der zeitweilige Cölibat, dem ſie unterworfen ſind, verpflichtet eben ſo wenig auf die Dauer, als der der Militärperſonen unter andern Regierungen.“ Hierzu fügt die Denkſchrift noch eine andere ſehr ſchlagende Bemerkung, über die Bedeutung der Einrichtung,

Digitized by Google

daß gerade im Kirchenſtaate gewiſſe hohe Staatsämter nothwendig mit Cardinälen beſetzt ſeyn müſſen. „Keinem Monarchen, auch dem conſtitutionellen nicht, iſt es verboten, die höhern Aemter, die Miniſterpoſten, die Anführerſtellen im Heere, überhaupt die wichtigen Stellen mit ſeinen eigenen Söhnen, Brüdern oder andern Verwandten zu beſetzen, weil gerade dieſe das größte Intereſſe an der Vertheidigung des Thrones und am allgemeinen Wohle des Staates wie der Unterthanen haben.“ Die Anwendung auf die Cardinäle liegt ſo nahe, daß ſie keiner weitern Ausführung bedarf. Man kann nur noch hinzuſetzen, daß wenn, wie in Rom, aus unabweisbaren Gründen das Oberhaupt des Staates nothwendig immer Prieſter ſeyn muß, die Natur der Sache auch die Beſetzung der höchſten Regierungsämter mit Geiſtlichen fordere, weil ſonſt der Papſt einer ihm völlig fremden weltlichen Staatsbeamtenſchaft ganz iſolirt gegenüberſtehen, und ein Gegenſatz hervortreten würde, der für die Regierung des Kirchenſtaats keineswegs förderlich wäre.

Daß im Kirchenſtaate die geiſtliche Thätigkeit die Wirkſamkeit der Staatsgewalt beeinträchtige, und daß die Gerichte der Kirche anmaßlicherweiſe weltliche Perſonen oder Sachen vor ihr Forum zögen, iſt, nach der Erklärung der uns vorliegenden Denkſchrift, einfach nicht wahr. Es beſteht eine Verordnung, noch vom 10. November 1834, welche die Amtsgewalt der verſchiedenen Gerichtsbarkeiten auf's neue getrennt, und den Umkreis ihrer Gewalt ſcharf beſtimmt hat. Die Zuſtändigkeit der kirchlichen Gerichte iſt dort auf die rein geiſtlichen Gegenſtände beſchränkt. Selbſt geiſtliche Perſonen und piae causae müſſen allenthalben, wo ſie nicht Beklagte ſind, vor weltlichen Gerichten Recht nehmen.

In Betreff der Kleinkinderbewahranſtalten ſagt die Denkſchrift, daß im Kirchenſtaate Einrichtungen vorhanden ſeien, welche den Nutzen derſelben zu erreichen und die damit verbundenen Gefahren zu vermeiden ſuchten. Unter dem Namen der Maestre delle Scuole pie beſtänden allein in Bologna

Digitized by Google

ſeit zweihundert Jahren vier Anſtalten, welche nach der Sprache dieſes Jahrhunderts ohne Zweifel Aſyle für Kinder genannt werden müßten. Aber ſie verdanken ihr Entſtehen nicht dem heutigen Philantropismus, ſondern der chriſtlichen Liebe unſerer Vorväter. „Man darf nicht verſchweigen“, ſagt eine andere der uns vorliegenden Quellen, „daß der Afterliberalismus ſich der Kleinkinderbewahranſtalten auch im Kirchenſtaate bemächtigen möchte, um ſeine verderblichen Grundſätze (insbeſondere die Gleichgültigkeit gegen den Glauben der Kirche) in die Volksmaſſen zu werfen, und dieſe durch vermeintliche Werke der Liebe für ſeine politiſche Zwecke zu bearbeiten.“ Daher auch der in manchen Ländern wahrhaft abgeſchmackte Enthuſiasmus für dieſe, wenn ſie mit Takt und Verſtand und ohne ſchlechte Nebenabſichten gehandhabt würden, an und für ſich ganz wohlthätige Einrichtung.

Ueber die Jeſuiten, von denen die Zeitungen zu berichten wiſſen, daß ſie den geſammten Unterricht im Kirchenſtaate als Monopol betrieben, ſagt die erwähnte Denkſchrift: ſie ſeien in den Legationen ſo gut wie ganz unbekannt, und beſäßen dort kein einziges Haus.

Wird die weltliche Geſetzgebung im Kirchenſtaate als ungewiß, unvollſtändig und willkührlich geſchmäht, ſo weist die Denkſchrift darauf hin, daß die päpſtliche Regierung in mehreren wichtigen Zweigen der Geſetzgebung andern Regierungen vorausgegangen iſt, die ſonſt als die aufgeklärteſten und intelligenteſten gerühmt werden. Eine Verordnung vom 10. November 1834 regelt das Civilverfahren, ein organiſches Geſetz vom 5. November 1831 den Criminalproceß, ein Geſetz vom 20. September 1832 handelt von den Verbrechen und Strafen. Es verdient hierbei bemerkt zu werden, daß die päpſtliche Regierung in Beziehung auf das Strafverfahren ſchon vor fünfzehn Jahren dieſelben Grundſätze aufgeſtellt hat, welche erſt vor wenigen Wochen die preußiſche Regierung verſuchsweiſe für den Gerichtsbezirk des Berliner Kammergerichts einführte.

Ueber die Gefängniſſe ſagt unſere Quelle: daß die päpſt-

liche Regierung ſchon vor langer Zeit den erſten Gedanken jenes Pönitentiärſyſtems faßte, deſſen Einführung jetzt, wie etwas durchaus Neues von mehreren Regierungen verſucht wird. Auch iſt ſeit 1831 kein Staatsverbrecher hingerichtet worden, wenn er nicht zugleich des Mordes ſchuldig war.

An der Spitze des Finanzweſens ſteht eine Congregazione di Revisione, an welcher auch weltliche Mitglieder aus den verſchiedenen Provinzen des Kirchenſtaates Theil nehmen. Dieſe ſorgt für die Beobachtung des Etats. In jeder Provinz iſt ferner der Chef der Verwaltung ein Conſulta von vier weltlichen Mitgliedern beigeordnet, ſo wie bereits das Geſetz vom 5. Juli 1831 Communal- und Provincialräthe einſetzt, die aus der freien Wahl aller Eigenthümer, Gelehrten, Handelsleute, Handwerker und Künſtler hervorgehen.

Ueber die Abgaben ſagt unſere Quelle nur, daß ſie geringer als in vielen andern monarchiſchen Staaten, jedenfalls aber von minderm Betrage als in irgend einem Repräſentativſtaate ſind. Im Kirchenſtaate gibt es keine Patente und keine Gewerbſteuer, eben ſo wenig Abgaben von Thüren und Fenſtern. Die Wohlthätigkeit wird nicht als Armentaxe vom Geſetz befohlen, ſondern im Namen des Evangeliums, als freiwilliges gutes Werk geübt. Zahlreiche, auf eigenen Stiftungen beruhende Hoſpitäler ſorgen für arme Kranke und Hilfsbedürftige aller Art, Waiſenhäuſer für die Findlinge. Die Armen ſterben hier nicht vor Hunger auf den Straßen, wie in gewiſſen andern Hauptſitzen der europäiſchen Civiliſation, ſie werden aber auch nicht vor die Gerichte geſchleppt, wenn ſie die Mildthätigkeit der Vorübergehenden anſprechen. Dieß iſt die einfache Folge davon, daß dort die geſetzliche Wohlthätigkeit unbekannt iſt. Aber eben ſo unbekannt iſt jenem Lande auf der andern Seite auch der Pauperismus der Manufacturſtaaten geblieben. Das römiſche Gebiet iſt vor der Geiſel der Baumwolleninduſtrie und ihrem Gefolge von Uebervölkerung und Elend durch eine gnädige Fügung Gottes bisher bewahrt geblieben. Wer, weil er in ganz Rom vielleicht

hundert, oder auf's Höchſte hundert und fünfzig Bettler in den Straßen und vor den Kirchthüren ſah, von der Armuth im Kirchenſtaate ſpricht, weiß nicht was er redet. Der Arbeitslohn iſt dort im Steigen begriffen, eine „unüberſteigliche Klippe für jene Arten von Induſtrie, welche die Armuth der Gegenden bezeichnen, wo ſie empor kommen.“ Doch haben ſich jene Arten der Betriebſamkeit, wo es ſich um Benutzung von Naturſchätzen handelt, in neuerer Zeit, durch die Regierung begünſtigt, gehoben, wie z. B. die Induſtrie der Metallwaaren, die Schwefelgruben in der Romagna, die Eiſenhütten. Dennoch bedarf ſelbſt für den Ackerbau der Kirchenſtaat noch der aushelfenden Handarbeit der Neapolitaner und der Lombarden. Daher ſind auch die periodiſchen Veröffentlichungen der Sparkaſſen ein unwiderlegliches Zeugniß des ſteigenden ökonomiſchen Wohlſtandes der niedern Volksklaſſen, eben ſo wie der Cours der römiſchen conſolidirten Schuld an den Börſen von Paris und London Kunde von dem wachſenden Credite des Staats gibt. Ueber die Eiſenbahnen äußert ſich die ſchon vor drei Vierteljahren geſchriebene Denkſchrift in einer wohl zu beherzigenden, ruhigen Weiſe. Es ſei falſch, daß ihre Anlegung verboten ſei. Eine chimäriſche, zum Actienſchwindel führende Unternehmung fremder Speculanten wolle man freilich nicht. Aber den Eiſenbahnen an ſich ſei die päpſtliche Regierung nicht zuwider, „da dieſe in Kurzem eine politiſche und ökonomiſche Nothwendigkeiten aller Staaten ſeyn würden.“ Auch ſey es unüberlegt, dem Kirchenſtaate zuzumuthen, daß er, in Mitte des projectirten italieniſchen Bahnnetzes belegen, den Anfang machen ſolle. Wie wenn nun die benachbarten Staaten nicht auf den Plan eingingen? Die päpſtliche Regierung habe keine Eile und könne nicht getadelt werden wenn ſie von der Zeit und der Erfahrung Rath erwartend zögere, ehe ſie in dieſer Hinſicht einen Entſchluß faſſe.

Aus allen Dieſem erhellt ſo viel: daß Gregor's XVI Regierung nicht das war, wozu der Conſtitutionel oder die Brockhaus'ſche Zeitung ſie gerne machen möchten: ein, jeder Ver

Digitized by Google

beſſerung und jedem wahren Fortſchritte von vorn herein und ohne weitere Unterſuchung abgeneigter, ſtumpfſinniger Stabilismus. Pius IX. wird nach Zeit und Gelegenheit wichtige Reformen vorzunehmen haben. Aber zwiſchen ſeiner Regierung und der ſeines Vorgängers wird ein weit geringerer Contraſt beſtehen, als er in manchen andern Staaten, welche ſo häufig als politiſche Muſterbilder geprieſen werden, bisher noch regelmäßig nach jedem Wechſel des Herrſchers einzutreten pflegte. Der Kirchenſtaat iſt, was man auch an ihm tadeln möge, wenigſtens nicht das Land der politiſchen Experimente. „Er iſt", wie eine der uns vorliegenden Denkſchriften ſagt, „die älteſte Regierung in Europa. Er hat ſeinen Charakter auch ſeit der Reſtauration (im Jahre 1814) nicht geändert. Eine Regierung, welche ſo viele Jahrhunderte über dauert, und durch ſo viele Umwälzungen durchgegangen iſt, aber mitten unter Ruinen unverſehrt blieb, iſt ohne Zweifel ſchon an ſich eine wunderbare Thatſache. Mit leichter Mühe wird Jeder begreifen, daß eine ſo beſchaffene Regierung mit großer Weisheit geordnet ſeyn muß. Sie iſt nicht auf die Gewalt gegründet, auch nicht auf eine beſtändig centraliſirende Allesregiererei. Hat dieſer Staat Jahrhunderte hindurch ein Beiſpiel unveränderter ruhiger Entwickelung gegeben, ſo kann dieß nur aus der Güte, der Gerechtigkeit, der Einſicht ſeiner Regenten, ſo wie aus der Wohlfahrt und Sicherheit erklärt werden, welche hieraus für deren Unterthanen floß. Die päpſtliche Regierung war ihrer Natur nach geeignet, alle jene Veränderungen zu ertragen, welche die veränderten geſelligen Verhältniſſe von Zeit zu Zeit erforderten. Wer eine wahrhafte vergleichende Geſchichte der politiſchen Einrichtungen Europas entwürfe, könnte ſich überzeugen, daß die römiſchen Päpſte in verſchiedenen Epochen den andern Fürſten Europas in guten und nützlichen Neuerungen vorangeſchritten ſind. Kein Gerichtshof hatte mehr Ruf und größere Autorität, als die Rota in Rom. Die erſten Grundlinien des Pönitentiärſyſtems finden ſich in den päpſtli-

chen Geſetzen. Das gerichtliche Verfahren, wie es ſich in Rom nach dem Vorbilde des römiſchen Rechts und unter dem mildernden Einfluſſe der kirchlichen Beſtimmungen bildete, wurde ein Muſter für alle nördlichen Völker. Der glückliche Zuſtand des Ackerbaus in der Mark und in der Romagna gibt der Weisheit der adminiſtrativen Geſetze des Kirchenſtaates günſtiges Zeugniß. Wer weiß nicht, welche Anſtrengungen gemacht ſind, den Ager Romanus zu bevölkern? Die Anlagen, welche den Lauf des Po und der andern Flüſſe im obern Theile des Kirchenſtaates regeln und einfriedigen, waren der Gegenſtand der Beobachtung und des Studiums auch für die franzöſiſchen Ingenieure. Die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe, die Pius VI. unternahm, iſt vielleicht das größte Werk, welches im achtzehnten Jahrhundert begonnen wurde, um den Reichthum und die Wohlfahrt eines Volkes zu vermehren."

„Uebrigens darf man den Kirchenſtaat nicht mit den Reichen anderer großen europäiſchen Nationen vergleichen. Dort konnte jene Entwickelung des Handels und der Induſtrie nicht eintreten, welche in andern Ländern Statt hatte. Dem widerſprechen die geographiſchen Bedingungen, und die Kleinheit des päpſtlichen Gebietes, ja ſelbſt die Natur ſeiner Bevölkerung und ihr ökonomiſches Syſtem. Aber Rom wurde der Sitz der ſchönen Künſte, welche die Religion belebte, und auf dieſes Ziel lenkten ſich die Bemühungen ſeiner Einwohner. Dieß iſt auch ein Ziel, ſo groß und edel wie jenes der Induſtrie und des Handels, welches andere Nationen ſich vorſteckten. Es ſetzt eine unwandelbare Achtung vor der Freiheit und der menſchlichen Würde voraus, und kann ohne Zweifel auch der Ruhm eines Volkes ſeyn. Wiſſenſchaft und Kunſt haben im Kirchenſtaate immer geblüht. Und ohne auf das Jahrhundert Leo's X. zurückzugehen, ohne die bedeutenden Männer herzuzählen, die bis auf unſere Tage in Rom und Bologna lehrten, ſo ſind in jedem Theile des Kirchenſtaats zahlreiche Anſtalten für (unentgeltlichen) Unterricht und Erziehung. So hatte ſchon lange vor der franzöſiſchen Revolution die päpſtliche

Regierung ihren milden und civiliſirenden Charakter bewährt, und die Unterthanen der väterlichen Macht des heiligen Stuhls dachten an keine Umwälzung, ſie hielten ſie nicht für möglich.“ . . . .

„Im Gegenſatz gegen die griechiſch-römiſche Civiliſation gründet ſich die europäiſche auf die Entwickelung der Inſtitutionen des Friedens und auf den Wetteifer Aller. Nun hat keine Regierung mehr, ihrem Charakter nach, den Frieden geliebt, und keine hat, ihrer Natur nach, weniger kriegeriſche Einrichtungen und Gewohnheiten nöthig. Was den allgemeinen Wetteifer betrifft, ſo weiß Jeder, daß im Gebiete des Papſtes die Laufbahn der Ehren und des Dienſtes Allen ohne Ausnahme offen ſteht. Hier gibt es kein Privilegium der Geburt; der Adeliche wie der, welcher aus dem niedern Volke ſtammt, können nach jedem, auch dem höchſten Poſten ſtreben. Und ſeit der älteſten Zeit werden viele Aemter vom höchſten Einfluß den Conſiſtorialadvokaten oder ſonſt bedeutenden Rechtsgelehrten gegeben, obwohl dieſe dem Laienſtande angehören. Nie hat die päpſtliche Regierung, ihrem Charakter treu, den Vortheil einer Klaſſe über den der andern eine Herrſchaft üben laſſen. Sie hat in bewundernswürdiger Miſchung die Intereſſen der Armen und der Reichen, des Adels und der Bürgerſchaft, der Provinzen und der Hauptſtadt mit einander ausgeſöhnt. Und dieſe Abwägung, dieſe Miſchung hat im Kirchenſtaate ſo mächtig gewirkt, daß jenes gewaltige Ringen der verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft, welches mehr oder weniger ganz Europa erſchüttert, dort niemals bekannt geweſen iſt. Mit einem Worte, die päpſtliche Regierung iſt die für dieſes Land am meiſten paſſende Regierung geweſen, und hat gethan, was ſie ſollte und konnte, um deſſen Wohlfahrt und Wachsthum zu fördern. Oft haben ihre Feinde ſie mit den theokratiſchen Regierungen des Orients verwechſeln wollen, und gegenkirchliche Beobachter haben dieſe Verläumdung bereitwillig angenommen. Aber die geiſtliche Regierung hat immer die ewigen Intereſſen der Religion von den zeitlichen des Staates

unterſchieden. Und dennoch iſt dieſe geiſtliche Regierung, gerade weil hier kein beſonderes Intereſſe vorherrſcht und kein Stand die andern Klaſſen der Geſellſchaft beleidigt, auch niemals unverträglich geweſen mit irgend einem wahren, ſocialen Fortſchritt.“ ..... „Was war Rom unter der heute ſo bewunderten napoleoniſchen Verwaltung? Eine Provinzialſtadt des franzöſiſchen Reichs, und ihre Bevölkerung nahm reißend ab. Bologna verlor ſeine Seideninduſtrie, die es reich gemacht hatte. Die Meiſterſtücke der Kunſt wurden zur empfindlichſten Beleidigung der kunſtliebenden Bevölkerung des Kirchenſtaates nach Paris geſchleppt. Braucht man noch die Abneigung derſelben gegen die Conſcription *) zu erwähnen, um den Enthuſiasmus zu erklären, mit welchem Pius VII. empfangen ward, als er aus der Gefangenſchaft heimkehrte?“

Dieſe Auseinanderſetzung empfehlen wir Freunden und Gegnern, daß ſie daraus den Zuſtand des Kirchenſtaates auch von einer andern Seite dargeſtellt finden, als der gewöhnliche, ganz einſeitige, und manche ſchlagende Wahrheit enthält. Uns ſcheint es außerdem, daß aus ihr tiefe politiſche Einſicht in die Verhältniſſe und Bedürfniſſe dieſer Zeit ſpreche, eine Einſicht, die vielleicht nicht immer allen Denen beiwohnen dürfte, welche ſich unaufgefordert berufen fühlen, Hofmeiſterſtelle bei der päpſtlichen Regierung zu vertreten.

*) Die römiſche Regierung legt ſich nicht das Recht bei, Jemanden zur Wahl des Soldatenſtandes wider ſeinen Willen zu zwingen. Sie kann ſich daher nur durch Werbung eine bewaffnete Macht verſchaffen. Auch iſt die Abneigung des Volkes im Kirchenſtaate gegen den erzwungenen Kriegsdienſt ſo groß, daß die (momentane) revolutionäre Regierung von 1831 in den Legationen gleich mit der Erklärung anfangen mußte: die Conſcription werde nicht eingeführt werden. Unter dieſen Umſtänden liegt die (allerdings koſtſpielige) Werbung von Schweizertruppen ſo nahe, daß es nicht nöthig iſt, dieſelbe zu rechtfertigen. Damit iſt freilich nicht geläugnet, daß es im höchſten Grade wünſchenswerth wäre, dieſe koſtſpielige Waffe durch zuverläſſige, einheimiſche Soldtruppen zu erſetzen. Es handelt ſich nur um die faktiſche Möglichkeit und Ausführbarkeit eines ſolchen Vorſchlags.

# XXXV.

## Literatur.

### I.

Geſchichte der Urwelt mit beſonderer Berückſichtigung der Menſchenraſſen und des moſaiſchen Schöpfungsberichtes von Dr. Andreas Wagner, Profeſſor ꝛc. ꝛc. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1845.

Der Verfaſſer dieſes Werkes gehört zu den, ungeachtet einiger Rücktritte, immer ſeltener werdenden gläubigen Proteſtanten; erweist auch ſeinen gläubigen Sinn auf allen Seiten deſſelben, und verdient darum, ſo wie für die zu Tage geförderten Reſultate unſere Hochſchätzung und dankbare Anerkennung. Er ſchildert zuerſt die beiden bisher hauptſächlich geltend gemachten geologiſchen Hypotheſen, den Neptunismus und Vulkanismus, welch letzterer nicht viel vom Plutonismus differirt, bereits aber dem deutſchen Dichterfürſten, der in der Geologie noch ein Schüler Werners war, in ſeiner Nichtigkeit erſchien. Die Verſöhnung und Berichtigung beider Hypotheſen liegt aber im Chemismus, welchen der Verfaſſer nach ſeinem Urheber, Oberbergrath Fuchs, klar und bündig darſtellt, dazu noch eine von dem letztern verehrten Chemiker und Geologen für dieſes Werk eigens verfaßte, beſonders wichtige Antwort auf die Einwürfe von Berzelius beibringt. Zwar hat man bisher ſchon die Schöpfungsurkunde der in den letzten Jahrhunderten ſo vielfach mißbrauchten heiligen Schrift gegen die Angriffe

28*

mißgünſtiger Geologen auf verſchiedenen Standpunkten zu verthei- digen vermocht, aber den rechten Einklang der geologiſchen Thatſachen mit dem altehrwürdigen inſpirirten Berichte des Moſes zeigt uns erſt die chemiſche Hypotheſe, und eine darauf begründete vollſtändige Auseinanderſetzung dieſes Einklanges, wie ſie der Verfaſſer obigen Werkes gibt, war darum ſchon lange erſehnt. Die Annahme eines Centralfeuers widerlegt der Verfaſſer nach einer akademiſchen Abhandlung Schafhäutels. Bei der Darſtellung der geognoſtiſch geologiſchen Verhältniſſe unſerer Erdrinde beſeitigt Wagner durch eigene Beobachtungen die Angaben von Buch's über die Dolomitbildung im Faſſathal gänzlich; ſelbſt trachytiſchen Formen beſtreitet er ihre plutoniſche Bildung mit Glück, was wir um ſo eher für möglich halten, als in einzelnen trachytiſchen Felstrümmern ſchon Infuſorienreſte entdeckt wurden. Ob Conglomerate nur chemiſch gebildet ſeien, wie der Verfaſſer annehmen möchte, bezweifeln wir übrigens. Ueber die foſſilen Thierreſte und Pflanzenabdrücke und Verſteinerungen äußert er ſich dahin, daß die meiſten davon nicht ſo ſehr von den jetzt exiſtirenden ſich unterſcheiden mögen, als man gewöhnlich annimmt, macht auch darauf aufmerkſam, daß die Altersverhältniſſe derſelben nicht mit Zuverläſſigkeit zu beſtimmen ſind. — Nicht auf die geologiſchen Verhältniſſe allein beſchränkt ſich indeß das Werk, ſondern auch die Entſtehung und Ausbreitung des Menſchengeſchlechtes wird darin gründlich beſprochen; es weist die ſpätere Schöpfung des Menſchen, die Abſtammung von einem Paar, die urſprünglich höhere Cultur, den Grund der Racenverſchiedenheit, die ſprachliche Einheit der Völker nach, und würdigt die thörichten Fabeln vom Urſchleim, von mehrfachen Autochtonen und von der Heranbildung des Menſchen aus dem Affen in treffender Weiſe; über verſchiedene Schädelbildungen ſind reichhaltige Beobachtungen beigebracht. Den größten Werth legt der Verfaſſer ſelbſt auf die vierte Abtheilung, auf die Vergleichung mit den moſaiſchen Urkunden; er hält hier die Traditionen der Völker gegen die rationaliſtiſchen und pantheiſtiſchen Angriffe aufrecht, weist die Irrthümlichkeit in den großen chronologiſchen Zahlen der Inder, Chineſen und Aegypter nach, bringt aber über den Thierkreis zu Denderah zu wenig vor, worüber man bei Wiſeman beſſeres nachleſen kann. Wagner nimmt zwi-

Digitized by Google

ſchen dem erſten und zweiten Vers der Geneſis eine längere Periode an, ſchätzt auch die erſten drei Schöpfungstage für länger als die übrigen, und will jener früheren Periode die Verſteinerungen des Uebergangsgebirges vindiciren, welche Marcel de Serres dem Werke des dritten Tages zuſchreibt, ob mit ſicherem Rechte, darüber läßt ſich wohl noch discutiren. Es wird dann noch das Nöthige über das Paradies und die Zeit vom Falle bis zur Sündfluth beigebracht, letztere aber ausführlicher beſprochen, und namentlich von der Arche und den darin befindlichen Geſchöpfen die rechte Anſicht aufgeſtellt; ſchlüßlich die Völkertafel der Geneſis in Kurzem erörtert. — Manchmal wünſcht man freilich noch beſtimmtere Reſultate angegeben, die, wenn auch die Wiſſenſchaft im Ganzen noch neutral ſich verhält, doch z. B. über die Racen, über die Fluth 2c. 2c. vorhanden ſind, und die der Verfaſſer wohl bei einer zweiten Auflage nachbringen wird; im Ganzen aber enthält das Werk eine ſolche Menge von Thatſachen, daß man jeden Widerſpruch unbegreiflich finden möchte, wenn nicht die eigenſinnige Beſchränktheit mancher Gelehrten zu bekannt wäre, kraft welcher z. B. Burmeiſter in der halliſchen Literaturzeitung den Verfaſſer auf's derbſte und unbilligſte angegriffen, ſich ſelbſt aber damit gebrandmarkt hat. Bei einer neuen Auflage möchte wohl auch die neueſte Rotationshypotheſe von Streffleur in Wien ein wenig zur Sprache kommen, welche neben viel Falſchem auch einiges Wahre enthält, und nach welcher hauptſächlich das Waſſer anfänglich von den Polen zum Aequator abfloß. Sollten wir dem verdienten Lob noch einen kleinen Tadel anfügen, ſo wäre es der, daß der Verfaſſer dem Titel Geſchichte der Urwelt nicht völlig genügt hat, da er über die Entſtehung und Ausbildung anderer Weltkörper Mehreres hätte vorbringen müſſen, womit er dann freilich in ein weites Conjecturalgebiet gerathen wäre; durch den Titel auch erfuhren wir zum erſtenmale, daß der Verfaſſer nicht Profeſſor der Zoologie, wie wir glaubten, ſondern der Geologie ſei. Die Darſtellung iſt klar und angenehm, die Ausſtattung dem entſprechend.

## II.

**Geographie des Menſchen, ethnographiſch, ſtatiſtiſch und hiſtoriſch von Fr. von Rougemont; überſetzt von Hugendubel; 2 Bände, Bern, Chur und Leipzig, bei Dalp, 1839.**

Seltſam mag es ſcheinen, daß in dieſen Blättern ein Lehrbuch der Geographie zur Anzeige gebracht wird. Indeß die Geographie hat namentlich durch Ritter und Humbold einen früher nie geahnten Aufſchwung erlangt, und erſt ſeit man die Erde und den Menſchen in ihrer Wechſelbeziehung auffaſſen gelernt hat, iſt ſie zu einer der ſchönſten und fruchtbarſten Disciplinen des Geiſtes erwachſen, iſt ſie wahrhaft eine Wiſſenſchaft geworden, würdig der Theilnahme eines jeden erleuchteten Erdenbewohners, und die ganze Thätigkeit des ihr ſich Widmenden in Anſpruch nehmend. Wenn aber auch noch, wie im obgenannten Buche der Fall iſt, die tiefern Beziehungen der Natur zur Religion und zum Chriſtenthum auf der ganzen Erde dargeſtellt werden, wenn dadurch die Natur erſt in ihrem rechten Lichte und die Religion in ihren vielfachen Segnungen erſcheint, dann mögen wir uns einer ſolchen neugewordenen, umfaſſenden Wiſſenſchaft um ſo mehr erfreuen, und zumal in einer Zeit, welche die Wiſſenſchaften ſo gerne zum Angriffe gegen die Religion benützt. — Die Natur zeigt uns die Weisheit, Güte und Allmacht des Schöpfers in unzähligen Erſcheinungen, wenn wir dieſe recht aufzufaſſen wiſſen, und ſie führt uns dadurch zum Preiſe des Allerhöchſten; der Menſch iſt zum Herren der Natur beſtimmt worden, mit ſeiner Veredlung im Chriſtenthum wird auch ſie veredelt; die Geographie aber enthüllt uns eben den Schauplatz der Natur und der menſchlichen Thätigkeit in der größten Ausdehnung, und in dieſer Beziehung aufgefaßt, verliert ſie auch die bisherige Trockenheit eines bloßen Regiſters. Hören wir, welchen Standpunkt zu dieſem Behufe der Verfaſſer ſich gewählt hat: „Nur der Chriſt“, ſagt er in der Einleitung, „kann die verſchiedenen Einflüſſe der Natur auf den Menſchen bis in ihre letzten Aeußerungen verfolgen, ohne Gefahr zu laufen, das Daſeyn der Seele zu läugnen und ſeine Freiheit zu mißkennen; er allein kann auch den Menſchen in ſeiner Verbindung mit Gott betrachten, ohne

in Verſuchung zu gerathen, ſeine Beziehungen zur Natur zu vergeſſen. Mit Freimüthigkeit und ohne materialiſtiſchen Rückhalt ſtellt er jedes Volk nach Charakter und Geſchichte als den Abdruck ſeines Vaterlandes dar; denn er weiß, daß jeder Menſch in dem Grunde ſeines Weſens das unzerſtörliche Bild Gottes trägt, dem die Natur nur eine beſondere Geſtalt gibt. Drei eben ſo einfache als unerſchütterliche Grundſätze leiten ihn bei ſeinen Unterſuchungen: die irdiſche Natur iſt mit Rückſicht auf den Menſchen geſchaffen worden, und übt einen von Gott gewollten Einfluß auf die Völker aus; der Menſch, durch ſeinen Geiſt in genauer Verbindung mit Gott, und eben dadurch erhaben über jedes vernunftloſe Weſen, kann nichts deſtoweniger nur auf der Erde leben, und ſich unter dem wohlthätigen Einfluſſe der Natur entwickeln; die Sünde, welche nicht von Gott kommt, hat den Menſchen verunreinigt, die Natur verwirrt und ihre Wechſelbeziehungen ſo verändert, daß ſie in vielen Fällen verderblich für den Menſchen geworden ſind.“ Mit letzterem Satze tritt Raugemont auch den optimiſtiſchen Anſichten mancher Naturkundigen entgegen, wie er noch weiter ausführt; in den Racen der Menſchheit ſieht er deutlich die von der Bibel angedeutete Degeneration, und bringt darüber die treffendſten Beobachtungen vor, in denen ſich eine ganze Culturgeſchichte und Geographie, ſo wie das Geſammtleben der durch Chriſtus nunmehr erlösten und zu glorreicher Erneuerung berufenen Erde wiederſpiegelt; ihm iſt aber auch nicht die Erde das verächtliche Weltkörperchen der Deiſten, ſondern das Judäa der Sternenwelt. — Solcher Anſchauungen vollführt der Verfaſſer nun die Schilderung der fünf Welttheile und der ſie bewohnenden Völker durch, und neben ſo vielen ſich darin findenden trefflichen Anſichten mag man gern einige Fehler für verzeihlich halten, z. B. das gänzlich ungerechte, nur der proteſtantiſchen Beſchränktheit entſproſſene Urtheil über die Bayern und Oeſterreicher, das leider ein gar weithin verbreitetes iſt, und nur durch ernſtere Anſtrengungen unſererſeits in wiſſenſchaftlichem Streben und Fördern zerſtört werden kann. Dem Buche iſt noch im Anhang eine ſehr klare Beſchreibung der Oceane, ihrer Strömungen und Winde nach Berghaus beigegeben. Wir ſchließen unſere Anzeige, indem wir zum vorgängigen Unterricht in der Geographie auch das Handbuch der vergleichenden Erdbeſchreibung von demſelben Verfaſſer für Schulen empfehlen, wie wir denn auch

Digitized by Google

wünſchen, daß der geographiſche Unterricht wenigſtens in den höhern Lehranſtalten eifriger als bisher gefördert werden möge, zumal in einer Zeit, wo die Erde immer raſcher ſich enthüllt, und die fernſten Länder durch ſchnelle Communikation einander näher rücken, und Ueberſchau der Weltverhältniſſe darum immer nöthiger wird.

---

# XXXVI.

## Biographiſche Studien.

### III. Wolfgang Müller.

Die großen Verdienſte, welche die Geſellſchaft Jeſu ſich ſchon in den erſten Zeiten ihrer Anweſenheit in Bayern nicht nur um die Wiſſenſchaften im Allgemeinen, ſondern vorzüglich um die Erziehung der Jugend und um die Erhaltung der Rechtgläubigkeit im Lande erworben hatte, waren die Urſachen, daß Herzog Albrecht der Großmüthige in ſeinem Teſtamente allen ſeinen Erben und Nachkommen die Verpflichtung auflegte, die beiden von ihm zu Ingolſtadt und München geſtifteten Collegien „Gott dem Allmächtigen zu Lob, Land und Leuten zu Nutzen, und zu Auferbauung der Kirche Gottes, Pflanzung auch Rettung der alten, wahren katholiſchen Religion, in beſtändigen Würden und Kräften zu erhalten." Als er ſtarb, hatte jedoch das Collegium der Jeſuiten zu München noch keine eigene Kirche, obgleich der Zudrang des Volkes zu allen von ihnen gehaltenen Andachten und Gottesdienſten ganz außerordentlich war. Herzog Wilhelm beſchloß daher — bald nach ſeinem Regierungsantritte — im Sinne des väterlichen Teſtaments, für den verdienſtvollen Orden in der Hauptſtadt einen großartigen Tempel zu bauen. Von vielen Seiten wurden der

Digitized by Google

Ausführung dieſes Vorhabens Hinderniſſe in den Weg gelegt; aber der Herzog beharrte mit Feſtigkeit auf ſeinem Entſchluſſe; am 18. April 1583 wurde von ihm ſelbſt in Gegenwart ſeiner Mutter und Großmutter, der Herzoginnen Anna und Jacobäa, ſeiner Gemalin Renata, ſeines Bruders Ferdinand und ſeiner Söhne Maximilian und Philipp, dann drei päpſtlicher Geſandten — Buonhuomo, Malaspina und Ninguarda — mit großer Feierlichkeit der Grundſtein der neuen Kirche gelegt. Der Plan zu dem impoſanten Bauwerke wurde höchſt wahrſcheinlich von dem herzoglichen Hofmaler und Baumeiſter, Friedrich Suſtris, gemacht; die techniſche Ausführung leitete ein einfacher Steinmetzmeiſter in München, Namens **Wolfgang Müller**, von deſſen Lebensumſtänden wir außerdem nur wenig wiſſen. Im Jahre 1537 geboren, war er bei dem Beginne des Baues 46 Jahre alt. Unbeſtreitbar gehörte ein Mann von Entſchloſſenheit und Selbſtvertrauen dazu, ein ſo kühnes Bauwerk auszuführen. Ein coloſſales, halbkreisförmiges Tonnengewölbe von 114 Fuß Spannung*) deckt das ganze 284 Fuß lange Hauptſchiff der Kirche; es ruht auf jeder Seite auf vier Hauptpfeilern, zwiſchen welchen ſich kleine Seitenkapellen befinden. Nach einem Querſchiffe von entſprechender Breite folgt ein ſchöner heller Chor, welcher das Ganze würdig ſchließt.

Dieſer Chor war in der urſprünglichen Anlage etwas kleiner, und ſtand mit einem Thurme in Verbindung, welcher allerdings dem Gebäude von außen zur Zierde gereicht haben würde. Als aber der ganze Bau ſich bereits ſeiner Vollendung nahte, bemerkte man, daß der Thurm Riſſe bekam und ſich etwas auf die Seite neigte. Die ſchlechte Beſchaffenheit des zu den Grundmauern verwendeten Baumaterials wurde ſpäter als die Urſache erkannt. Es war am 2. Mai 1590,

*) Wir finden in einer alten Aufſchreibung vom Jahre 1589, daß „Wolfen Müller, Steinmetzn und Maurern, von wegen Beſchlüßung des groſſen Gewölbs in der Hn. Patrum der Societät Jeſu neuer Kirchen von Sr. f. Gn. 50 fl. verordnet werden.“

daß Herzog Wilhelm eine Commiſſion beauftragte, den Schaden zu beſichtigen und die gehörigen Maßregeln vorzukehren. Da die Gefahr des Einſturzes indeſſen von Tag zu Tag drohender wurde, ſo begann man in Eile, den Thurm von unten zu ſtützen, und von oben wieder abzutragen, während aus demſelben die Glocken, ſo wie aus der Kirche die Altäre entfernt wurden; eben ſo flüchteten auch die Einwohner aus den Nebenhäuſern. Mit dem Abtragen wurde vom 4. bis zum 10. Mai fortgefahren. Am Abende dieſes Tages, nachdem alle Arbeiter ſich bereits entfernt hatten, ſtürzte der Thurm plötzlich in ſich ſelbſt zuſammen, und begrub nur die nördliche Hälfte des Chors, auf welcher er theilweiſe ruhte, unter ſeinen Trümmern; das große Gewölbe des Langhauſes aber, dieſes Meiſterwerk der Baukunſt, blieb gänzlich unverſehrt. Durch eine beſondere Gnade der Vorſehung ward auch nicht ein Menſch getödtet oder verwundet.

(Wir haben dieſer Umſtände, wie wir ſie in den noch vorhandenen Acten verzeichnet fanden, etwas ausführlicher erwähnt, weil Hr. von Lang in ſeiner „Geſchichte der Jeſuiten in Bayern“ eine gänzlich entſtellte Erzählung des ganzen Vorfalles gibt. Allerdings war ein fremder Baumeiſter proteſtantiſcher Religion gerade in München anweſend, Namens Antonio Valliento, von welchem jedoch ein Zeugniß in franzöſiſcher Sprache bei den Acten liegt, worin er nach genommenem Augenſchein verſichert, daß keine Gefahr vorhanden ſei.)

Herzog Wilhelm ſah in dem Vorfalle eine Aufforderung, den Chor der Kirche nach einem ſchöneren und erweiterten Plane aufzubauen; Friedrich Suſtris machte die Aufriſſe dazu. Der bisherige Baumeiſter, Wolfgang Müller, ward zur Strafe auf acht Tage bei Waſſer und Brod in den Falkenthurm geſetzt. Von dort reichte er eine Verantwortungsſchrift ein, welche leider nicht mehr vorhanden iſt; auch findet ſich nicht, welche Entſchließung darauf erfolgte. Wahrſcheinlich in Verwechſelung mit dieſer Strafe hat ſich im Volke lange Zeit die Sage erhalten, der Baumeiſter der Kirche habe aus Angſt, da

das allzuweite Deckengewölbe des Hauptſchiffes einſtürzen möchte, ſich heimlich entfernt.

Müllers Bildniß wird noch in der Sakriſtei der Michaels-Kirche aufbewahrt *); es hat die Aufſchrift:

„Anno 1585 hat Wolfgang Müller, ein Steinmetz, ſeines Alters 48 Jar, die Kirchen vnd das Collegium erbawet.“

---

# XXXVII.

## Briefliche Mittheilungen eines Deutſchen aus Amerika.

Maryland im Juli 1846.

Seltſam! ich habe mir ſchon von Jugend auf gewünſcht, ſtill und geräuſchlos zu leben, und hab's doch bis jetzt nicht dazu bringen können. Auch erinnere ich mich gar wohl, wie ich als lutheriſcher Student in meiner deutſchen Heimath dann und wann, oft mitten in Geſellſchaft, von ſtillen Kloſtermauern und einem einſamen Leben träumte, und etwas ſpäter ward mein Ideal, in einer frommen, entlegenen Dorfgemeinde lutheriſcher Prediger nach dem alten Ritus zu ſeyn — und doch kam ich nach New-York, dieſem abſcheulichen Babylon der neuen Welt, und bin zuletzt gar Zeitungsſchreiber geworden, deutſch-amerikaniſcher Zeitungsſchreiber, dem das in *publicum prodire* zur andern Natur werden ſoll, und der mit Juden, Heiden, Freimaurern und Sectirern in die Schranken treten muß, wo einem wahrlich alles „Schwärmen in Gefühlen“ und alle Poeſie verſchwinden. Amerika iſt das Land der unheimlichſten, herzloſeſten Proſa. Selbſt die Natur zeigt dieſes an, ſie iſt ſtumm und todt; da

*) Seit einigen Jahren befindet es ſich nicht mehr hier, ſondern in der königl. Gemäldeſammlung zu Schleißheim.

Digitized by Google

Fiévée decouvrit, après la paix d'Amiens, que le [illegible], en Angleterre, n'avait pas [illegible] aussi [illegible] qu'en France. Le Mocking Bird, a kind of thrush, n'a pas de plumes bleues. A-t-il un chant particulier?

iſt kein Sang von Nachtigallen oder Lerchen, und ſelbſt die Schwalben zwitſchern nicht ſo ſchön. Doch gibts Mocking Birds mit ſchönen blauen Federn, wie unſere ſchön geputzten Gentlemen und Ladies, aber ſie ſingen einen häßlichen Geſang. Amerika, das Land der Freiheit, hält viele Tauſende in des Teufels Knechtſchaft, denn ich bin überzeugt, daß in keinem civiliſirten Lande der Erde, nach Verhältniß der Einwohnerzahl -- die vereinigten Staaten zählen circa drei und zwanzig Millionen — ſo viel dem Satan gedient wird, wie hier. Es vergeht kein Tag, an welchem ich nicht von Ehebrüchen, Entführung und Verführung, Nothzucht, Straßenraub, Einbruch, Mord, Selbſtmord, Vatermord und anderen Gräueln leſe. Und das Fluchen, Schwören und Gotteslöſtern nimmt ſo furchtbar überhand, daß man keinen Tritt aus der Hausthür thun kann, ohne dieſen teufliſchen Geſang zu hören*). — Das einzige Gute für uns Katholiken iſt hier dieſes, daß man uns gewähren läßt, und in der Ausübung des Glaubens uns nicht hindert, daß auch Alles zu ſchreiben erlaubt iſt, und wir uns gegen die Häretiker, Juden- und Heidenchriſten vertheidigen können, ohne vorher bei der Obrigkeit anzufragen. Indeſſen entwickelt die Propaganda des Freimaurerweſens und des Antichriſtenthums tagtäglich ungeheure Kräfte; faſt ein Halbhundert deutſcher Zeitungen — der engliſchen iſt Legion — ſtehen im Dienſte der unſaubern Sippſchaft, und wir Katholiken ſind offenbar im Nachtheil. Und ſoll auf dem Gebiete der Journaliſtik für unſere deutſchen Katholiken etwas gewirkt und der antichriſtlichen Preſſe kräftig entgegengearbeitet werden, ſo muß auch von außen mehr Hülfe, auch materielle Hülfe kommen. Die Katholiken ſind zwar im Ganzen nicht ſo furchtbar arm, wie es oft den Anſchein haben möchte, aber es fehlt noch immer an dem gemeinſamen Geiſt, der entſchieden darauf hinwirkt,

---

*) Meine Frau, eine geborne Amerikanerin, ſagt mir wohl, daß ich nicht ſo arg losziehen ſoll; Amerika habe doch auch gute Leute. Das iſt auch wahr.

Digitized by Google

daß Organe für die gute Sache beſtehen können. Beſteht aber ein ſolches dennoch, durch anderweitige Hülfeleiſtung, ſo wird auch in dieſer Beziehung das katholiſche Bewußtſeyn immer mehr erſtarken, und im Verlaufe der Zeit aus eigenem Antrieb und von eigener Kraft getragen, noch mehr Organe der Art in's Leben rufen und auch unterhalten.

Unſere St. Alphonſuskirche iſt ein ſchönes Gotteshaus, die ſchönſte deutſche Kirche in den vereinigten Staaten, aber leider noch nicht ganz vollendet, weil der nervus rerum gerendarum fehlt.

Mein hochverehrter Freund! ich kann Gott nie genug dafür danken, daß er mich zum wahren Glauben gebracht hat, und es thut mir in der Seele wehe, daß meine Eltern, Verwandten und Freunde dieß nicht erkennen wollen. Wie unglücklich ſind doch die Folgen der ſo geprieſenen Reformation! — Mit ſtarker Gewalt zieht es mich oft in die liebe Heimath, die ich nun ſchon bei neun Jahren nicht mehr geſehen habe.

Als ich das elterliche Haus verließ und nach Amerika ging, da hatte ich freilich keinen Gedanken, daß ich als Katholik Briefe in die Heimath ſchreiben würde, und doch ſagte mir die Frau eines gewiſſen Landpredigers bei Friedberg einſt: „Sie machen's noch wie Werner, und werden katholiſch." Ich hatte mich nämlich im Hauſe des Predigers gegen jenes Schmähpamphlet ausgeſprochen, das der Apoſtat Helfrich von Holzhauſen gegen den katholiſchen Glauben drucken ließ. Ja, wunderbar ſind Gottes Wege. Ich möchte alle meine Univerſitätsfreunde aufmuntern, doch nach Amerika zu kommen, und einmal in Augenſchein zu nehmen, wie es eigentlich mit dem Proteſtantismus ſteht, wenn er ganz ungehindert ſeiner vollen Entwickelung überlaſſen iſt. Ich möchte ihnen Allen zurufen: Thut eure Augen auf, vergleichet, prüfet — hier die tauſend Secten mit der Bibel in den Händen, und auf der andern Seite die heilige Kirche, die hier und überall ein und denſelben Glauben uns verkündet ꝛc. Neuerdings erregt ein altlutheriſcher Prediger, Namens Wyneken, der ſeit kurzer

Digitized by Google

Zeit hier eine Gemeinde angenommen hat, vieles Aufſehen, weil er Crucifix, Lichter und Hoſtien beim Abendmahl gebraucht, weil er die Leute ermahnt, ihm ihre Sünden zu beichten, und die Calviniſten und Rationaliſten tüchtig herfegt, weil er endlich von der Union der Lutheraner und Reformirten nichts wiſſen will, und auf den katholiſchen Glauben nicht ſo dumm losſchimpft, wie die andern Secten. Er ſcheint mir ein braver Mann zu ſeyn, und iſt vielleicht auf richtigem Wege, wenn ihn nur der Hochmuthsteufel, der ſolchen Predigern oft innewohnt, nicht in der Verblendung erhält. Ein Prediger ſeyn und Pfarrer heißen, Lehrer des „reinen Wortes" ſeyn in Luthers apoſtoliſcher Weiſe — iſt gar zu glorreich, und iſt ein mehr als menſchlicher Beruf. Solchen Leuten hält es ſchwer, den katholiſchen Kinderglauben zu lernen; doch bei Gott ſind alle Dinge möglich, ich ſelber hab's erfahren.

Die guten Patres Redemptoriſten ſcheinen mir beſonders an ihrem Platz zu ſeyn. Ich will damit aber nicht im Geringſten würdigen Prieſtern zu nahe treten. — Das Volk hat eine ganz beſondere Vorliebe für die Redemptoriſten, und ich bin überzeugt, daß, wenn immer ein tüchtiger Oberer an die Spitze geſtellt wird, dieſer Orden in den vereinigten Staaten noch Außerordentliches wirkt. Ich ſage das nicht aus Parteilichkeit, ſondern aus Wahrnehmungen.

Der oberſte Grundſatz in der hieſigen politiſchen Welt iſt die „Souverainetät des Volkes"; wer gegen dieſen Glaubensartikel verſtößt, der iſt ein politiſcher Ketzer, und wird ohne alle Widerrede anathematiſirt. Ferner rühmen ſich unſere Politici, daß unſere Staatsverfaſſung ſo ein herrlich Ding ſei, denn da könne Einer auch ohne den lieben Gott ein guter Bürger ſeyn; das iſt ja eben die Glorie des Ganzen, daß der Staat ohne Religion, ohne Kirche ganz independent daſteht. Gnade Gott einem politiſchen Zeitungsſchreiber, der ſich unterſteht, zu ſagen, daß dieſe Glorie nicht vom ächten, ſondern nur von Flittergold.

---

Digitized by Google

## Aus einem andern Schreiben, gleichfalls von deutſcher Hand.

New-York, Ende Juli 1846.

Die hieſige Redemptoriſten-Nothkirche in der dritten Straße, etwa dritthalb Tauſend Menſchen faſſend, in welcher das von dem frühern Secretär des Miſſionsgeſchäftes, dem hochw. Hrn. Stumpf, uns überſendete große Altarblatt, die Geburt Chriſti vorſtellend, gewaltig paradirt, ja allein die ganze Kirche belebt und ſchmückt, ſteht nun zwei und viertel Jahre; in dieſer Zeit hat ihr Beſuch allmählig alſo zugenommen, daß ſie an größeren Feſttagen für die zuſtrömende Menge beinahe zu klein iſt; die verhältnißmäßig große Anzahl von Stühlen im Schiffe und auf der beiderſeitigen Tribune, vier Bänke tief, ſind faſt alle an Mann gebracht; zu ihrem Ertrage kömmt noch das jährliche Opfer und das Schulgeld.

Der hochw. P. Rumpler hat vor Kurzem noch eine dritte Quelle des Ertrages zur Beſtreitung der Schulden, die auf der Kirche laſten, und der Schulbedürfniſſe ins Leben gerufen, nämlich einen Verein zum Aufbau der Kirche, zu welchem jedes Mitglied monatlich den gewiß ſehr mäſſigen Betrag eines Schillings (ein Achtl Pf.) beiſteuert; dieſer Verein kann jährlich gegen 1200 Pf. zurücklegen, wenn anders ſeine Mitglieder den anfänglichen Eifer beibehalten, worauf aber nach unſer anderweiten Erfahrung durchaus nicht zu rechnen iſt; wozu überdieß die Schwierigkeit kommt, daß bei der zunehmenden Menge der ſchulfähigen Kinder in Kurzem noch zwei Schulzimmer eröffnet werden müſſen, die ſchon bereit ſtehen, um Knaben und Mädchen voneinander zu ſcheiden, was eine Ausgabe von abermals 8 bis 900 Pf. für neue Schullehrer nöthig machen wird, welche Ausgabe ſelbſt die Berufung von Schulſchweſtern nicht verringern würde, da man doch bei der Kirche eines Orgelſpielers und bei der Schule eines engliſchen Sprachlehrers benöthiget, der hier unentbehrlich iſt, und deſſen Stelle neue Ankömmlinge aus Europa nicht erſetzen würden.

Wahrlich, das Kirchen- und Schulhausbauen iſt in dieſem Lande bisher noch ein ungelöstes Problem geblieben; denn man hört zwar oft, daß neue Kirchen gebaut, aber niemals, daß ſie ſchuldenfrei geworden ſeien. Vor einem halben Jahre ward eine engliſche, nicht unbedeutende Kirche hier in Bloomendale eingeweiht; ein fähiger, anſcheinend eifriger Irländer ward zum Hirten der zahlreichen Gemeinde beſtellt; allein vor wenigen Tagen verließ er plötzlich den Platz, und reiste in ſeine Heimath, wie man ſagt, aus Hoffnungsloſigkeit, die bedeutenden Schulden jemals tilgen zu können; der deutſche Pfarrer ebendaſelbſt, wiewohl herzhafter als ſein Amtsbruder, befindet ſich, wie wir ziemlich gewiß wiſſen, ganz in derſelben Lage. Die deutſche Nothkirche in der bedeutenden Stadt Albani unſerer Diöceſe, künftighin wie man hofft, ein eigener Biſchofsſitz am Hudſon, wird allem Anſcheine nach zuſammenfallen, bevor eine neue von Backſteinen gebaut werden kann, obgleich die Grundmauern dazu bereits gelegt ſind; ja man iſt nicht einmal im Stande, den jährlichen Grundzins zu bezahlen, und ſchwebt in Gefahr, den Grund wieder verkaufen zu müſſen. Die Urſache davon iſt theils die große Armuth der Deutſchen, theils ihre geiſtige Verkommenheit und Geiſtesverarmung ſchon von der Heimath her, und noch mehr hier durch den täglichen Verkehr mit Irrgläubigen, Freimaurern und ihrer Abart, den Oathfellos; wahrhaftig das Elend der Deutſchen in manchen Orten und faſt durchaus auf dem Lande, wo keine deutſche Kirche beſteht, geht faſt über alle Vorſtellung, und nimmt noch täglich zu, zugleich mit dem raſch um ſich greifenden Krebsſchaden der Glaubensfeinde. Den ganzen Hudſon hinauf von New-York wohnen an beiden Ufern zahlreiche Deutſche; vielleicht die Hälfte davon kömmt ungeachtet der ſehr bequemen Gelegenheit mittelſt Dampfboot einmal im Jahre hieher beichten; die andere Hälfte thut es kaum, wenn man ſie auch aufſucht, weil ſie von den Grundſätzen der Freimaurer, die überall thätige Emiſſäre haben, faſt unheilbar eingenommen ſind.

(Schluß folgt.)

# XXXVIII.

## Landgraf Philipp von Heſſen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politiſchen Seite der Glaubensſpaltung im ſechszehnten Jahrhundert.)

### VI.

### Philipp's Doppelehe.

(Fortſetzung.)

Bei dieſem Stande der Dinge hätte ſich Philipp füglich zufrieden ſtellen und froh ſeyn können, wenn die Sache auf ſich beruhen blieb. Allein ſeltſamer Weiſe war gerade er es, der mit wiederholten Zuſchriften in den Kurfürſten drang, der bigamiſchen Verbindung ſeine Gutheißung und Billigung zu ertheilen. — Er brachte, ſo erzählt Seckendorf, immer neue, ihm von ſeinen Theologen gelieferte Argumente vor, um darzuthun: daß es auch im neuen Teſtamente erlaubt ſei, unter gewiſſen Bedingungen, vornämlich aber des Gewiſſens halber dispenſationsweiſe zwei Weiber zu haben. Als Grund dieſes Benehmens bezeichnet der genannte Geſchichtſchreiber des Lutherthums die Beſorgniß des Landgrafen, daß er vom Kaiſer und den katholiſchen Reichsſtänden wegen ſeines Frevels zur Rechenſchaft werde gezogen werden. Andere hätten ihm dagegen, wie Seckendorf weiter berichtet, das Motiv beigemeſ-



Digitized by Google

ſen, „daß er ſeine Freundin der Laſt das Geheimniß zu bewahren überheben wollte“ (ut occultationis molestiam amicae detraheret). Ohne Zweifel haben beiderlei Gründe in gleichem Maaße auf ihn gewirkt. Denn wenn die junge Nebengemahlin nur durch das Verſprechen: ſie durch dieſe vermeintliche Ehe zu Anſehen und Ehre vor der Welt zu bringen, in die Verbindung zu willigen bewogen war, ſo iſt es klar, daß ſie den doppelten Ehemann unaufhörlich an die Löſung ſeines Wortes mahnen mußte. Aber Johann Friedrich widerſtand hartnäckig allen Bitten und Klagen des Landgrafen. Hatte dieſer heſſiſche Prädicanten genug gefunden, welche die Zuläſſigkeit der Vielweiberei aus der heiligen Schrift darthaten, ſo konnte es umgekehrt dem Kurfürſten nicht an ſächſiſchen Theologen mangeln, die, ſeinem Willen gemäß, aus derſelben ein Verbot rechtfertigten. Dergleichen Erſcheinungen ſind als nothwendige Ergebniſſe eines, in die Gewalt der Territorialherren gerathenen Kirchenthums nur allzuleicht erklärlich. Weniger begreiflich iſt es dagegen, wenn die Partei trotz dieſer handgreiflichen Widerſprüche mit ſich ſelbſt nicht aufhörte, ſich fortwährend auf die heilige Schrift, als die vermeintlich höchſte und einzige Norm ihres Glaubens und Lebens zu berufen. — Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß die im ſächſiſchen Sinne abgefaßten Gutachten, zu welchen ſich namentlich Menius und Amsdorf herbeigelaſſen hatten *), die Autorität Luther's und Melanchthon's nicht aufwiegen konnten. — Erſt Bucer gelang es, einen Mittelweg zwiſchen den ſich einander ſchroff gegenüberſtehenden Anſichten und Wünſchen des Kurfürſten und des Landgrafen zu eröffnen. Auf ſein Andringen verfaßte der Straßburger Bürgermeiſter, Jakob Sturm, der des höchſten Anſehens

*) Auch der Herzog von Würtemberg (Bruder der rechtmäßigen Gemahlin Philipps) ließ durch ſeine Theologen eine, wie Rommel ſie nennt, „kränkende Widerlegung“ der die Bigamie gutheißenden Bedenken ausarbeiten. Der König von Dänemark gab den Rath: der Landgraf möge ſich von der zuletzt genommenen Perſon trennen, und dieſe an einen andern guten Geſellen verheirathen!

Digitized by Google

im proteſtantiſchen Bunde genoß, ein Gutachten, in welchem der politiſche Charakter des damaligen Proteſtantismus aller Länder ſich ſo rein und vollſtändig abſpiegelt, daß wir dasſelbe der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer dringend empfehlen müſſen. Der Verfaſſer dieſes Bedenkens (welches Seckendorf im Auszuge mittheilt) geht zuvörderſt davon aus, daß der Landgraf der neuen Gattin weder einen Aufſehen erregenden Titel beilegen, noch ſonſt ſie mit Gepränge umgeben dürfe. Es genüge die Benennung: Frau Margaretha. Wenn nun, dieß vorausgeſetzt, Jemand ihn frage oder anſchuldige, ſo müſſe er im Allgemeinen antworten: er habe nichts gegen das göttliche oder kaiſerliche Recht gethan, noch etwas, wodurch er in die Rechte ſeiner Gemahlin und deren Kinder griffe. — Wenn der Landgraf dieß beobachte, ſo könne er von den Verbündeten nicht verlaſſen werden. Er ſei nämlich weder durch die Notorietät der That, noch durch ſein Bekenntniß überführt, etwas gegen das göttliche Recht gethan zu haben. Deßhalb könne in einem Falle, der allein ſein Gewiſſen beträfe, mit Gewalt gegen ihn nicht gehandelt werden. Nun gäbe es aber kein Tribunal ſolcher Art, deſſen Gerichtsbarkeit der Landgraf nicht als verdächtig ablehnen könne. Würde etwa das Copulations-Inſtrument der Nebenehe beigebracht und auf Grund dieſes Beweisſtückes von Amtswegen, ohne beſtimmten Ankläger, eine Unterſuchung gegen ihn verhängt, ſo müſſe er einwenden, daß dieß rechtlich nicht geſchehen dürfe, ſondern daß zuerſt mit Klage und Erkenntniß vor dem zuſtändigen Gerichte zu verfahren ſei, die Richter aber erſt offenen Ehebruch und andere Verbrechen verfolgen ſollten. — Doch traute Sturm, der dieſes Gutachten vom Hagenauer Convente aus einſandte, der praktiſchen Wirkſamkeit ſeiner eigenen Rathſchläge ſelbſt nicht recht, und empfahl als das Sicherſte: Geheimhaltung der Bigamie. Denn Wenige würden die Diſpenſation billigen, und die Meiſten behaupten: Philipp hätte der Verſuchung widerſtehen ſollen, und mit der Hülfe Gottes widerſtehen können. Endlich glaubte er, es ſei beſſer, daß dieſe Ehe getrennt, als



Digitized by Google

zum höchſten Nachtheil der Neuevangeliſchen veröffentlicht werde. Nur zweifelt er, ob ſich der Landgraf zu einer ſolchen Scheidung werde bewegen laſſen, es ſei denn, daß Bucer ihn mit Argumenten aus der heiligen Schrift dazu bringe.

Die tiefe Heuchelei und lügenhafte Falſchheit, die uns aus dieſem Actenſtück anwidert (durch welches, wohlgemerkt! der Kurfürſt in ſeinem Gewiſſen beruhigt werden ſollte!), — iſt gewiß, wie unſere Leſer mit uns überzeugt ſeyn werden, nicht im deutſchen Charakter begründet. Eben ſo wenig können jene Untugenden als hervorſtechende Züge des beſchränkten und eigenſinnigen, aber gewiß nicht machiavelliſtiſch verſchmitzten Johann Friedrich angeſehen werden. Wenn daher dennoch dieſer Fürſt durch eben dieſen treuloſen Rathſchlag zu dem Entſchluſſe gebracht wurde, — der urſprünglich beſſern Regung ſeines Herzens zuwider! — mit dem Landgrafen gemeine Sache zu machen, falls dieſer wegen ſeines Verbrechens in Anſpruch genommen würde, ſo war dieß eine zwar nothwendige und natürliche, aber darum nicht weniger ſchreckliche Wirkung der Häreſie, gegen welche die gewöhnliche Rechtlichkeit des ehrlichen Mannes mit nichten zu ſchützen vermag. — Ein mit Bewußtſeyn und Abſicht geführter Kampf gegen die Kirche verrückt das Centrum des geiſtigen und ſittlichen Lebens in jedem Menſchen. — Wer die Irrlehre zu ſeinem Hauptintereſſe im Leben gemacht hat, wird dadurch der Knecht des ſündhaften Irrthums, und in welchen Abgrund der abſcheulichſten Sünden und Verbrechen ihn dieſer ſtürzen wird, iſt unmöglich vorauszuſehen. So wollte auch der urſprünglich rechtliche und ehrbare Kurfürſt von Sachſen zunächſt nur den Sieg der Lutherslehre. Weil er dieſen wollte, mußte er um jeden Preis den Landgrafen unterſtützen, der bekanntlich ganz andere Dinge bezweckte. Weil dieſes Bündniß für ihn eine gebieteriſche Nothwendigkeit war, ſo konnte er den Landgrafen ſelbſt nicht fallen laſſen, als dieſer eine Bigamie einging; er mußte den zweideutigſten Rathſchlägen ſein Ohr öffnen, als es galt, den Verbündeten gegen die Gerechtigkeit des Kaiſers zu ſchützen. —

Digitized by Google

Und auf dieſen abſchüſſigen Wegen dieſer Verkettung von Folgerungen ſah ſich Johann Friedrich, ohne das mindeſte eigene Intereſſe und ohne Hoffnung eines Vortheils, zum Mitſchuldigen eines Verbrechens gemacht, welches er an jedem ſeiner Unterthanen ohne Zweifel mit dem Schwerte geahndet hätte.

In Folge des erwähnten Gutachtens ordnete der Kurfürſt eine Berathung der ſächſiſchen und heſſiſchen Theologen an: in welcher Weiſe Philipp zu helfen ſei, wenn eine Criminalklage gegen ihn erhoben würde. Dieſe Beſprechung fand am 18. Juli (1540) zu Eiſenach ſtatt, doch konnte Melanchthon, der zu Weimar vor Scham und Aergerniß todkrank geworden war, als er das Geheimniß ſo gut wie verrathen ſah, nicht daran Theil nehmen. Hauptgegenſtand der Verhandlung war die Frage: ob und in wiefern die Bigamie unter Chriſten zu dulden ſei? von deren Beantwortung der Kurfürſt ſeine Hülfeleiſtung abhängig erklärte. — Leider wirft Seckendorf gerade über dieſe Seite der Erörterungen, ohne Zweifel aus guten Gründen, einen Schleier *), kann jedoch nicht umhin, zu berichten: daß die ſächſiſchen und die heſſiſchen Theologen nach dem Vorgange Luther's und Melanchthon's einmüthig erklärt hätten: es gäbe einen Fall, wo dem Chriſten gleichzeitige Bigamie freiſtehe, um des Gewiſſens willen nämlich, oder um eine größere Sünde zu vermeiden; weßhalb ſich begreiflicherweiſe der Landgraf nur um ſo lauter und eifriger auf ſein Gewiſſen berief **). War in dieſer Weiſe über die Anerkennung der Gültigkeit der bereits geſchloſſenen Nebenehe eigentlich kein Streit, ſo war dafür die Meinungsverſchiedenheit in Betreff der Bedingungen, unter welchen die Bigamie zuzulaſſen ſei, deſto größer. Beſtanden die Sachſen auf der ſtrengſten

---

*) Causas praegnantes habeo, ſagt derſelbe, ut de quaestione principali: an et quatenus ferri possit inter Christianos bigamia? hic non tractem.

**) Ad conscientiae vero suae testimonium magis magisque provocabat, hoc ipso conventus tempore. Seckendorf l. c.

Digitized by Google

Geheimhaltung, ſo begehrten der Landgraf und ſeine Theologen die Geſtattung der Veröffentlichung, ein Begehren, welches der Sache nach auf förmliche Einführung der Polygamie für Jeden, der dieſe Freiheit für ſich in Anſpruch nehmen wollte, hinauslief. — Bekanntlich konnte dieſer Anſpruch nicht durchdringen. Was aber bei Gelegenheit jenes Streites und des Briefwechſels, der ihm folgte, auf beiden Seiten geäußert, und was von Seiten des Landgrafen verſucht worden iſt, um den Proteſtantismus mit der vielbeſprochenen, intereſſanten Inſtitution zu bereichern, — dieß alles gewährt einen zu wichtigen Einblick in den innern Haushalt der jungen Kirche, als daß wir es unſern Leſern vorenthalten könnten. Die Materialien zu dieſer Darſtellung liegen nicht bloß in dem, zwar auf reichhaltigen handſchriftlichen Quellen beruhenden, aber parteiiſchen und einſeitigen Berichte Seckendorfs, ſondern vornämlich in den von Strobel*) mitgetheilten, eben ſo wichtigen als wenig benutzten Documenten.

Von dem größten hiſtoriſchen und pſychologiſchen Intereſſe iſt zunächſt die Rolle, welche Luther bei dieſem Handel ſpielt. Daß er ohne Einſprache ſeines Gewiſſens, und ohne daß theologiſche Scrupel in ihm rege wurden, die Doppelehe gut hieß, erklärt ſich hinreichend aus ſeinem geſammten ſittlichen und religiöſen Zuſtande. Deſto größer war ſeine Furcht vor dem Urtheile der Welt, und in dieſer Beziehung ſuchte er ſein einziges Heil in der ſtrengſten Geheimhaltung des ärgerlichen Handels, wobei ſein eigenes Intereſſe ſich mit dem Wunſche des Kurfürſten ſeines Herrn begegnete. Am 12. April meldet er demſelben, daß er ſogar den Brief des Landgrafen verbrannt habe, worin dieſer ihm die Eingehung der Nebenehe anzeigt. „Es ſoll und muß heimlich gehalten werden“, ſchreibt er, „und nicht gerühmt werden.“ — Weil aber, ſetzt er hinzu, der Landgraf ſo hoch betheuere, ſeiner Seligkeit wegen alſo gehandelt

*) Beiträge zur Literatur, beſonders des ſechszehnten Jahrhunderts. Bd. II, Stck. 1, S. 397.

zu haben, ſo werde Gott gewiß einen guten Erfolg beſcheeren. Allein, wie früher bereits gezeigt, war dem Landgrafen gerade mit dem Geheimniſſe nicht gedient, und er meinte, nicht mit Unrecht, daß wenn die Bigamie wirklich vor Gott recht ſei, man ſie auch vor den Menſchen werde bekennen und vertheidigen können. Luther gerieth über dieſe Abſicht in unausſprechliche Angſt. — Der Landgraf habe ihm, ſo ſchreibt er am 27. Juni an Eberhard von der Tann, durch Bucer ſein Vorhaben unter dem Siegel der Beichte offenbart, und dieß werde er bewahren. Im äußerſten Falle möge man den Rath, den er gegeben, dadurch entſchuldigen: daß oft ein weiſer Mann keine kleine Thorheit begehe. Nur die Gründe, aus welchen er dem Landgrafen die Dispens gewährte, möge man nicht veröffentlichen. Begreiflich: denn in dieſem Falle wären immer noch tauſend lügenhafte Ausflüchte offen geblieben, z. B. daß er in Betreff der Thatſachen irre berichtet worden ſei. Auch auf dem theologiſchen Convent zu Eiſenach war es Luthers Meinung, es ſei unmöglich, dieſe Sache öffentlich zu vertheidigen. Wollte dieß der Landgraf dennoch zum Schaden und Verdruß der ganzen Confeſſion, ſo bedürfe er dazu der Einwilligung ſeiner Stände und der Bundesverwandten, ſonſt könne er nachher nicht auf deren Hülfe rechnen. Seine und Melanchthons Autorität nütze hier nichts. Luther fügte hierzu die Drohung: daß, wenn Philipp dieſe Sache öffentlich vertheidige, er läugnen werde, daß er und Melanchthon das Gutachten ertheilten; denn es war geheim, und wenn man es veröffentliche, werde es nichtig. Oder wenn das Läugnen nichts helfe, und das Gutachten nicht für ein in der Beichte gegebenes, wie es in der That ſei, ſondern für einen Rathſchlag gehalten werde, wollte er lieber bekennen, „daß er geirrt und genarrt“ (Scherz getrieben) habe und um Gnade bitten. Das Aergerniß ſei gar zu unleidlich. — Möge ſich doch der Landgraf daran genügen laſſen, daß er „die Metze“ heimlich mit gutem Gewiſſen haben könne („laut ſeiner Fürſtl. Gnaden Beichte und unſers Beichtraths“). Und dieſe kleinlaute

Erklärung ſchließt mit den Worten: „Dabei bleib ich.“ — Man ſieht, der „Glaubensheld“ möchte gerne noch den kecken, unerſchütterlichen Reformator ſpielen, fühlt ſich aber in der unheimlichſten Falle gefangen, und ſucht vergebens einen Ausweg, wenn es auch der ſchimpflichſte wäre. In einem andern von Seckendorf mitgetheilten eigenhändigen Schreibens Luthers an einen heſſiſchen Rath gibt er ſich Mühe, mit der ihm eigenthümlichen Nichtachtung der gewöhnlichen Geſetze des Denkens, den Satz weitläufig zu begründen: daß das von ihm gegebene Reſponſum nichtig werde, ſo wie man es veröffentliche. — Er beweist dieß durch die Rechtsregel: ein Zeugniß iſt nichts, zwei ſind Alles, und thut dar: daß zwiſchen geheim und öffentlich derſelbe Unterſchied ſei, wie zwiſchen Allem und Nichts. — Dagegen war freilich der Landgraf Philipp nicht der Mann, den „Wiederherſteller des Bibelglaubens“ mit dieſen kahlen Entſchuldigungen durchſchlüpfen zu laſſen. Er hielt ihm ſeine bereits im Jahre 1528 gehaltene Predigt über die Geneſis vor, in der Luther zum ſechszehnten Capitel, wo er von der Bigamie der Patriarchen handelt, mit dürren Worten geſagt hatte: „ich könnt es noch heute nicht wehren, aber rathen wollt ich es nicht.“ Luther ſeinerſeits ſtellt dieſer Berufung eine Beweisführung entgegen, die unter gewiſſenhaften Leuten ſchwerlich einer Widerlegung bedarf. Dem Landgrafen helfe die Berufung auf ſeine Predigt über die Geneſis nichts. Denn er (Luther) habe vorher und nachher zu verſchiedenen Malen gelehrt, daß das moſaiſche Geſetz nicht wieder einzuführen ſei, wenn man auch heimlich und im Nothfalle oder auch öffentlich, falls die Obrigkeit es befehle, daſſelbe als Beiſpiel gebrauchen könne. Wenn er alſo auch aus Noth einem betrübten Gewiſſen den geheimen Rath geben würde, nach Moſis Geſetz oder Exempel zu thun, ſo würde er doch nicht ein offenbares Recht oder Beiſpiel ſtatuiren, ſondern „als Beichtvater“ antworten, der nichts öffentlich handelt, ſondern nur im Geheim nach der Noth des Gewiſſens. — Die geſchichtlichen Beiſpiele aus der chriſtlichen Zeit

Digitized by Google

bewieſen nichts. Niemand könne folgern: was du aus Noth thuſt, das werde ich kraft meines Rechts thun. Auch ein Diebſtahl in der Hungersnoth und die Tödtung in der Nothwehr ſeien erlaubt, aber nicht als Regel und Beiſpiel aufzuſtellen. — Daß die Noth hier nur in dem beharrlichen Willen Philipps lag, ſeine Begierde, es koſte was es wolle, zu befriedigen, wurde von dem Stifter der neuen Kirche freilich nicht berückſichtigt. Auch konnte der Letztere hiergegen um ſo weniger einwenden, als gerade nach ſeiner Lehre*) jeder Widerſtand gegen die Macht des Geſchlechtstriebes nicht bloß unmöglich, ſondern geradezu ſündhaft war. — Dadurch aber hörte freilich wieder der Fall des Landgrafen auf, eine Ausnahme zu ſeyn, und wurde um ſo unvermeidlicher zur Regel, als begreiflicherweiſe Jeder, ohne Ausnahme, ſich auf eine in ſeinem Innern ſtattfindende Nöthigung ſolcher Art berufen kann. — Uebrigens fügt Luther die doppelte Ermahnung hinzu: die Zugemahlin nicht zu verlaſſen, deren Ehelichung ihm wegen der Berufung auf die Nothwendigkeit und ſein Gewiſſen geſtattet ſei, und anderntheils in ſeinem Lande nur fleißig gegen die Vielweiberei predigen und lehren zu laſſen, weil dadurch dem Geſchwätz am leichteſten der Mund geſtopft werde. — Er ſchließt das, für ſeine Denkweiſe höchſt bezeichnende Schreiben mit der Erklärung: vor Gott könne er die Sache kraft des Beichtgeheimniſſes und mit Berufung auf die obwaltende Nothwendigkeit vertheidigen, nicht aber vor der Welt und dem menſchlichen Rechte, wie es jetzt regiere und gebräuchlich ſei.

Jeder Unbefangene ſieht, daß dieſe Entſchuldigung in letzter Analyſe auf die zweifache Unterſcheidung hinausläuft: zwiſchen einer Moral für große Herren, und einer andern für das gemeine Volk genügenden, ſo wie zwiſchen dem, was man öffentlich predigt, und dem, was heimlich gethan werden darf. In Luthers Munde, der das Heil des Menſchen vom Glauben allein abhängig macht, und die guten Werke für Sünde

*) Siehe hiſt.-polit. Blätter Bd. 11. S. 416 u. ff.

erklärt, dürfen ſolche Grundſätze nicht überraſchen, da ſich in ihnen die einfachſten Folgerungen aus ſeinem oberſten Princip zu Tage legen. — Daß aber auch der, in ſeinem ſittlichen Wandel unbeſcholtene Kurfürſt von Sachſen, welcher, dem Landgrafen gegenüber, ſeinen oberſten Hoftheologen nicht fallen laſſen wollte, und ſich deßhalb genöthigt ſah, die Caſuiſtik des Letztern zu vertreten, iſt ein Beweis, in welche falſche Stellung der Proteſtantismus auch damals ſchon ſeine fürſtlichen Gönner brachte. Als der Landgraf nämlich fortwährend die oben erwähnte Predigt zu ſeinen Gunſten anzog, ſchrieb ihm der Kurfürſt am 3. Juni: Etwas Anderes ſei es, zu ſchreiben und zu lehren, was in dieſem oder jenem Falle Gott und der Schrift nicht zuwider ſei, etwas Anderes, eine That gegen die Geſetze und die allgemeine Sitte öffentlich wagen und vertheidigen. In der Lehre und in der Beichte werde das Gewiſſen unterrichtet, in wie weit es durch die Nothwendigkeit entſchuldigt werden könne, und die Canoniſten ſchrieben und bewilligten Manches, was vor dem weltlichen Forum freilich nicht vertheidigt werden könne. Wenn Luther ſchreibe: er rathe nicht zur Bigamie, ſo zeige er eben dadurch an, er wolle nicht, daß ſie öffentlich eingeführt werde. Der Zweck ſeiner Predigt gehe hauptſächlich dahin, daß er die Patriarchen gegen den Tadel der Chriſten vertheidige, nicht aber, daß er die Chriſten zur Ausgelaſſenheit auffordere.

Natürlich hatte Philipp gegen dieſe Ausflüchte einer unredlichen Sophiſtik um ſo leichteres Spiel, als es ſich eben darum handelte, kraft der neu eroberten „chriſtlichen Freiheit“ demjenigen, was nach dem Zeugniſſe der Reformatoren im Gewiſſen erlaubt ſei, auch im äußern Rechts- und Staatsleben Geltung zu verſchaffen. Luthers Verlegenheit aber, in die er durch die Gewalt dieſer folgerichtigen Argumente des Landgrafen gerieth, offenbart ſich in einem polternd renommiſtiſchen Schreiben, in welchem er dem fürſtlichen Gönner nicht undeutlich eine ähnliche Behandlung androht, wie König Heinrich VIII., Herzog Georg von Sachſen und Heinrich von Braunſchweig

ſie bereits von ihm erfahren hatten. „Ich habe den Vortheil“, ſchreibt er an Philipp, „daß E. Fürſtl. Gnaden, auch alle Teufel ſelbſt, müßen mir zeugen und geſtehen, erſtlich, daß es ein heimlicher Rathſchlag iſt; zum andern, das ich mit allem Fleiß dafür gebeten habe, daß er nicht offenbart werde; zum dritten, wenn es doch kompt, ſo bin ich ſicher, das er durch mich nicht iſt offenbart. So lang ich die drei Stück habe, ſo will ich dem Teufel ſelbs nicht raten, das er meine Fedder rege mache, da wird mir Gott zu helfen. Ich weiß von Gottes Gnaden wol zu unterſcheiden, was in Gewiſſensnöthen für Gott aus Gnaden nachgegeben werden mag, und was auſſer ſolcher und für Gott von äuſſerlichem Weſen auf Erden nicht recht iſt. Und wolt nicht gern, das E. F. G. ſollten mit mir in den Fedderkampf kommen, E. F. G. haben ſonſt zu thun genug und ich auch. — Denn das werden E. F. G. nicht erhalten können, daß die Welt ſolch E. F. G. heimliche Ehe ſollt für eine offentliche Ehe annehmen, wenn ſie gleich viel hundert Luther, Philippſe und andere fürtrügen; ſie werden doch ſagen, Luther und Philipps (Melanchthon) haben nicht Macht wider öffentlich und loblich Recht anders zu ſetzen, ob ſie gleich heimlich zur Noth des Gewiſſens ſchuldig ſind, anders zu rathen.“ In ſeiner krankhaften Selbſtüberſchätzung will er ſogar den Landgrafen überreden, daß der göttliche Schutz an die gewiſſenhafte Verheimlichung ſeines Gutachtens gebunden ſei. Zugleich möge der Landgraf bedenken, wie ſchwer es ihnen als frommen, aber von aller Welt geplagten Leuten ſei, ſolch Aergerniß auf ſich zu nehmen. Seinerſeits aber hatte Philipp, der über die Frömmigkeit dieſer Geſellſchaft gewiß im Stillen lächeln mußte, eben ſo wenig Neigung, ſtatt ihrer das Aergerniß allein auf ſeine Schultern zu nehmen. Am 27. Juli 1540 antwortete er dem Reformator mit ſeltſamen Andeutungen, deren eigentliche Bedeutung wir heute nicht mehr mit Sicherheit ermitteln können. Wenn er (Luther) nicht ruhig ſei, ſo werde der Landgraf vor ihm und ſeinem Herrn erſcheinen, und ihnen etwas mittheilen, was ſie nicht gerne hör-

Digitized by Google

ten. „Ich will Euch beichtweiſe Dinge ſagen, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ſie würden aber wahrlich übel lauten. Gott erbarme es.“ Er hoffe jedoch, daß Gott ihn vor dergleichen bewahren werde. „Wiſſe dieß“, ſetzt er hinzu, „weil Du es wiſſen wollteſt. Mach dich aber auf nichts Gutes, ſondern auf das Uebelſte gefaßt (neque de bono aliquo cogita sed de pessimo). Wenn ich lüge, ſo ſtrafe mich Gott, — ich habe aber Beweiſe.“ — Seckendorf, der im Intereſſe ſeiner Partei auch dieſe von ihm berichteten, verfänglichen Reden gerne zum Beſten kehren möchte, meint, daß der Landgraf damit auf geheime Gründe der Trennung ſeiner rechtmäßigen Gemahlin gedeutet habe. Allein, da eine ſolche Scheidung weder damals in ſeiner Abſicht lag, noch jemals von ihm vollzogen worden iſt, ſo muß uns wenigſtens die Vermuthung frei ſtehen, daß dieſe Aeußerung eine verblümte Erinnerung Philipps geweſen ſei: auch er befinde ſich im Beſitze von Geheimniſſen, deren etwaige Bekanntmachung, falls Luther fortführe, ſich ungeberdig zu bezeigen, der Wittenberger Partei nicht gleichgültig ſeyn könne. Doch will und kann der Landgraf andererſeits auch wieder nicht mit den Neugläubigen brechen; auf geſchickte Weiſe weiß er doch wieder einzulenken, und dem Reformator Weihrauch zu ſtreuen. (Er ſei unter allen Menſchen der vornehmſte Theolog, ſo lange er nicht von Andern gereizt werde.) Endlich vermißt er ſich, daß er zwar ſeine Margarethe lieb gehabt, aber im Nothfall auch eine andere genommen hätte, wozu ihm von einigen adeligen Familien in Heſſen Vorſchläge gemacht ſeien. Ueberhaupt ſei dieſe Ehe nicht aus bloßer Affection, ſondern zur Entfliehung ewiger Verdammniß geſchehen. — Daß dieſes Zeugniß in eigener Sache dem Zuſammenhange der Thatſachen widerſpricht, braucht für unſere Leſer kaum bemerkt zu werden. Wohl aber beweiſt die nicht verlangte Entſchuldigung, daß auch in Luther Zweifel an der Aufrichtigkeit jener ſittlichen Motive aufgeſtiegen ſeyn mußten, durch welche der Landgraf zu ſeiner Bigamie bewogen ſeyn wollte.

Bei weitem aufrichtiger als in den oben erwähnten brief-

Digitized by Google

lichen Aeußerungen ſprach Luther ſeine wahre Herzensmeinung über dieſen Handel im Kreiſe ſeiner Vertrauten aus. Unſchätzbare, aus handſchriftlichen Aufzeichnungen entnommene Notizen dieſer Art theilt Strobel *) mit. Schwerlich hat ſich ein urſprünglich rohes, durch unmenſchlichen Haß verdüſtertes, und in vieljährigen Kämpfen mit dem eigenen Gewiſſen abgehärtetes Gemüth jemals in häßlicherer und gemeinerer Form ausgeſprochen. „Als dem Doctor“, ſo erzählt die Quelle, „die Briefe vom Kanzler Brück übergeben wurden, las er ſie und ſagte: Philipp (Melanchthon) wird von Kummer verzehrt, und iſt in ein abſcheuliches Fieber gefallen. Warum quält ſich der Menſch aber um dieſer Sache willen, da er ihr doch mit ſeinen Sorgen nicht abhelfen kann? Ich wollt, daß ich bei ihm wäre. Ich kenne die Verwegenheit ſeines (des Landgrafen) Charakters. Er (Melanchthon) jammert ſehr wegen dieſes Aergernißes. Ich aber bin ein roher Sachſe und ein Bauer, und mein Gemüth iſt zu dergleichen Sachen ſchon dickhäutig geworden. — Bald nachher wurden dem Doctor Briefe vom Kurfürſten gebracht. Als er dieſe mit ernſthaftem Geſicht geleſen hatte, ſagte er: der Macedonier iſt rein toll. (Macedo plane insanit.) Jetzt bittet er den Kaiſer, daß er beide (Weiber) haben dürfe. Dann ſagte er mit lachendem Munde (serenissimo vultu): Es iſt fein, wenn wir zu ſchaffen haben, ſo kriegen wir Gedanken, ſonſt freßen und ſaufen wir nur. Was werden die Papiſten ſchreien! Sie mögen immerhin ſchreien zu ihrem eigenen Verderben. Aber unſre Sache iſt gut und ohne Schuld. Der Macedonier hat geſündigt und ſeine Sünde iſt ein Aergerniß.“ (Die nun folgende Aeußerung ſchließt mit einer rohen Zote.) „Jene“ (die Papiſten) „müßen durch Aergerniße zu Grunde gehen, weil ſie die geſunde Lehre nicht hören wollten, und Gott wird uns darum und ſein Wort nicht verlaſſen, ob wir peccata genugſam haben. Denn er wird

*) A. a. O. ſiehe den Aufſatz: **De Macedonico negotio. Macedo** war der Spitzname, den die Reformatoren in ihren vertrauten Unterredungen dem Landgrafen zu geben pflegten.

das Papſtthum ſtürzen. Dieß hat er völlig beſchloſſen, wie es im Daniel gegen das Ende ſteht, was jetzt kommen ſoll. Niemand wird ihm helfen. Im vorigen Jahrhundert konnte keine Gewalt das Papſtthum bewegen; in dieſem Jahrhundert wird keine Gewalt das Papſtthum retten, weil der Antichriſt offenbar geworden iſt. Haben wir Aergerniße, ſo hatte Chriſtus dergleichen auch in Juda. O wie werden die Phariſäer getanzt haben über den Herrn Chriſtum: ſolche Geſellen hat der neue Prophet, was ſoll Gutes aus Chriſto kommen! Aber da die Thoren nicht Christi miracula ſehen und hören predigen etc.“

„Unſere Sünden ſind läßlich und können leicht geändert werden, wenn der Kaiſer“ (die Vielweiberei) „verbietet und unſre Fürſten, was ſie mit Recht können, einſchreiten oder er ſelb“ (der Landgraf) „widerruft. Iſt doch David auch gefallen und waren wohl größere Skandale unter Moſe in der Wüſte. Er ließ ſeine eigenen Herren umbringen, und ſchlug ihrer viel todt. Aber der Papiſten miracula ſind irremissibilia. Denn ſie ſind Verächter Gottes und kreuzigen Chriſtum, und vertheidigen ihre Blasphemien mit Willen und Wiſſen. Was wollen ſie denn daraus machen? Nos laboramus pro vita, et ducimus plures uxores. Dieß ſagte der Doctor mit dem heiterſten Geſicht und nicht ohne großes Gelächter. Gott will die Leut veriren, und kommts an mich auch, wie will ich ihnen die beſten Worte geben, und ſie Marcolpho in den . . . ſehen laſſen, weil ſie ihm nicht haben wollen unter die Augen ſehen. Ich weiß mich nicht um die Sache zu bekümmern. Ich wills unſerm lieben Herr Gott befehlen, und fahret Macedo von uns, ſo ſtehet Gott bey uns, er hat uns wol aus größern Nöthen geholfen. Restitutio Wirtembergensis hacket dem Scandalo die Augen aus, desgleichen die Sacramentarii und Aufrührer, noch hat uns Gott davon erlöſet. — Es iſt um ein Viertel des Jahres zu thun, ſo verſieget das Liedlein auch.“ (So gut wußte Luther ſchon damals, wie getroſt es ſich auf das kurze Gedächtniß der Deutſchen hin ſündigen laſſe!) „Ach

wollte Gott, daß Philippus den Sinn auch könnt haben. Die Papiſten ſind jetzt Demea, ſo bin ich Mitio. — Gott wende es zum Guten. Sic est vita hominum quasi ludas tesseris. Ich verſehe mich wohl Aergeres als das iſt. Und wenn Jemand ſagt: gefällt Dir die That? Nein, wenn ich ſie ändern kann; wenn ich es nicht kann, trage ich ſie mit Gleichmuth. Ich heuchle dem lieben Gott. Der erhalte ſeine Kirche, wie es jetzund ſtehet, in der Einheit des Glaubens und der Lehre und in geſundem Bekenntniß des Worts. Alſo bleibs und werde nur nicht ärger. Dann ſtand er vom Tiſche auf und ſagte: Ich wollt dem Teufel und den Papiſten nicht ſo viel zu lieb thun, daß ich mich darüber bekümmern wollte. Gott wirds wohl machen. Huic commendemus totum negotium."

Aeußerungen wie dieſe im Munde des Mannes, deſſen Ehre durch ſein Gutachten in dieſer Angelegenheit am meiſten bloß geſtellt war, müſſen jeden Unbefangenen wie die Rede eines Trunkenen gemahnen, wenn nicht der Satz, welcher die Säule und Grundfeſte der theologiſchen Anſchauungen Luthers iſt, den Schlüſſel zum Räthſel eines ſolchen Gemüthszuſtandes lieferte. Dieß iſt die Lehre: daß der Glaube allein ſelig mache, das Thun der Menſchen aber vor Gott gleichgültig ſei. Kraft deſſen hatte ja auch der Landgraf Philipp, ſo wie Alle, die ihm zu ſeinem Verbrechen gerathen und geholfen, im Voraus Losſprechung und Ablaß, für dieſe wie für alle künftigen Sünden des ganzen Lebens, vorausgeſetzt, daß ſolche im rechten (lutheriſchen) Glauben begangen wurden, wogegen es umgekehrt für die Sünden der Papiſten, die Reue, Beichte, Beſſerung und Genugthuung zu ihrer Buße verlangen, keine Vergebung und keine Gnade gibt. Dergleichen Dinge redet keineswegs bloß die Leidenſchaft aus dem Stifter der neuen Kirche; ſie ſind der Kern und das innerſte Mark ſeiner Lehre, und der vorliegende Fall zeigt lediglich, wie ſich dieſe in der praktiſchen Anwendung ausnimmt.

Dieſelbe Quelle hat uns andere Aeußerungen der Witten-

Digitized by Google

berger Reformatoren aufbehalten, welche die Meinung bezeichnen, die in jenem Kreiſe über den Landgrafen von Heſſen im Umlauf war. „Als das Gerücht von der Bigamie des Heſſen erſcholl, ſagte der Herr Doctor mit ernſtem Geſicht: Dieſer Menſch iſt wunderbar, er hat ſeinen Stern. Ich glaube, er will durch Kaiſer und den Papſt erlangen, daß er ſeinen Willen haben kann. Dann fügte er ſehr ernſt hinzu: Viele zweifeln mit Recht an ſeiner Treue, und halten ihn für verdächtig. Weiter ſagte der Herr Doctor: O wunderlicher Menſch! aber bis jetzt war er beſtändig. Der Kaiſer wollte ihm den ruhigen Beſitz von Katzenellenbogen einräumen, und der Herzog Georg ihn zu ſeinem Erben einſetzen; der Kaiſer hätte auch eingewilligt, aber er wollte lieber das Evangelium bekennen. Er hätt können des Kaiſers und des Papſts liebſter Sohn werden, aber er hat nicht gewollt. Er hat einen heſſiſchen Kopf, er kann nicht ruhen und gibt nicht nach. Wenn dieß todt ſeyn wird, ſo fängt er etwas Anderes an. Er führt es wohl an und es gehet ihm wohl hinaus. Es war eine große Keckheit, als er die Biſchöfe befehdete, und eine noch größere, den Würtemberger wieder einzuſetzen und den König hinauszutreiben. Ich und Philipp (Melanchthon) redeten ihm zu Weimar ab: er möge doch dem Evangelium kein ſolches Brandmal aufdrücken, und den Landfrieden ſtören. Aber er wurde ganz hitzig und wollte ein anderes Mal ehrlich ſeyn. Und beim Marburger Geſpräch, da ging er wie ein Stallbub, und beim Spiel faßte er die ernſteſten Gedanken, wie die Großen thun. Er fragte einmal den Philipp: Magiſter Philipp muß ich es dulden, wenn mir der Mainzer meine Prediger wegfängt? Philipp antwortete: Allerdings, wenn die Gerichtsbarkeit dem Mainzer gehört! Darauf antwortete Jener: Ich laß euch wohl reden, ich thu' es aber nicht. Nachher ſagte Philipp Melanchthon zu den Räthen: warum widerſteht ihr nicht den Anſchlägen eures Fürſten? Jene antworteten mit aufgehobenen Händen: Ach, es hilft nichts; was er vornimmt, davon läßt er ſich nicht dringen.“ — So gut kannten die

Digitized by Google

Reformatoren ſelbſt ihren Mann, und ſo fern war ihnen der lächerliche Gedanke, daß ein Charakter ſolcher Art wirklich Rath und Troſt für ſein bekümmertes Gewiſſen bedurft, und daß er denſelben bei ihnen habe ſuchen wollen, die er ſtets ſo geringſchätzig behandelt hatte! Auch nahm Luther die Sache keineswegs immer ſo leicht, wie in ſeinen hier mitgetheilten Tiſchreden. Er meinte ein anderes Mal: die Papiſten würden jetzt alle ihre ſodomitiſche Wolluſt mit dieſer Bigamie zudecken. Hätte man mir gefolgt, klagte er, ſo wäre der Sach gerathen. — „Es wird noch auf mich wachſen. Ich glaube, er (der Landgraf) wird einige bearbeiten, daß ſie die That vertheidigen. Aber keine Regel können ſie daraus machen, ſo gilt das Exempel nicht.“ — Solche Scandale, meint er, hätten die Philoſophen aus dem Staate, und die Mönche aus der Kirche vertrieben. „Wir aber wollen und ſollen nicht weichen, laß ſie herrſchen unverzagt. Es gilt einen drauf. Wir müſſen den Teufel und Dreck tragen, wollen wir leben. Ich meinte, ich wolte nun ein geruhig Alter ſuchen und finden. Es ſoll auch ſeyn, wir wollens mit ihnen wagen ꝛc. ꝛc.“ Einſtweilen aber führte er, weit entfernt von einem ſolchen öffentlichen Kampfe, die unwürdige Aufgabe durch, ſelbſt nähern Freunden gegenüber, die Rolle des Unſchuldigen zu ſpielen, und jede Theilnahme an der Bigamie des Landgrafen, ja ſogar alle und jede Mitwiſſenſchaft beharrlich abzuläugnen *).

*) So in ſeinen Briefen an den Pfarrer zu Pirna, Anton Lauterbach, vom 2. und 15. Juni 1540. „Ueber die Geſchäfte der Fürſten“, ſagt er hier mit verſtellter Beſcheidenheit, „ſoll man nicht vor ausgemachter Sache urtheilen.“ In dem erſten dieſer Briefe erwähnt Luther eines Gerüchts, daß das Fräulein von der Saal damals ſchon (drei Monate nach der Hochzeit) dem Landgrafen ein Knäblein geboren habe. Dieß iſt jedoch ſchwarze Verläumdung. Denn nicht nur wird dieſes wichtigen Umſtandes in keiner andern gleichzeitigen Quelle gedacht, ſondern es iſt auch gewiß, daß Philipp, der älteſte Sprößling aus der Nebenehe, das Licht der Welt im Jahre 1541 erblickte. (S. Rommel Bd. IV, Anmerkungen S.

In ähnlicher Weiſe beräth auch Melanchthon den Landgrafen, als der Kurfürſt von Brandenburg und Herzog Heinrich von Sachſen bei Letzterm anfragen ließen, ob das Gerücht Grund habe, daß er ſich eine Gemahlin habe antrauen laſſen. Er möge ja keine Urſache geben, meint dieſer Reformator, daß man über den Handel öffentlich disputire. „Denn ſo es zu Gegenſchriften kommen würde, alsdann würden Aergerniß und viel ungereimte Dinge folgen, welches man zu vermeiden beides Theils ſchuldig iſt.“ — Wollten die genannten Fürſten weiter in ihn dringen, ſo möge Philipp ſie erinnern laſſen, daß ſie nach heimlichen Sachen nicht grübeln möchten. Die Dresdiſchen aber ſeien anzugehen, daß ſie, obwohl ſie etwas wüßten, daraus nicht ein öffentlich Gezänk machen möchten, damit nicht aus den öffentlichen Schriften größere Beſchwerung folge. — Je mehr Melanchthon aber nach außen hin auf ſtrenge Feſthaltung des Geheimniſſes drang, deſto weniger gab er ſich ſelbſt der Hoffnung hin, daß dieſes Mittel auf die Dauer Stich halten werde, und deſto tiefer empfand er in ſeinem Innern ſeine und Luthers über allen Ausdruck ſchmachvolle Lage. Alle Briefe Melanchthons aus jener Periode, welche Strobel (a. a. O.) zuſammengeſtellt hat, tragen das Gepräge eines an Verzweiflung gränzenden Kummers, der ihn, wie oben bereits erzählt, zu derſelben Zeit, als die Zuſammenkunft der Theologen zu Eiſenach ſtatt fand, in Weimar an den Rand des Grabes brachte. — Am tiefſten ſchmerzt ihn die Hinterliſt des Landgrafen, der ihn und Luther durch die heuchleriſche Vorſpiegelung: als wolle er Rath in ſeinen Gewiſſensnöthen, abſichtlich in dieſe Falle gelockt hatte, und deſſen Ränke

461.) Dagegen iſt freilich Graf Moritz (das ſiebente Kind aus dieſem Umgange) nach der Rückkehr des Landgrafen aus ſeinem Gefängniſſe, im Jahre 1553 um einen Monat zu früh zur Welt gekommen. Erſt durch die Bezeugung etlicher beſtochener Aerzte: daß dieß natürlich zugehe, wurde Philipp beſchwichtigt. (S. Rommel, Bd. V, S. 91, Note 19.)

er, erſt als es zu ſpät war, vollſtändig durchſchaute. „Wir ſind“, ſchreibt er den 1. September 1540 an Veit Dietrich, „in der bekannten Sache betrogen, nicht von Bucer, ſondern vom Landgrafen ſelbſt, durch deſſen erheuchelte Frömmigkeit (simulatione pietatis). Er begehrte in ſeiner Gewiſſensnoth unſern Rath, und ſchwur, daß dieſes Mittel ihm nöthig ſei. Wir antworteten, das Geſetz ſei aufrecht zu erhalten, nach dem Spruche: es werden zwei ſeyn in einem Fleiſch. Aber wenn die Noth ſo groß ſei, ſo möge er heimlich und ohne öffentliches Aergerniß das Mittel gebrauchen. Zudem drohte er mit Abfall, wenn wir ihm nicht Rath ertheilen wollten *). Nun iſt er allerdings eine zu Allem fähige (πανοῦργος) Natur. Aber ich hatte ihn lieb wegen verſchiedener Tugenden. Ich hörte ihn über Glaubensſtreitigkeiten gelehrt und beredt disputiren, wie kaum einen andern, und glaubte auch, er ſei ein Feind der Abgötterei“ (d. h. der katholiſchen Kirche), „deßhalb meinte ich, er ſei ein ehrwürdiger Führer. Aber er iſt von Natur ein Alcibiades, kein Achilles. Denn ſo ſagt jener ſtarke Mann: Ich haſſe Den, wie die Pforten des Hades, der anders ſpricht und anders in ſeinem Sinne denkt. Das aber iſt unſers Mannes geringſte Sorge. Auch iſt er, von der Liebe gefeſſelt, unſerm Rathe nicht gefolgt.“ (In ſo fern nämlich die Reformatoren ihm ſtrenges Geheimniß anempfohlen hatten.) „Ich könnte noch vieles Andere hinzufügen. Aber bitten wir Gott, daß er dieß Aergerniß heile. Er ſagt, er wolle nichts kund machen. Aber gerade in dieſer Angelegenheit hat er oftmals anders geſprochen und anders gehandelt. Ich fürchte noch einen beginnenden Wahnſinn, der in der Familie erblich iſt **).“

---

*) Die mit geſperrter Schrift gedruckten Worte hat Strobel a. a. O. aus ſeinem handſchriftlichen Codex ergänzt. In der gedruckten Ausgabe der Briefe Melanchthons ſind ſie weislich ausgelaſſen.

*) Melanchthon hat ſich, wie er pflegte, an den verfänglichſten Stellen

ſchenſohn den Thron ſeiner Erniedrigung hienieden aufgeſchlagen, und das Erlöſungswerk vollbracht habe, um ſie dadurch als geiſtige Weltmitte über den Sternenhimmel emporzuheben, und ihre Bewohner den Engeln gleich zu ſtellen, wie denn geſchrieben ſteht: „ſie werden die Engel richten.“ Die Gottesſtadt iſt Jeruſalem; ſie iſt die Mutter aller monotheiſtiſchen Religionen, des Islam ſowohl, wie des Moſaismus und des Chriſtenthums; und da aus der Religion alle weitere Bildung ſtammt, auch die Metropole der geſammten Geiſtescultur. An dem Lichte, das von ihr ausgegangen, hat der menſchliche Geiſt ſich entzündet, und all ſeine Großthaten ſind deſſen leuchtende Wirkungen. Hier iſt die Achſe der Welt, der Angelpunkt der Ereigniſſe, die die Weltgeſchichte bewegen.

Jeruſalem iſt alſo eine Weltſtadt, wenn es je eine gegeben. Sie iſt zuvörderſt die Centralſtadt des Semitenthums, wie die Chamiten in Babel, die Japhetiden in Rom ſich eine ähnliche gegründet. Sie iſt im Nachbilde dieſer Welt oder unſeres Sonnenſyſtems mit ſeinen Planetenkreiſen erbaut, alſo eine Stadt von ſieben Hügeln, wobei jeder mit ſeiner Ringmauer einen Planetencirkel ſymbolyſirte, die alſo um den gemeinſchaftlichen Sonnenheerd, um die ewige Flamme im Empyräum des Tempels als das Nachbild der Sonne ſich ſtellten, und von da aus ihr Licht empfingen. Und ſo finden wir Jeruſalem wirklich als die Siebenhügelſtadt des Orients angeſehen, und mit dieſem Namen bei den Rabbinen (Tanchuma fol. 52, 3.) genannt. Sie iſt aber zugleich eine Tripolis oder Dreiſtadt, wie all die älteſten Völkerſtädte geweſen, indem die Dreizahl ja durchgängig die Wurzel der heiligen Sieben bildet, und dieſe nur die Verbindung der Natur- und Elementenzahl (vier) mit (drei) der Stammes- oder Völkerzahl ausdrückt.

Auf drei Hügeln hatte auch Rom, die urbs quadrata, ſich anfänglich erbaut: am Palatin, Quirinal und Cölius. Dort hatten die etruriſchen Pelasger, welche mit den Lydiern und Trojanern ſich Eines Herkommens rühmten; hier die Quiriten oder Samniter unter ihrem Romulus; auf dem letzteren Hügel endlich die italiotiſchen Aborigener oder Lateiner als das Miſchvolk der Plebejer ſich niedergelaſſen. Drei Namen trug darum die ewige

Digitized by Google

Stadt in Folge dieſer ihrer Anlage; zunächſt einen prieſterlichen (ἱερατικόν), und der hieß Florentia oder ἀνθοῦσα, die Blume; ſodann einen bürgerlichen (πολιτικόν) Valentia oder ῥώμη, die Veſte, die Starke, und endlich einen myſteriöſen (τελεστικόν), der nur den Göttern und göttlichen Sehern bewußt war, den uns aber in den letzten Zeiten der Stadt Lydus verrathen hat, und dieſer war Roma per Metathesin, oder rückwärts geleſen, d. i. Amor, die Liebe. Ebenſo führt ja auch die angebliche Mutterſtadt Roms, das pelasgiſche Troja, die drei Namen: Ilion, Pergamus und Dardana, die uns früher überliefert ſind, ſo wie es auch früher unterging. Wir können mit dieſer dreifachen Bundesſtadt und ihrer Benennung füglich auch die drei Namen und die urſprünglichen drei Hügel Jeruſalems vergleichen.

Wie Rom urſprünglich eine Pflanzung der aus ihren frühern Sitzen verdrängten Pelasger war, ſo wurde Jeruſalem nach Manetho von den Hykſos oder kananäiſchen Hirtenkönigen nach ihrer Vertreibung aus Aegypten gegründet. Darum finden wir die heilige Stadt auch im Buche der Offenbarung mit dem Namen Sodoma und Aegyptus, wie Rom mit Babylon ſymboliſch bezeichnet. Der Stamm aber, welcher die Höhenſtadt auf dem Gebirge von Juda, ſeitdem die Geſchichte denkt, beſaß, und alſo wohl auch erbaute, waren die Jebuſiter: von ihnen bekam ſie auch den erſten Namen, darum heißt es im Buche Joſua XVIII, 28. bei der Vertheilung der Städte: An Benjamin kam „Jebus, d. i. Jeruſalem.“ Ebenſo ſteht im erſten Buche der Chronik XI, 4.: „Die Stadt Jeruſalem wurde auch Jebus genannt, weil die Jebuſäer das Land bewohnten. Die Einwohner von Jebus aber ſprachen“ u. ſ. w. Und gleichwie in Rom die Quiriten mit den pelasgiſchen Aborigenern zuſammenwohnten, ſo hören wir hier Joſ. XV, 63.: „Die Söhne Juda konnten die Jebuſiter, die Bewohner Jeruſalems, nicht vertreiben, und ſo blieben die Jebuſiter neben den Kindern Juda in Jeruſalem bis auf dieſen Tag.“ Doch blieb der Stammesgegenſatz, den ſchon ihr erſter uns bekannter König Adonizedek mit einer Niederlage büßte, als Joſua vom Jordan heraufzog, auch noch in der Folge fortbeſtehen. Denn nach dem Tode dieſes Heerführers, gleich im Beginne der Richterzeit, erſtürmten die Juden die cyklopiſche Burg der Jebuſiter wirklich, und brannten ſie aus, zogen jedoch,

Digitized by Google

nach Beduinen Sitte, wieder ab, bis zuletzt David die erneute Eroberung in bleibenden Beſitz verwandelte, und Salomon die Ueberwundenen in ſchweren Tribut nahm.

Außer Jebus aber führte die älteſte Stadt noch einen andern Namen, und der war Salem, d. i. Friede, wie Melchiſedech ſie nannte, welcher, ein Semite ſeines Geſchlechtes, als Prieſter des reinen Dienſtes, als Pfleger der Agrikultur und des Weinſtockes, unter den hamitiſchen Völkerſchaften im verheißenen Erbe ſeines Stammes wohnte, und auch von ſeinem Stammesgenoſſen, Abraham, den Zehent empfing. Darum ſpricht Aſſaph der Sänger Pſalm LXXV, 3.: „Gott iſt in Juda bekannt, Salem iſt ſeine Stätte, und Sion ſeine Wohnung geworden.“ Von Salem, der Wohnſtätte des Friedens, leitet auch der Islam, die Religion des Friedens und der ungetrübten Ruhe, die Benennung her. Nach der Ueberlieferung bei Joſephus im ſechsten Buche ſeines jüdiſchen Krieges hatte dieſer König der Gerechtigkeit Salem erbaut, oder ſeine Hütte auf dem Heiligen Berge aufgeſchlagen, 1468 Jahre vor der Zerſtörung unter dem Nebukadnezar, d. i. 2046 v. Chr. Aber noch in den Tagen Calebs hieß die Gegend das „Land der Ruhe“ (I. Chron. II, 52. 54.), weil die ewige Friedensſtadt, das Vorbild des himmliſchen Jeruſalems, oder das Symbol des Geiſterſtaates in ihrer Mitte lag.

Endlich der dritte, von Abraham ihr zugeſprochene Name iſt Jeru, von der Wurzel Raah, welche Schauen bedeutet, und wovon auch Moria ſich conjugirt. Denn alſo hatte der Herr zum Erzvater geſprochen: „Geh' hin in's Land des Schauens (oder der Offenbarung), und opfere deinen eingebornen Sohn auf dem Berge mir zum Brandopfer.“ Als aber der Patriarch, wie nach der ägyptiſchen Mythe Herakles den Jupiter Amun, das gottverſöhnende Opfer als einen Widder im Dornbuſch erblickte, rief er aus: Jehova jireth, „der Herr ſieht.“ Wie Amor für Rom (Remuria), ſo war Moria bei Jeruſalem der Geheimname; denn wir finden ihn ſelbſt bei Joſephus Flavius nicht ein einzigesmal erwähnt, ſondern er nennt die Stätte nur den Tempelberg.

Durch die Verbindung beider Namen hieß nun fürder die ganze Stadt Jebuſalem, oder Jeruſalem, d. i. Zertretung

des Friedens, oder: Geſicht des Friedens. Die erſtere Namensbildung erſcheint ominös, und mußte, wenn ſie je beſtand, der anderen mehr euphemiſchen weichen. Dafür erklären die Rabbinen (Bereschithrabba 16): Gott wollte die heilige Stadt nicht Jeru nennen, um nicht Sem, d. h. Melchiſedek nahe zu treten, noch auch Salem, um nicht Abraham zurückzuſetzen, darum nannte er ſie mit Einem Namen: Jeruſalem. Und ſo hat die Gottheit das Antlitz ihres Friedens wirklich über dieſe Stätte geneigt, und wie Abraham im Geſichte geſchaut, iſt hier die Verſöhnung geoffenbart werden.

Die Griechen ihrerſeits faßten den Namen im eigenen Idiome auf, und nannten ſie Hieroſolyma, von *ἱερόν*, Heiligthum, und von den Solymern, jenem uralten Volksſtamme, welcher ſchon neben den Ioniern erwähnt wird, und den auch die ſpätere Geſchichte noch in der Nähe der kananäiſchen oder philiſtäiſchen Stämme kennt, indem er mit den Crethi und Plethi oder den Philiſtern Kreta bewohnte. Daher ſchreibt Tacitus hist. V, 2. geradezu: Die Solymer, ein ſchon von Homer beſungenes Volk, hätten angeblich die Stadt Jeruſalem erbaut und nach ſich benannt. Nach einer andern Sage aber ſeien die Juden früher in Kreta anſäßig geweſen, und von da erſt nach Lybien und Aegypten und weiter hin nach Paläſtina oder dem Philiſterlande ausgewandert. Nannten doch auch die Solymer auf Rhodus ihren höchſten und oberſten Götterberg den Tabor, und ihren Stierzeus von dem Tempel, der ihm daſelbſt ſtund, nach Appian XII. 27. den Zeus Atabyrios. Die Juden ſelbſt aber hatten natürlich weder mit dem Berge Ida, wovon die Alten ihren Namen mißlich genug zuſammenreimen wollten, noch mit Kreta überhaupt etwas zu ſchaffen, wohl aber ihre Vorfahren, die erſten Erbauer und Bewohner Jeruſalems.

Wenn aber Herodot die Stadt Cadytis nennt, ſo meint er hiemit nicht etwa Gaza, oder Gath, die andere Philiſterſtadt, wie noch Reland vermuthet, ſondern es iſt eine Mißform von Kadoscha oder el Kudsch, wie noch die Araber Jeruſalem nennen, und als die „Heilige“ hat ſie von je bei allen Nationen gegolten.

Betrachten wir aber nun die drei Hügel mit ihren Beſondernamen, ſo iſt der erſte bewohnte und höchſte darunter der Sion,

mit der Burg der Jebuſiter, daher ſteht auch Sion als Geſammtname der Stadt, wie David im Pſalm LXXVI, 3. ſingt: „Gott hat zu Salem ſein Gezelt und ſeine Wohnung zu Sion.“ Sion war die Metropole und der Anfang der Stadtgründung, wie bei Rom das pelasgiſch etruriſche Valentia oder Palantium: darum wird Jeruſalem noch in den ſpäteren Jahrhunderten, namentlich in der hohen Dichterſprache der Propheten, die Tochter von Sion genannt. Denn „der Berg Sion erhebt ſich zur Freude der ganzen Erde, an ſeiner Seite liegt gegen Mitternacht die Stadt des großen Königes.“ (Pſ. XLVII, 3.) Sion hieß aber zugleich der Berg Hermon, wie wir Pſ. CXXXIII, 3. leſen: „Der Thau vom Hermon fällt herab auf den Berg Sion.“ Dieſer aber galt für einen alten Götterberg, für den Berg der Verwünſchung (חרם) im gelobten Lande, wo nach dem Buche Henoch die Egregorier oder die Söhne Gottes herniedergeſtiegen, um die Töchter der Menſchen zu verführen, und wo Satans Verehrer noch immerfort ihre nächtlichen Orgien begingen. Alſo war auch der Hügel Sion die Stätte eines früheren Cultes des Belial, und dieß kann kein anderer ſeyn, als der Feuerdienſt der geſammten kananäiſchen Völker, der Molochsdienſt, dem noch in der Zeit der Könige im Thal Tophet der Kinder Hinnom, an der Mittagſeite von Sion, Menſchenopfer bluteten.

Sion iſt der Hügel gegen Süden; denn das Land gegen Mittag hin, gegen die Glutſeite, haben die Kinder Chams, welcher ſelber ſeinem Namen nach der heiße, der brennende iſt, zur Wohnung ſich erleſen. Gegen Oſten aber erhebt ſich ein anderer Hügel, der Moria. Das Wort iſt abgeleitet vom obigen Jeru, und der Name entſpricht ganz dem indiſchen Meru. Es iſt alſo auch ein Gottesberg, aber einem anderen Dienſte, dem des zweiten Alters gewidmet. Wenn die Samariter von ihrem Garizim glaubten, er ſei von den Wäſſern der Sündfluth rein geblieben, und hier ſei das Centrum des gelobten Landes, wo Gott dem Abraham das gelobte Land nach allen vier Himmelsgegenden gezeigt, und ſeinem Samen zum Erbtheile verſprochen habe — ſo iſt dieß wohl nur eine Uebertragung von der Anſchauung, die urſprünglich von Moria im Volke gegangen, zumal an deſſen Fuße die lebendige Quelle Siloa und der Heilbrunnen Bethesda lagen, die ihre

ſegenvollen Gewäſſer unbefleckt aus jener Periode der Ueberſchwemmung für die nachfluthige Zeit erhalten hatten. Zwar iſt der Moria die kleinſte unter den Höhen des jüdiſchen Gebirges, wie der Garizim der höchſte unter den Bergen von Ephraim; aber die „Grundfeſten Sions ruhen auf den heiligen Bergen“ (Pſ. 87), und in den letzten Tagen, weisſagt der Prophet Iſaias II, 2., wird der Berg, worauf das Haus des Herrn ſteht, über alle Berge erhöht, und über alle Hügel erhaben ſeyn, und alle Heiden werden zu ihm hinaufſteigen.“ Wenn nämlich nach der heidniſchen Mythe, ganz bezeichnend für den alten Naturdienſt, die Titanen den Oſſa, Pelion und Olymp über einander thürmten, um auf dieſem Götterberge von unten aus den Himmel zu erſteigen, ſo bewahrten die Juden die religiöſe Sage, in den Tagen des Meſſias werde der heilige Gottesberg auf dem Gipfel des Carmel und Tabor gegründet werden, und die Stadt Gottes mit ihrem Tempel vom Himmel auf die Erde ſich niederlaſſen.

Auch Abraham, den Patriarch des ſaturniſchen Zeitalters, finden wir einem Menſchenopfer, und zwar dem ſeines Sohnes, wodurch ihn Gott verſuchen läßt, gegenübergeſtellt. Sein Gehorſam bewährt ſich; die finſtere Macht, die im Heidenthume unerbittlich das Blut forderte, iſt überwunden. Der Engel des Herrn erſcheint, entbindet den Bewährten, indem er ein ſinnbildliches Opfer an die Stelle treten läßt.

Es lag ein furchtbarer religiöſer Ernſt in jenen Menſchenopfern, welche als Jahresdienſt und Sühnungscult für ganze Staaten fortwährten, bis die uranfängliche Geſchlechtsſünde durch das ſubſtituirte Blut des Lammes, und endlich durch den Eingebornen vom Vater ſelber, der als Friedenslamm vom Throne Gottes kam, geſühnt ward.

Darum wies ſich dem Abraham jetzt ein Widder im Dornbuſch als Subſtitutionsopfer, welchen er ſofort auf dem neuerrichteten Altar darbrachte, und hiedurch gewinnt dieſer Vorgang in Mitte der alten Zeit univerſalhiſtoriſche Bedeutung für alle Völker.

Dieſe völkergeſchichtliche Handlung alſo begibt ſich auf dem Moria, dem heiligen Berg in Mitte der Nationen, und damit wird der Sion, der Berg des vorigen Dienſtes in dem nun fol-

Digitized by Google

genden zweiten Weltalter in den Hintergrund gedrängt. Moria iſt nun der Berg des „Sehens Gottes“, weil Abraham das Vorbild im Dornbuſche geſchaut hatte.

Das alſo war der zweite heilige Hügel, der prieſterliche Berg gegen Aufgang der Sonne, welches die Seite des Semitenſtammes iſt, gegenüber dem königlichen Berge Sion, auf welchem ſich nach der Eroberung unter David die Herrſcherburg erhob. „Ich habe meinen König eingeſetzt auf meinem heiligen Berge Sion“, ſpricht der Herr bei dem Pſalmiſten II, 6. und von Sion aus verſpricht Jehova durch ſeinen Stellvertreter, den geſalbten König, die unterjochte Erde zu regieren. „Denn aus Sion leuchtet der Glanz ſeiner Herrlichkeit“ (XLIX, 2.). „Der Herr hat den Berg Sion, den er liebte, auserkoren“ (LXXVII, 68.), „ſie werden den Gott der Götter daſelbſt ſehen“ (LXXXIII, 8.). „Von Sion wird der Herr den Scepter ſeiner Macht ausſtrecken, und regieren mitten unter ſeinen Feinden“ (CIX, 2.). „Von Sion wird das Geſetz ausgehen und des Herrn Wort von Jeruſalem“ (Iſ. II, 3.). Es war der Königsberg in der alten Bundeszeit; die ganze Welt diente ja ſchon von Anfang dem Principe, das, obwohl in höherer Verklärung, im Centrum aller Geſchichte auf den heiligen Bergen Jeruſalems herrſchte, während der Völkerwahnſinn im Umkreiſe in der excentriſchen Realiſirung deſſelben ſeine Leidenſchaften austobte. Der dritte Hügel iſt aber nun Akra, der Volksberg, oder die Akropolis im Norden der Stadt, wo die Mazedonier ihre Zwingburg inne hatten; ſie, die den Japheditenſtamm repräſentiren, und im Norden, der Heimath der Starken wohnen. Von hier waren zuletzt auch die Römer, wie früher die Babyloner, erobernd vorgebrochen, und hatten in der Richtung von Akra her die übrige Stadt erſtürmt. Es iſt alſo der Berg des Miſchlingsvolkes, oder eigentlich der Berg der Goim, die weiterhin durch die helleniſirten Juden repräſentirt werden. Akra, die Höhe, nach der Seite von Galiläa gelegen, wird im Hebräiſchen durch Rama ausgedrückt: und ſo mag auch von hier die Threnodie des Propheten Jeremias gelten, wenn er XXXI, 15. ſingt: „In Rama hat man ein Geſchrei gehört, lautes Weinen und viel Geheul. Rachel weinte über ihre Kinder, und wollte ſich nicht tröſten laſſen; denn ſie ſind nicht mehr.“ Rachel, die Ahnmutter des Volkes, erſcheint nach der rabbiniſchen

Digitized by Google

Vorſtellung als weiße Frau auf der Höhe des jüdiſchen Gebirges, durch die Ahnung des nahen Unglücks wie ein Geſpenſt mit fliegenden Haaren aus dem Grabe aufgeſchreckt, und klagt über ihr erſchlagenes und in Gefangenſchaft geführtes Volk, daß die Stimme der Klage nächtlich den Bewohnern Jeruſalems Verderben drohend zu Ohren dringt.

Alſo ſehen wir die Drei als Völker und Geblütszahl auch in der urſprünglichen Tripolis, oder der Altſtadt Jeruſalem mit ihren Hügeln: Sion, Moria und Rama oder Akra, und ihren Bewohnern gerechtfertiget. Die ganze Weltgeſchichte ſpielt hier in ihrem innerſten Centrum ſich aus, alle drei Grundſtämme des menſchlichen Geſchlechtes ſind hier vertreten, und alle religiöſen Principien ſind von hier ausgegangen, und haben auf Jeruſalems Hügeln zuerſt ihre Stätte gehabt. Denn es mußte hier, in der geiſtigen Weltmitte, vor Allem ſich erfüllen die Weiſſagung Noas, die durch die ganze Geſchichte geht: „Japhet ſoll wohnen in den Hütten Sems, und Kanaan ſei ſein Knecht.“ Die vier andern Hügel der orientaliſchen Siebenhügelſtadt, nämlich der Ophel, im Südoſt, dann der Gihon, der Gareb und Goath oder Golgatha, und der Hügel Bezetha im Weſten und Norden der Stadt, lagen urſprünglich außerhalb der gemeinſamen Ringmauern, und wurden erſt ein Menſchenalter vor dem Untergange des Reiches mit eingeſchloſſen, wodurch die Weiſſagung bei demſelben Jeremias XXXI, 39. in Erfüllung ging.

# XL.

## Muſikaliſches.

1) Vesperae Chorales cum tribus figuralium vocum symphoniis autore Carolo Agricola.

2) Deutſche Choral-Veſper für zwei gemiſchte Stimmen, nach den von dem heil. Papſt Gregor dem Großen, zu Ende des ſechsten Jahrhunderts im ganzen Occidente eingeführten, bisher unübertroffenen acht Kirchentönen in der alten Weiſe des falso bordone, componirt von Karl Agricola, Dom-Muſikdirector und Domcaplan zu Rottenburg. Augsburg, Verlag von Anton Böhm.

Es drängt ſich jedem wahrhaft chriſtlichen Gemüthe die Ueberzeugung auf, daß in unſerer Zeit die Theatermuſik mit ihren Effekten und Künſteleien die Kirchenmuſik beherrſcht, und ſich darin auf eine, jeden heiligen Ernſt, jedes katholiſche Gefühl entweihende Weiſe ſpreizt, und mit ihrem Pfauenſchweif breit macht. Von dieſem Gefühle ſcheint auch der Verfaſſer obiger Choral-Veſpern durchdrungen zu ſeyn, indem er den

Digitized by Google

Ton der alten Kirchenmuſik einzuſchlagen ſich beſtrebt, und man kann ihn darin nur beſtärken und beloben, wenn wir auch die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß das Rechte darin nicht durch eine wohlfeile Nachahmung des Alten zu erreichen ſei, ſondern indem man mit Benutzung der muſikaliſchen Erfahrungen ſo vieler Jahrhunderte neue Kunſtwerke geſtalte, die den alten Geiſt in verjüngter Geſtalt in die Gegenwart wieder einführen. Auf jeden Fall wird eine gute Ausführung obiger Choral-Veſpern dem kirchlichen Ernſte unendlich mehr entſprechen, als jene eines modernen, in anderer Hinſicht auch ausgezeichneten Meiſters.

Jedes Beſtreben, die Tonkunſt ihrer heiligen Würde zurückzugeben, iſt um ſo dankenswerther anzuerkennen, je mehr die Gunſt der großen Maſſe des weltlichen Publikums durch Ueberreiztheit und Abgeſtumpftheit jener unnatürlichen Effectmacherei noch immer vorzugsweiſe nachjagt. Möge daher in dieſer, wie in allen verwandten Künſten, der Prieſter- und Lehrerſtand ſeine hohe Miſſion begreifen, und namentlich in die Gemüther der Jugend die Keime des Beſſeren niederlegen, und Alles unterſtützen, was zur Verherrlichung Gottes und zur Veredlung des Menſchen durch eine wahrhaft chriſtliche, gottbegeiſterte Kunſt beizutragen ernſtlich beſtrebt iſt.

---

Digitized by Google

# XLI.

## Aus einem andern Schreiben über Amerika, gleichfalls von deutſcher Hand.

New-York, Ende Juli 1846.

(Schluß.)

Seit der Eröffnung dieſer Kirche haben ſich in unſerer Gemeinde drei Bruderſchaften, vom heil. Herzen Mariä, vom heil. Roſenkranze und vom heil. Aloyſius, ſo wie eine Wohlthätigkeitsgeſellſchaft von Männern zum Zwecke gegenſeitiger Unterſtützung in Krankheits- und Sterbefällen gebildet. Auch mit der Roſenkranzbruderſchaft iſt ein zeitlicher Zweck und geringer monatlicher Betrag (per 6 Cents.) verbunden zur Beſtreitung der Begräbnißkoſten auf einem katholiſchen Friedhofe zweiter Klaſſe, (pr. 14 Pf.), welche die meiſten unſerer armen Deulſchen anders nicht erſchwingen können. Alle Bruderſchafts-Mitglieder, etwa Tauſend in Allem, werden nachdrücklich zur monatlichen Beicht ermahnt.

Die Herz-Mariä-Bruderſchaft hat allmonatlich eine öffentliche Abendandacht bei voller Kirche, die Aloyſius-Bruderſchaft monatlich zwei Conferenzen: zur Aneiferung und Auszeichnung werden nur ganz tadelloſe junge Leute in dieſelbe aufgenommen, welche ſich monatlich mit einer Beichtkarte ausweiſen müſſen, wogegen ſie vom hochw. P. Superior mit zweckdienlicher Lectüre beſtthunlich verſehen werden. Alle Sonntage iſt von zwei bis drei Uhr eine doppelte Chriſtenlehre, eine für

größere bis zum zwanzigſten Jahre, gegenwärtig bei 360, in der Kirche, und die andere im Schulhauſe für die noch Schulpflichtigen, gegen 300, welche beide jedoch begreiflich nicht ſtrenge können dazu angehalten werden.

Ein nicht geringes Geſchäft der pfarrlichen Thätigkeit als jenes der Seelſorge ſelbſt, iſt beſonders hier am großen Landungsplatze der Deutſchen die nöthige Abhülfe in mancherlei Beſchwerniß und Rathloſigkeit: wie die oft verlangte, wenn gleich ſelten mögliche Auskunft über verloren gegangene Ehemänner, Verwandte, Brüder, die man hier aufſucht; die Verſorgung der auf der Hieherreiſe verwaisten Kinder; die Verwahrung und Verzinſung von Pupillen- und andern Armengeldern, die Ausgleichung vieler Ehedifferenzen, die Unterſtützung unzähliger Armen in ihren dringendſten Bedürfniſſen, oder die Verwendung für ſie bei Andern; der häufige Beſuch des von Deutſchen oft überfüllten Armenhoſpitals, wohin auf dem Schiffe erkrankte zuweilen, wenn die Schifffahrt lange war, Halbverhungerte, Sterbende und nicht ſelten Solche gebracht werden, die bei ihrer Ankunft hier von plötzlicher Enttäuſchung nach großen Erwartungen, wegen Verluſt aller Habſchaft durch Betrüger oder Diebe, und wegen gänzlicher Hilfloſigkeit um ſo leichter und lebensgefährlicher wahnſinnig werden, als eine lange, oft mühſelige Schifffahrt ſie bereits ſehr geſchwächt und gemüthskrank gemacht hat. Euer Hochw. erſehen aus dieſen wenigen Angaben, welche fruchtbare Saat von Elend, leiblicher und geiſtiger Art, ſich in dieſer Stadt zuſammendrängen, und welche vielſeitige Geſchäftigkeit jeden Prieſter, zumal aber den eigentlichen Pfarrer, in Anſpruch nimmt. Dazu kommen noch die großen, beinahe unvermeidlichen Seelengefahren der Kinder und jungen Leute, welche ſo zu ſagen vom Betteln leben, das heißt vom Lumpenleſen und vom Obſt- und Kleinwaarenfeilbiethen durch die Straßen, und die darüber den Schulunterricht verſäumen, und allen Gefahren des Aergerniſſes und Verführung ausgeſetzt ſind, ſo daß ſie nicht ſelten ſchon mit zehn bis zwölf Jahren Opfer ſchändlicher Lüſte werden. —

Auch von Deutſchthümlern oder Rongeanern ſind die Unſerigen nicht unangefochten geblieben. Ein gewiſſer Prieſter, Namens Herrmann, früher durch drei Jahre Lumpenſammler, hat den Reformator geſpielt, und ähnliche Reformen, wie Ronge, proclamirt, er predigte aber ſo erbärmlich, daß ihm endlich ſelbſt ſeine Anhänger gerathen, die Sache wieder aufzugeben, was er nach einem Vierteljahre auch gethan; er verſchwand aus New-York, und hinterließ einen Widerruf und Abbitte in den Zeitungen. Gegenwärtig ſpukt, unſeres Wiſſens, der Rongeanismus in der Union nirgends, als in Cincinnati, wo er ziemlich plump und trollig vertreten wird. Die ſchlechte Preſſe und die tollen Zeitungen, nach welchen der dünkelhafte deutſche Abentheurer gierig haſcht, vollenden den verderblichen Eindruck des böſen Zeitgeiſtes; es iſt des hitzigen Kampfes kein Ende abzuſehen, wenn Gott nicht auf wunderbare Weiſe hilft und die tröſtlichen Converſionen noch vermehrt, die bereits auch hier immer zahlreicher erfolgen. — Den böſen Einfluß all dieſer Uebelſtände auf unſere Deutſchen wird Niemand verkennen, der begreift, daß Viele von der großen Mehrzahl, die mittellos hier anlangten, unfähig, ſich auf dem Lande anzukaufen, am großen Landungsplatze zurückbleiben, wo ſie am meiſten Heimathleute antreffen, und ſich mit ihrer Hilfe per fas et nefas durchzukommen ſich verſprechen; er wird begreifen, daß ſo verarmte, meiſt ſchon in der Heimath geſchäftsloſe und arbeitsſcheue Leute in der Regel auch die roheſten Menſchen ſind, die durch religiöſe Verwahrloſung nach wenigen Jahren zum zügelloſen Troß einer verdorbenen Stadt herabſinken, deren mephitiſcher Geruch die Wirkſamkeit eines Miſſionärs dahier nicht wenig hemmt und erſchwert. — Bei all dem, und obgleich unſere Deutſchen bei dem häretiſchen, animoſen Einwandern nicht anders bekannt ſind, als unter dem Namen Dutsch-Beggars (deutſche Bettler), ſo genießen doch diejenigen, die noch für Katholiken gelten, bei der unbefangenen, jedoch kleinen Volksklaſſe alle Hochſchätzung, und zwar weit mehr, als alle übrigen Einwanderer; ja die engliſche Geiſtlichkeit läugnet es nicht,

Digitized by Google

daß die deutſchen Katholiken im Allgemeinen viel religiöſen Geiſt haben.

Obgleich der größte Strom der Einwanderer gegenwärtig nach dem Bisthum Milwaukee, einer geſunden, fruchtbaren Gegend am Michigan-See gerichtet iſt, wo jetzt unter dem würdigen Biſchofe Henny zwei bis drei deutſche Kirchen beſtehen, ſo kommen doch nicht Wenige von dort zurück, weil ſie ſich überzeugen, daß zwanzig bis dreißig und noch mehr Meilen weit von einer katholiſchen Kirche entfernt wohnen, weit troſtloſer und bitterer iſt, als man ihnen vorgeſpiegelt und ſie ſich eingebildet haben, und verſuchen dann hier, oder in der Gegend von New-York, wenn auch nothdürftig, Unterkunft zu finden, was ihre Armuth daſelbſt und ihre große Anzahl begreiflich macht; denn nach einer Zählung, die heuer von amtswegen veröffentlicht wurde, befinden ſich in New-York vierzig Tauſend Deutſche, von welchen nach einer umſichtigen, wohlgegründeten Berechnung wenigſtens die Hälfte katholiſch ſind, oder — doch ſeyn ſollten, was eben mit der kleinen Zahl und Größe der hieſigen deutſchen Kirchen oder vielmehr Kapellen in keinem Verhältniſſe ſteht, ſo zwar, daß man annehmen muß, und ſich deutlich überzeugt, viele Deutſche, welche in entfernten Stadttheilen wohnen, und ſchon ein paar Jahre hier wohnen, beſuchen keine Kirche mehr und werden völlig glaubenslos, ja übelgeſinnt, was auf ihre noch gläubigen Angehörigen des andern Stadtviertels, mit welchen ſie an Feiertagen zuſammentreffen, den nachtheiligſten Einfluß übet, ſo daß man, leider! geſtehen muß, alle Vorkehrungen in dem einen Stadtviertel werden beinahe fruchtlos, wenn nicht im andern eben ſo nachdrücklich gearbeitet, und eine deutſche Kirche eröffnet wird. Von dieſer Anſicht ausgehend, iſt P. Rumpler bereits ſeit zwei Jahren eben auf dieſe Maßregel bedacht, ohne jedoch ſeinen ſo gerechten Wunſch erfüllen zu können, freilich zum Theile darum, weil man ihm nicht erlauben will, ſich noch weiter in Verbindung einzulaſſen, welche Schwierigkeit jedoch wegfallen würde, wenn er nur über drei Tauſend Pfund zu



Digitized by Google

verfügen hätte, weil ihm bei dem großen Credite, den er hier genießt, alles andere leicht fallen würde.

Ich würde Euer Hochw. noch weitere Mittheilungen machen, wenn ich nicht fürchtete, Sie zu ermüden; nur das muß ich noch hinzufügen, daß in dem Verhältniſſe, als die katholiſchen Deutſchen durch die zuſtrömende Maſſe von Einwanderern, die ſich in den Seeſtädten anhäufen, aus Mangel an Erwerbsquellen verarmen, eben ſo die akatholiſchen eben durch die Dienſte jener ſich bereichern, und zumal die engliſchen durch geſchmack- und mitunter prachtvollem Aufbau von Kirchen ſich hervorthun. Muſter deſſen ſind ſechs kürzlich eröffnete Presbyterianer-, Episcopal- und eine Puyſiten-Kirche, beſonders die neueſte Trinity-Episcopal-Kirche, im edelſten gothiſchen Style erbaut, wenn man etwa die niedern Fenſter ausnimmt, welche das eigenthümliche Clima des Landes zu erfordern ſcheint. Ueber dem Hochaltare, wenn man den einfachen, langen Tiſch ſo nennen will, der vorne — wir wollen hoffen, als ein glückliches Vorzeichen baldiger Rückkehr zur wahren Kirche — figurirt, ſchmücken vier Apoſtel, in Glas gemalt, das breite Fenſter, wie es ſelbſt in Deutſchland ſelten zu ſehen iſt. Die Kirche ſoll über eine Million gekoſtet haben, was jedoch nach dem Urtheile der Sachverſtändigen bei der obgleich reichen Verzierung des Außenwerkes und Thurmes in keinem Verhältniſſe mit dem eigentlichen Werthe in Deutſchland ſteht, und dort für viel zu koſtſpielig gelten würde. — Unſere Kirche in Rocheſter ward, Gott ſei Dank, endlich am Feſte der heil. Anna, den 26. Dieſes, eingeweiht; zur nothdürftigen Vollendung der ſelbſt für Europa ſchönen, aber ſehr verſchuldeten Kirche hat die dortige Gemeinde beinahe über ihre Kräfte Opfer gebracht.

Digitized by Google

# XLI.

## In trau vast! *)

Wenn das Leben in ſeinem Innern verletzt wird, ſo durchdringt allmähliges Erkranken und Siechthum alle Kreiſe deſſelben bis zu den äußerſten Gebilden, und ein hellſehendes Auge würde oftmals in aufſteigender Ordnung den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung verfolgen und erkennen, daß Leiden am Knochen und Muskel im feinſten Nervenmarke wurzeln, wohin weder die mikroſcopiſche noch chemiſche Forſchung reicht. Und wie mit dem leiblichen Organismus, ſo iſt es auch auf dem geiſtigen und ſittlichen Gebiete beſtellt; nur daß hier jenes Geſetz noch allgemeiner und ausſchließlicher waltet, und daß ſeine Macht uns augenſcheinlicher wird, weil jeder Abſchnitt der Geſchichte lehrt, daß Irrthum und Sünde, haben ſie in der höhern Region das Verhältniß des Menſchen zu Gott verkehrt, alsbald auch in die niedrigern Regionen verwüſtend einbrechen und die Beziehungen deſſelben zu ſeinem Nächſten und zuletzt zur nährenden Erde ſelbſt zerrütten. Vom religiöſen Boden ausgehend, verbreitet ſich die Anſteckung über den politiſch-rechtlichen und ökonomiſchen, und ergreift, abermals von den

*) In Treue feſt! Der Sinnſpruch des königl. bayeriſchen Militärhandbuchs nach der Legende des Bayeriſchen St. Hubertus-Ordens.

Digitized by Google

obern Schichten der Societät niederſteigend, Individuen, Familien, Corporationen und Völkerſchaften. Der Empörung gegen Gott folgt raſch die Empörung gegen das Recht in perſönlicher und ſächlicher Beziehung, und erſt mit dieſer dreifachen Revolution, der kirchlichen, politiſchen und ſocialen, iſt der Kreislauf des Verderbens geſchloſſen.

Ein ſolcher weltgeſchichtlicher Act, iſt vor den Augen unſerer Zeit in ſchnellſter Folge abgelaufen, alſo, daß Anfang und Ende ſich in die engen Grenzen eines Menſchenlebens zuſammendrängten. Von dem Augenblicke an, wo die Lehren des Dictionaire encyclopédique und der Berliner allgemeinen deutſchen Bibliothek mit dem Wiener Filialinſtitute weiteren und tieferen Eingang fanden, bis zu dem Evangelium des Schneiders Weitling, ſind achtzig Jahre verfloſſen, und ſchon iſt das Samenkorn zur reifen Frucht geworden, und der Schnitter harrt nur noch der rechten Stunde zur Erndte. Von oben iſt das Gift der atheiſtiſchen, materialiſtiſchen, abſolutiſtiſchen und ökonomiſchen Irrlehren durch alle Stände hindurch in das Volk eingedrungen, und wir ſind bereits ziemlich weit über den Anfang des Endes hinaus. Die alten Bande der Liebe und Treue, des Rechts und der Sitte, ſind zerriſſen, und wo in der gährenden Sündfluth noch etwas organiſch Gegliedertes, corporativ Verwachſenes, auftaucht: da wird alles rührig und thätig mit offener Gewalt und heimlichem Trug, damit auch das Letzte ſich auflöſe und in leichtbewegliche Trümmer zerfalle, die der nächſte communiſtiſche Sturmwind verweht. Vor allem unermüdlich geſchäftig zeigt ſich bei dieſem Werke der Zerſtörung das gleißende und verführeriſche Wort in Schrift und Rede, und mit herzgewinnender Sorgfalt und Zärtlichkeit wendete es ſich zuerſt an die hungernden Maſſen, dann an die unbequemen, durch ihren Eid wie durch das Gefühl der Standesehre noch immer verbundenen Kriegsleute.

Auch bei dieſer Aufgabe bewährt der Geiſt des Böſen den ſichern Blick, und die kluge Einſicht des Nächſten und Nothwendigſten. Zuerſt mußte dem Soldaten gegenüber die Maſſe

Digitized by Google

wehrhaft und furchtbar, und mit allen Mitteln und Künſten des Widerſtands vertraut gemacht werden, ehe man hoffen und verſuchen durfte, jenen ſelbſt zum Abfalle zu verlocken. Darum erſchienen an verſchiedenen Orten wahre militäriſche Noth- und Hülfsbüchlein für bedrängte Empörer, aus deren Zahl wir nur das von einem ehemaligen Adjutanten Mürat's verfaßte als beſonders merkwürdig namentlich bezeichnen wollen. In dieſer, dem radicalen Parlamentsgliede Oberſten Evans gewidmeten „Defensive Instruction for the People by colonel Maceroni, late Aide de camp to Murat. London. 1832.“ ertheilt der ritterliche Verfaſſer gründlichen Unterricht, wie man Lanze, Schwert, ſiedendes Waſſer, geſchmolzenes Blei und Salpeterſäure gegen pflichtgetreue Kriegsleute verwenden und handhaben ſolle, und man muß dieſem Kriegsdienſtreglement für Meuterer eine große Vertrautheit mit dem behandelten Gegenſtande und eine tüchtige Brauchbarkeit zugeſtehen. Auch für Gelegenheit zu praktiſchen Studien wurde bereits hier und dort geſorgt, und da Uebung den Meiſter macht, ſo wird das Wünſchenswerthe bald erreicht ſeyn.

Dieſem erſten Schritte folgte nun der zweite; anfangs nur liſtig und leiſe nach den Regeln des unterirdiſchen Kriegs mit vorgeſchobenen Horchgängen und in wohlberechneten Schlangenwindungen; mit der traditionellen Taktik alter und neuer Verſchwörungskunſt. Indeſſen non progredi est regredi! Warum ſollte bei einem Werke, in welchem ſich Sinn und Weſen dieſer Zeit ſo lebendig abſpiegelt, die vorzüglichſte Luſt und Zierde derſelben, die Oeffentlichkeit, fehlen? Darum die Axt friſch an die Wurzel gelegt! iſt nur dieſe durchgehauen, wird auch die Krone bald ſinken.

Etwas der Art ſoll denn durch eine kleine Schrift geſchehen, die unter dem Titel:

> „Dreißig Kriegsartikel der neuen Zeit für Officiere und Gemeine in despotiſchen Staaten. Von Karl Heinzen, königl. preuß. Landwehrofficier außer Landes. Neuſtadt. 40 S. 16.

Digitized by Google

von der Schweiz aus zur angemeſſenen Belehrung der Officiere, Unterofficiere und Soldaten in den deutſchen Heeren verbreitet werden ſoll. Die Weisheit, die hier dargeboten wird, iſt die gewöhnliche der radicalen Propaganda mit verunglückter militairiſcher Färbung; ein Aufruf zu Treubruch, Hochverrath und Mord mit ſentimentalen und philanthropiſchen Phraſen verbrämt. Die Tonart und Haltung iſt aber ſo keck, die Erwartung einer günſtigen Aufnahme und Wirkſamkeit ſo zuverſichtlich hervortretend und der Speditionshandel in ſolcher Waare ſo gut eingerichtet, daß wir uns beeilen, warnend auf dieſe Kriegsartikel des Meineids aufmerkſam zu machen, was am beſten durch die Mittheilung von Bruchſtücken derſelben in einem Blatte geſchieht, welches ſeiner Natur und Form nach nur für einen engern Leſerkreis beſtimmt und zugänglich iſt.

Die Artikel 1 bis 5 liefern Proben einer Philoſophie der Geſchichte. Die Thierähnlichkeit des Menſchen und die Luſt des Nehmens führte zum Kriege, dieſer aber zur Gefolgſchaft, zum Lehenweſen, zuletzt zum *ſtehenden* Heer.

„Das Mordſyſtem bildete ſich immer weiter aus und forderte ſtete Bereitſchaft. Man ſchuf alſo eine beſondere Klaſſe von Mördern, und führte allmählig die *ſtehenden Heere* ein. Die nach außen hin ſtets als Obermörder daſtanden, wurden unterdeſſen nach Innen als Despoten erkannt. Sie ſuchten daher in den ſtehenden Heeren nicht bloß ſchlagfertige Werkzeuge nach Außen, ſondern auch dienſtfertige Schutzwerkzeuge nach Innen .... Die Herrſchenden mit ihren Werkzeugen ſtehen alſo dem beherrſchten Volke feindlich gegenüber, *während ſie im Grunde gar nicht zum Staate gehören, denn nur das Volk bildet den Staat, und nur eine Volksherrſchaft iſt eine Staatsherrſchaft.*"

In den Artikeln 6 bis 15 wird bewieſen, daß ſtehende Heere nur bei unfreien Völkern möglich ſind, daß Schmach und Knechtſchaft im geraden Verhältniſſe zu der Stärke der Militairmacht ſtehen, daß es die größte Selbſtſchändung und

Selbſterniedrigung ſei, ſich einem Fürſten zum ſtändigen Kriegsdienſte hinzugeben, daß der Despotismus nur in dem Kriegerſtande Muth und Kraft zu ſeinen Miſſethaten finde, und daß eine ſo fluchwürdige Anſtalt in keiner einzigen Beziehung nothwendig und gerechtfertigt erſcheine.

„Würde es noch eine organiſirte Mordwirthſchaft geben, wenn die Völker als freie Völker neben einander wohnten? Nein, und ewig nein! Warum nicht? 1. Weil freie Völker ſich nicht zu ſklaviſchen Mordwerkzeugen abrichten laſſen; 2. weil freie Völker ihre Mittel beſſer gebrauchen können, als zur Erhaltung einer ſtehenden Mörderbande; 3. weil freie Völker keine Eroberungs- und Unterdrückungsgelüſte haben, wie Despoten und Kabinete .... Alſo der eine Theil des Volks läßt ſich zu uniformirten Sklaven machen, um mit der Mordwaffe in der Hand das nichtuniformirte Volk in der Sklaverei zu erhalten .... Die einzelnen Mörder und Henker ſelbſt aber ſchreiten daher in der kläglichen Einbildung einer hohen Beſtimmung, einer ehrenvollen Stellung — und ſie ſind eben nur Sklaven, Henker und Mörder! Menſch, erkenne es, wie tief du ſinken kannſt .... Die Leiter der Völker ſuchten ſtets ihren Hauptruhm im Morden. Wo ſie aber keine Gelegenheit oder keinen Muth zum wirklichen Morden mehr haben, da vergnügen ſie ſich mit der Komödie des Mordens, und nennen das Truppenübung. Die Fürſten und Prinzen ſind zu Lieutenantsnaturen geworden, welche unter dem Paraderock den Henkerrock tragen .... Ihr Leute aus dem Volk, die ihr eben noch Hurrah geſchrieen, als ihr den Oberherrn dieſer Mörderbande gnädig ſie beloben hörtet, verſucht es, denſelben aufzufordern, daß er euch eure Rechte, eure Freiheit zurückgebe. Er wird ſeine Mörderbande eine Schwenkung machen laſſen und euer Hurrah erwidern mit dem landesväterlichen Ruf: gebt Feuer! .... Volk, wo biſt du? Ich finde dich nicht. Ich finde nur eine Maſſe menſchenähnlicher Geſchöpfe, deren Hauptbeſtreben dahin geht, ſeine eigenen Feinde

Digitized by Google

zu ernähren, ſtark zu machen, zu verherrlichen .... Sind deine Söhne noch Menſchen? Der Soldat in despotiſchen Staaten hört auf ein Menſch zu ſeyn .... Wovon lebt der Despotismus? Von der Henkerbande, die von ihm lebt! ... Das Vertrauen auf die Henkerbande iſt mit einem Worte eure — Regierung. Was würde dieſer Despot und jener Miniſter, dieſer Ariſtokrat und jener Pfaffe, dieſer Inquiſitor und jener Polizeimenſch — was würden ſie thun, wenn plötzlich die Henkerbande verſchwände, oder zum Volk zurückkehrte, von welchem ſie hergekommen? Sie würden flehen, beben und kriechen vor dem — Volk. Volk, ſie würden winſeln unter deinem Fuß, wie das Gewürm der Erde. Jetzt aber, Volk, winſelſt du .... Verflucht ſeien im Namen der Menſchheit die ſtehenden Henkerbanden!“

Aber auch die lächerliche Nichtigkeit und Geiſtesöde dieſer Zwangsanſtalt ſollen wir aus den Artikeln 16 bis 21 kennen lernen, deßwegen treten der Gemeine, der Corporal oder Gefreite, der Unterofficier, der Officier, der Stabsofficier und der General auf die Bühne, um vor dem empfänglichen Publikum das offene Geſtändniß ihrer unglaublichen Erbärmlichkeit, ihrer eiteln, läppiſchen Gliederpuppenwirthſchaft abzulegen.

„Der Gemeine. Ich ſage mir, daß ich ein Mordwerkzeug bin, zum Harlekin abgerichtet. Als Mörder ſoll ich im Krieg, als Harlekin im Frieden dienen .... Ich muß und werde zeigen, daß man auch dann ein rechter Mann werden kann, wenn man ein rechter Lump, und ein rechter Freier, wenn man ein rechter Sklave geweſen. Der Korporal. Die Schuhſohle, die der „„Vorgeſetzte““ mit Füßen tritt, beſteht aus zwei Lagen. Die untere, dickere iſt der Gemeine, und die obere, dünnere der Korporal .... Der Unterofficier iſt der Hetzhund, der die Heerde zu Paaren treibt, er iſt die Handhabe, womit die Maſchinerie unmittelbar dirigirt wird .... Officier. „Dem zwölften Mann im zweiten Gliede hat eine Fliege auf den obern Knopf gekackt. Er wird in Arreſt kommen, wenn er nicht

beſſer auf Ordnung und Patriotismus hält. Bataillon — Märrrrrſch!“ Du lieber Herrgott (wenn es einen gibt), betrachte ich mich genau, ſo werde ich vor Scham roth wie mein Kragen .... Iſt dieſe Stellung ehrenvoll, ſo iſt es auch die des Henkers und Schinders, wenn ein Despot ihnen ein geeignetes Abzeichen gibt .... Stabsofficier. Ich treibe den Servilismus unter der Maske der bejahrten Männlichkeit, und ſuche die Lächerlichkeit, ſo gut es gehen will, durch Serioſität zu verdecken. Ich bin ein Harlekin und Mörder mit Würde, eine Karikatur mit Autorität.... General. Ich muß die ſo lang geſpielte Rolle bis an's Ende durchſpielen. Mich und meinen „„Allergnädigſten““ hält es noch aus .... Werde ich die ganze Komödie endlich ſatt, ſo ſuche ich Abwechslung in einer diplomatiſchen Rolle, denn zum Volksverräther wird ſich Niemand beſſer qualificiren, als ein Volksmörder.“

Im Artikel 22 träumt „der Allergnädigſte.“ Allein die Spitze des Gedankens oder Witzes iſt ſo überaus dünn, daß man verſucht wird, ihn herzlich dumm zu nennen.

Das Volk hat nun eingeſehen, daß es ſich nicht zum Soldaten hergeben; der Soldat, daß er nicht Soldat bleiben dürfe, und es ſind nur noch für ſchwächliche Gewiſſen und ängſtliche Naturen einige Bedenklichkeiten wegen des Fahnenſchwurs, ſo wie wegen der möglichen Beſtrafung wegzuräumen, was in dem Artikel 23 geſchieht. „Vernünftiger und rechtlicher Weiſe kann das Volk, welches das Vaterland bildet, keinem andern dienen, als ſich ſelbſt, mithin können wir, die Söhne des Vaterlands, keinem andern verpflichtet werden, als dem Volke! Hat aber das Volk uns verpflichtet? .... Wie ſteht es alſo mit unſerm Eid? Man hat uns erſtens zur Leiſtung deſſelben gezwungen, und zweitens die Verpflichtung nicht auseinandergeſetzt, welche man uns dadurch auferlegen wollte. Daraus folgt, daß es erſtens in unſer Belieben geſtellt ſeyn muß, ob wir uns für gebunden halten, und daß es zweitens

unſerm Rechtsgefühle überlaſſen bleiben muß, wozu es ſich für verpflichtet halte."

Auf dieſem Punkte angekommen, iſt es endlich an dem Volke wie an dem Soldaten, der rechten Erkenntniß den entſprechenden Entſchluß und dieſem die raſche That folgen zu laſſen. Damit aber in dem „Widerſtreite vermeintlicher und wirklicher, befohlener und freier Pflichten" kein Schwanken und Zagen die volle Kraft des verbundenen Willens lähme, iſt ein Angelöbniß allerdings nicht überflüſſig, und dieſes wird in den Artikeln 24 bis 30 „vor dem Altare des Menſchenrechts" abgelegt.

„Das Leben iſt das erſte Gut und eigenſte Eigenthum des Menſchen. Ueber das Gut und Eigenthum kann nur er allein verfügen. Wer einen Werth auf ſich ſelbſt legt, verfügt nicht über ſein Leben für unwichtige oder unrechte Dinge. Wir legen Werth auf uns ſelbſt, und ſtellen unſer Leben weder einer despotiſchen Laune, noch einer ungerechten Sache zur Verfügung. Das ſchwören wir .... Unſer Leben ſetzen wir nur für uns ſelbſt und unſer Volk auf das Spiel. Wir betrachten uns nur als im Dienſt unſers Volks ſtehend, mag es auch eine volksfeindliche Gewalt ſeyn, welche uns die Uniform angezogen hat .... Wo uns befohlen wird, auf das Volk zu feuern, da fragen wir uns zuerſt, ob das Volk Recht habe. Wo aber hat das Volk Unrecht in einer Sache, für die es freiwillig ſein Blut einſetzt? Nie gegen das Volk! Das ſchwören wir .... Wenn unſern Despoten einfällt, einen Krieg im perſönlichen Intereſſe zu beginnen, ſo ſtellen wir unſer Blut nicht zur Verfügung, denn wir nehmen nur Theil an einem Volkskriege. Das ſchwören wir .... Wenn man uns über die Art eines ſolchen Kriegs etwa täuſchen, und z. B. ihm durch Einmiſchung der Religion einen Charakter der Volksthümlichkeit zu geben ſuchen ſollte, ſo werden wir nicht die Flinten entſcheiden laſſen, wo nur der Geiſt kämpfen ſoll. Wir

Digitized by Google

verſpritzen unſer Blut weder für Pfaffen, noch für Despoten, noch für beide zuſammen . . . . Nie gegen das Volk! Das ſei unſere Loſung. Nur für Freiheit und Recht! Das ſei unſer Feldgeſchrei. Wohlan, Kameraden, halten wir dieſe Loſung und dieſes Feldgeſchrei feſt im Gedächtniſſe, und ſollten je wieder die Trommeln raſſeln und Hähne knacken, ſo ſoll das Volk darüber kein Wehegeſchrei, ſondern den Jubelruf der Freiheit erheben. Despoten und Despotenknechte! Das ſchwören wir." —

Solche Worte bedürfen keines Commentars; auch ſie gehören in die Reihe der faits accomplis. Noch länger im ſelbſtſüchtigen Genuſſe des Augenblicks fortzuſchlummern, oder ſich und die Welt mit geſchäftigem Nichtsthun zu belügen, iſt zugleich Verbrechen und blödſinnige Feigheit. Darum erkenne und vollbringe Jeder, der Höchſte wie der Niedrigſte, was ſeines Amtes iſt, mit der vollen Selbſtverleugnung, Entſchiedenheit und Kraft des reinen Willens und Gewiſſens und ſtets bedenkend:

Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt, qui aedificant eam.
Nisi Dominus custodierit civitatem, frustra vigilat, qui custodit eam.

Digitized by Google

# XLII.

## Zu den Schilderungen aus einer weſtphäliſchen Feder.

(Eingeſandt.)

Nachdem die Schilderungen über das ehemalige Hochſtift Paderborn berichtigende Gegenbemerkungen hervorgerufen, ſollen auch diejenigen des Herzogthums Weſtphalen eine Berichtigung finden, obwohl dieſes vom Verfaſſer glimpflicher behandelt worden, als jenes.

Vorerſt muß in Abrede geſtellt werden, daß der „Anhauch von Gleichförmigkeit", der auf dem geſchilderten Länderbezirk (Paderborn, Münſter, Grafſchaft Mark und Herzogthum Weſtphalen) ruhen ſoll, ſeinen Grund in dem gleichen katholiſchen Religionscultus und ſeinem frühern Leben unter Krummſtäben habe, indem die Grafſchaft Mark größtentheils proteſtantiſch iſt, und unter geiſtlichen Landesherrn nie gelebt hat. Warum überhaupt der Verfaſſer die ehemalige Grafſchaft Mark in das Gebiet ſeiner Schilderungen mit hineingezogen, iſt nicht abzuſehen, es ſei denn in der Abſicht, um eine grellere Farbenmiſchung hervorzubringen, und jene an Lebhaftigkeit gewinnen zu laſſen.

Das Thema „Handelsgeiſt im Sauerlande" (Herzogthum Weſtphalen) entwickelt der Verfaſſer zu einem Gemälde, das

Digitized by Google

dem Ländchen nicht zur Ehre gereichen würde, wenn es ihm ähnlich ſähe. Dieſes iſt aber durchaus nicht der Fall. Der Grund der dortigen unerfreulichen Zuſtände ſoll im Handelsgeiſte des Volks und dem Leben in Fabrikſtuben zu finden ſeyn; „daß in einem Lande, wo drei Viertel der Bevölkerung, Mann, Weib und Kind, ihren Tag unter fremdem Dache (in Fabrikſtuben) zubringen, oder auf Handelsfüßen das Land durchziehen, die häuslichen Verhältniſſe locker“ ꝛc. Gegen dieſe Angabe muß angeführt werden, daß das Sauerland an die Landwirthſchaft, als ſeinen hauptſächlichen Erwerbszweig, gewieſen iſt, und ſehr wenige Fabriken hat, am wenigſten ſolche, die Mann, Weib und Kind beſchäftigen. Was den „Handelsgeiſt“ betrifft, ſo hat dieſe Kapitelsüberſchrift nur wirklichen Bezug auf das kleine Städtchen Winterberg und ſeine nächſte Umgebung, deſſen erwachſene männliche Bevölkerung allerdings ihren Hauſirhandel ſehr weit, ſelbſt über die Gränzen Deutſchlands hinaus ausdehnt. Es treten aber dieſe Handelsleute nirgends als ſchachernde Trödler auf, ſetzen vielmehr einen gewiſſen Ehrgeitz darein, dort überall als achtbar und redlich zu gelten, wo man ſeit vielen Jahren mit ihnen zu handeln gewohnt iſt. Von Demoraliſation in den Familienkreiſen zu Winterberg, die als Folge des Umherwanderns der erwachſenen männlichen Bevölkerung vom Verfaſſer bezeichnet iſt, habe ich noch nie etwas gehört, glaube aber, daß es mir nicht unbekannt geblieben wäre, wenn ſie in irgend einem erheblichen Grade dort ſtatt fände. — „Obwohl der Confeſſion nach katholiſch, iſt das Fabrikvolk doch an vielen Orten bis zur Gleichgültigkeit lau, und lacht nur zu oft über die Schaaren der Wallfahrer“ ꝛc. Das wäre allerdings ein „Contraſt“, wozu jedoch keine „ſchärferen Augen“ gehören, um ihn wahrzunehmen, wenn laue Sauerländer lachen über fromme Sauerländer, die Wallfahrt halten. Indeſſen liegt im Sauerlande kein Ort, der nur irgend den Namen eines Fabrikorts verdiente, weßhalb das Lachen von Seiten eines katholiſchen Fabrikvolks unmöglich ſtattgefunden haben kann. Ich erinnere

Digitized by Google

daran, daß der Verfaſſer auch die Grafſchaft Mark in das Gebiet ſeiner Schilderungen gezogen. Dort iſt die Bevölkerung größtentheils proteſtantiſch, dort ſind viele und großartige Fabriken, wo Mann, Weib und Kinder von Morgen bis zum Abend beſchäftigt werden, dort ſind auch die „beſtaubten Chauſſeen", und „Kaufleute, die mit Vieren fahren." Es überträgt aber nun der Verfaſſer, ohne in ſeinem Berichte der Grafſchaft Mark weiter zu erwähnen, die Fabriken und Fabrikarbeiter derſelben auf das angränzende Sauerland, und in Folge dieſer Ueberſiedelung hat man es mit Pſeudo-Sauerländer und Pſeudo-Katholiken zu thun, denen es nicht hoch anzurechnen iſt, wenn ſie gleichgültig ſind gegen den katholiſchen Cultus. Hätte ſich die weſtphäliſche Feder Weſtphalen im weitern Sinne, wozu allerdings auch die Grafſchaft Mark gehört, zum Vorwurfe ſeiner Schilderungen geſtellt, ſo mußte doch immerhin dieſes Gebiet von dem des Herzogthums Weſtphalen auseinander gehalten werden, da letzteres in vieler Hinſicht ein ganz anderes Bild darbietet, als jenes. Die Zuſtände zweier verſchiedener Länder durcheinander zu mengen, und dann das Gemiſch auf Eines derſelben zu übertragen, das iſt doch wahrlich oberflächliche Arbeit.

Was überhaupt den Vorwurf der Verderblichkeit und Sittenloſigkeit in den untern Volksklaſſen betrifft, ſo muß er von Jedem, der auch nur oberflächlich das hieſige Volksleben beobachtete, als ein ungerechter erklärt und zurückgewieſen werden. Es iſt einmal an der Tagesordnung, die Volkszuſtände in den untern Sphären als beklagenswerth darzuſtellen, um den thatſächlichen Beweis zu liefern, daß die Kirche ihre Aufgabe, wahrhafte Erhebung und Beglückung des Volkes, zu erfüllen nicht fähig ſei, und demſelben alſo anderswoher Hülfe geſchafft werden müſſe. Ich glaube zwar nicht, daß dem Verfaſſer dieſe kirchenfeindliche Abſicht zum Bewußtſeyn gekommen, wohl aber, daß er unter dem Einfluſſe der herrſchenden Mode geſtanden, der ihn verleitete, nicht ſowohl getreue Schilderungen zu liefern, als ſolche, wie man ſie heuer zu bieten pflegt, gleichviel,

Digitized by Google

ob ſie paſſen oder nicht, und wie dieſelben bei einer gewiſſen Leſerklaſſe beliebt ſind.

Dieſes genügt meines Erachtens als Erwiderung auf die Anklage der weſtphäliſchen Feder; indeſſen iſt es vielleicht nicht unangemeſſen, von den religiöſen Verhältniſſen des weſtphäliſchen Volks im Folgenden noch Etwas zu ſagen, wovon übrigens der geneigte Leſer urtheilen möge, ob ſolches einzig auf das Herzogthum Weſtphalen paßt, und nicht vielmehr auf das übrige katholiſche Deutſchland größere oder mindere Anwendung zulaſſe.

Von jener kirchenfeindlichen Zeitrichtung, die vor fünfzig Jahren herrſchend wurde, iſt auch Weſtphalen nicht unberührt geblieben. Damals hat es bei uns, wie auch anderwärts, zum guten Tone gehört, die Schriften unchriſtlicher Philoſophie und moderner Aufklärung zu leſen, und haben die Gebildeten eine Ehre darein geſetzt, als Männer zu gelten, die es begriffen, daß das Alte vergangen und Alles neu geworden. — Arnsberg, Hauptſtadt des Herzogthums, Sitz mehrerer Behörden und einer Norbertiner-Abtei mit einem ziemlich beſuchten Gymnaſium, an welches ſich noch eine beſondere Klaſſe anſchloß, worauf Philoſophie gelehrt wurde, hatte den billigen Vorzug, zuerſt von dem neuen Lichte beleuchtet zu werden. Die Theorien des Illuminatismus fanden in den vornehmern Kreiſen der Bewohner Anklang, nachdem es kurz vorher ſich ereignet hatte, daß das Volk einen Mönch, der eine Privatſchule hielt und darin etwas mehr als die üblichen Gegenſtände lehrte, aus der Stadt jagte. Die Kloſterherren mochten nicht als Finſterlinge gelten, und haben ſich nicht wenig zu Gute darauf gethan, daß in ihrer Schule, der ſogenannten philoſophiſchen Klaſſe, von einem jungen, ziemlich geiſtreichen Kloſtergeiſtlichen, Philoſophie nach Kant tradirt wurde, welches letztere freilich auch an manchen andern klöſterlichen Lehranſtalten außerhalb Weſtphalens geſchehen iſt. Die Kloſtergeiſtlichen mögen wohl ſchwerlich begriffen haben, in welchem Verhältniß dieſe Philoſophie zur chriſtlichen Offenbarung ſtand, und mag ſich der Unterricht

wohl nur auf einige unzuſammenhängende Bruchſtücke, und hauptſächlich auf eine Reihe von Definitionen beſchränkt haben, ſo daß die eigentliche kantiſche Philoſophie den Schülern unbekannt blieb, und auf ihre chriſtliche Ueberzeugung nicht ſehr verderblich einwirken konnte; aber es wurde durch das Zulaſſen jener Vorleſungen im Kloſter die moderne philoſophiſche Denkweiſe im Allgemeinen von Seiten der Kloſtergeiſtlichen gewiſſermaßen ſanctionirt. Die gemeinen Leute zu Arnsberg haben in damaliger Zeit wohl geſagt: „Die Herren im Kloſter glauben ſelbſt nichts mehr.“ Die Gebildeten aber haben auf eigene Fauſt philoſophiſche und aufgeklärte Betrachtungen gehalten, und von ihrem katholiſchen Glauben beibehalten oder abgethan, was ihnen gut ſchien, und wie ſie geleſen oder gehört hatten, daß andere gelehrte Leute und helle Denker ſolches gethan in Betreff des Glaubens. Der „blinde Glaube“ kam bei den ſtudirten Herren meiſtentheils in Verruf, und wer unter ihnen die Hauptſache doch noch beizubehalten Willens war, der hielt es wenigſtens für geziemend, etwas von Freigeiſterei und philoſophiſcher Denkweiſe an ſich ſpüren zu laſſen. Kirchenbeſuch — ſchlecht, überhaupt unter der Klaſſe der ſogenannten Gebildeten und Vornehmen, eine große Lauheit in religiöſer Hinſicht. Vor dreißig Jahren noch, wie ich das aus eigener Beobachtung weiß, gehörte es dort zu einem vornehmen Tone, dem Gottesdienſte ſelten beizuwohnen, bei öffentlichen Religionshandlungen, Prozeſſionen ſich durchaus nicht zu betheiligen. Woher der ſo plötzliche Verfall der Religioſität, dieſer Un- und Halbglaube bei einer (damals) rein katholiſchen Bevölkerung? Der Grund iſt unzweifelhaft in dem Mangel eines tüchtigen Religionsunterrichts zu ſuchen. Man war in einer frühern Zeit mehr darauf bedacht geweſen, die Frömmigkeit durch fromme Uebungen zu pflegen, als die religiöſe Erkenntniß zu fördern, und der religiöſen Ueberzeugung eine ſolche wiſſenſchaftliche Begründung zu geben, die jene gegen die Gefahren der Irreleitung ſicher zu ſtellen im Stande geweſen. Zu einer Zeit,

als der Glaube von außen in jeder Beziehung geehrt und geſchätzt wurde, rechnete man nicht auf Ereigniſſe, wie ſie eintraten, auf ſolche Gefahren, die ihm von Seiten einer falſchen, unter der Larve der Philoſophie und Religion auftretenden Aufklärung bereitet wurden. Man darf ſich übrigens die beſprochene höhere und gebildete Einwohnerklaſſe eben nicht als eine zahlreiche denken, ſie machte vielmehr damals (wie viel anders, als jetzt!) einen geringen Theil der Bevölkerung aus; unter dem übrigen Theile der Bevölkerung, dem eigentlichen arbeitenden und gewerbtreibenden Bürgerſtande graſſirte das Fieber der Aufklärung mit ungleich geringerer Heftigkeit. Es iſt aber wohl erklärlich, daß das Licht, welches die Vornehmen erleuchtete, in einzelnen Strahlen auch zu ihm drang, ſein religiöſes Bewußtſeyn trübend, und daß das Beiſpiel eines wenig kirchlichen Lebens, welches ihm von jenen geboten wurde, nicht ohne Nachtheil auf ſeine unbefangene Frömmigkeit bleiben konnte, und wenn nicht Religionsgleichgültigkeit, doch eine gewiſſe Verflachung und Schwächung des hingebenden, kindlichen und lebenskräftigen Glaubens zur Folge hatte. Man denke an den Geiſt, welcher damals beliebte Erbauungsbücher durchwehte, an das Brunner'ſche Gebetbuch, auch an die ſpäter erſchienenen „Stunden der Andacht", und an den Abſatz, welche ſolche Bücher auch unter Katholiken fanden, ſo hat man einen Maßſtab für das religiöſe Bewußtſeyn, wie es in und außerhalb Weſtphalen war.

Als unter preußiſcher Regierung (1816) zahlreiche proteſtantiſche Beamtenfamilien ſich in Arnsberg anſiedelten, beſaßen übrigens diejenigen, die an ihrem Glauben ganz oder theilweiſe irre geworden, Intelligenz genug, um ſich dem proteſtantiſchen Glaubensſyſtem gegenüber zu orientiren. Daß daſſelbe einer ächten Grundlage entbehre, vielmehr nur auf Negation beruhe, in ſich ſelbſt geſtaltslos und ſchwankend ſei, ſah man klar genug ein, aber der Mangel eigener religiöſer Geſinnungstüchtigkeit brachte es mit ſich, daß man jenem gegenüber, eigene

Glaubensanſichten geltend zu machen, für nicht wohlanſtändig hielt. Es wäre ein Verſtoß geweſen, des Ausdrucks „proteſtantiſch“ oder „lutheriſch“ ſtatt des verbindlichen „evangeliſch“ ſich zu bedienen.

Einen ſolchen Verlauf hat eine Zeitperiode in Arnsberg genommen; im übrigen Theile des Sauerlandes, in Städten und Flecken, finden wir ein ſchwaches Nachbild. Es hat nicht an Geiſtlichen gefehlt, die zu wenig gebildet, um ſich des Einfluſſes der Modeideen zu erwehren, im Dienſte der Aufklärung thätig ſeyn zu müſſen glaubten, und von nichts angelegentlicher zu predigen wußten, als vom „Gottverehren im Geiſte und der Wahrheit“, vom „thätigen Chriſtenthum“, dabei Alles, was keinen unmittelbar praktiſchen Werth zu haben ſchien, als taube Blüthen des Chriſtenthums, wo möglich als Aberglauben in Mißcredit zu bringen und zu entfernen ſuchten. Ich will es auf ſich beruhen laſſen, ob nicht auch ein Theil der Schullehrer bemüht geweſen, jenes Licht in die Dunkelheit des katholiſchen Volkslebens zu tragen, wovon ſie zu Arnsberg, woſelbſt damals (1806 bis 1820) eine Normalſchule für den Lehrerſtand gehalten wurde, einige Funken eingeſammelt haben mochten. Indeſſen iſt das weſtphäliſche Volk im Allgemeinen zu wohlbegründet in ſeiner religiöſen Geſinnung geweſen, wie überhaupt der unverbildete und der freien natürlichen Entwickelung überlaſſen geweſene Weſtphälinger ſchwer zu neuen Auffaſſungsweiſen übergeht, und an dem einmal ſicher Erfaßten gern feſt hält, als daß die vorſichtigſten und eifrigſten Aufklärungsverſuche irgend mit beſonderem Erfolge belohnt geworden. Wie auch mancher Paſtor auf dem Lande gegen das Wallfahren ſich ereiferte, die Religiöſität war zu innig mit der innerſten Natur der Leute verwachſen, die alten Bräuche ihnen zu lieb, als daß ſie ſo leicht davon abgelaſſen, und ſie wallfahrteten dennoch, wenn auch in geringerer Anzahl, vor wie nach. Es liegt übrigens in der Natur der Sache, daß die gewaltige Bewegung ohne alle Einwirkung, ſelbſt auf die ländlichen Ge-

Digitized by Google

meinden und ihre Religiöſität, nicht bleiben konnte. Bis zur Religionsgleichgültigkeit iſt es aber ſicherlich nirgends, wenigſtens beim Kerne des Volks gekommen. Es muß noch angeführt werden, daß das im Herzogthum Weſtphalen durchgängig eingeführte Kirchengeſangbuch von Herold nicht geeignet war, ächte Religiöſität zu erhalten und zu fördern. Es trägt dieſes zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts verfaßte Buch den Stempel ſeiner Geburtszeit deutlich genug. Wie hätten die dürren, moraliſirenden Lieder, ohne Innigkeit und Wärme, faſt ohne Ausnahme werthlos nach Inhalt und Form, der wahrhaften Frömmigkeit Vorſchub leiſten können? Schon der Umſtand, daß mit Ausſchließung der alten katholiſchen, poetiſch ſchönen Lieder, in welchen die Leute ſo lange den Ausdruck ihrer frommen Empfindungen gefunden, eine namhafte Zahl von Proteſtanten verfaßter Geſänge in die Sammlung aufgenommen war, hatte gleich anfangs Antipathie gegen das Geſangbuch beim Volke erweckt, ſo daß die Einführung deſſelben hier und da auf nicht geringe Hinderniſſe ſtieß, die im ſchlimmſten Falle durch polizeiliche Hülfe überwunden wurden. Jetzt muß es wiederum als erfreuliches Zeichen des wieder erwachten katholiſchen Bewußtſeyns angeſehen werden, daß gerade ſolche (Geiſtliche, Lehrer und die Angeſehenſten der Gemeinden) die Abſchaffung jenes Buches am meiſten wünſchen und hoffen, die damals die Einführung veranlaßten, ſei es aus Ueberzeugung, oder weil ſie tonangebenden Beiſpielen folgen zu müſſen glaubten.

Fragt man nun, wie es aber jetzt in Weſtphalen ausſehe, ſo iſt die Antwort: wie anderwärts, ſo iſt es auch bei uns, um Vieles beſſer geworden, ſowohl mit dem ganz, als theilweiſe religiös Schadhaften. In Arnsberg fällt es keinem gebildeten Manne mehr ein, mit Un- und Halbglauben oder einer Art von Freigeiſterei groß zu thun. Man weiß dort, daß man nicht des Denkens ſich zu begeben brauche, um ein gläubiger Katholik zu ſeyn, daß vielmehr rechtes Denken zum rech-

Digitized by Google

ten Kirchenthore hinleite. Man findet es geziemend, für einen gebildeten Katholiken auf theologiſchem Gebiete kein Ignorant zu ſeyn, und ſeine religiöſe Ueberzeugung den Akatholiken gegenüber als eine wohlbegründete zu bekennen und darzulegen. Katholiſche Zeitblätter werden vielfach gehalten und geleſen; die vorzüglichſten Schriften des E. Veith ſind nicht leicht einem gebildeten Katholiken unbekannt. Charakterloſe Geſchmeidigkeit iſt einer feſtern, religiöſen Selbſtſtändigkeit gewichen. Nur hier und da findet man noch im Ländchen einen Solchen, der auf den veralteten und außer Mode gekommenen Ideen des Illuminatismus ſitzen geblieben. Zeitereigniſſe, wie des letzten Decenniums, haben den gutmüthigen Weſtphälinger geweckt, und nicht wenig dazu beigetragen, einer gewiſſen religiöſen Erſchlaffung, wo ſie im größern oder mindern Grade ſtatt fand, ein Ende zu machen.

Der Umſtand übrigens, daß in allen einigermaßen bedeutenden Orten des Herzogthums Proteſtanten ſich angeſiedelt oder als Beamte wohnen, und in ſämmtlichen Kreisſtädten ſich proteſtantiſche Gemeinden gebildet haben, macht eine tüchtige, intelligente Geiſtlichkeit mehr zum Bedürfniß, als irgend anderswo. Zum allverehrten Herrn Biſchofe hegt man allſeitig das Vertrauen, daß Hochderſelbe zur fernern Heranbildung eines frommen und ausreichend wiſſenſchaftlich gebildeten Clerus durch Vervollkommnung der Lehrkräfte an der Facultät zu Paderborn Sorge tragen werde.

Digitized by Google

# XLIV.

## Wolfgang Menzel's Literaturblatt über die heutigen Kämpfe im Innern des Proteſtantismus.

Ohne Zweifel gehört der Herausgeber des Stuttgarter Literaturblattes zu den Wenigen, die in den großen Kämpfen der Gegenwart auf religiöſem und politiſchem Gebiete ſich ein, wenn auch nicht in allen, doch in vielen Beziehungen unbefangenes Urtheil bewahrt haben. Von ſeinem Standpunkt aus macht er den ruhigen Beobachter des tollen Blocksbergtanzes, welchen der deutſche Michel, der ſich in dem Herenkeſſel einer hoffärtigen, allem Glauben und aller Zucht feindlichen Wiſſenſchaft berauſcht hat, aufführt. Fieberhitze mit dünkelhafter Strohrenommiſterei und die tödtliche Kälte gänzlicher Abſpannung wechſeln in unſern Thyrſusſchwingern mit einander ab; jedes moraliſche Band wird von ihnen zernagt und zerriſſen; und wenn ſie alles Göttliche in der Geſchichte und im Menſchen geläugnet und verläſtert, und ſich zum Thiere erniedrigt haben, dann preiſen ſie das fortſchreitende Licht und rühmen ſich ihrer geiſtigen Liederlichkeit und Unzucht, die das Leben der Seele tödtet, und nach und nach jeden Inſtinkt der Selbſterhaltung vernichtet. Wahrlich, wer einen Blick auf den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Geiſterwelt wirft, der wird den Franzoſen ihres Voltaires wegen keine Vorwürfe machen;

Digitized by Google

hatte er ja doch die Schreckensgerichte der Revolution nicht vor, ſondern hinter ſich, und kann er daher mit vollem Rechte am Tage des Gerichts wider ſeine Nachfolger Zeugniß ablegen. — Weiß man doch nicht, ob man mehr über das Verbrecheriſche oder über den gedankenloſen Stumpfſinn dieſer modernen Frivolität erſchrecken ſoll, die den göttlichen Grund, auf dem der Einzelne ſowohl, als die Staaten und die menſchliche Geſellſchaft ruht, unterwühlt, und mit beiſpielloſer Leichtfertigkeit an einem großen Weltbrande ſchürt, um ſich daran, wie ſie hofft, in aller Gemüthsruhe ihre Cigarren anzuzünden. Niemand wird wohl läugnen, daß vorzugsweiſe der proteſtantiſche Norden unſers Vaterlandes Bilder dieſer Art in fortſchreitender Entwickelung immer mehr und mehr entfaltet. Sind ſie aber dort mitten in ihrem wilden Tanz um das goldene Kalb ihrer vergötterten Vernunft begriffen, haben ſie Hören und Sehen darüber verloren: dann läßt Menzel in ſeinem Literaturblatt eine und die andere Leuchtkugel aufſteigen, die den nächtlichen Schauplatz ſeiner Glaubensgenoſſen plötzlich mit dem hellen Lichte des Tages übergießt, und alle die Mißgeſtalten und ihr zuchtloſes Treiben aufdeckt. Leider aber hat ſeine Warnung, wie es ſcheint, keine ſonderliche Wirkung; ſeine Worte verhallen in den Lüften; die, denen ſie gelten, denken, er ſei eben auch einer von den lichtſcheuen Kauzen, der, weil er ſelbſt die Freuden des Lebens nicht zu genießen wiſſe, Anderen die Luſt ſtöre, und ſo tanzen ſie ihren alten Tanz fort. Mehr als bei ſeinen Glaubensgenoſſen ſcheinen dagegen ſeine Worte bei den Katholiken Beachtung gefunden zu haben, und auch dieſe Blätter haben zum öfteren ihre Leſer damit bekannt gemacht.

Ganz neulich wieder hat ihm die Schrift von Thierſch über Katholicismus und Proteſtantismus eine Gelegenheit gegeben, ſich in gewohnter Weiſe vernehmen zu laſſen. Die unläugbaren Symptome der Auflöſung, die ſich im Proteſtantismus kund geben, und die geringere Lebensdauer im Vergleich zur katholiſchen Kirche machen ihn nachdenklich. Er findet es

möglich, daß Deutſchland aufhören werde, der Träger der großen Ideen der Reformation zu ſeyn, da die Enkel dieſer „Reformation“ bereits alſo ausgeartet ſeien, daß das, was ihre Väter aus den guten Tagen in der katholiſchen Kirche als Finſterniß bekämpft und ſie zum Theil zum Austritte bewegt, gegenwärtig im Vergleich mit dieſer Ausartung ſeiner Glaubensgenoſſen als Licht erſcheine. Er richtet dann ſeine Worte an jene Halbheit, die unter dem Namen der Mäßigung mit dem Unglauben und dem Geiſte der Verneinung, hinter zweideutigen Worten ſich verſchanzend, ein Abkommen trifft, indem ſie ſich ſchmeichelt, ſo werde ihr vergönnt ſeyn, zwiſchen Gott und dem Satanas, d. h. zwiſchen beiden Extremen, den weichen Thronſeſſel ihres Juſte Milieu aufzurichten. Er vergleicht in dieſer Beziehung das Verhalten der verſchiedenen Factionen des heutigen Proteſtantismus mit der Stellung und dem Schickſal der verſchiedenen Parteien in der erſten franzöſiſchen Revolution. Er ruft ihnen zu, ſich an dem Untergange der Gironde, die der gleichen Halbheit gehuldigt, zu ſpiegeln. Wir finden dieſen Vergleich nicht ungegründet; hätten aber gewünſcht, daß Menzel mit gleicher Conſequenz bis zum letzten Grunde zurückgegangen wäre. Warum handelte die Gironde ſo? Weil ſie ſelbſt die Heiligkeit des Rechtes nicht anerkannte, den einzigen Damm, an welchem die Wogen der Revolution ſich brechen konnten; weil ſie vielmehr ſelbſt, wenn auch gemäßigter, doch eine revolutionäre Partei war, und daher die Ermordung des Königs, des höchſten Repräſentanten dieſes Rechtes, als einen vorübergehenden Exceß einer extremen Partei betrachtete, ohne zu ahnen, daß das königliche Todesurtheil ſie ſelbſt auf die Guillotine führen müſſe. Uebertragen wir dieß auf die kirchlichen Parteien der Gegenwart, ſo befinden ſich jene Gemäßigten als Proteſtanten in demſelben Falle, wie die Gironde; weil auch ſie, nach dem Vorgang der Reformation, den Grundſtein der Autorität und die Ueberlieferung verworfen, indem ſie ſich von dem ſichtbaren Mittelpunkte der Kirche, der die Stelle ihres unſichtbaren Königs als Statt-

halter vertritt, losgeriſſen, und Jeder nun ſeinen Glauben von dem Maaß ſeiner Vernunft oder Unvernunft, ſeiner Leidenſchaften und Schwächen abhängig macht; kurz, weil ſie ſich von dem großen, die Jahrhunderte in lebendiger Verbindung umfaſſenden Leibe der Kirche getrennt haben, oder mit andern Worten, weil ſie keine Katholiken ſind.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen laſſen wir die Worte des Literaturblattes folgen, die nähere Beurtheilung unſern Leſern anheimgebend:

„Unter die verſchiedenen Maßſtäbe, die es erlaubt iſt, an die Kirchen und an den Werth ihrer Principe, Lehren und Methoden anzulegen, gehört unſtreitig auch die Dauerbarkeit derſelben. Es gibt zwar allerdings noch andere, ſichere Maßſtäbe; allein wenn eine Kirche ſich achtzehnhundert Jahre erhält, ſo hat ſie etwas für ſich, was eine Kirche, die etwa, wie die arianiſche, nur ein paar Jahrhunderte aushielt, nicht für ſich hat. Wenn nun die Proteſtanten, wie es ſcheint, nach kaum dreihundert Jahren ihre Confeſſion freiwillig verlaſſen wollen, das Werk Luthers und Calvins freiwillig für unzulänglich, veraltet und des Niederreißens werth erklären, ſo folgt daraus, daß die Dauerbarkeit des Proteſtantismus fünfmal ſo kurz war, als die des Katholicismus und ungefähr der des Arianismus gleich kommt. Das Neue aber, was im Drange des Augenblicks beſchloſſen wird, dürfte eine noch viel kürzere Dauer in ſich tragen. Es dürfte damit gehen, wie mit den Conſtitutionen und Eidſchwüren in der franzöſiſchen Revolution, die alle raſch einander verdrängten und von der keine beſtehen blieb.“ — — —

„Wenn ſelbſt Synoden das Princip der Lichtfreunde durch Beſeitigung der Bekenntnißſchriften anerkennen, iſt die Anarchie ſanctionirt, und die „„Selbſtauflöſung des Proteſtantismus““, die ein Convertit vor ein paar Jahren unter lautem Widerſpruch vorausſagte, würde nun doch zur Wahrheit. Was dann noch, wenn die Criſe überſtanden ſeyn wird, von poſitivem Proteſtantismus übrig blieb, oder ſich herſtellte, würde

gegenüber der durch die proteſtantiſche Criſis mächtiger gewordenen römiſchen und griechiſchen Kirche in einer ſolchen Minorität ſich befinden, daß es höchſtens eine Duldung würde anſprechen können, wie Judenthum oder Herrnhuterei. Mit der großen proteſtantiſchen Kirche wäre es aber aus, wie es früher mit dem Arianismus ein Ende nahm.“ — — —

„Wer die Wiedervereinigung im Auge hat, der kann an den lutheriſchen Bekenntnißſchriften in letzter Inſtanz wenigſtens nicht durchgängig feſthalten; wozu ſie alſo gegen die Neuerer ſo eifrig vertheidigen? könnte man fragen. Allein die Antwort liegt nahe. Die Wiedervereinigung kann nur da geſucht werden, von wo man urſprünglich ausging, in der Tiefe des gemeinſamen Glaubens, an der Quelle des chriſtlichen Urlichts; nimmermehr aber am peripheriſchen Ausgangspunkt irgend eines Radius. Alſo kann auch der Proteſtant nur im tiefſten Myſterium ſeines Luther, an der Stelle, wo dieſer zuerſt vom Myſterium der alten Kirche abwich, die rückkehrende Verſtändniß und Verſöhnung ſuchen. Alſo muß er am Poſitiven ſeiner Lehre feſthalten. Die Negation führt vom Ziele der Vereinigung in gerader Richtung ab. Wenn die Negation, als ſie unter Voltaires Einfluß im vorigen Jahrhundert ſich der katholiſchen Welt bemächtigte, geſiegt und die alte Kirche gänzlich zerrüttet hätte, ſo würde der Proteſtantismus ſie überlebt und beerbt haben. Ganz eben ſo gewiß wird, wenn die Negation in der proteſtantiſchen Welt ſiegen und das alte lutheriſche Bekenntniß vernichten ſollte, der Katholicismus uns überleben und unſer Erbe werden.“

„Allein dergleichen hiſtoriſche Wahrheiten und Naturnothwendigkeiten mögen ſo klar ſeyn, wie das Einmaleins, ſo weiß ſich die Schule dagegen mit Blindheit und Taubheit zu bewaffnen. Anſtatt in der Kraft des Glaubens alle verwandten edlen Elemente im Katholicismus ſich zu aſſimiliren und beim großen Proceſſe der kirchlichen Wiedergeburt das vorwaltende Princip zu bleiben, iſt der Proteſtantismus im Begriff, ſich dergeſtalt aus der Geſammtheit des chriſtlichen Lebens zu löſen, daß

Digitized by Google

ſelbſt die einſt von ihm als unedel verworfenen katholiſchen Elemente ſeiner eigenen Verfinſterung gegenüber wieder als Licht erſcheinen, und daß in ihnen mehr chriſtliches Leben erhalten bleibt, als in ihm. Man iſt z. B. als Anbeter (?) des heil. Rocks in Trier dem wahren Chriſtenthum ungleich näher, als wenn man die Evangelien, wie Strauß, für Fiſcher= und Fuhrmannsanekdoten, oder wie Schwegler, für Erfindungen ſpäterer Pfaffen zu hierarchiſchen Zwecken erklärt. Einmal auf dem Abwege des Unglaubens, kann der Proteſtantismus keinen ſeiner alten Vorzüge, keines ſeiner alten Rechte mehr geltend machen, und die äußere Kirche ſelbſt, die er noch mit antichriſtlicher Tendenz beherrſchen zu können meint, entrückt ſich ihm in dem Maße, wie er ihren innern Geiſt verlaſſen hat. Noch nie hat eine Kirche des Unglaubens Beſtand gehabt. Kein Fürſt wird ſich je zu ihr bekennen. Sie kann nur auf die Volksherrſchaft in anarchiſchen Criſen gebaut werden, die aber ihrer Natur nach nur von kurzer Dauer ſind. Die Völker ſelbſt wenden ſich, wenn ſie ausgetobt haben, mit Abſcheu von ihren Verführern hinweg. Gegen eine Kirche des Unglaubens verbindet ſich zuletzt alles, unter welchen glänzenden Vorwänden ſie anfangs auch die bethörte Menge für ſich zu gewinnen gewußt hat."

„Die proteſtantiſche Kirche iſt im Begriff, ſich all den Wechſelfällen Preis zu geben, denen der franzöſiſche Staat während der Revolution ausgeſetzt war, und zwar iſt ſie ſchon in dem Stadium angelangt, in welchem Frankreich ſich beim Zuſammentritt des Convents befand. Wie damals im franzöſiſchen Staate die königliche und conſtitutionelle Partei bereits erlagen, und die republikaniſche Gironde zur Herrſchaft gelangte, hinter der wieder der Berg ſtand, ſo iſt jetzt in der proteſtantiſchen Kirche, wenn wir ſie als das Königreich Chriſti betrachten, die königliche Autorität nicht nur ſchon längſt durch das Vernunfturtheil über die heilige Schrift und durch die freie Forſchung wie durch eine Conſtitution beſchränkt, ſondern man iſt auch ſchon beſchäftigt, den König von Zion förmlich

abzuſetzen, und die Republik der freien Geiſter zu erklären. Wie im franzöſiſchen Staate Ludwig XVI. ſeines königlichen Nimbus entkleidet und zum Bürger Capet degradirt wurde, ſo verwirft eine ſtarke Partei in der proteſtantiſchen Kirche die göttliche Natur Chriſti, und macht ihn zu einem bloßen Menſchen. Wie ferner damals in Frankreich die wüthende Bergpartei den unſchuldigen König als ärgſten und Blutdürſtigſten Tyrannen verleumdete und ſeine Vernichtung forderte; ſo fehlt es auch gegenwärtig in der proteſtantiſchen Kirche keineswegs an Chriſtophagen, die in Proſa und Verſen die chriſtliche Religion als eine unerträgliche Tyrannei verleumden, und den Haß gegen die Stiftung immer lauter auf den Stifter übertragen. Wie aber damals im Pariſer Convent die herrſchende Partei der Gironde einerſeits aus mißverſtandenem Eifer für die Freiheit dem wüthenden Berge nachgab, und mit ihm verbündet die Royaliſten und Conſtitutionellen ſtürzte, andererſeits aber auch wieder zu edel dachte, um den unſchuldigen König der Pöbelwuth zu opfern, ſo verbinden ſich gegenwärtig in der proteſtantiſchen Kirche die ſogenannten Männer der rechten Mitte oder die ſogenannten Gemäßigten, die in den Synoden die Mehrheit und die Leitung der Geſchäfte haben, einerſeits mit den Ungläubigen der äußerſten Linken gegen die Gläubigen der rechten Seite (mit den Lichtfreunden gegen Hengſtenberg), und denken doch andererſeits auch wieder edel genug, um die Gottheit Chriſti nicht ganz dem Lichtpöbel Preis geben zu wollen."

„So ſteht es jetzt in der proteſtantiſchen Kirche. Wie wird es weiter gehen? Setzen wir die Vergleichung fort! In Frankreich freute ſich die Gironde eine kurze Zeit hindurch ihres Sieges und ihrer Herrſchaft. Sie meinte es gut, ſie zählte unter ſich die edelſten Männer und die glänzendſten Talente. Allein eben das war dem jakobiniſchen Pöbel zuwider, dem die Tugend und das Talent zu vornehm ariſtokratiſch bedünkte, und der die Gironde ſchon deßwegen haßte, weil ſie den König hatte retten wollen. Unvermerkt ſah ſich die Gironde aus

Digitized by Google

dem Centrum, welches ſie zwiſchen den Königlichgeſinnten und dem Berge eingenommen, nachdem die erſtern unterdrückt waren, an deren Stelle auf die rechte Seite hingedrängt, und wurde nun eben ſo wüthend vom Berge angegriffen, als ſie früher, mit dem Berge verbunden, die Königlichen angegriffen hatte. Vergebens ſtemmte ſich die Gironde, ſie unterlag dem blutdürſtigen Pöbel, ihre Häupter fielen auf dem Schaffot. In der proteſtantiſchen Kirche erfreuet ſich jetzt die Mittelpartei der Herrſchaft. Eine gewiſſe Wonne ſtrahlt aus ihrem Auge, ſie will die Freiheit der Kirche gründen, ſie hat ein reines Bewußtſeyn und glänzende Talente. Sie hofft alles. Aber wenn ſie mit den Lichtfreunden verbündet die Altgläubigen verdrängt und proſcribirt haben wird, dann wird ſie ſelbſt die rechte Seite werden, und in dieſer gefährlichen Stellung den Lichtfreunden unterliegen, welche gegen ſie ſo wenig dankbar ſeyn werden, wie es der Berg gegen die Gironde war. — In Frankreich wurde nicht nur in der Theorie die königliche Autorität beſtritten, ſondern auch faktiſch die Souverainetät in die Urverſammlungen des Volks verlegt. Ganz eben ſo wird jetzt in der proteſtantiſchen Kirche nicht nur die königliche Autorität Chriſti in der Lehre beſtritten, ſondern man iſt auch im Begriff, einen von jener Autorität völlig unabhängigen und ſouverainen ſogenannten heiligen Geiſt der Gemeinden als Kirchenſouverain einzuſetzen, indem man die Laien zum Kirchenregimente herbeiziehen, und jeder einzelnen Gemeinde das Maaß des Glaubens zu beſtimmen überlaſſen will. In Frankreich ging aus den Urverſammlungen die roheſte Anarchie hervor, die ihr Ende im andern Extrem ſtrengſter militäriſcher Zucht und Deſpotie fand. Im Proteſtantismus wird die Anarchie eben ſo wenig ausbleiben, weil man ſich jede Kirche in einen Klubb, jede Kanzel in eine Tribüne, jedes Predigerbarett in eine rothe Mütze verwandelt denken muß, ſobald die Vocation und das Bekenntniß von der Abſtimmung aufgeregter Laien abhängig wird. Daß aber eine ſolche Anarchie ihren Gegenſatz gleichfalls, wie in Frankreich, in einer ſtrengen militäri-

ſchen Zucht und Deſpotie finden würde, wer möchte daran zweifeln? Umringt aber, wie wir es ſind, von größeren Mächten, wie könnte das proteſtantiſche Gebiet im Zuſtande der Auflöſung die gewaltigen Uebergriffe der Nachbarn vermeiden? Die kirchlichen Anarchiſten werden in eine Zucht genommen werden, das iſt gewiß, aber leider vielleicht in eine fremde."

„Solche Viſionen ſollten unſere Männer der rechten Mitte ja nicht für zu träumeriſch halten."

So weit Menzel. Was er aber hier von jener Partei radikaler Verneinung und der kläglichen Halbheit, die ſich mit dem Namen der Mäßigung brüſtet, ſagt, den gleichen Gedanken begegnen wir in dem trefflichen Vortrag, welchen der katholiſche Abgeordnete Buß an die linke Seite der Kammer und das badiſche Miniſterium beim Schluſſe des Landtages richtete. Seine Worte mögen hier als der beſte, aus dem Leben gegriffene Commentar des Literaturblattes folgen:

„Wie es jetzt iſt", äußert er, „ſind wir in einer unhaltbaren Lage, die alles Andere ſeyn mag, nur nicht conſtitutionell. Wir auf dieſer Seite ſind in einer anſehnlichen Minderheit, alſo conſtitutionell ohne Geltung. Die Oppoſition iſt in beträchtlicher Mehrheit, bekämpft alle und jede Maßregel des Miniſteriums, und bewilligt am Ende doch das Budget. Wir haben die conſtitutionelle Regierungsform im Grundſatz, aber nicht in ihren praktiſchen Folgen. Das geht nicht. Ein Miniſterium, aus der Linken rekrutirt, wäre für das Land vorübergehend eine wahre Drangſal, im Grund aber doch die einzige Heilung; denn dieſe Herren wären gar zu bald und wohl auf immer fertig; ihre Wirthſchaft brächte eine furchtbare Unruhe auf einige Monate ins Land; dann käme aber lange, lange Ruhe. Sie hätten ſich auf immer um ihren Credit gebracht. Sie leben ja nur von Verneinungen. Bauen können ſie nichts, nur zerſtören. Sehet, meine Herren jenſeits, ihr habt an dieſem Landtage eine anſehnliche Mehrheit gehabt, eine Mehrheit von achtunddreißig, eine Mehrheit, wohl geſchult und gut befehligt. Und habt ihr nicht ſelber heut beklagt, daß ihr nichts, gar nichts nach Hauſe bringt, als große, dicke Steuern, die ihr verwilligt? Es iſt eben das Loos, der Fluch eurer Partei, daß ſie nur beſtreiten, daß ſie nur verneinen, nur auflöſen kann.

Digitized by Google

Gründen könnt ihr nichts. Hätte ich eine ſolche Mehrheit gehabt, ſo leer zöge ich nicht ab. Doch wirkungslos iſt euer landſtändiſches Walten nicht. Das zu behaupten, wäre ungerecht. Von dem, was von den Vätern an öffentlichen Anſtalten, an Ordnung, Autorität und Sitte wir ererbt, bringt jeder Tag durch die Angriffe eurer Partei in und außer dieſem Hauſe etwas weg. Die Zerſtörung durch euer Wort ſchreitet freſſend mit jedem Tage weiter. Wir, auf dieſer Seite des Hauſes, können nur widerſprechen, und ſelbſt das geſchieht nicht immer mit der nöthigen Entſchiedenheit, mit Plan und Einigkeit. Das Miniſterium aber erinnert ſich ſeiner Stellung im conſtitionellen Staat, und horcht nicht ungeneigt der Stimmung jener Seite. Hier ruht das Unglück. Meine Herren von der Regierung, ihr ſeht vor euch ein Syſtem der Zerſtörung, der Auflöſung, — allerdings nur Verneinungen, allein ſie entziehen nach und nach euch Alles, was ihr noch habt, ihr erkauft durch Zugeſtändniſſe den Frieden mit jener Partei, ihr nehmt an dieſer Stelle weg und ſtopft die Lücke an der andern, ihr wollt die radikale Seite mit euch verſöhnen, gefehlt, dieſe iſt maßlos, unerſättlich, ſchonungslos. Ihr ſeht's ja täglich. Ihr kommt mit ihr nicht weiter, drum gebt endlich die eiteln Verſuche auf, und wollet mit voller Geltung ſeyn, was zu ſeyn ihr berufen ſeyd. Die Herren jener Seite haben ein Syſtem der Auflöſung, der Zerſtörung. Setzt ihnen entgegen ein Syſtem der Erhaltung, der Entwickelung der Intereſſen des Vaterlandes. Formelt um Gotteswillen endlich ein Syſtem, ſei es auch an mancher Stelle unvollkommen — das macht nichts, wenn's nur eines iſt, damit das Volk doch weiß, wo es daran iſt. Setzt es mit Entſchiedenheit durch, gegen wen immer, und in ſeinen Folgen folgerichtig fort. Schützt die dem Geſetze getreuen Beamten und verwerft die ungetreuen. Eine Regierung, die nicht zu belohnen und zu ſtrafen weiß, war zu allen Zeiten und iſt vorweg in der unſerigen verloren. Laßt nicht mit euch markten, wie es jüngſt wieder geſchehen. Fahret nach Grundſätzen durch, und ſteuert nicht nach den Umſtänden des Augenblicks. Das Volk hat einen ungeheuern Hunger nach Ordnung, Geſetzlichkeit, Ruhe, Autorität. Befriedigt ihn, dann macht ihr euch verdient um's Vaterland. Das will das Volk, ich ſage das Volk der Wirklichkeit, nicht das, welches dieſe Herren da drüben angeblich vertreten."

Digitized by Google

# XLV.

## Landgraf Philipp von Heſſen.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politiſchen Seite der Glaubensſpaltung im ſechszehnten Jahrhundert.)

### VI.

### Philipp's Doppelehe.

(Schluß.)

Der Landgraf war zu klug, um ſich darüber zu täuſchen, daß auf dieſem Wege die öffentliche und förmliche Einführung der Vielweiberei, und dem zufolge die Anerkennung ſeiner „Zugemahlin“ nicht zu erreichen ſtehe. — In dem oben ſchon erwähnten, auch in anderer Beziehung merkwürdigen Schreiben an Luther vom 27. Juli lenkt er daher mit großer Gewandtheit ein: „Ich weiß, ſchreibt er, von Dir und Melanchthon, daß ihr mich vor dem äuſſern Tribunal nicht vertheidigen könnt. Ich habe dieß auch nicht begehrt. Ich bin zufrieden mit euch, daß ihr nicht abläugnet, was ihr mir geantwortet habt. Gott, dem das Innerſte meines Herzens bekannt iſt, wird auch in Zukunft Hülfe ſchaffen. Wenn er es nicht thut, und ich etwas leiden muß, werde ich es im Namen des Herrn erdulden. Ich bin nur froh, daß mein Gewiſſen ſicher und rein iſt, und daß ich das Wort Gottes, auch Dein und an-

drer Doctoren Conſilium für mich habe*).“ So ſchien es, als wolle der Landgraf ſich bei dem Beſcheide beruhigen, den ihm der Kurfürſt von Sachſen nach dem Eiſenacher Convent durch ſeine Geſandten ertheilen ließ: daß er ihn nämlich, wenn Philipp wegen dieſer Sache angefochten werden ſollte, nicht verlaſſen wolle, wenn nur das Geheimniß bewahrt bliebe. — Allein trotz aller frommen Redensarten, die er auf den Lippen trug, hegte der Schalk im Herzen gar arge Gedanken. — Nicht zufrieden mit den Ergebniſſen der bisherigen Unterhandlung, hielt er hartnäckig an ſeinem Lieblingsgedanken feſt, auch noch die mehr oder weniger öffentliche und ausdrückliche Geſtattung der Vielweiberei in der Neukirche durchzuſetzen. War dieß auf dem ordentlichen Wege nicht gelungen, waren der Kurfürſt von Sachſen und die Wittenberger Reformatoren vor der Kühnheit dieſes Planes zurückgeſchreckt, und hatten die letztern gegen die allgemeine Einführung der Polygamie eben ſo energiſch proteſtirt, als ſie in dem einzelnen Falle ſich zur Ertheilung einer geheimen Dispenſation hatten bereitwillig finden laſſen, ſo merkte Philipp bald, daß die Theologen aus keinem andern Grunde auf halbem Wege ſtehen blieben, als weil ſie ſich, ohne Halt in ihrem Innern wie ſie waren, vor dem Urtheil der Menſchen fürchteten. So galt es jetzt, durch andere Mittel für denſelben Zweck zu wirken. Die Preſſe mußte mit dieſem Thema beſchäftigt, der Geiſt der Nation auf die große Umgeſtaltung des Familienlebens vorbereitet, die öffentliche Meinung allmählig für die neue Freiheit gewonnen werden. Mit dieſem Geſchäfte wurde Bucer vom Landgrafen betraut, und er entledigte ſich deſſelben mit einer Meiſterſchaft, die einer beſſern Sache würdig geweſen wäre. Seine Vertheidigung der Polygamie, welche er unter dem angenommenen Namen Hulderich Neobulus in Druck erſcheinen ließ, iſt das größte Kunſtwerk der Sophiſtik, vielleicht aller Jahrhunderte ſeit der Glaubensſpaltung, und ohne jene Zuthat von wüthen-

*) S. Seckendorf Bd. III, S. 280. (Frankfurter Ausgabe 1692.)

Digitized by Google

der Gehäſſigkeit und Leidenſchaft, die in Luthers Schriften hervortritt, ſpiegelt ſich hier der ureigenſte Geiſt der neugläubigen Theologie des Reformationszeitalters in ſeiner vollen Friſche ab*). — Seiner Form nach iſt das in Rede ſtehende Buch ein Geſpräch zwiſchen Parraſius und Eucharius. Jener vertheidigt die Polygamie. Dieſer bringt alle Gegengründe dagegen auf, welche vom chriſtlichen Standpunkte aus angeführt werden können, in ſo weit ein ſolcher außer der Kirche möglich iſt. Man muß geſtehen, daß dieſer Opponent ſeine Rolle bei weitem beſſer ſpielt, als es in Dialogen ſolcher Art üblich iſt, wenn gleich, wie es der proteſtantiſche Standpunkt des Verfaſſers mit ſich bringt, die Berufung auf die Autorität der Kirche aus ſeiner Beweisführung ausſcheidet, der Streit mithin ſeiner Natur nach nicht geſchlichtet werden kann.

Der Dialog zerfällt in vier Hauptſtücke, in denen die Frage nach (poſitiv) göttlichem, natürlichem, geiſtlichem und kaiſerlichem Rechte erörtert wird. — Im erſten Theile, auf den Bucer augenſcheinlich den größten Nachdruck legt, dreht ſich der Beweis der Rechtmäßigkeit der Polygamie um die Thatſache, daß im alten Teſtamente den Erzvätern die mehrfache Ehe erlaubt geweſen ſei. Gott könne aber, der Unveränderlichkeit ſeines Weſens zufolge, zu einer Zeit nicht erlauben, was in ſich unrecht ſei**). — Daher ſei auch unter dem

*) Das ziemlich ſeltene Buch führt den Titel: Dialogus das iſt, ein freundlich Geſprech zweyer Perſonen, da von, Ob es göttlichem, Natürlichem, Kayſerlichem und Geyſtlichem Rechte gemeß oder entgegen ſey, mehr dann eyn Eeweib zu gleich zu haben. Unnd wo Yemant zu diſer zeit ſolchs fürnehme, ob er als eyn unchriſt zu verwerffen vnd zu verdammen ſei oder nit. (Es iſt in Quart gedruckt, ohne Druckort und Jahrzahl auf dem Titel.) Am Ende ſteht: Geſchrieben auff Sonntag Letare **Anno MDXLI**. Durch Hulderichum Neobulum. Daß der Landgraf dieſes Geſpräch zur Beruhigung des Publicums durch Bucer habe aufſetzen laſſen, bezeugt Rommel Bd. IV, Anmerkungen, S. 416.

**) Wie willkürlich hier zuweilen, bereits ganz im Geiſte der modernen



Digitized by Google

Geſetz Chriſti die doppelte Ehe keine Sünde. Zwar ſage der Apoſtel Paulus: Bulerei zu vermeiden habe Jeder ſein eigen Weib. „Aber St. Paulus redet nach der gemeinen Berufung. Daß aber darum denen, welche Gott alſo hat geſchaffen und geartet, daß ihnen, nit allein Bulerei zu vermeiden, ſondern auch arme fromme Töchter zu Ehren zu bringen und ihnen vielen andern nützlich zu dienen, die zweifache Ehe mehr dienlich ſeye, den die einzelne, nit geziemen ſollte, das ander Weib zur Ehe zu nehmen, magſt Du wahrlich aus dieſem Text nit ſchlieſſen, darzu iſt jedes in Gott vermählte Weib ihres Mannes eigen Weib.“ — Wer kann dieſer, ſchon damals von Schleiermacheriſchem Geiſte durchwehten Exegeſe auf proteſtantiſchem Gebiete ihr Recht abſprechen, ſich geltend zu machen? — Auf die Einwendung des Eucharius: daß im alten Teſtamente eine Dispenſation gegolten habe, die im neuen aufgehoben ſei, ſagt Parraſius: „Ja, das ſagſt Du, bringſt aber noch keine Schrift, aus der Du es erweiſen könnteſt. Nun gilt es aber, die Knecht des Herrn nit ſo leicht zu verdammen, als die wider Gottes Geſetz handeln, wenn man das göttliche Geſetz nit klar anzeigen kann.“ Gegen bloße Folgerungen aus der heiligen Schrift verwahrt er ſich: „Es iſt auch ein Grobes und Erſchreckliches, Jemanden das Reich Gottes abzuſprechen,

---

proteſtantiſchen Exegeſe, mit der heiligen Schrift umgegangen wird, möge folgende Stelle beweiſen: „Da Booz die arme Ruth name wird er freilich vor auch ſein Weib gehabt haben, und ob er damals ſchon keine gehabt hett, ſo ſieht man doch wohl, daß er au[s] der wahren Gottesfurcht und Gehorſam gegen dem Geſetz Gotte[s] die Ruth als ſeine Vertraute (Verwandte?), da ſie ihr neheſte[r] Schwager nit wollte, gewißlich genommen haben würde, wo e[r] gleich noch zuvor mehr denn ein Weib gehabt hätt, da er dieß ei[n] Werk der Barmherzigkeit gegen der verlaſſenen armen Fremdlingi[n] billig erkennet. Alſo wie viel armer frommer Töchter ſein jetzt, a[n] denen große Herren wohl beſondere Werk der Barmherzigkeit thu[n] könnten, wo ſie dieſelbigen, wie der gute Booz gethan, zur Eh[e] nähmen, ernähreten und zögen ſie zu allen Tugenden und gute[n] Werken.“

ſo man nicht mehr hat, dann ungewiſſe Folgen (Folgerungen), wo nicht offenbarliche Sprüche Gottes geſetzt ſeyn.“ Auf den Einwand: daß Gott denen, die in einfacher Ehe leben, wie ſie auch erſchaffen oder genaturet ſeyn mögen, ſeine Gnade nicht verweigern werde, wenn ſie ihn recht darum bitten, ſagt Parraſius: „Ja, ſo hat man auch den Prieſtern geſagt, deren Ehe die Welt gleich ſo wohl nit leiden will, ſie ſollten Gott um die Gabe ſich zu enthalten bitten, den Gläubigen wär Alles möglich; Ihr aber“ (die Proteſtanten) „habt ſelbſt ſolchen helfen ſagen: man muß ſich um der Menſchen Willen nit in Gefahr begeben, Gott zu erzürnen. Man könndt auch Gott mit Glauben nicht bitten um Gnad in rechter Zucht zu leben, wenn man das Mittel, ſo er dazu geordnet, umb der Leut willen nit gebrauchen wöll.“ Wurde als ſelbiges Mittel von den Proteſtanten die Ehe den Prieſtern empfohlen, ſo iſt Parraſius unſtreitig in ſeinem Rechte, wenn er den Ehemännern die Bigamie anräth: „als das bei Gott recht iſt, wie ich nit zweifle, daß auch die zweifache Ehe als wohl als die Prieſter-Ehe ſey, denen fürnehmlich die, wie ich oft geſagt, von Gott dazu berufen ſeyn, obwohl die gemeinen Chriſten ſolches noch nit erkennen, und es deshalb für unrecht halten, noch weil die Gläubigen auch wiſſen, daß ſie nichts für Gott unrecht machen ſollen, daß ſie in göttlicher Schrift nicht verboten finden, und Gott den rechten Verſtand ſeiner Schrift demnach allweg mittheilet. So findet ſich allemal in ſolchen Dingen, die Gott den Seinen nicht verboten, und doch von der Gemein dafür gehalten werden, daß viel frommer gottſeeliger Menſchen ſich gar bald berichten und gut ſeyn laſſen, daß ſie aus göttlicher Schrift kein Verbot könnten aufbringen, wie nun daß wir mit der Pfaffen Ehe augenſcheinlich geſehen haben und noch täglich ſehen.“ — Das Argument: daß Jeder ſeinem Weibe die gethane Zuſage der ehelichen Treue halten müſſe, entkräftet er dadurch: daß eine fromme gottesfürchtige Frau, die ſolchen Trieb bei ihrem Manne ſpüret, dem göttlichen Beruf deſſelben (zur Polygamie) gern durch ihre Einwilligung Raum geben

Digitized by Google

und ihren Mann dadurch vor Aergerm bewahren werde. Wollte ſie ihm aber auch die Nebenehe nicht erlauben, ſo muß (nach der unbeſtreitbaren Conſequenz der klaren Lehre Luthers!) „Gottes Beruf und Trieb allem menſchlichen Zuſagen, Geſetz, Recht und Ordnung fürgeſetzt werden." — Im zweiten Theile wird dem Parraſius der Einwand entgegengehalten: daß die Liebe ihrer Natur nach ausſchließlich ſei. Vermöge ein Mann einer Buhlerin, der er ſich in unreiner Liebe ergeben, die Treue zu bewahren, warum nicht ein Ehemann ſeiner rechtmäßigen Gattin? Ein merkwürdiges Beiſpiel der durch die Losſagung von der Kirche in Gang gebrachten, das Unterſte zu oberſt kehrenden Anſchauung iſt die Antwort hierauf. „Nit die Natur, mein Freundt, ſondern die böſen Süchte der Natur machet das, — — — daß wir nit allein in dem, ſondern in allen Dingen heftiger auf dem Argen ſeyn, denn auf dem Guten. Was vermag die falſche Religion bei den Menſchen im Thun und Leiden, das die wahre Religion deshalb nicht erlangen kann? Wie viel haben ſich hie bevor in ſchwere Dienſtbarkeit, Einſperrung, Caſteiung des Leibs, und ernſtliche Werk aus falſcher Religion begeben, welche, ſo ſie Gott erleuchtet, und von ſolcher jämmerlicher Dienſtbarkeit entlediget hat, offt gar viel Geringeres unterwerfen" (abwerfen) „und dienſtbarkeyt umbs Herrn willen nit erleiden mögen. Was haben wir alle mit Beichten und Buſſen auf uns genommen? Wie viel unnützer Koſten haben wir an Mönnich und Pfaffen, Holtz und Steyn gewandt, ſo uns yetzunder beſchweret alles das was zur Zucht einthun, und uns etwas koſten will. — — — Derhalben iſts gar keyn Argument, die buleriſche Lieb bindet an eyne alleyn, darum ſo muß das die Eeliche Lieb auch thun; dann aus teufliſcher Brunſt vermag die buleriſche Lieb offt viel mehr dann die Eeliche." —

Im dritten Theile will Parraſius beweiſen: daß nach den alten Canones der Kirche die Vielweiberei erlaubt geweſen ſei. Wenn das lebendige, immer gegenwärtige Tribunal, die Macht der authentiſchen Interpretation, die Autorität mit einem Worte,

nicht mehr exiſtirt, ſo wird der ſophiſtiſche Verſtand mit dem nackten Buchſtaben des Kirchengeſetzes nicht viel ſchwerer fertig, wie mit der heiligen Schrift, wenn ſie von der Autorität der Kirche geſondert iſt. — Es gäbe, ſo lautet die Argumentation des Parraſius, keinen alten Canon, der mit ausdrücklichen Worten mehr denn ein Weib zu haben verbiete. Daß denen, die in mehrfacher Ehe ſtehen, eine langjährige Buße aufgelegt ſei, beweiſe nichts. Im Gegentheil der 17te Canon der Apoſtel verordne, daß keiner, der nach der Taufe ſich mit einer zweifachen Ehe verſtrickt habe, zum biſchöflichen Amte tauglich ſei. Bald nach den Zeiten der Apoſtel ſei man jedoch in das übertriebene Hochhalten des eheloſen Lebens und alles deſſen verfallen, was der Natur beſchwerlich iſt, und habe ihr die von Gott vergönnte Ergötzlichkeit abgeſtrickt. Da ſei es dann geſchehen, daß man den erwähnten Canon aus Mißverſtand auf jene bezogen habe, die als Wittwer heirathen oder eine Wittwe freien. „Desgleichen haben ſie (die Väter) von allerlei Abſtinenz und Caſteiung des Leibes, und von Abſonderung von gemeinen Dienſten und Geſchäften menſchlichen Thuns aus demſelbigen Mißverſtand geurtheilt und gemeinet: was dem Leib weh thue und müßige zu beten und bei ihm ſelbſt zu leben, daß ſei allein Heiligkeit und himmliſch Leben, daher denn auch die Möncherei ſo ein groß theuer Werth bekommen hat; darumb iſt kein Wunder, daß die guten frommen Väter ein ſolch Scheu ab dem genommen, daß einer zugleich zwei Weiber hat haben wollen, daß ſie ſolche Leut beſonderer Buß unterworfen haben.“ Hätten ſie doch auch dieſelbe Buße über Jene verhängt, die ſich wieder in den Kriegsdienſt begeben, den ſie einmal verlaſſen hatten *), oder jene Prieſter, die zur Ehe greifen. „Dieſe heißen nun alle Canones, Reguln des Kirchenrechts, dafür wirſt Du aber ſie ſelbſt nicht halten. — Alſo ſind auch nit wenig Kirchengeſetz, von Faſten, von auf-

*) Augenſcheinlich ſpricht die erwähnte Beſtimmung der Canones von dem Bruche eines Gelübdes.

Digitized by Google

gelegter Buße und andern, in welchen Du das Kirchenrecht gleich ſo wenig erkennen wirſt. Allein die Canones, ſo die h. Schrift hat, ſind ſolche Reguln, in denen das wahre und ewige Recht begriffen und fürgegeben iſt. Was die h. Väter erkennet und geſetzt, das ſelbig kann gleich ſowohl fehlen, in dem das ſie geboten und verboten, als in dem, das ſie als wahr oder unwahr, Recht oder Unrecht erkennet haben." — In der That, iſt einmal die unfehlbare, immer gegenwärtige und lebendige Autorität der allgemeinen Kirche verworfen, wer zieht dann die Gränze, bis zu welcher die Verneinung gehen dürfe? Deßhalb, heißt es weiter, müſſe man auf der „Kirche Ordinantzen, die man Canones hieße, wohl ſehen und gut Acht haben, welche der Schrift gemäß oder ungemäß ſeyn, und die allein als Kirchenregel halten, die das wahre Kirchenrecht in ſich haben und ausſprechen." Da der Einzelne die heilige Schrift ſich auszulegen hat, ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß die Canones, ja überhaupt alle Regeln für unſer praktiſches Thun nur in ſo weit gehalten werden müſſen, als ſie uns gefallen. Dieß iſt das Ziel, worauf der Prädicant (ſeiner Zeit vorauseilend!) losſtürmt. — In ähnlicher Weiſe wird im vierten Theile mit dem kaiſerlichen Rechte umgegangen. Allerdings ſei es wahr, daß Kaiſer Conſtantinus in der Lex Nemini, Codicis — de Concubinis, verboten habe, während der Ehe eine Concubine zu halten. Allein der Text ſage: *penes* se habere, d. h. die Concubine in der Wohnung neben dem Weibe haben. Außerdem habe Kaiſer Valentinian in einem jüngeren Geſetze die Bigamie wieder ausdrücklich erlaubt. — „Lieber", ſagt Eucharius hierauf, „zeyg mir aber das Geſetz Valentiniani in Codice, in welchem Titel finden wir es? Parr. Ob es ſchon Juſtinianus in ſeinem Codice nit eingeleibt hat, noch iſts im Reich ausgangen, wie wir hiervon glaubwirdig Hiſtorien haben. Ja auch Exempeln haben von Kayſern und Königen, die mehr dann ein Weib, und auch Concubinen gehabt ſollen haben." — Freilich hätte die Tyrannei der Päpſte, „nachdem ſie den Kayſern das Seil über die Hörner bracht",

Digitized by Google

dieß an ſolchen „theuern Helden“ nicht dulden wollen. Auch habe Juſtinian das treffliche Geſetz des Valentiniani aus bloßem Mißverſtand der Ehe nicht in den Codex geſetzt. „Ei“, ſagt Parraſius, „ſo dann das Geſetz Valentiniani auch das zuläßt, das Gott ſelbſt in ſeinem Geſetz zugelaſſen hat, ſo laß es auch noch ein Geſetz ſeyn, das billig gelten, und gehalten werden ſollte, ob es gleich die Leut aus Mißverſtand und unrechtem Eifer haben fallen laſſen.“ — „Das gemein Leben der Menſchen zeuget genugſam, was wir für Leut haben, und daß ſie eben des Fleiſches und Blutes ſeyn, des die waren, zu deren Zeiten Gott und Gottſelige Kaiſer die zweifache Ehe mit Nutz und Förderung wahrer Zucht und Ehrbarkeit zugegeben haben; darum hat ſolches Zugeben hie vor von politiſchen, göttlichen und kayſerlichen Rechten ſeyn können, ſo muß es wahrlich noch davon ſeyn und wird auch bleiben, ſo lang ſolche Leut ſeyn werden, denen es zu befördern und erhalten Zucht und Ehrbarkeit und andern gemeinen Nutzen dienen mag.“ — Uebrigens verlangt Parraſius zur zweiten Heirath immer die Einwilligung der erſten Frau, und die Kenntniß der zweiten Frau von dem Beſtehen der erſten Ehe. — „So hab ich Dir“, ſagt Parraſius zum Schluß, „dabei auch zu bedenken geben, daß die ſo große Scheu ab zweifacher Ehe nit kann aus Gott ſeyn, weil man allerlei ſchwere Unzucht ſo gar gering läßt hingehen, die man nach Gottes Wort und göttlichem Eifer zu wahrer Zucht und Heiligkeit mit dem Tod ſtrafen ſollte, ſondern ſey und komm her aus dem angebornen Fürwitz und vermeinter Heiligkeit, durch die die Menſchen immer wollen heiliger und ſtrenger ſeyn, denn Gott ſelbſt, und in Allem mehr den Schein, denn das Seyn achten, die Mücken ausſeihen und Cameel verſchlingen.“

Das Geſpräch ſchließt keineswegs, wie man erwarten ſollte, mit einem Siege des Verfechters der Polygamie, ſondern mit dem gegenſeitigen Verſprechen beider Theile, reifer über die Sache nachzudenken. Bucer hat vorläufig mit ſchlauer Mäßigung ſeinen nächſten Zweck erreicht, wenn er Gründe und

Digitized by Google

Gegengründe neben einander ſtellend, den Zweifel in das Volk geworfen hat, ob die Polygamie nicht doch erlaubt, die einſchichtige Ehe nicht auch etwa bloß auf papiſtiſchen Zwang gegründet, das Verbot der Bigamie mithin einer jener Mißbräuche ſei, in deren Ermittelung und Abſchaffung die neue Theologie eben begriffen war. Denn in der That ſind die von Bucer mit ungemeiner dialectiſcher Gewandtheit entwickelten Bedenken, vom altproteſtantiſchen Standpunkte der Bibliolatrie aus, ſchlechthin unwiderleglich, und eben jenes alte Lutherthum verwickelt ſich, wenn es gleichzeitig die ſtrenge Monogamie vertheidigen, die Kirchenlehre aber bekämpfen will, in unlösbare Widerſprüche. — Die Taktik des Landgrafen und ſeines Reformators lag bei dieſer Polemik einfach darin, daß jener der beiden Interlocutoren, welcher die Sache des (conſequenten) Proteſtantismus und der Vielweiberei zu vertheidigen hat, in dem geſammten erſten Theile, wo von der Auslegung der heiligen Schrift die Rede iſt, niemals geſtatten will, daß ſich ſein Gegner auf die Kirche und die Tradition berufe. Kraft der bekannten petitio principii wird auch hier zuvörderſt die heilige Schrift, losgeriſſen von der Auslegung der Kirche, und wie der Einzelne ſie eben verſteht, als die allein und für ſich genügende Quelle der chriſtlichen Lehre von der Ehe geſetzt. Iſt dieſe „erſte Lüge“ einmal Fundament des ganzen Syſtems, ſo kann begreiflicherweiſe der auf ſolche Art geführte Streit nie zu Ende kommen. Der Gegner wie der Vertheidiger der Vielweiberei haben gleiches Recht, die Schrift auszulegen. — Jeder findet, wenn er will, in ihr Gründe genug für ſeine vorgefaßte Meinung. Die Schuld hiervon trägt aber nicht die Bibel, ſondern jene Partei, die den Privatgeiſt in die Stelle des heiligen Geiſtes ſetzend, das todte Wort der Schrift ohne die Auslegung eines von Gott eingeſetzten Lehramtes verſtehen zu können wähnt.

Unſtreitig hatte Bucer bei dem oben geſchilderten Verſuche: die Deutſchen ſeiner Zeit für die Vielweiberei zu ſtimmen, in demſelben Maaße die Conſequenz des Proteſtantismus

für ſich, in welchem er den Geiſt des occidentaliſchen Familienlebens gegen ſich hatte. Das letzte Reſultat dieſes Kampfes widerſtrebender Elemente war in den meiſten proteſtantiſchen Ländern eine ſogenannte richtige Mitte. Mit Hülfe der Eheſcheidung wurde thatſächlich die ſucceſſive Polygamie eingeführt; dagegen ſcheiterte aber der Plan des Landgrafen und ſeiner Theologen: die gleichzeitige Vielweiberei durchzuſetzen, welche ohnedieß, aus ökonomiſchen Gründen, nur wenigen Perſonen der höchſten Stände zu Gute gekommen wäre. Bucers Schrift erregte alſo unter dieſen Umſtänden großen Unwillen, ja er gerieth perſönlich in ſolche Gefahr, daß ihm der Landgraf bei ſich oder Herzog Moritz eine Zuflucht anbot. Philipp ſelbſt fand es gerathen, alle Exemplare des anſtößigen Geſprächs, ſo viel er deren habhaft werden konnte, einzuziehen, und ſein Amtmann zu Homburg ließ ſogar einen gemeinen Mann, der dem Beiſpiel ſeines Landesherrn folgen wollte, in's Gefängniß ſperren. Auch Luther verläugnete jetzt, wie es ſich erwarten ließ, das Buch des Neobulus, und ſtieß um ſo kräftigere Flüche und Verwünſchungen dagegen aus, als daſſelbe im Weſentlichen nichts weiter enthielt, als eine geſchickte Ausführung der ſeit vielen Jahren aufgeſtellten Principien Luthers. „Wer nun begehrt mein Urtheil über dieſes Buch, der höre zu. Alſo ſpricht D. Martinus Luther über dieß Buch Nebuli: Wer dieſem Buben und Buch folget, und darauf mehr denn eine Ehefrau nimmt, und will daß es ein Recht ſeyn ſoll, dem geſegne der Teufel das Bad im Abgrund der Höllen. Amen. Das weiß ich wohl, Gottlob! zu erhalten, und wenn es eitel Nebulos, Hulderiche, ſammt eitel Teufeln ſchneiete, ein ganzes Jahr lang, man ſoll mir kein Recht daraus machen, daß ein Mann ſich von ſeinem Weibe ſcheiden möge mit Recht, wo ſie ſich nicht ſelbſt zuvor durch öffentlichen Ehebruch geſchieden hat, welches dieſer Bube auch gern wollte lehren."

Als endlich ſogar des Kaiſers ſelbſtmörderiſche Staatsklugheit durch den Vertrag vom 13. Juni 1541*) den Landgrafen

*) S. Hiſt.-polit. Blätter Bd. XVI, S. 90.

Digitized by Google

ohne Dank und ohne Vortheil für die Sache der Ordnung aus der Falle ließ, indem er ihn aller und jeder Beſorgniß wegen der weltlichen Folgen ſeines Verbrechens überhob, — verlor die Frage ihr unmittelbar praktiſches Intereſſe. Der Landgraf ſetzte ſeine Nebenehe ruhig fort, und zeugte gleichzeitig zur rechten und linken Hand mit der Landgräfin zwei Söhne und eine Tochter, mit der Zugemahlin eine Tochter und ſieben Söhne, die den Namen der Grafen von Diez führten. — Die mancherlei Mißhelligkeiten von beiderlei Deſcendenten unter einander, und der Todthaß der rechtmäßigen Nachkommen gegen die Nebengemahlin *), welche ihrerſeits auch mit einer untergeordneten Stellung nicht zufrieden ſeyn wollte, — bereiteten dem Landgrafen in ſeinem Alter manche trübe Stunde. Nach außen hin war aber jede Anfechtung beſeitigt, und ſchon am 16. October 1541 meldet Melanchthon, der ſich nun auch beruhigt hatte, einem ſeiner Freunde: Die Mähr fange allgemach an zu verklingen. (Fabula per sese paulatim consilescet etc.) Zwar tauchte zwei und zwanzig Jahre ſpäter die Erinnerung

*) Nach dem Tode derſelben wollten die Söhne Philipps ihren Grabſtein zerhauen und ihre Gebeine aus der Erde reißen laſſen. Landgraf Wilhelm ſchreibt im Jahre 1572 an ſeinen Bruder Ludwig: „Weil nun die Fraw Margaretha uff ſolchem Grabſtein vor eine tugendſame Fraw, und unſers Herrn Vaters gottſeligen ander ehelich Gemahl beſchrieben und genennet wird, da doch menniglich wohl bewuſt, was Ehren und Tugend ſie geweſen, auch es umb die angezogene andere Ehe geſchaffen iſt, ſo wiſſen wir nicht obs auch rathſam ſey ſolchen Stein alſo und bevor ab in publico loco, da manniglich uff und ab gehet, bleiben zu laſſen. Indem iſt E. L. noch unvergeſſen was ſie Fraw Margaretha darüber uns, den Gebrüdern, mit Uffgrabung unſrer Großmutter, ſo eine geborne Herzogin von Saxen und dabevor ins Kloſter von Spangenberg Chriſtlich begraben geweſen, vor Schmach bewieſen, in dem daß ſie mit derſelben Zähnen die ihren geſtochelt und mit den Haaren allerlei spectacula und ſchimpfliche Dinge getrieben.“ ꝛc. ꝛc. (Zeitſchrift des Vereins für kurheſſiſche Geſchichte und Landeskunde Bd. II, S. 294 und 295.)

Digitized by Google

an dieſen Handel noch einmal wieder hervor, als der zum Proteſtantismus apoſtaſirte Kapuziner Bernhardinus Occhini zu Baſel im Jahre 1563 ſeine berüchtigten Dialoge drucken ließ, in deren ein und zwanzigſtem er mit wörtlicher Benutzung der Schrift des Hulderich Neobulus die Vielweiberei vertheidigte *). Zu ſeinem Unglück aber war damals gerade kein proteſtantiſcher Herr vorhanden, deſſen böſe Ehehändel er vor der Welt hätte ausfechten können. So durfte er (zumal da andere Theile ſeiner Schrift nicht nur die Gottheit Chriſti und die Dreieinigkeit läugneten, ſondern ſogar das reformirte Dogma von der Prädeſtination angriffen!) von Glück ſagen, als er Servets Schickſal entrann, und der Rath von Zürch, wo er Prediger einer kleinen italieniſchen Gemeinde war, ſich damit begnügte, den 76jährigen Mann im harten Winter der Stadt und des Zürcher Gebietes zu verweiſen. Kamen fortan in gewiſſen proteſtantiſchen Häuſern ähnliche Fälle vor, ſo war man, durch das heſſiſche Aergerniß gewarnt, wenigſtens befliſſen, die den Thatbeſtand feſtſtellenden Urkunden und Gutachten beſſer zu verwahren, wodurch es bis jetzt geglückt iſt, einer mißliebigen Oeffentlichkeit vorzubeugen. Auch würde ohne Zweifel die außerkirchliche Geſchichtſchreibung ſchon längſt verſucht haben, die Doppelehe Philipps ſchlechtweg abzuläugnen, wenn nicht dieſelbe Rache der Nemeſis über den hiſtoriſchen Quellen, wie über dem Frevel ſchwebte, von dem jene Zeugniß geben. — Hat die Stunde des Gerichts geſchlagen, ſo öffnen ſich die Gräber der Archive, und aus dem ſtummen Pergamente erwächst längſt vergeſſenen Unthaten ihre lange verſchobene Züchtigung! So iſt auch in dem hier beſprochenen Falle gerade das geſchehen, was Luther und Melanchthon in dieſer ganzen Angelegenheit allein gefürchtet hatten: der Schleier des Geheimniſſes, welcher Philipps Doppelehe und die Gutachten

---

*) Dieſer Dialog iſt zugeeignet: **Omnibus et maritis, qui de uxoribus, et uxoribus, quae de maritis conqueruntur.** Der Verfaſſer wünſcht ihnen **patientiam per Jesum Christum.**

Digitized by Google

Derer deckte, die ihm dazu geholfen hatten, iſt im Laufe der Zeit vollſtändig gehoben worden.

Schon kurz nach der Schließung der Bigamie war ein Gerücht davon in die Welt gekommen. Doch wagten die katholiſchen Schriftſteller jener Zeit nur mit großer Vorſicht und Zurückhaltung des ſchmählichen Falles Erwähnung zu thun. Cochläus ſagt in ſeinem Commentar über die Thaten und Schriften M. Luthers (Mainzer Ausgabe von 1549) bloß: daß im Jahre 1540 ein Gerücht im Umlauf geweſen ſei von einem gewiſſen Fürſten, der zu ſeiner rechtmäßigen Gattin noch eine andere heimgeführt habe, was auf Rath und Billigung Luthers und etlicher Gehülfen geſchehen ſeyn ſolle. Erſt nach hundert und vierzig Jahren trat die ganze und volle, urkundliche Wahrheit in folgender Schrift an's Licht: Kurze doch unparteiiſch- und Gewiſſenhafte Betrachtungen des in dem Natur- und Göttlichen Recht gegründeten Heiligen Eheſtandes, in welcher die ſeither ſtrittigen Fragen vom Ehbruch, der Eheſcheidung und ſonderlich von dem vielen Weibernehmen mit allem bederſeits gegebenen Beweißthumb dem chriſtlichen Leſer vorgeſtellet worden. Durch Daphnäum Arcuarium 1679. — Der Verfaſſer derſelben heißt Lorenz Beger, und hat ſie auf Befehl des Kurfürſten Carl Ludwig von der Pfalz verfaßt, als dieſer im Begriffe ſtand, mit einem Fräulein von Degenfeld eine unſtandesmäßige Ehe zu ſchließen. Ihm hatte Landgraf Ernſt von Heſſen die bisher geheim gehaltenen Urkunden über die Doppelehe Philipps aus dem Kaßeler Archive mitgetheilt, und mit Erſtaunen las hier die Welt zum erſten Male die Inſtruction des Landgrafen für Bucer, das Gutachten der Wittenberger Reformatoren, die ihre Mitwiſſenſchaft ſtets ſo beharrlich geläugnet hatten, und das Notariatsinſtrument über die wirkliche Schließung der bigamiſchen Ehe. Das Factum war mit einer urkundlichen Genauigkeit, wie wenige in der Weltgeſchichte, bewieſen, und jeder Verſuch, es zu läugnen, erſtickt. — Ein ſolcher iſt auch in der That niemals gewagt worden, und die entſcheidenden Documente ſind unangefochten

Digitized by Google

und unbeſtritten in viele neuere katholiſche Geſchichtswerke übergegangen.

Der Proteſtantismus hat ſich zu keiner Zeit darüber getäuſcht, daß die hier erzählten Thatſachen ein ſchwerer Schlag für ſeine Sache waren, weil ſie den Nimbus zerſtören mußten, in welchen ein ausgebildetes Syſtem hiſtoriſcher Falſchmünzerei die erſten Stifter des neuen Kirchenthums zu hüllen gewußt hatte. Wie leicht konnte durch ſolche Kunde die Neigung zu fernerem Nachdenken geweckt werden, deſſen Probe die Neulehre nicht auszuhalten vermag. — Iſt eine in der Schwarzburgiſchen Chronik des Paul Jovius enthaltene, von Rommel angeführte Nachricht gegründet, und hat Kaiſer Ferdinand I. nicht irgend einen andern Zweck mit dieſer Aeußerung verbunden, ſo ſoll derſelbe ſogar im Jahre 1562 dem Grafen Günther von Schwarzburg vertraulich geſtanden haben: es habe nicht viel an ſeinem Uebertritte zum Lutherthume gefehlt, wenn nur nicht Luther dem Landgrafen zwei Gemahlinnen zugeſtanden hätte. Aehnlichen Wirkungen dieſer unwillkommenen Thatſache mußte vorgebeugt werden, und der Proteſtantismus ſah ſich genöthigt, nach der Verſchiedenheit der Zeitläufte mit ſeiner Vertheidigungstaktik zu wechſeln. Die Reformatoren ſelbſt hielten, was dieſen Punkt betrifft, die Sache Philipps für rettungslos verloren. Melanchthon meint, wahrſcheinlich in Beziehung auf den Dialog des Neobulus: wer eine ſo abgeſchmackte Sache aufputzen wolle, wage ein ähnliches Heldenſtück, wie jener ſarmatiſche Aſtronom, der die Erde bewege und die Sonne ſtill ſtelle. So lag alſo das einzige Heil für den Landgrafen und ſeine Theologen im hartnäckigen Läugnen, und von dieſem verzweifelten Mittel haben, wie oben nachgewieſen, alle Betheiligten den uneingeſchränkteſten Gebrauch gemacht.

Allein die Zahl der Mitwiſſer war zu groß, trocknes in Abredeſtellen des ärgerlichen Falles allein nicht hinreichend. Es mußte gleichzeitig auch auf andere Hülfe gedacht, die Aufmerkſamkeit der Welt durch ein die Neugier reizendes, die Läſter-

Digitized by Google

ſucht herausforderndes Gerücht — je abentheuerlicher, deſto beſſer! — von der Schande im eigenen Lager abgelenkt, die öffentliche Meinung ſtatt deſſen mit den Katholiken beſchäftigt werden. Wann war der kirchlich-politiſche Radicalismus für ſolchen Zweck je in der Wahl ſeiner Mittel verlegen? Genau wie heute verfuhr er damals ſchon. Der Herzog Heinrich von Braunſchweig, ſo wurde ausgeſprengt, ſollte ein Hoffräulein ſeiner Gemahlin, Eva von Trott, auf ſeinem Jagdſchloſſe Stauffenberg lange Zeit verborgen gehalten, und dort mehrere Kinder mit ihr erzeugt haben. Um die Welt zu täuſchen, habe er der zum Schein Erkrankten und Geſtorbenen ein feierliches Leichenbegängniß veranſtaltet, und mit ſchändlichem Mißbrauch des katholiſchen Cultus (er, ein Bundeshaupt der katholiſchen Einung und entſchiedener Gegner des neuen Evangeliums!) — viele Seelenmeſſen für die noch Lebende leſen laſſen. Da ſehe man deutlich, wie wenig die Papiſten ſelbſt im Herzen an ihr eigenes, abgöttiſches Gepränge glauben.

Die romantiſche Sage wanderte ſeitdem aus einem Geſchichtswerke in das andere, und wurde im Laufe der Zeit, zwar nicht durch Beibringung hiſtoriſcher Beweiſe gerechtfertigt, dafür aber doch mit den intereſſanteſten Nebenumſtänden ausgeſchmückt. So hat ſie gleichſam durch Verjährung in unſerer hiſtoriſchen Literatur dergeſtalt Bürgerrecht gewonnen, daß ſelbſt K. A. Menzel den ſchändlichen Ehebruch des Herzogs von Braunſchweig der Doppelehe Philipps von Heſſen als ausgemachtes Factum gegenüber ſtellt. Wer ſich die Mühe gibt, die Quellen zu prüfen, kommt auf folgende Ergebniſſe. Der wüthende Krieg der gegenkirchlichen Partei gegen Herzog Heinrich wurde, nach der gewöhnlichen Kampfweiſe derſelben, zuerſt mit Verläumdungen, dann mit den Waffen geführt. Es gab nicht leicht ein Verbrechen, deſſen der erbitterte Sectengeiſt den unglücklichen Fürſten nicht ſchuldig erklärt hätte, der, von ſeinen katholiſchen Bundesgenoſſen verlaſſen, ſchutzlos auf verlorenem Poſten ſtand. In dieſer Zeit war es, wo zuerſt der Kurfürſt von Sachſen (in einer vom Mittwoch in Pfingſten

Digitized by Google

1540 datirten Streitſchrift, in verblümten Anſpielungen und ohne einen Namen zu nennen auf jene Sage als auf ein Gerücht hindeutete *). Als die Spannung wuchs, und die Polemik gegen Herzog Heinrich immer giftiger wurde, rückte dieſer nun auch mit dem damals ebenfalls bloß auf einem Gerüchte beruhenden Vorwurfe der Doppelehe gegen Philipp von Heſſen hervor **). Dieſer aber ertheilte hierauf (am 4. März 1541) eine Antwort, die als wichtiger Beitrag nicht nur zur Charakteriſtik des Landgrafen, ſondern der kirchlichen Oppoſition und der Glaubwürdigkeit ihrer Verſicherungen überhaupt wohl beherzigt zu werden verdient. „Des Punkts halben die Ehe belangend, haben wir von ihm Herzogen Heinrichen lang Zeit her, böſe Ding ſagen hören, daß er beſchreyt worden iſt, daß er weder von Gott, noch von ſeiner Religion, noch vom ehelichen Stande etwas halte, ſondern ohne Unterſchied Wei-

---

*) Hortleder von den Urſachen des deutſchen Krieges S. 1114. „Der von Braunſchweig ſpricht und ſchreibt, ſein Fürſtenthum ſei mit keiner Mauer umbringet, daß er zu jeder Zeit die Buben ablangen, oder einer jeden Mutter ihr böß Kind ziehen könnte. Aber es were nicht gut, daß einer jeden Mutter böſe Kind des Orts gezogen würden, es möchte nicht beſſer davon werden, wie auch nicht gut Jungfrauen bei ihm zu ziehen ſeyn ſoll. Denn wie man ſagt, ſo ſey zur Zeit eine Jungfrau verloren, unter dem Schein als ware ſie geſtorben. Man habe auch den Eltern ihr Gerede, Kleider und Schmuck als einer Verſtorbenen zu Hauß geſchickt, und die ehrlichen frommen Leute vom Adel, hertzlich, wie zu achten, betrübt. Aber über eine Zeit ſey ſie zu Stauffenburg wieder lebendig worden, und habe daſelbſt hernach etliche Kinder getragen, ohne Zweifel noch mit mehrerem Herzleid ihrer Eltern und der ganzen Freundſchaft. Das were ein ſeltzam Mirakel, daß todte Jungfrauen ſollen Kinder tragen" u. ſ. w.

**) Hortleder Buch IV, Cap. 11. „Wer hat von einem Fürſten des Reichs je gehört, der im Leben ſeines Eheweibs zu der andern Ehe je griffen hette? als jetzunder über das ganze Reich ausgeſchollen, daß der Landgraf zu der andern Ehe, noch bei Lebzeit ſeines Eheweibs gegriffen? — — — Daraus was ſein Fürnehmen ſeyn kann und wes Glaubens er iſt, nicht unleichtſam abzunehmen."

ber nehme, wo ihme die werden mögen, als hernach gemelt wird ..... Voraus aber ſagen, wie es ſage H. Heinrich oder wer da wolle, daß wir noch ein unchriſtlich Ehe anfangen, oder das gethan, daß einem chriſtlichen Fürſten des Reichs nit geziemte — — — der legets uns böͤßlich auf. Denn ob wir gleich ein armer unvollkommener Chriſt und Sünder seyn *), als wir uns gegen Gott unſerm Schöpfer bekennen umb Gnad bittend, ſo ſtehen wir dennoch in unſerm Glauben und Gewiſſen vor Gott alſo, daß wir gewißlich bei ihm zu bleiben verhoffen, und daß unſre Beichtväter uns für keinen Unchriſten urtheilen. Hoffen auch, daß wir Niemands Aergerniß geben. Stehen dazu mit der Hochgebornen Fürſtin Frau Chriſtinen, gebornen Herzogin zu Sachſen ꝛc. unſer freundlichen lieben Gemahl in Chriſtlichem, freundlichen guten Willen und Einigkeit. Des zeihen wir uns uff Ihre Liebden, unſer Landſchaft und viel andere, in und auswendig Lands, da er H. Heinrich mit ſeinem frommen Weib, doch ohne ihr Schuld, im ſteten Unwillen, Zank und Widerwärtigkeit lebt .... Und können wohl erleiden, daß H. Heinrichs und unſer Gemahl uff freyen Fuß vor kayſerliche Majeſtät und ihre Freundſchaft geſtellet und mit Ernſt befragt werden, alsdann wird kayſerliche Majeſtät, die Freundſchaft und Jedermann befinden, welch über ihren Mann klagen wird und zu klagen Urſach hätt. Und dieweil er je Luſt hat, daß man von ſeinen böſen Händeln ſagen ſoll, ſo geb er Beſcheid und Rechnung, wo er die Jungfrau, die ihm vor Jahren in ſeiner Gemahl Frauenzimmer von ihrer Freundſchaft, von ehrlichen guten Leuten gethan worden iſt, und er ſidder geſagt und ohne allen Grund und Anzeige fürgegeben hat: ſie ſey geſtorben! gelaſſen oder hingethan hat. Wie ihme unſer freundlicher lieber Vetter und Bruder der Kurfürſt von Sachſen auch fürgeworfen hat. So doch die Freundſchaft oder kein Menſch nicht erfahren mögen, daß ſie geſtor-

*) Im Geiſte dieſer frommen Betheuerung iſt die, nichts als Trug und Lüge athmende Schrift im Eingange mit zahlreichen Bibelſtellen ausgeſtattet.

ben ſey, inmaaßen dann ein ſolch nahmhaftig Menſch in einem fürſtlichen Frauenzimmer ſo heimlich nicht ſterben kann, es werden viel Leut in und auswendig dem Frauenzimmer gewahr, ſondern viel Leut ſagen: ſie leb noch und ſey zu Stauffenburg vielmal geſehen und gehört worden, und wenn es Noth thät, ſo werden noch etliche zu finden ſeyn, ſo ſie geſehen, und auch ſolche Ding von andern ehrlichen Leuten beſtändiglich gehört haben. Da were ihm Purgierens lange Zeit von Nöthen geweſen. Ob er nun ſie nach ſeiner Gewohnheit läugnen und ſagen wollte, die Jungfrau wäre zu der Zeit geſtorben, ſo wiſſen E. L. und allermanniglich wol, daß ihm ſolches zu beweiſen gebürt. Denn ſo ein Menſch gelebt hat, als dieſe ein ſchöne, gewachſen Jungfrau, von treffſlichem Adel, ehrlichen Eltern und Freundſchaft geweſen iſt, ſo wird vermuthet, es lebe für und für bis zu hundert Jahren, und darumb, welcher ſagen will, daß die Jungfrau todt ſey, der muß daſſelb beweiſen. Und wiewohl er wohl gewußt, daß die Freundſchaft noch auf dieſem Tag nicht zufrieden und Mangel daran haben, daß ſie nicht wiſſen wo die Schweſter und Baſe blieben ſey, ſo hat er ihnen doch wahrhaftige Anzeigung, dero ſie zu glauben ſchuldig wären, noch nie gethan, ſondern er hat ſie mit Vigilien und Seelenmeſſen, in maaßen als ob ſie geſtorben wäre, begehen laſſen. Wo er nun ihren Tod, zu der Zeit beſchehen, nicht beweiſen kann, als er dann nimmermehr beweiſen wird, ſo findet ſich daß wir von ihm oben eingeführt haben, daß er beſchreit ſey, daß er von Gott und ſeiner Religion, auch vom zukünftigen Leben nichts halte. Das wird klärlich bewieſen aus dem, daß er ein lebendig Menſch dichtet und für giebt todt ſeyn, und den Vigilien und Seelenmeſſen nach thun läßt. Denn glaubte er, daß Gott wäre, daß ſeine Religion gerecht und nach dieſem Leben ein anderes wäre, er hätte das nimmer gethan. Glaubte er auch, wie er davon redet und hält, daß ſolch Gebet und Opfer den Todten zu gut käme, er würde ſich dafür zum höchſten entſetzt haben, nach ſeiner Weiſe und Glauben zu reden und zu urthei-

34 *

len. Dieweil nun er von ſeiner Religion, wie obgemeldt, hält, ſo würde daraus weiter folgen, daß er alle ſeine Oberkeit, Bundsverwandten und Anhänger betrüge, in dem, daß er ſie viel von ſeiner Religion ſich berühmbte ꝛc. Denn es wär offenbar, daß er von Opfer in der Meß, von Vigilien und Seelenmeſſen nichts hielte, ſondern alſo ein rechter Ungläubiger wäre. Und finde ſich weiter, daß er gegen der Welt ganz übel gehandelt. Dann der Jungfrauen Vater Bruder hat ſeinem Vater und ihm gedient lange Zeit, und hat ſich angenommen ihm viel Gnad zu erzeigen. Derſelben Jungfrauen Bruder iſt über ſeinem Leib todt blieben. Ihr Vetter in ſeinem Dienſt erſchoſſen. Ihr Freund haben ihm treulich gedient. Drumb ſoll er billig für einen undankbaren Mann gehalten werden und des Verdachts nit erlaſſen, bis er beweiſt und wahr machet, daß die Jungfrau zu der Zeit geſtorben ſey, da er ſie hat begehen laſſen, welches er bisher nicht gethan hat, und nimmermehr, als wir glauben, in der Wahrheit thun kann. Ob er ſich aber unterſtände ſolchs zu beweiſen, ſo behalten wir uns für Gegenbeweiſung, ſo viel ſich in Recht gebührt zu thun." Es iſt kaum glaublich, daß Philipp und ſeine Partei ſich ſelbſt über den Werth dieſer Anſchuldigung getäuſcht und darauf gerechnet haben ſollten, daß dieſe Denunciation Erfolg haben werde. — Nach der bekannten Rechtsregel, wie nach dem einfachen Ausſpruche des gemeinen Menſchenverſtandes, hatte der Landgraf den Grund ſeiner Anſchuldigung, das verbrecheriſche Factum des Herzogs nämlich, zu beweiſen. Statt deſſen verlangt er, daß der Herzog ſeine Unſchuld darthun ſolle. — Allein das abſurde Begehren hatte augenſcheinlich einen andern Zweck. Wenn Herzog Heinrich ſich im Gefühl ſeiner Unſchuld verleiten ließ, den wirklich erfolgten Tod der in Rede ſtehenden Perſon beweiſen zu wollen, ſo hätte es der Partei, mit welcher er zu thun hatte, bei ihrer bekannten Gewiſſenhaftigkeit und Wahrheitsliebe niemals an Verdächtigungsgründen gegen die vorgeſchlagenen Zeugen, und an Einwendungen gegen alle ſonſt gebrauchten Beweismittel gefehlt.

Digitized by Google

Das Beweisverfahren wäre alſo nie zu Ende gekommen, der Verdacht gegen den Herzog durch deſſen Vertheidigungsverſuche erſt recht befeſtigt, die Aufmerkſamkeit des ganzen Reichs auf das braunſchweigiſche Aergerniß gelenkt, die Sage von der Bigamie des Landgrafen aber in den Hintergrund gedrängt worden. Dieß und nur dieß war es, was Philipp und ſeine Theologen wollten. Um jedoch die ſo offen vorliegende, plumpe petitio principii der geſammten Anſchuldigungen gegen den Herzog, über welche die Denuncianten im Stillen gewiß ſelbſt lächeln mußten, beſſer verdecken zu können, ſollten von zwei verſchiedenen Seiten her Hülfstruppen anrücken. Für die Läugnung der Bigamie des Landgrafen legte Luther falſches Zeugniß ab. In der bekannten Schmähſchrift „wider Hanswurſt“ betheuert der treuherzige Reformator: daß er in Heſſen nur von einer Landgräfin wiſſe, und daß auch keine andere werde junge Landgrafen tragen und ſäugen. Zugleich traten wider den Herzog Heinrich vier angebliche Verwandte der Eva von Trott mit einer Supplication an den Kaiſer in die Schranken. — Faſt wörtlich die oben mitgetheilte Anſchuldigung Philipps wiederholend, gründen ſie ihre Klage auch nur auf das von den Gegnern des Herzogs ausgeſtreute Gerücht. (Es habe ſich „ſeyther der Zeit im Reich und ſonderlich der Art Landes ein Gemurmel begeben.“) Doch erfahren wir aus eben dieſer Klageſchrift: daß die Gemahlin Heinrichs der Freundſchaft den Tod der gedachten Perſon hat anzeigen, und deren Kleidungsſtücke wieder zurückſtellen laſſen. Aber der Knecht, welcher dieſe Botſchaft überbrachte, habe ſein Pferd umgeworfen und ſei ſo ſchnell zurückgeritten, daß er nicht habe ausgefragt werden können; auch habe die Verſtorbene (der Meinung der Supplicanten nach) mehrere und koſtbarere Gewänder und Schmuckſachen haben müſſen, als den Verwandten wieder eingehändigt ſeien. Natürlich wies der Herzog in ſeiner Antwort eine auf ſo liederliche Gründe gebaute Anklage mit der tiefſten Entrüſtung zurück; verlangte, indem er ſich weislich hütete, ſich auf die Sache einzulaſſen, die Beſtrafung der Supplicanten als Ehr-

Digitized by Google

abſchneider und Verläumder; erbot ſich jedoch zu Recht zu ſtehen, wenn die Kläger vor den zuſtändigen Gerichten ſich zur Sache legitimiren würden. In der Replik der Bittſteller werden darauf viel mildere Saiten aufgezogen, und verſichert: daß man nur dem Herzog Gelegenheit habe geben wollen, ſich gegen das ſo allgemein verbreitete, ſeiner Ehre nachtheilige Gerücht zu vertheidigen, zugleich aber auch der eigentliche und wahre Zweck der erhobenen Klage: den Herzog in einen weitausſehenden Handel zu verwickeln, ziemlich unverholen eingeſtanden *). Als dieſer Anſchlag durch die vorſichtige Einlaſſung des Herzogs vereitelt war, hat die Partei eine eigentliche Klage vor den Reichsgerichten nicht gewagt, und die Sache blieb auf ſich beruhen.

Ein Jahr ſpäter wurde Heinrich aus ſeinem Gebiete vertrieben, ſeine Städte und Schlöſſer beſetzt, ſein Land von ſeinen erbitterten Gegnern verwaltet. Dieſe waren jetzt an Ort und Stelle im Beſitz aller Mittel, die genaueſte Unterſuchung anzuſtellen, und dem Leben und Schickſale der Eva von Trott in jedweder Beziehung auf den Grund zu kommen. Daß das höchſte Intereſſe für die Schmalkaldner obwaltete, ihre Verdächtigung zur klaren Gewißheit zu erheben, und ihren mit den Waffen überwundenen Gegner auch ſittlich in den Augen der Gegner zu vernichten, wird Niemand läugnen. Haben ſie nun die verſteckt gehaltene Perſon entdeckt? Beweismittel aufgefunden, daß dieſelbe nach ihrem Begräbniſſe noch lebte? die Sage: daß ſtatt ihrer ein hölzernes Bild begraben worden, zur Gewißheit erhärtet? Zeugen über alle dieſe Vorgänge vernommen?

*) „Aber eins ſchreckt uns übel, daß er“ (der Herzog) „in dieſer langen Antwort ſich nicht darf vernehmen laſſen, daß die Jungfrau geſtorben ſei, und alſo die Beweiſung des Todes fleucht. Denn er weiß, ſo bald er ſagt, ſie ſei geſtorben, ſo muß er ſolches beweiſen, und dazu, wann, an welcher Statt und in weß Beyſeyn.“ Darauf war es abgeſehen. Sämmtliche Urkunden dieſes Handels finden ſich bei Hortleder a. a. O.

oder wenigſtens ſichere Anzeigen ermittelt, die mit Wahrſchein⸗lichkeit auf die Schuld des Herzogs ſchließen laſſen? — Gewiß wäre die leiſeſte Spur eines wirklichen Verdachtsgrundes unter Trompetenſchall auf allen Straßen des Reiches ausgerufen worden! Aber es iſt Alles ſtill geblieben, und damals, wie ſeitdem, auch nicht der geringſte Umſtand dieſer Art zur öffentlichen Kunde gebracht worden. Dieß hat jedoch die proteſtirenden Fürſten nicht abgehalten, auf dem Reichstage von 1544 daſſelbe, mit tauſend Umſtänden ausgeſchmückte Gerücht, welches ſie ſelbſt in Umlauf geſetzt aber nicht bewieſen hatten, in gewohnter Weiſe als unzweifelhafte und notoriſche Wahrheit wieder vorzubringen, um darauf den entehrenden Vorwurf zu bauen, daß Herzog Heinrich ſelbſt die Ceremonien der Kirche zu freventlichem Gaukelſpiel mißbrauche. So viel galt damals ſchon dem verhärteten Haße der Gegner der Kirche die hiſtoriſche Wahrheit! Die Kriegsliſt aber, welche damals ihre Dienſte that, iſt ſeitdem oft und faſt immer mit Erfolg zur Anwendung gebracht worden. Allenthalben, wo die Vertheidigung ſchwierig oder unmöglich war, ging die Oppoſition zum Angriff über. Einer Anklage der Katholiken wurde und wird faſt jedes Mal, gleich viel ob mit oder ohne Grund, ein noch ſchwererer Vorwurf derſelben Art von den Wortführern der kirchlichen oder politiſchen Secten entgegengehalten, daſſelbe Gebrechen, deſſen man die eigene Partei ſchuldig weiß, unbeſehen der katholiſchen Sache Schuld gegeben. Wäre übrigens der Frevel des Herzogs von Braunſchweig eben ſo bewieſen, als er ſich bei näherer Beleuchtung in eine, von bekannten Feinden der Wahrheit ohne eine Spur von Beweis behauptete, einſeitige Anſchuldigung auflöst, ſo würde dennoch zwiſchen dieſem Ehebruche und der Bigamie des Landgrafen eine weſentliche Verſchiedenheit obwalten, und erſt wenn Herzog Heinrich für den Frevel, deſſen man ihn anſchuldigte, die Gutheißung und Dispenſation der höchſten Autorität in der katholiſchen Kirche beigebracht hätte, könnten beide Fälle neben einander geſtellt werden.

Digitized by Google

Nachdem das gerechte Gericht Gottes, trotz aller Künſte und Ränke, die Doppelehe des Landgrafen zuſammt der Schande der Rathgeber an das Licht gebracht, das zufällige Bekanntwerden der entſcheidenden Urkunden aber die Möglichkeit jedes Widerſpruchs zu Boden geſchlagen hatte, konnte freilich vom bloßen Abläugnen der Thatſache nicht mehr die Rede ſeyn. Dennoch würde derjenige ſehr irren, der da glauben wollte, daß jetzt, nachdem das Factum feſtſteht, wenigſtens in Betreff des ſittlichen Urtheils über die Betheiligten unter rechten Leuten kein Streit mehr obwalten könne. Dieſe Meinung würde leider dem thatſächlichen Verlauf der Geſchichte widerſprechen. Wovor die Stifter der Neukirche zurückſchracken: die Bigamie des Landgrafen und das Gutachten ſeiner Gewiſſensräthe weißwaſchen und beſchönigen zu ſollen, dieß ward von neuern außerkirchlichen Geſchichtſchreibern verſucht, nachdem das früher angenommene Syſtem des Läugnens der Thatſachen ſeine nothwendige Endſchaft erreicht hatte. Und zu dieſem zweideutigen Geſchäfte haben ſich (uneingedenk, daß der Prophet Wehe ruft über Jene, die Böſes gut, und Gutes böſe nennen!), nicht bloß charakterloſe Hofhiſtoriker unſerer Tage, ſondern auch ſolche Männer bereit finden laſſen, denen, wie Moſer, in vielen andern Beziehungen ein hoher Grad von Freimuth und Rechtsgefühl nicht abgeſprochen werden kann. An der Spitze ſolcher Apologeten, denen das vermeintliche Intereſſe des Proteſtantismus über die Wahrheit geht, ſteht Seckendorf. Am Schluße ſeiner Erzählung des hier geſchilderten Hergangs macht er einen, hauptſächlich gegen Boſſuet gerichteten Verſuch: den Hauptwelden der Reformation wegen ſeines berüchtigten Gutachtens zu rechtfertigen. Häufig hat er vielleicht im Munde von Vertheidigern der katholiſchen Sache die Wendung gehört: man müſſe die Kirche und das einzelne Mitglied der Kirche unterſcheiden. Dieß Argument meint er auch zu Gunſten des Proteſtantismus geltend machen zu können. Die „Verläumdungen“ der Franzoſen ließen ſich, ſagt er, mit einem einfachen Dilemma zurückweiſen. „Entweder hat Luther durch dieſe

geheime Indulgenz nicht geſündigt, dann wird er ungerechterweiſe von den Franzoſen getadelt. Oder wenn er geſündigt hat, ſo kann ſein Irrthum der evangeliſchen Kirche nicht ſchaden oder zum Nachtheil gereichen." Er ſetzt hinzu: „Die evangeliſchen Kirchen haben niemals den Dogmen, viel weniger den Thaten irgend eines Menſchen, einen blinden und thörichten Beifall geſchenkt." — Allerdings darf die große Wahrheit, welche in dieſer Entſchuldigung liegt, nicht verkannt werden. Es wäre ein augenfälliges Unrecht: die Bigamie des Landgrafen und deren Gutheißung einer „evangeliſchen Kirche" beizumeſſen, die es (im katholiſchen Sinne des Wortes!) weder gibt, noch jemals gegeben hat, noch geben kann. — Die Unterſcheidung zwiſchen einer unfehlbaren, dem Einfluſſe der menſchlichen Schwäche und Sündhaftigkeit entrückten Autorität der lehrenden Kirche, welche das Organ des heiligen Geiſtes iſt, und dem Einzelnen, welcher dieſer göttlichen Macht als irdiſches Werkzeug dient, iſt ſpezifiſch katholiſch. Sie hat auf proteſtantiſchem Gebiete gar keinen Sinn. Hier iſt ſie unmöglich, weil der proteſtantiſchen Lehre zufolge eine Autorität der Kirche ſo wenig vorhanden iſt, wie ein Träger derſelben, bei welchem, wie im katholiſchen Kirchenrechte, zwiſchen dem e cathedra gethanen Ausſpruche und ſeiner Privatmeinung unterſchieden werden könnte. — Der Proteſtantismus beruht ſeinem Principe nach auf der Berechtigung des Individuums: aus dem, von der Ueberlieferung getrennten Texte der heiligen Schrift heraus ſich ſein Dogma zu geſtalten, und es leuchtet ein, daß — wenn dieſes Fundament einmal gelegt iſt — Jene, welche die Erlaubniß zur Bigamie in der Bibel finden wollen, dazu genau in eben demſelben Maße berechtigt ſind, wie Jene, welche aus dem Bibeltexte das Verbot herleiten. Hier iſt freilich niemals von einer Kirche, ſondern immer nur von Individuen die Rede. Aber den Proteſtantismus trifft der dreifache Vorwurf: 1) gerade dem Belieben des Einzelnen die gefährliche Berechtigung zu ſolcher Exegeſe principmäßig eingeräumt, 2) ſich in der Perſon ſeiner Stifter und faſt aller Notabilitäten der

Digitized by Google

Reformationszeit wenigſtens für die heimliche Geſtattung der Vielweiberei erklärt, und 3) ſeit jener Zeit bis auf den heutigen Tag ſich von dieſem unerhörten Frevel nicht etwa mit Abſcheu losgeſagt, ſondern denſelben aus beſten Kräften zuerſt vertuſcht, dann beſchönigt zu haben.

Während Seckendorf die Reformation durch die eben beleuchtete Wendung zu retten ſucht, dreht der, bekanntlich vom Pietismus angewehte Friedrich Karl v. Moſer den Spieß geradezu um, und erklärt den Landgrafen Philipp wegen der Gewiſſenhaftigkeit, die er in dieſer Sache an den Tag gelegt, des höchſten Lobes würdig. Mit Begeiſterung preist er den Helden, „der ein großer, ſeine Größe fühlender, in dieſem Gefühle über alles, was Furcht und menſchliches Anſehen heißen konnte, unendlich erhabener, nichts weniger als vom Pfaffengeiſte geleiteter, raſcher, feuriger, entſchloſſener Fürſt, in einer Sache, wo er mit Gott und dem Richter in ſeiner Bruſt allein zu thun hatte, demüthig wie ein Kind, — — und bis zum Verzagen kleinmüthig geweſen, um jeden noch ſo theuern Preis ſein Gewiſſen zu befriedigen geſucht habe." Er rühmt: „wie er ehrlich mit ſich ſelbſt und als ein wahrer, biederer deutſcher Mann mit einer Offenherzigkeit (wovon man ſich heutzutage kaum mehr einen Begriff machen kann) gegen diejenigen zu Werke gegangen ſei, die er als Freunde und zugleich als Richter um Rath und Ausſpruch erſuchte, und endlich wie Er, der nach Papſt und Kaiſer nichts fragte, gleichwohl vor der Stimme der Welt zu viel Ehrfurcht, und vor Moralität der Grundſätze zu viel Empfindung gehabt habe, um ſich auch nur über den äußerlichen Wohlſtand und über das: was wird man ſagen? eigenmächtig hinweg zu ſetzen." —

Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, findet der Verfaſſer in der Inſtruction, die Philipp ſeinem Unterhändler Bucer ertheilte, „die getreue Facti species von dem ganzen Zuſtand und Geſinnung des ſein Unrecht er- und bekennenden (!!) Fürſten, Sprache des wacker gewordenen und nach Ruhe ſchmach-

lenden Herzens. Selbſt dieß mehrmalige Geſtändniß: Ich mag meinen Sinnlichkeiten nicht entſagen, iſt überall an ſeinem rechten Platze, es iſt redliches Bekennen: Ich will lieber ſchwach ſeyn, helft mir nur dazu, daß ich mit Ehren ſchwach ſeyn darf, daß ich ohne Beſchämung vor mir ſelbſt unterliegen kann. Dem Kenner des menſchlichen Herzens iſt dieſer Gedankengang nicht fremd; wo iſt der Menſch, der nicht noch immer ſein Feigenblatt zur Bedeckung ſelbſt fühlender Blößen ſucht, und wem iſt derjenige nicht willkommen, auf den er's hinſchieben, und, wo nicht die Schuld, doch die Entſchuldigung auflegen kann. Dieß gibt den nahen und entſcheidenden Aufſchluß: wie es möglich geweſen, daß Abläße, Indulgenzen, Abſolutionen, Diſpenſationen der Cleriſei, und beſonders des vor den Sündenſchloſſer geachteten Papſts ſo allgemeinen Credit bekommen, und ſich ſo lange dabei erhalten können? Die Menſchen ſündigten damals noch ehrlich, das iſt, wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, und eben deßwegen ſuchten ſie dieſen unerbittlichen Richter durch jene Mittel zu beſtechen."

Dergleichen Aeußerungen ſchildern, beredter als der entſchiedenſte Gegner des Proteſtantismus es könnte, den Abgrund der Verwirrung und Finſterniß, welcher bereits vor zwei Geſchlechtsfolgen ſelbſt Männer wie Moſer gefangen hielt. Die einfachſten Grundbegriffe des Chriſtenthums und des geſunden Menſchenverſtandes wirbeln in dieſem Gerede wirr durch einander. Halb Pietiſt, halb Aufklärling verwechſelt der ſonſt gelehrte und verdiente Schriftſteller zwei einander ſchroff gegenüberſtehende Zuſtände: einerſeits das in jedem nicht ganz verkommenen Menſchenherzen ſich regende Bedürfniß nach Verſöhnung und Erlöſung von der Sünde, ein Bedürfniß, an welches die Kirche mit ihren Heilmitteln anknüpfen kann, und dem ſie, wenn es ſich in demüthiger Beichte ausſpricht, im Namen Gottes Vergebung der Sünde verkündigen darf, — und andererſeits jene heuchleriſche Verſtocktheit, die in der Sünde verharren und Gott betrügen will. — Und gerade dieſe Lüge gegen den heiligen Geiſt preist Moſer als rührende Treuher-

zigkeit des „großmüthigen“ Landgrafen, und wirft hämiſche Seitenblicke auf die Kirche, die ohne Reue und Genugthuung keine Abſolution ertheilen kann. „Das war noch“, fährt er fort, „Geiſt der Zeit, des Jahrhunderts; die Menſchen, die Fürſten mit eingeſchloſſen, waren noch nicht ſo verfeinert oder verglaſurt, um zugleich Gott belügen zu wollen, indem ſie ſich ſelbſt betrogen. Sie irrten in der Wahl der Mittel, in der Wahl der Perſon, indem ſie dem Prieſter, den ſie für den bevollmächtigten Ausleger göttlicher Gebote achteten, eine höhere Inſtanz, als das Gericht ihres eigenen Gewiſſens eingeſtunden.“ — Auf dieſem Wege, meint Moſer, träfen wir auch den Landgrafen. Nachdem er ehrlich gebeichtet, fange er ſeine captatio benevolentiae an. „Aber ganz in dem Ton, wie er mit ſeinen Feinden zu ſprechen, und überhaupt nicht viele gute Worte zu geben gewohnt war, tritt er zuletzt gleichſam geharniſcht auf, um ihnen zu ſagen: Liebe Herren, ich habe euch nun Alles geſagt, und bitte gar ſchön um Abſolution, gebt ihr mir aber ſolche nicht, ſeht, ſo ſchlag ich euch den Beichtſtuhl über dem Kopfe entzwei.“ — Durch ſolch' ein grauenvolles Wirrſal der Begriffe rächt ſich das anhaltende Beſtreben: die Augen vor dem Lichte der Wahrheit verſchloſſen zu halten.

Moſer hat durch das bisher Geſagte den Landgrafen rechtfertigen wollen. Dieſer habe trotz der gegen die Wittenberger ausgeſtoſſenen Drohungen wirklich „an den Prieſter an Gottes Statt“ geglaubt, „und es war nur ein Unglück, wie es Unglück bei jedem ungerechten Richter iſt, daß und wann dieſer ſein Amt und an ihm erkannte Gewalt entehrte und mißbrauchte.“ — Wie wird alſo der Sachwalter Philipps die Reformatoren rechtfertigen, auf deren Schultern er die Sünde ihres fürſtlichen Pönitenten wälzt? — Er berichtet, wie dieſe in der Hauptſache den Wünſchen des Landgrafen nachgegeben haben, und beſcheidet ſich, nicht genau beſtimmen zu können: „ob und wie viel Gran Hoftheologie ſich in dieſes Bedenken mit eingemiſcht“ habe? Aber, fragt er: „wer von allen Theologen unſerer Zeit hätte es, unter

Digitized by Google

den gegebenen und begleitenden Umſtänden beſſer gemacht? Von der römiſchen Kirche nicht einmal zu gedenken" — (und dennoch war es dieſe Kirche, die in einem ganz ähnlichen Falle Heinrich VIII. widerſtand, der für eine ſcheinbar viel unbedeutendere Verläugnung ihres Princips ihr eifrigſter Verfechter geblieben wäre!) „welcher proteſtantiſche Prälat, Doctor, Hofprediger und Beichtvater wird die Hand auf die Bruſt legen können, um vor Gott und zu Gott zu betheuern: Nein! das hätte ich nicht gethan!" —

Wenn die Vertheidigung Philipps durch den gelehrten und geiſtvollen Moſer eine ſo klägliche Wendung nimmt, was iſt dann von den neueren Schutzrednern der Glaubenstrennung: Rommel, Ranke u. a. m. zu erwarten. Der erſtere meint: dem in der Eile abgefaßten Bedenken Luthers und Melanchthons könne man nur den Vorwurf der Undeutlichkeit machen, auch habe der König von Dänemark in einem Briefe an den Landgrafen geurtheilt, daß es eher ab- als zurathe. — Wer jedoch das betreffende Actenſtück geleſen hat, und die ſich darauf beziehenden weitläufigen, die Möglichkeit jedes Mißverſtändniſſes ausſchließenden Verhandlungen erwägt, wird aus dieſem Argumente nur auf Mangel an triftigern Entſchuldigungsgründen ſchließen müſſen. Der gedachte Hiſtoriker hat jedoch noch einen andern Entſchuldigungsgrund in Bereitſchaft, welcher wenigſtens das Votum des vulgären Rationalismus in dieſer Sache charakteriſirt. „Von einer chriſtlichen Moral, wie ſie einer der trefflichſten Proteſtanten der neuern Zeit (F. W. Reinhard) aufgeſtellt, war man damals noch weit entfernt."

Daß Rankes gewohnte Manier, in der Darſtellung dieſes ärgerlichen Handels auf die Spitze getrieben, aus der abſichtlichen Verhehlung der Wahrheit in eine faſt erheiternde Naivetät umſchlägt, iſt bereits an einem andern Orte dargethan *).

*) Hiſtoriſch-politiſche Blätter Bd. 12, S. 577 u. ff.

Digitized by Google

Es iſt traurig zu ſagen: jene Ströme Blutes, mit welchen der Proteſtantismus den Boden ſeiner politiſchen Exiſtenz in Deutſchland düngte, ſind nicht das größte Unglück geweſen, welches die Glaubensſpaltung über unſer Volk gebracht hat. Auch daß in Folge dieſer Zerriſſenheit die Ehre des Reiches von den Deutſchen genommen wurde, iſt ein Verluſt, der neben einem andern, viel tiefer einſchneidenden Unheil verſchwindet. Der gegenkirchliche Parteigeiſt hat in einem großen Theile unſerer Gebildeten den angebornen ſittlichen Inſtinct geſchwächt, und ſelbſt die natürliche Fähigkeit des folgerichtigen Denkens in einem wahrhaft erſchreckenden Umfange zu Grunde gerichtet. Dieß zeigt ſich an den hier aufgeführten Urtheilen über die Doppelehe Philipps in einem beſonders auffallenden Maße.

---

# XLVI.

## Biographiſche Studien.

### Johann Georg von Herwart.

Zu der nämlichen Zeit, da durch die wichtigen Entdeckungen Tycho Brahes, Keplers und Galileis eine völlige Umwälzung in den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften eintrat, lebte auch in Bayern ein Mann, der beſonders an den großen Fortſchritten der Aſtronomie nicht unbedeutenden Antheil hatte. Es war dieß Johann Georg von Herwart, eben ſo ausgezeichnet als Staatsmann, wie als Gelehrter.

Die Herwart ſind ein altes Rittergeſchlecht, welches ſich ſchon frühe in der Reichsſtadt Augsburg anſiedelte; ſie erſcheinen hier bereits zu Ende des zwölften Jahrhunderts.

Digitized by Google

Johann Georg Herwart wurde den 11. Februar 1553 zu Augsburg geboren; ſein Vater, Hans Paul Herwart, bekleidete verſchiedene höhere Aemter in ſeiner Vaterſtadt; ſeine Mutter war eine Welſer, aus jenem berühmten Geſchlechte, welchem eine Provinz Südamericas gehört hatte, noch berühmter aber durch die liebenswürdigen Eigenſchaften der ſchönen Philippine, Gemahlin Erzherzog Ferdinands.

Ueber Herwarts Jugendjahre haben wir keine Nachrichten; ſeine Erziehung muß indeſſen eine ſehr ſorgfältige geweſen ſeyn, wie wir aus dem Umfang der Kenntniſſe ſchließen, die er in ſpäteren Jahren entwickelte. Aus ſeiner Jugendzeit ſtammt ein Gedicht in italieniſchen achtzeiligen Stanzen, in welchem er die Auferſtehung des Heilands beſingt. Ein tiefes religiöſes Gefühl ſpricht ſich darin aus; die Sprache iſt fließend, und die Verſe ſind zum Theil wohlklingend. Er hatte es ſeinem Vater gewidmet; es iſt der einzige poetiſche Verſuch, der ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren findet.

Nach vollendeten Studien wurde er Doctor der beiden Rechte, und trat dann als Hofrath in bayeriſche Dienſte. Auch ſein Vater hatte die Aemter in der Reichsſtadt niedergelegt, und ſich in Bayern anſäßig gemacht.

Als Erzherzog Carl in Grätz begann, ernſtliche Maßregeln zur Wiederherſtellung des faſt gänzlich in Abgang gekommenen katholiſchen Kirchenthums zu treffen, wandte er ſich an ſeinen Schwager, den Herzog Wilhelm von Bayern, und bat ihn, ihm taugliche Leute zur Beſetzung der Hofämter zu überlaſſen; denn der Adel in Inneröſterreich war beinahe ohne Ausnahme den neuen Lehren zugethan. Bei dieſer Gelegenheit kam Johann Georg Herwart im Jahre 1588 als Canzler an den erzherzoglichen Hof zu Grätz. Wie lange er hier verweilte, vermögen wir nicht anzugeben; wir wiſſen nur, daß er auch eine Zeit lang die Stelle eines Beiſitzers des Reichskammergerichts zu Speyer bekleidete; über den Zeitpunkt dieſer Dienſtleiſtung finden wir jedoch nichts aufgezeichnet.

Digitized by Google

Vom Jahre 1590 an ſehen wir ihn wieder am Münchener Hofe in der wichtigen Stelle eines geheimen Rathes und oberſten Canzlers (nachdem der bisherige oberſte Canzler, Chriſtoph Elſenheimer, gegen Ende des Jahrs 1589 geſtorben war). Ueber acht Jahre lang bekleidete er dieſen Poſten des Vertrauens; nachdem aber Herzog Wilhelm ſeinem Sohn Maximilian die Regierung des Landes völlig und unbedingt übertragen hatte, trat auch in dieſer Verwaltungsſtelle eine Aenderung ein. Herwart, welcher durch ſein aufrichtiges Gutachten, beſonders durch die unverhüllte Darſtellung der bisherigen Gebrechen, den Entſchluß Herzog Wilhelms beſchleunigt hatte, blieb ein thätiges und einflußreiches Mitglied des geheimen Rathes, vertauſchte aber im Jahre 1599 das Amt eines oberſten Canzlers mit dem eines Canzlers der Landſtände, welches zwar nicht unbedeutend, aber bei weitem weniger mühevoll war. Oberſter Canzler ward Joachim von Donnersberg, ein Mann noch in rüſtiger Jugendkraft, deſſen Thätigkeit und Geſchäftskenntniß Herzog Maximilian ſchon in Landshut, wo er Regierungscanzler war, erprobt hatte.

Herwart erhielt dadurch Zeit, ſich wieder mehr den Wiſſenſchaften — beſonders ſeinem Lieblingsſtudium, der Chronologie und Aſtronomie — widmen zu können. Ein großer Theil ſeiner Papiere und Correspondenzen iſt uns erhalten; indem wir dieſelben durchblättern, erſtaunen wir mit Recht über die Vielſeitigkeit ſeiner gelehrten Bildung. Während ein dicker Folioband nur juridiſche Abhandlungen enthält, iſt ein zweiter und dritter mit aſtronomiſchen Rechnungen angefüllt; in einem vierten und fünften wechſeln philoſophiſche Erörterungen mit Auszügen aus Reiſebeſchreibungen und Nachrichten über neuentdeckte Länder, — Forſchungen über römiſche Münzen und über die Obelisken zu Alexandria mit Abhandlungen über den Namen Bojoaria und über die Leuen im bayeriſchen Wappen, — literariſche Nachrichten, Kataloge von Handſchriften und Auszüge aus alten Klaſſikern mit langen Unterſuchungen über die römiſche Zeitrechnung und Tabellen über die Conſular-

Jahre in fortwährendem Vergleich mit den vorchriſtlichen und chriſtlichen Epochen u. ſ. f. Sogar mit der Verwandtſchaft der griechiſchen und deutſchen Sprache beſchäftigte er ſich, und fand beſonders in den Namen der altgriechiſchen Mythologie deutſche Abſtammungen.

Den intereſſanteſten Theil ſeiner Papiere bildet aber ſein Briefwechſel mit ausgezeichneten Gelehrten ſeiner Zeit, beſonders mit Marcus Welſer, Johann Prätorius, David Höſchel, Michael Mäſtlin, und vor Allen mit Johann Kepler, dem Begründer der neuern Aſtronomie. Während Kepler ſich von den eigenen Glaubensgenoſſen verlaſſen, ja verfolgt ſah, weil er die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit des neuen — gregorianiſchen — Kalenders vertheidigte, und (als gläubiger Lutheraner den calviniſtiſchen Richtungen abhold) ſich weigerte, die Concordienformel zu unterſchreiben, fand er an dem Katholiken Herwart einen Beſchützer, dem er ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Glaubens ſein Herz öffnen und ſeine Bedrängniſſe klagen konnte. Herwarts Empfehlung war es, die ihn nach Prag an den Kaiſerhof führte, wo er als Tycho Brahes Nachfolger bald eine ehrenvolle Stelle einnahm, und die bekannten Rudolphiniſchen Tafeln ausarbeitete. Als ihn der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges der ſpäter erlangten Anſtellung zu Linz beraubte, ſchlug ihm Herwart vor, ſeine Ephemeriden zu Ingolſtadt, unter Mitwirkung der Jeſuiten daſelbſt, drucken zu laſſen, und bewirkte ſogar, daß ihm ſelbſt — dem eifrigen Lutheraner — Herzog Maximilian durch den geheimen Rath Jocher ein Aſyl in der Hauptſtadt München anbieten ließ. So hoch ſtand die Wiſſenſchaft in den Augen dieſes großen Regenten.

Wenn wir die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Herwarts betrachten, ſo begegnet uns zuerſt ein Verzeichniß der in der herzoglichen Bücherſammlung zu München befindlichen griechiſchen Handſchriften, welches er im Jahre 1603 drucken ließ. Es iſt dieß wohl überhaupt der erſte Katalog griechiſcher Manuſcripte, der gedruckt worden iſt; auch wußten die Gelehrten



Digitized by Google

aller Länder den ihnen hiedurch erwieſenen Dienſt höchlich zu ſchätzen. Von da an ſcheint ſich Herwart vorzugsweiſe mit mathematiſchen Studien beſchäftigt zu haben. Die große Mühe, welche bei aſtronomiſchen Rechnungen das Multipliciren und Dividiren mit längeren Zahlenreihen verurſachte, ließ in ihm die Idee entſtehen, mittelſt eigener Tabellen dieſe Rechnungsmanipulationen abzukürzen, eine Idee, welche wenige Jahre darauf der Schottländer Neper durch die Erfindung der Logarithmen vervollkommte. Ohne Herwarts Tabellen, welche im Jahre 1610 zu München gedruckt erſchienen, und welche die Frucht eines erſtaunenswerthen Fleißes ſind, würde aber wohl Neper niemals auf den glücklichen und ſinnreichen Gedanken gekommen ſeyn, deſſen Ausführung ſeitdem in der Mathematik überhaupt, und in der Aſtronomie insbeſondere, ſich von hoher Nützlichkeit erwieſen hat.

Mit vorzüglichem Eifer war Herwart auch bemüht, die Aſtronomie auf die Chronologie anzuwenden; auf dieſem Wege gelang es ihm, eine große Anzahl zum Theil ſehr bedeutender chronologiſcher Irrthümer aufzudecken und zu verbeſſern. Die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen und Studien in dieſem Fache ſind in zwei Schriften niedergelegt, deren eine er ſelbſt im Jahre 1612 drucken ließ, während die andere erſt nach ſeinem Tode von ſeinem Sohne Johann Friedrich herausgegeben wurde. Mäſtlin legt in ſeinen Briefen an Kepler großen Werth auf die chronologiſchen Erörterungen Herwarts; er bewunderte ſeinen Scharfſinn, ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen mühſamen Fleiß, ſo wie er auch ſeinem offenen und wohlwollenden Charakter gebührende Anerkennung zollt.

Es liegt eine ſonderbare Schickung darin, daß gerade diejenige Schrift, welche Herwarts Namen am bekannteſten machte, nicht eigentlich aus ſeiner Feder gefloſſen iſt. Ich meine die Vertheidigung Ludwigs des Bayern. Wenn der gelehrte Landſchaftscanzler, wie nicht zu zweifeln iſt, an dieſer gegen den Dominicaner Bzovius — den Fortſetzer des Baronius — gerichteten geharniſchten Streitſchrift einen Antheil hatte, ſo war

Digitized by Google

es wohl hauptſächlich nur der des Zuſammenſuchens und Ordnens der Materialien; er lieferte die Waffen, mit welchen ſodann der Jeſuit Jacob Keller, Rector des Münchener Collegiums, welcher ein ſehr zierliches Latein ſchrieb, den römiſchen Annaliſten bekämpfte. Herwart kann in dieſem Falle immer als der wahre Autor — Urheber — des Buches betrachtet werden, während die Einkleidung von einem Andern herrührt.

Man darf indeſſen nicht glauben, daß Herwart ſich dieſen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen ausſchließend habe hingeben können. Außer ſeinem landſtändiſchen Amte ward er vom Herzoge noch in vielen Staatsgeſchäften in Anſpruch genommen. Wir ſehen ihn als herzoglichen Geſandten auf Reichstagen, auch wurden ihm andere Miſſionen von Wichtigkeit vertraut. Es kam wohl kaum eine Angelegenheit von Bedeutung vor, in welcher Maximilian nicht das Gutachten ſeines erfahrenen Landſchaftscanzlers erholt hätte.

In ſpäteren Jahren litt Herwart häufig an einer ſchmerzhaften Gicht. Ein Gutachten, das er in der ſalzburgiſchen Streitſache erſtattete, unterzeichnete ſtatt ſeiner der oberſte Canzler, mit dem Beiſatze: „Anſtatt des Landſchaftscanzlers, der weder Hände noch Füße, aber deſto beſſer die Zunge rühren kann.“ Er ſtarb in ziemlich hohem Alter zu München den 15. Januar 1622. Seine Nachkommen, denen er auch einen ſchönen Güterbeſitz hinterlaſſen, wurden ſpäter in den Grafenſtand erhoben. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts iſt aber die Familie gänzlich erloſchen.

Ein bleibendes Denkmal ſtiftete ſich Johann Georg Herwart dadurch, daß er ſeine reiche und koſtbare Sammlung von Büchern und Handſchriften dem Jeſuitencollegium zu Ingolſtadt vermachte. Erſt im Jahre 1656 kam dieſes Vermächtniß zum Vollzuge. Jetzt bildet die Sammlung einen nicht unwichtigen Theil der Bibliothek der Hochſchule zu München.



Digitized by Google

## XLVII.

### Der Brief des Grafen von Montalembert an die Redaction.

*Messieurs*,

„J'ai subi en silence les nombreuses attaques qui ont été dirigées contre moi par la ***Gazette universelle d'Augsbourg***, *l'Observateur du Rhin* et autres feuilles allemandes au sujet de mon discours du 2 juillet dernier sur les massacres de la Gallicie; je les ai même subies avec satisfaction; car elles montraient combien le coup que la séance de la Chambre des Pairs du 2 juillet 1846 devait porter à la politique responsable de ces massacres, avait pénétré plus loin et retenti plus haut que je ne pouvais l'espérer."

„Mais il ne saurait en être de même, lorsque je me vois en lutte à d'injustes attaques dans l'organe principal de l'opinion catholique au-delà du Rhin; lorsqu'un journal comme le vôtre, rédigé par des hommes que je m'honore d'avoir eu pour maîtres ou pour amis, n'hèsite pas à me noircir aux yeux des catholiques d'Allemagne, en m'attribuant les motifs les plus étrangers à mes convictions et les plus incompatibles avec mes devoirs. Vous devinez que je veux parler de l'article inséré dans la troisième livraison du tome XVIII de votre recueil, et intitulé: ***Considérations***

Digitized by Google

***Catholiques sur le discours du comte de Montalembert du 2. juillet.***"

„Ce titre seul m'a révolté, et j'ose dire qu'il aurait dû vous révolter également; car vous savez mieux que moi que ces considérations soi-disant *catholiques* sont tout simplement des considerations *autrichiennes*, écrites par le même fonctionnaire de la chancellerie aulique, qui a déjà rempli les colonnes de la *Gazette d'Augsbourg* de ses invectives contre moi; qui a transporté dans votre feuille les idées et les phrases textuelles de cette *Gazette*, qui, du reste, a déjà poursuivi de ses attaques anonymes M. le marquis de Castellane, coupable du même crime que moi, du crime d'avoir dit la vérité sur un grand forfait."

„J'avais soigneusement évité dans mon discours de soulever dans la question catholique une discussion qui pouvait et devait rester purement politique. Rien, par conséquent, n'autorisait votre collaborateur à y rattacher des attaques contre la manière dont je sers la cause catholique, attaques qui n'ont pour but que de détourner l'attention du véritable sujet de la discussion, c'est à dire de la conduite du gouvernement autrichien dans les massacres de la Gallicie."

„Il est vrai que la cause catholique tient par les liens les plus étroits, non pas précisément aux derniers événements de la Gallicie, mais à la cause polonaise en général. A cette occasion je pourrais, moi aussi, m'étonner de voir le recueil catholique le plus accrédité de l'Allemagne se séparer sur cette question de la grande majorité des catholiques du monde, et protester contre la redoutable unanimité qui, chez les catholiques de France, d'Angleterre, d'Irlande, de Belgique, de Hollande, d'Espagne et de toute l'Amerique, proclame le droit impérissable de la Pologne. Je pourrais me demander par quels motifs vous cherchez à rendre les catholiques d'Allemagne solidaires de la grande iniquité du partage de la Pologne, et complice de la longue chaîne de violences et de perfidies que ce crime inexpié a traîné à sa suite: je

Digitized by Google

pourrais chercher quelles sont les raisons politiques qui vous portent à compromettre ainsi la cause de l'Eglise, et je pourrais affirmer que vous la sacrifiez ainsi au désir de plaire à la censure autrichienne et à la politique absolutiste. Je pourrais ajouter que sans doute vous n'avez rien dit à vos lecteurs du long martyre de la vénérable abbesse de Minsk pour ne pas vous brouiller avec cette même police autrichienne qui empêche les compagnes de cette abbesse d'aller la rejoindre à Rome. Mais j'aime bien mieux supposer que ce système, quelque détestable qu'il soit à mon avis, n'a été adopté par vous qu'après un examen consciencieux, et dans la seule vue de servir l'Eglise de la manière la plus conforme à ce que vous croyez ses véritables intérêts. Pourquoi ne me rendriez-vous pas la même justice? Pourquoi me laissez-vous accuser dans votre recueil de compromettre la défense du catholicisme par des *antipathies individuelles*, par des *prétentions nationales*, *et de sacrifier* la *cause de l'Eglise universelle à la politique française?*"

„Ma vie entière, je ne crains pas de l'affirmer, proteste contre une semblable accusation. Depuis quinze ans que je me suis dévoué à la défense de la cause catholique et que j'ai été appelé à prendre part aux affaires politiques de mon pays, j'ai constamment lutté contre l'esprit qui tend à subordonner les intérêts immortels et universels de la vérité et de l'Eglise aux intérêts d'une puissance temporelle quelle qu'elle soit. Mes écrits, mes nombreux discours sont là pour en faire foi. En politique, j'ai vingt fois lutté contre les préjugés, contre les passions de mon pays; et comme je l'ai proclamé à la tribune, lorsqu'en 1840, j'ai dû me séparer de la plupart de mes amis politiques sur la question Egyptienne, j'ai toujours cru que *la vérité était la première patrie de l'honnête homme*. Né dans l'exil et ayant achevé mon éducation parmi vous, je n'ai jamais connu ce nationalisme païen qui sacrifie tous les droits et tous les intérêts de l'humanité à l'orgueil égoïste et cruel que certains diplomates et certains démagogues déguisent si souvent sous

Digitized by Google

le nom de patriotisme. J'ai defendu de mon mieux l'honneur et la puissance de mon pays, comme mon devoir m'y obligeait, mais jamais aux dépens de la justice ni de la vérité; j'ajouterai même, jamais aux dépens de l'Allemagne. Et si vous m'aviez fait l'honneur de lire mon dernier discours sur le développement des forces maritimes de la France, vous auriez vu que je trouvais précisément dans ce développement, le moyen de fonder une alliance sincère et solide entre la France et l'Allemagne et de rassurer les peuples que peuvent encore inquiéter les souvenirs de nos conquêtes continentales."

„En ce qui touche à la cause catholique, je crois certes qu'elle est inséparable des véritables intérêts de la France. Je crois que la France est plus qu'aucune autre nation, obligée de défendre l'Eglise, parce qu'elle est sa fille aînée, parce qu'elle est entrée la première de toutes les nations européenes dans la voie de l'Orthodoxie, qu'elle y est demeurée la plus fidèle, et aussi parce qu'elle a beaucoup à expier envers sa mère. Mais il y a un abyme entre le juste orgueil qu'on éprouve à être à la fois Catholique et Français, et la prétention d'itentifier les droits éternels du catholicisme avec la politique étroite et éphémère de tel ministre ou de tel parti, parce que ce parti ou ce ministre sont français. Si votre collaborateur était le moins du monde au courant des affaires religieuses de la France, il saurait, par exemple, que personne n'a plus reprouvé que mes amis et moi les pitoyables intrigues par lesquelles le ministère actuel et son ambassadeur, M. Rossi, ont cherché à faire du St. Siège l'instrument ou l'auxiliaire de la politique française. Il est vrai que nous croyons, non comme français, mais comme chrétiens, que le mal serait peut-être encore plus grand, si le Saint-Siège était l'instrument ou l'auxiliaire de l'Autriche."

„Ailleurs, vous établissez comme certain que j'ai avancé plus ou moins sciemment des faits faux au sujet des derniers massacres de la Gallicie: Vous oubliez, Messieurs, que ces faits avancés par moi à la Chambre des Pairs de France, l'ont été également à la Chambre des

Pairs d'Angleterre par le Pair Catholique Lord Beaumont, et à la Chambre des Communes par une foule d'orateurs; vous oubliez qu'ils ont ainsi retenti dans les assemblées les plus solennelles du monde, en présence des hommes les plus importants de deux Gouvernements alliés de l'Autriche; que M. Guizot n'a rien nié, que Lord Palmerston a tout confirmé, et que ces faits ont ainsi acquis un caractère d'évidence qui ne sera certes point affaibli par les démentis anonymes dont vous vous êtes rendus l'écho."

„Vous me reprochez de n'avoir pas écouté la défense après avoir écouté l'accusation, et d'avoir refusé au Gouvernement autrichien ce jugement équitable qu'un chrétien doit à tout accusé."

„Je proteste formellement contre cette imputation. Avant de monter à la tribune, comme depuis que j'en suis descendu, j'ai écouté, lu, examiné, avec un soin scrupuleux, tout ce qui a été publié à la décharge de l'Autriche dans les journaux qui lui sont dévoués et notamment la publication semiofficielle qui a été faite récemment à Mayence sous le titre de: *Aufschlüsse über die jüngsten Ereignisse in Polen: nebst sechszehn authentischen Aktenstücken, bei Kirchheim, Schott* etc. Si j'avais trouvé dans ces divers écrits la moindre démonstration du crime des victimes, de l'innocence des bourreaux, je n'aurais pas hésité soit à me taire soit à avouer mon erreur, dans la cas où j'aurais déja parlé; car je n'ai jamais prétendu à une infaillibilité quelconque. Mais je le déclare solennellement, je n'ai pas même rencontré l'ombre d'une preuve qui pût absoudre le Gouvernement autrichien, ou me porter à retracter la moindre de mes accusations contre-lui."

„La publication faite à Mayence et recommandée par la *Gazette d'Augsbourg* et autres feuilles comme une apologie complète de l'Autriche, contient seize documents qui presque tous, ont été cités dans les journaux français et anglais et dont pas un seul ne se rapporte directement aux massacres de la Gallicie. Ces pièces sont

Digitized by Google

précédées d'une sorte de récit relatif à ces massacres, et où l'on trouve des accusations et des aveux également significatifs.

„En fait d'accusations, que pensez-vous de celle-ci, vous qui avez toujours défendu le clergé catholique de Gallicie?"

„„Dass der Mitverschworene und der Sache der Revolution eifrig ergebene Pfarrer Morgenstern von Lissagora den Bauern, als dort die Revolution erklärt ward, vorstellte: *es gebe keine Hölle und kein Fegefeuer, daher sei es erlaubt, Branntwein zu trinken; auch sei jetzt* die Zeit, das Vaterland zu retten, sie möchten daher mit ihm nach Tarnow ziehen, die Stadt anzünden, sie plündern und alle Deutschen ermorden."" (p. 16.)

„En fait d'aveux, que pensez vous de celui ci?"

„„Vom 19 bis 23 Februar wurden, ausser den Gefangenen, in die gedachte Kreisstadt 146 Leichen gebracht, von welchen bei Vornahme der Recognition nur 30 Personen erkannt wurden . . . . Die übrigen 116 Menschenkörper waren durch die Schläge mit Prügeln und Dreschflegeln unkenntlich geworden."" (p. 17.)

„Du reste, pas un seul fait positif à la *charge d'aucune des victimes*, pas un seul effort pour atténuer l'horreur de l'attentat: rien que des affirmations générales, des promesses de révélations *futures*, des déclamations contre le danger des révolutions pour ceux-là mêmes qui les suscitent."

„Veut-on une preuve sans réplique du néant de cette soi-disant apologie? La voici: excepté ce Curé Morgenstern que je citais tout-à-l'heure, elle ne renferme *pas même le nom* d'un seul des prétendus conjurés que l'on a fait immoler! Il en a péri quatorze cents; et sur ces quatorze cents, on ne peut pas en désigner un seul dont le crime fût plus évident que celui des autres. Ils gisent là tous ensemble, confondus dans une mêlée sanglante, entassés sans distinction de rang ou de mérite, sous le

Digitized by Google

poids de la calomnie officielle, comme ils l'ont été sous le fer des assassins!"

„Jusqu'à présent, je n'ai découvert qu'une seule erreur dans tout ce que j'ai avancé: Je me suis trompé en annoçant l'assassinat de M. Henri Bogusz, le dernier de cette famille, sur la foi d'une lettre qui émanait d'une source infiniment respectable et qui m'a été remise au moment même où je montais à la tribune. J'ai été victime d'un renseignement tout-à-fait controuvé; M. Bogusz vit encore. Mais les *seize* membres de la famille Bogusz dont ce dernier survivant a dénoncé publiquement le meurtre en termes que l'Europe n'a point oubliés, sont bien morts, et nul ne songe à contester leur assassinat."

„Mais le paysan Szela, auteur de ces seize assassinats et de tant d'autres, pour le compte du Gouvernement autrichien, est encore impuni ainsi que tous ses complices!"

„Sortons de ces détails et résumons toute la question en un mot. Dans les dix derniers jours de Février 1846, plus de *mille sujets autrichiens ont été égorgés*, sans procès, sans accusateurs et sans juges; par la main des paysans de leurs environs. On connait les noms des victimes; on connait mieux encore ceux des assassins. Sept mois se sont écoulés depuis cette catastrophe; — une instruction judiciaire a été commencée; *pas un seul des assassins n'a été ni poursuivi, ni puni;* et tout au contraire des proclamations impériales ont déclaré qu'ils avaient fait leur devoir et rendu service à la monarchie."

„Tout récemment encore des récompenses en argent ont été officiellement décernées aux villages où l'on avait le plus tué."

„En revanche, *pas un seul* des suppliciés n'a pu été convaincu d'un crime quelconque."

„Assurément une procédure judiciaire, faite ainsi après coup, par des juges amovibles, sans aucune publicité, en l'absence de l'accusé qui a été exécuté avant d'avoir été condamné, et dont il faut à tout prix établir la culpabilité posthume; assurément, dis-je, une pro-

Digitized by Google

cédure semblable, quand bien même elle aboutirait à la proclamation de cette culpabilité, n'aurait qu'une valeur dérisoire aux yeux de l'opinion européenne et de la postérité."

„Mais lorsque cette procédure entamée depuis six mois, n'a pas encore pu attribuer *un crime certain* à *une seule* des mille victimes, on peut en conclure sans crainte qu'il n'y a pas d'autres coupables que les accusateurs, les bourreaux et ceux qui les ont payés."

C'étaient, nous dit-on, des *conspirateurs*, et leur crime est retombé sur leur propre tête. C'est précisément ce qui a été dit des victimes de deux forfaits absolument semblables aux événemens de Gallicie: du massacre de la St. Barthélemy en 1572 et de celui des prisons de Paris, le 2 Septembre 1792. Le lendemain de ces jours affreux, il fut *officiellement* établi que l'Amiral de Colygny et les protestants avaient *conspiré* contre Charles IX., et que les prêtres, les nobles, la princesse de Lamballe et autres égorgés aux Carmes et à l'Abbaye, avaient *conspiré* contre la *nation;* mais chacun sait le compte que l'histoire a tenu de ces accusations; chacun sait la place qu'occupent dans l'horreur et le mépris du genre humain ceux qui ont ordonné ces massacres et ceux qui s'en sont constitués les apologistes."

„Dans son discours du 17. Août dernier, lord Palmerston, Ministre des affaires étrangères d'Angleterre, a dit: „„Les détails des atrocités commises dans cette province sont, je puis le dire, sans exemple, peut-être dans aucun siècle, mais à coup sûr dans les temps modernes. Je ne puis croire que ces atrocités aient été sanctionnées par le Gouvernement autrichien, ni connues de lui: mais je ne suis pas en état de nier, et je ne serais pas éloigné de croire que ces atrocités ont été dues aux autorités locales de la province.""

„Le noble Lord ignorait sans doute alors que le Gouvernement autrichien avait pris sur lui la responsabilité de toutes ces atrocités, en faisant à la noblesse de ses états l'injure de lui agréger les Berndt, les Breindl,

Digitized by Google

et les autres chefs des autorités locales que désignait ainsi le Ministre anglais.“

„Votre collaborateur a prétendu en outre que j'étais animé d'une rancune personnelle contre l'Autriche. Rien de moins vrai. Je n'ai aucun sujet de plainte contre l'Autriche. J'ai parcouru à diverses reprises presque tous les vastes états de cette monarchie, depuis Milan jusqu' à Prague, depuis le lac de Constance jusqu' aux confins de la Valachie. J'y ai vu comme partout du bien et du mal, et je n'hésiterai pas à reconnaître (malgré mon aversion pour la *bureaucratie* dont l'Autriche est infestée) que le bien l'emporte de beaucoup sur le mal, et que la grande majorité des peuples soumis au sceptre autrichien m'a paru heureuse et prospère. J'ajouterai que, comme catholique et comme admirateur des grandeurs du passé, j'éprouve un respect naturel et instinctif pour les descendants de Rodolphe de Habsbourg, de Ferdinand II et de Marie Thérèse.“

„Mais plus on admire ce qu'il y a de bon et de catholique en Autriche, plus on doit se sentir forcé de proclamer que, des trois puissances co-partageantes de la Pologne, la plus coupable a été sans contredit l'Autriche; elle qui, puissance catholique, Monarchie *apostolique*, sauvée par un roi de Pologne en 1685, n'a pas craint de trahir tous les principes et toutes les traditions de la société chrétienne, pour s'associer à l'oeuvre des successeurs d'Albert l'apostat et d'Ivan le sanguinaire; pour devenir, aux grands applaudissements de Voltaire*), la complice de Frédéric II et de Catharine II.

„Quels-que soient les reproches qu'on ait le droit d'adresser aux Polonais de nos jours, soit à la partie démagogique de l'émigration, soit à ceux qu'on qualifie de conspirateurs dans l'intérieur du pays; où est le juge impartial qui ne reconnaîtra pas dans ces torts la con-

---

*) Voyez les extraits de la correspondance de Voltaire sur le partage de la Pologne, dans l'excellent Opuscule de M. Romain-Cornut, intitulé „*Voltaire et la Pologne.*“

Digitized by Google

séquence toute naturelle de la monstrueuse iniquité dont leur patrie a été victime? Comme je l'ai dit et comme je le répéterai sans cesse; quand on a semé la spoliation, le parjure, la violation sacrilége de toutes les lois de l'ordre social, de quel droit peut-on s'attendre à recueillir l'obéissance, l'ordre et la paix? L'expérience de l'histoire ne nous apprend-elle pas chaque jour que les crimes sociaux reçoivent toujours leur châtiment dès cette terre? Vous, Messieurs, qui proclamez si souvent et avec tant d'éloquence cette loi de la justice divine, lorqu'il s'agit des crimes de la Réformation et de la Révolution française; comment ne comprenez vous pas qu'elle s'applique également à ce crime sans pareil par lequel l'Autriche et ses alliés ont tenté d'effacer du livre des vivants un peuple de vingt millions de chrétiens, qui avait été si long-temps le boulevard de l'Eglise et de l'indépendance européenne?"

„Je reviens maintenant à votre collaborateur."

„En relevant la phrase de mon discours où je parlais *de ces écrivains mercenaires qui trempaient leur plume vénale dans une encre sanglante pour insulter, au nom du catholicisme, à la mémoire de ceux que l'Autriche avait immolés;*"

„Il a osé répéter dans votre feuille ce qu'il avait déja dit dans la *Gazette d'Augsbourg*, que ces expressions dont il devait mieux que personne apprécier la portée, constituaient la plus grave injure . . . à qui? . . . au Saint-Siége et au Pape Grégoire XVI!"

„La police autrichienne passe pour habile; mais je défie toute son habileté de transformer un Ultramontain comme moi en détracteur de la Papauté. Et ici, je ne crains pas de retorquer l'accusation de mon adversaire contre lui-même. C'est *lui* qui insulte le Vénérable Pontife dont il parle, en interprétant l'Encyclique donnée à Rome, le 28. Février, comme une approbation des massacres commis en Gallicie du 19. au 24. du même mois. C'est *lui* qui essaie de souiller la mémoire du Pontife que l'Eglise regrette, en cherchant à le rendre

Digitized by Google

solidaire d'un des forfaits le plus odieux que le dix-neuvième siècle ait vu éclore."

„Il a osé de plus déclarer que mon langage rappelait celui des Jacobins de la Convention. L'allusion est au moins imprudente! Je n'ai pas assez étudié les discours des orateurs de la *Montagne* pour savoir à quel point mon langage ressemble au leur, ni à quel point la Chambre des Pairs, qui a daigné accueillir mes paroles avec une sympathie unanime, tolérait dans son sein le style de la Convention. Mais je sais très bien quels ont été les actes de la Convention, et je sais aussi par qui ces actes ont été imités de nos jours. La Convention lançait contre ses ennemis des hordes d'assassins gagés; et quand ses émissaires avaient rempli leur mission, quand ils s'étaient baignés dans le sang de leurs anciens maitres, elle les felicitait de leur oeuvre; elle les remerciait d'avoir débarrassé l'Etat des *conspirateurs* qui menaçaient la sureté publique; elle déclarait qu'ils avaient bien mérité de la patrie."

„C'est précisement ce que vient de faire, cinquante ans aprés la chute de la convention, le gouvernement de Sa Majeste Imperiale et Royale Apostolique."

„Encore un mot et j'aurai fini. Quand nous autres, orateurs parlementaires de France ou d'Angleterre, complétement indépendans et désintéréssés vis à vis de tous les pouvoirs de ce monde, nous défendons la cause d'une nation opprimée, l'honeur de ses exilés, la mémoire de ses enfans egorgés; et quand ce devoir accompli nous vaut les injures et les calomnies des serviteurs de l'oppression victoireuse; il doit nous être permis de rappeler à ces téméraires apologistes la différence de leur position et de la nôtre. Il doit m'être permis, pour ma part, de dire que non seulement je n'ai contre l'Autriche aucun grief personnel, mais encore que je n'ai aucune obligation à la Pologne en général ni à aucun Polonais en particulier. La généreuse et infortunée Pologne n'a jamais pu rien faire pour moi, et quand elle sera ressuscitée, elle ne pourra pas davantage. C'est donc le pur

amour de la justice et de la verité qui a seul armé pour elle ma parole; et cette parole n'a rien à craindre ni a espérer ici-bas. Je ne suis payé par personne pour voiler la honte de ceux que je défends, pour insulter jusque dans leur tombe ceux que je combats. Je défie celui qui m'a calomnié dans vos feuilles de se rendre le même témoignage."

„Dans cette France que vous attaquez, la loi me donnerait le droit d'exiger l'insertion de ma réponse dans votre recueil: je la demande à votre loyauté et à votre ancienne amitié, en vous promettant d'avance de ne rien répliquer à ce que vous jugerez à propos d'ajouter."

„Recevez, Messieurs, l'assurance de ma sincère et affectueuse considération

La Roche-en-Brenyce 5. Octobre 1846.

*Charles Comte de Montalembert.*

---

Das laufende Jahr hat ſich mit einem hochtragiſchen Acte eingeführt, der in Folge der Schilderhebung des polniſchen Adels eingetreten. Was dieſen dazu bewogen, mitten im Frieden das Schwert zu ziehen, muß zur Sprache kommen, wenn von der Würdigung der ganzen Handlung die Rede iſt. Gott wird in dieſer Sache richten, und durch den Mund der Geſchichte ſeine Urtheilsſprüche verkünden; hier aber, wo wir bloß von der dießmal vollbrachten Thatſache zu reden haben, ſind Erörterungen darüber überflüſſig. Genug, der Adel hat ſeine Sache auf das Schwert geſetzt, und das Gottesurtheil im Kampfe angerufen. Kriegsrecht aber iſt Naturrecht; die eiſerne Naturgewalt richtet nach dem unbeugſamen Geſetz, das Gott ihrem Nacken aufgelegt; der Erfolg entſcheidet, mit ihm iſt nicht zu hadern. Vae victis! Die Urtheile der Verhängniſſe ſind für den Fall in letzter Inſtanz geſprochen. Der Theil des Adels, der aufgeſtanden, aber hat ſeine Waffen nicht an denen, gegen die der Aufſtand gerichtet war, am herrſchenden Stamm der Deutſchen verſuchen können; denn aus den Dra-

chenzähnen, die er in die Kriegsfurche eingeſäet, ſind ſenſenbewaffnete Männer der Scholle hervorgewachſen, die an ihrer Stelle eingetreten. Im Bauernkriege, der ſich um die Ritter her erhoben, haben dieſe, wie natürlich, den Kürzern gezogen, und wurden durch die Spieße gejagt. Nun haben Scenen ſich ereignet, bei deren Anblick das Herz blutet; denn die Natur in Leidenſchaft wüthet und ſchäumt wie ein reißendes Thier; helfe Gott denen, die ihrer erbarmungsloſen Wuth verfallen, unter ihren Tatzen bluten!

Das war der Morgengruß, womit das aufgehende Jahr die Zeitgenoſſen empfangen; der Eindruck, den das Ereigniß auf ſie gemacht, war bis zum tiefſten Mark einſchneidend. Dieſe Zeitgenoſſenſchaft hat ſich einem großen Theile nach innerlich in einen fortdauernden Kriegszuſtand verſetzt; die geiſtige Völlerei, der ſie ſich hingegeben, hat ihre Lebenskraft geſchwächt und abgeſtumpft, und in der ſiechen Reizbarkeit dann alle Leidenſchaften losgelaſſen; Sectenwuth, Parteiwuth, Ideenwuth haben ihre Schlünde aufgethan, und all ihren umnachtenden Qualm ausgeſtoſſen; in hochmüthiger Selbſtüberhebung iſt dieſer aufgeſtiegen, und hat den ganzen Geſichtskreis des innern Menſchen umhüllt, und ſeine Sehkraft alſo benebelt, daß er beinahe unzurechnungsfähig geworden. Dieſer Theil der Mitwelt, der unheilbarer Manie verfallen, in der heutigen Geſellſchaft umirrt, hat zuerſt von der Begebenheit Notiz genommen; und die Veränderung, die in all ſeinen Geſichtszügen vorgegangen, und die Töne, die er ausgeſtoſſen, haben den Eindruck verrathen, den ſie auf ihn gemacht. Die öſterreichiſche Regierung hat nur abwehrend in das raſende Gewirre eingegriffen, damit ſie die Kämpfenden auseinanderbringe; umſonſt! ihr Anblick hat nur die Krämpfe aufgeregt; der halbthieriſche Schrei, in dem die Gebundenheit der Irren ſich ausläßt, hat ſie empfangen: das iſt die böſe Feindin, die all dieſe Zwietracht ausgeſäet; ſie iſt all dieſes Blutes ſchuldig, nieder mit der Sünderin! So wurde ſie aus dem Haufen der an Menſchenverſtand ſchadhaft Gewordenen angeſchrieen. Wer die

nordiſchen Zeitungen in dieſer Zeit geleſen, fühlte, wenn noch ein Funke von Ehre ihm geblieben, ſein Angeſicht von brennender Schamröthe überflogen.

Indeſſen noch nicht Alle, die der Gegenwart angehören, ſind dem wirren Geiſte unbedingt verfallen, der durch dieſe Zeiten geht. Viele noch haben ihren geſunden Sinnen ein geſundes religiöſes Princip, als den Lebensothem der Seele, bewahrt; und indem ſie unbeſorgt und fröhlich in ihm athmen, findet ihr Geiſt ſich von innen heraus gehoben und gekräftigt, daß er überall nach dem Rechten und Wahren ſtrebt; und in dieſem Streben begegnen ſie ſich häufig auf den Wegen, die zum Guten führen. Aber auch von ihnen iſt ein guter Theil dieſer Meinung des Irrſeyns im Geiſte und der Monomanie im eigenſüchtigen Willen beigefallen; und auch ſie wollen jene Regierung der Unthat anſchuldigen, und ihre Stimme läßt ſich durch Ignoriren nicht beſeitigen; denn ſie bekömmt durch die Unbeſcholtenheit der Stimmführer ein verführeriſches Gewicht. Ihre ſittliche Natur hat geſchaudert vor den Gräueln, die vorgefallen; was ritterlich Kräftiges in einzelnen Opfern hervorgetreten, wird in ihrer bedauernden Theilnahme hervorgezogen; was in der frechen Verwegenheit Anderer Tadelhaftes gelegen, wird vom Mitleid bedeckt; die Ungeſchlachtheit der Bauern weckt kein Intereſſe; die Regierung, der all der Vortheil des Kampfes zugefallen, iſt man daher geneigt, zur Mitſchuld beizuziehen, und ſie für alle vorgefallene Ungebühr verantwortlich zu machen. Man ſieht, wenn auch edlere Motive zu Grunde gelegen, das Endergebniß iſt doch dasſelbe; und das Gewiſſen der alſo Urtheilenden findet ſeine Beruhigung in der Zuſtimmung ſo vieler Andern, die gleichfalls ein Herz für die übergroße Calamität in der Bruſt getragen. Die Regierung aber, beſonders wenn ſie auf's Schweigen ſich verlegt, mag die Unbill hinnehmen, und nach Belieben ſie verwinden.

Zu der Claſſe ehrenhafter Männer, die wir hier im Auge haben, müſſen wir den edeln Pair auch zählen, deſſen Zuſchrift wir, ſeinem Geſuch ohne Bedenken entſprechend, in dieſen Blät-

tern ſeinem ganzen Inhalt nach aufgenommen. Schon als Jüngling hat er vor derſelben Kammer, zu der er in der vorliegenden Angelegenheit geredet, mit warmer Beredſamkeit die Freiheit der Familie gegen das Monopol der Zünftigen in der Univerſität vertheidigt. Gleichzeitig hat er, im Avenir mit Gleichgeſinnten verbunden, die Breſche beſetzt, die die Julirevolution in die Ordnung der Kirche geſchlagen, und auf ihre gänzliche Trennung vom Staat gedrungen. Es hatte ſich, nachdem die dringende Gefahr vorübergegangen, und der erſte Eifer des Widerſtandes ſich gelegt, bald ausgewieſen, daß weit gefehlt, daß das Chriſtenthum eine ſolche Trennung gebiete, es vielmehr in allen ſeinen Gründen darauf gewieſen ſei, die Einigung zu fördern und fruchtbar zu machen; und ſo hatte der römiſche Stuhl, darum befragt, ſeinen Entſcheid in dieſer Richtung gegeben, und nun war er der Erſten Einer, der von dem Unternehmen ſich losgeſagt, damit die Eintracht keine Störung leide. Seither haben wir ihn überall, wo der Kirche oder wohlverſtandenen politiſchen Freiheit von Seite der Gewalt eine Gefahr gedroht, ſeine beredte Stimme erheben hören, und ſeiner Beredſamkeit iſt es mehr als einmal gelungen, das ihr gefliſſentlich verſchloſſene Ohr der Gegner zu brechen, und den Unwilligen Achtung und Scheu zu gebieten. Die Dankbarkeit, die wir ihm für dieſe ſeine Unermüdlichkeit ſchuldig ſind, dürfen wir, die Katholiſchen insbeſondere, nie vergeſſen, auch wo er irrt; und ſelbſt wo er gröblich irrt, will es ſich gebühren, daß wir der Beſtreitung ſeiner Irrthümer neuerdings eine ſolche Anerkenntniß unſerer Verbindlichkeit voranſenden.

Der edle Pair hat in der Rede, die er am zweiten Juli in der erſten Kammer abgehalten, nachdem er die im Kreis von Tarnow vorgefallenen Gräuel erzählt, zuletzt aus einem Briefe, der ihm im Augenblicke, wo er die Rednerbühne beſtiegen, aus Gallizien zugekommen, die Nachricht der erſtaunten Kammer mitgetheilt: Bogusz, der um den Mord von ſechszehn ſeiner Angehörigen klagbar eingekommen, ſei vor acht Tagen, zwei Stunden von jener Stadt, erwürgt worden; denn, ſagte er,

der Urheber einer ſo unbequemen Klage habe ſich ſelber unbequem gemacht, er habe verſchwinden müſſen, und ſo ſei er weggeräumt worden, ſeine klagende Stimme werde nicht ferner mehr ungelegen kommen. Darauf hatte er hinzugefügt: und nun ſcheue ich mich nicht mehr des Ausſpruchs: alle die erzählten Gräuel ſind zum großen Theile das Werk der öſterreichiſchen Regierung geweſen. Als erſten Beweis dieſer Anklage führt er die Unterlaſſung jeder Vorkehr an, um dem Ausbruch der Verſchwörung vorzubeugen, ſich dabei auf einen Brief des Fürſten von Metternich beziehend, der Zeugniß gebe, daß er dieſen Ausbruch gefürchtet. Als zweiten Beweis gelten ihm die Preiſe, die die höhern Beamten der öſterreichiſchen Verwaltung für die Einlieferung der Leichen der Ermordeten den Mördern ausgeſetzt; ein Blutgeld, ſo lange ausgezahlt, bis die Kaſſen ſich daran verblutet. Correſpondenten, wieder Augenzeugen aus Gallizien, haben das ausgeſagt, und der Prinz von Schwarzenberg hatte die Wahrheit des ausgeſetzten Preiſes für die Einlieferung der Lebenden, aus Gründen der Menſchlichkeit, in der Augsburger Zeitung vom 28. April 1846 conſtatirt. Der dritte ſtärkſte Beweis aber iſt der kaiſerliche Erlaß, der die Bauern belobt, daß ſie ſich zur Handhabung der Ordnung und des Geſetzes erhoben, und die Pläne ihrer Feinde alſo vernichtet haben.

So alſo war im Angeſichte Europas auf der franzöſiſchen Rednerbühne die öſterreichiſche Regierung des blutgierigſten Machiavellismus angeklagt. Im Dunkeln war ſie der Verſchwörung nachgeſchlichen; in allen ihren Verſtecken hatte ſie die Sorgloſe bewacht, und die Unbehuthe, als hätte ſie nichts geſehen, gewähren laſſen. Unterdeſſen hatte ſie, wieder im Schatten der Nacht, die Bauern ſich gewonnen, mit Mordwaffen im Stillen ſie verſehen, und ſie in ihrem Gebrauch geübt. Endlich als das Werk der Iniquität zum Schluß gekommen, und die Verſchwornen, heißen Blutes wie ſie von je geweſen, losgebrochen, da wurden alle Stricke des Netzes angezogen, und die Schlachtopfer ſchwarzer Tücke fanden ſchnell in den geleg-

ten Fallſtricken ſich verwickelt und gefangen. Nun wurden die bewaffneten Mörderbanden durch die geſetzten Preiſe angeſtachelt, durch Branntwein bis zur viehiſchen Wildheit berauſcht, losgelaſſen, und ſofort die Gräuelſcenen vor den Augen der erſchrockenen Welt aufgeführt. Zum Schluſſe der haarańſträubenden Tragödie wurde nicht etwa das Recht gehandhabt, durch Beſtrafung der Verbrecher und den Lohn derer, die ſich bewährt gefunden; ſondern jene wurden im Erlaſſe hoch belobt, das Andenken der Bedauernswerthen aber, die mit den wenigen Schuldigen ſich verwickelt, wurde feiler Verläumdung hingegeben, daß ſie vollende, was die ſchnöde Gewalt angefangen. Kein Wunder, daß eine lebhafte und langdauernde Bewegung des Beifalls dieſe Anklage aufgenommen; die Hörer mußten vorausſetzen, daß das Geſagte auf einem feſten, nicht zu erſchütternden Grunde ruhe, und daß das bisherige Schweigen der Angeklagten gegen ſie Zeugniß gebe. Als daher der Miniſter des Aeußern warnend ſagte: die Inſtruction des vorliegenden Proceſſes verhandle ſich vor Europa nicht in Frankreich; die Debatte über die inneren Acte einer Regierung ſei nicht dieſes Ortes, und es ſei nicht ſeine Sache, die angeregten Thatſachen zu verhandeln, und ihre Wahrheit zu leugnen oder einzugeſtehen; nur das dürfe er nicht geſtatten, daß man aus ſeinem Schweigen irgend eine Folgerung ziehe. — Als er dieſe ruhig beſonnenen Worte geredet, deutete man ſie als eine indirecte Beſtätigung der Anklage, und einen durch ſeine Schwäche geſcheiterten Verſuch der Vertheidigung des Fürſten von Metternich. Um dieſelbe Zeit geſchah, gleichfalls auf den Antrag eines ehrenwerthen katholiſchen Pairs, eine ähnliche Verhandlung im engliſchen Parlament, wobei der dortige Miniſter erklärte: die vorgefallenen Gräuel könne er nicht leugnen, aber auch ſich nicht entſchließen, an ihre Gutheißung durch die öſterreichiſche Regierung zu glauben; ſeine Ueberzeugung neige dahin, ſie den Lokalbehörden der Provinz zuzuſchreiben, „mit dieſer Aeußerung der Regierung wenigſtens das Berufen auf den Drang

der Umſtände, der dieſe Behörden, zwiſchen Leben und Tod geſtellt, auf die eigene Perſönlichkeit angewieſen, geſtattend."

So hat das Ausland die Vorgänge genommen, und die Rückſichtsloſigkeit, womit ſeine Gedanken darüber auf offener Rednerbühne ſich ausgeſprochen, mußte uns erinnern, daß wir im Inlande, dem Schauplatze dieſer betrübten Ereigniſſe am nächſten, über die wir uns in der durch die Ueberraſchung unverkennbar durchbrechenden Wahrheit leicht eine vorläufige Meinung bilden konnten, auch einiges Recht hatten, gehört zu werden. Wir achten jede fremde Nationalität; der politiſche Tact der Engländer wird ohne Bedenken von uns bewundert und anerkannt; die gewandte Handhabung der Calcüle und Formeln politiſcher Mechanik, zu der es die Franzoſen gebracht, wir laſſen ſie gelten in ihrer Art und ihrem Werthe; ſelbſt die Fügſamkeit unter das eiſerne Joch einer Führung, die ihm Heil und Unheil ſpinnt, in der ſich ein Theil des Slavenvolks den Schickſalsmächten hingegeben, während ein anderes ſich in verſpäteter Ritterlichkeit gefallen, laſſen wir uns, als unvermeidliche Gegenſätze in der Geſchichte jenes Volks gefallen; aber Nationalität gegen Nationalität geſtellt, auch wir haben die Unſere, und ſie wird in unſerer Würdigung billig nicht an den letzten Platz geſtellt. Es iſt uns noch nicht geläufig worden, unſere Regierungen gänzlich aus dem Inbegriff des Volkes auszuſchließen, und ſie allein geſtellt, etwa als einem fremden, erobernden Volke angehörig, nur zum Gegenſtande haſſender Gefühle zu machen. Wir erkennen ſie vielmehr als Fleiſch von unſerm Fleiſche und Bein von unſerm Beine, ohne uns darum verantwortlich zu machen für jeden Fehler und Mißgriff, den ſie begehen mögen; aber wenn man leichtfertig ſie einer kalten, heimtückiſchen, überlegten Bosheit, einer fortgeſetzten grauſamen Argliſt und Treuloſigkeit anſchuldigt, dann regt ſich das Blut in uns; wir erkennen einen ſolchen Angriff auf ihre Ehre als Einen gegen uns ſelbſt gerichtet, und wir halten uns verpflichtet, eine ſolche Unbill

Digitized by Google

mit allen Kräften und mit aller Entrüſtung des verletzten Nationalgefühles abzuweiſen.

Als daher die Anklage zu unſerer Kenntniß gekommen, mußte die erſte Frage ſeyn, die uns aufgeſtiegen: iſt es auch nur möglicher Weiſe denkbar, daß eine Regierung, die in unſerer Mitte lebt, von deren Thun und Laſſen, was ſich, wie die Zeiten laufen, durch kein Mittel vertuſchen läßt, wir alltäglich Zeugen ſind, ſich ſo vergeſſen könne, daß ſie durch langen Zeitraum einem ſolchen Werk der Finſterniß ſich hingegeben, und gegen alle ihre Neigungen und Intereſſen über dieſer Conſpiration gegen den polniſchen Adel ihres eigenen Landes mit haſſender, unmotivirter Rachſucht brütend, die Ausführung eines ſo teufliſchen Planes bis zur äußerſten Spitze des Gräuelhaften hingetrieben? Die Empörung aller Gefühle in der Bruſt konnte die Antwort keinen Augenblick zweifelhaft laſſen; was wir wußten vom Verlauf der Sache, widerſprach überlaut einer ſolchen monſtröſen Anſicht. Man hat ſeit Generationen vielerlei Klagen und Vorwürfe gegen die öſterreichiſche Regierung artikulirt; es waren hauptſächtlich Unterlaſſungsſünden, die man ihr vorgeworfen; aber ſolch einer abgründigen, poſitiven, moraliſchen Verderbniß hat noch Niemand ſie anzuſchuldigen gewagt. Wenn es in Frankreich zu den Gräueln der Bluthochzeit gekommen, ſo mußten, damit ſie möglich wurden, andere Gräuelhaftigkeiten, in Mitte eines im ſcheußlichſten Bürgerkrieg zerriſſenen Volkes, ihr den Weg bereiten; es bedurfte eines noch ſcheußlicheren Blutbades, das fünf Jahre früher die Hugonotten, in der ſogenannten Michelade, durch dreitägige kaltblütige Hinſchlachtung ihrer Gegner von Nismes angerichtet; es bedurfte einer im Gefolge früherer Verſchuldung hinwelkenden Dynaſtie, und eines ausländiſchen, in der Schule des Machiavellismus erzogenen Weibes, um dieſe Ausgeburt eines unſeligen Augenblickes hervorzurufen. Wenn in der Revolution in ſchneller Folge gräuelhafte Ausgeburten aus dem Abgrund hervorgeſtiegen, ſo hat damals das freſſende Feuer, das aus der Höhe auf die Geſellſchaft herabgefallen, ſich ſchnell bis zum

Mark durchbrennend, alle dieſe Scheuſale wie motivirt, ſo auch erklärt. Aber Oeſterreich? ihm in dieſer Zeit, unter den vorliegenden Umſtänden, eine ſolche improviſirte Unthat aufzubürden! ihr mögt ihm hundert Dinge nachreden, aber muthet der Welt, die noch bei Troſte iſt, nicht zu, ſolchem ausſchweifenden Fabelwerk auch nur einen Augenblick Gehör zu geben. Wenn Stimmen in unſerer Mitte, der Hefe der Schlechtigkeit entfahrend, es mit ſolchen Beſchuldigungen angegangen, dann haben wir ſolche Ehrloſigkeit mit eiskalter Verachtung unter die Füße getreten. Wenn aber ehrenhafte Männer das Unglück gehabt, die ihrige ſolchen Anſchuldigungen zu leihen, dann iſt alles, was die Ehre von uns verlangen darf, es einem nicht genug zu beklagenden Irrthum von ihrer Seite zuzuſchreiben.

In dieſer Stimmung haben die katholiſchen Betrachtungen über die Rede des Grafen von Montalembert die Redaction der hiſtoriſch-politiſchen Blätter gefunden; und dieſe hat, nachdem ſie mit ihrem Inhalt ſich bekannt gemacht, keinen Augenblick Anſtand genommen, ſie wörtlich, ohne Zuſatz oder Auslaſſung, aufzunehmen. Wer ſolche Beſchuldigungen Angeſichts von Europa auf offener Rednerbühne ausſpricht, muß ſich gefallen laſſen, wenn auch die Erwiederung nicht ſchonend mit ihm verfährt. Das hat jedoch der Urheber jener Bemerkungen ſich nicht geſtattet; er hat mit großer Mäßigung die vielfachen ſonſtigen Verdienſte, den Muth und das Talent des Angreifenden anerkannt; er gibt zu, daß er im Irrthum gehandelt, weil die Lügenhaftigkeit ihn hintergangen; er wirft ihm nur vor, daß er jener Critik ſich entſchlagen, die er als Chriſt ſchon jedem Verbrecher nicht hätte verſagen dürfen, und die der Ausſpruch Gregor XVI. ihm dringend nahe gelegt; er macht ihn aufmerkſam auf die Gefahr der Spaltung, womit ſein Syſtem den Bund der Vertheidiger der Kirche dieß und jenſeits der franzöſiſchen Gränze bedrohe; auf den höhniſchen Ruf, der in den Reihen der Gegner ſich erheben werde: hört die Ultramontanen und ihren Vorkämpfer in Frankreich, wie ſie Läſterung gegen die Regierung reden, die nichts gethan, als den hellen,

Digitized by Google

klaren Aufſtand abzuwehren; er warnt endlich alle, die in Mitte der deutſchen Zunge auf der rechten Seite ſtehen, ihre gute Sache nie durch Einmiſchung weltlicher Zwecke zu trüben. Alles das war in rechter Haltung würdig, in großer Mäßigung wohl überlegt, durchaus vernünftig und zeitgemäß; die Blätter konnten der Evidenz ſich nicht verſagen, und haben dieſen Schrei des moraliſchen Unwillens ohne das mindeſte Bedenken aufgenommen.

Es konnte der öſterreichiſchen Regierung nicht geziemen, der Atrocität einer ſolchen maßloſen Anſchuldigung entgegenzutreten; ſie hatte nach deutſcher Weiſe rechtliche Unterſuchung angeordnet, und mußte ruhig ihr Reſultat abwarten. Sie mußte gefaßt ſeyn, daß man von geheimem inquiſitoriſchen Verfahren, von der Hilfloſigkeit der Angeklagten vor einem uncontrollirten, abhängigen Gerichte reden würde; aber die anerkannte Gewiſſenhaftigkeit deutſcher Richter in ſo ernſten Dingen, — eine Gewiſſenhaftigkeit, die durch ihre Uebertreibung ſogar zu allen den Weitläuftigkeiten und pedantiſchen Umſchreibungen geführt, die man dem deutſchen Rechtsverfahren mit Grunde vorwirft, — mußte ſie beruhigen; und ſie konnte darauf rechnen, daß in einem ſo complicirten Handel, in den ſo viele Menſchen verwickelt ſind, freiwillige, unverhohlene Geſtändniſſe und ungezwungene Eröffnungen das Bemühen der Richter, die Wahrheit zu entdecken, und das gefundene Urtheil unumſtößlich zu machen, begünſtigen würden. Sie hat alſo in ihrem Schweigen beharrt, jedoch für gut gefunden, dem Tumulte der Meinungen, der ſich erhob, warnend jene Schrift entgegenſetzen zu laſſen, die unter dem Titel: „Aufſchlüſſe über die Ereigniſſe in Polen. Nebſt ſechszehn authentiſchen Actenſtücken, in Mainz bei Kirchheim, Schott und Thielmann“, erſchienen.

Der Graf von Montalembert, der deutſchen Sprache kundig, hat dieſe Schrift gekannt, weil er Stellen aus ihr zur Vertheidigung ſeiner Anſicht entlehnt; aber er hat ihr, von vorgefaßter Meinung eingenommen, nicht die Aufmerkſam-

Digitized by Google

keit zugewendet, die ihr Inhalt von ihm verlangt. Ihr halbofficieller Charakter war ihm nicht entgangen, und es konnte ihm daher nicht verborgen bleiben, daß ſie von einem Manne herrührte, der vollkommene Kenntniß vom Gange der Unterſuchung hatte, und nur vorläufig die Welt über ihre allgemeinen Ergebniſſe unterrichten ſollte. Seine Anklage war darin aus den Acten zurückgewieſen, und in allen Argumenten, womit er ſie begründen zu können geglaubt, entkräftet. Die Bewegung iſt hier bis in ihre erſten Anfänge verfolgt; und es ergibt ſich: daß die Mittel, die, um den Ausbruch herbeizuführen, angewendet wurden, der Regierung wohl bekannt geweſen; und wie ihre Maßregeln dagegen mit Ende November vorigen Jahres vor einer Unterſuchungscommiſſion in Bochnia begonnen. Es ſtellte ſich bald heraus, daß ein großer Theil des niedern Adels, die Gutspächter, die Dominicalbeamten und der abhängige Clerus ſich ihr angeſchloſſen, und die Edelhöfe, die die geheimen Zuſammenkünfte gehegt, waren der Regierung wohl bekannt. Sie kannte aber auch die Geſinnung der großen Volksmaſſe; baute zwar auf ihre Treue, rechnete aber, im Bewußtſeyn der Ueberlegenheit ihrer Mittel, nicht auf ihre Hilfe. Die Verhaftungen, die ſie vorgenommen, waren es eben, die den Ausbruch, den die Unbekanntſchaft der Verſchworenen mit dem Boden, auf dem ſie handelten, vorbereitet, um drei Tage beſchleunigten; denn noch an demſelben Tage, wo er eingetreten, hatte der Generalgouverneur verſucht, ihn durch eine Proclamation an die Kreisvorſteher von Seite des Volkes abzuwehren. Aber die Verhängniſſe erfüllten ſich, die Cataſtrophe ließ ſich nicht aufhalten; die erſte Beſchuldigung, daß die Regierung bei ihr mitgewirkt, war durch dieſe Angaben entkräftet und abgewieſen. Die Fabel von den ausgeſetzten Preiſen auf die Köpfe der Gefallenen, hatte ihre Abfertigung und Erklärung durch die Prämien erhalten, die der Oberſt Benedeck den Bauern für jeden Inſurgenten, dem ſie Pardon geben und heil und geſund einliefern würden, erhalten; während umgekehrt Dembowsky in Krakau 10000 Florin dem ausgeſetzt, der ihm den Kreishauptmann von

Bochnia lebend oder todt einliefern würde. Der kaiſerliche Erlaß, der die vorgefallenen Ausſchweifungen tadelnd, dem Volke für die bewieſene Treue dankte, erhielt nun ſelbſt ſeine unzweideutige Auslegung und Erklärung. Die Unterſcheidung, die die Schrift zwiſchen den beiden Perioden des Aufſtandes machte, in deren erſter der Unwillen der Bauern ſich Luft gemacht, in der zweiten ihre Wuth ausgebrochen und zugenommen, und der Radicalism nun in ſeiner ganzen nackten Scheußlichkeit in den Anſtiftern aufgetreten, hatte den Schlüſſel des ganzen Vorgangs jedem Unbefangenen gegeben; und die Actenſtücke, die ſie mitgetheilt, mußten ihn überzeugen, daß nur durch das gänzliche Scheitern des Planes das Einbrechen des grauenvollſten Terrorisms mit ſeinen Revolutionsausſchüſſen und allen ſeinen Gräueln abgewendet werden konnte.

Der edle Pair hat das Alles geleſen, aber das und die Lügenhaftigkeit ſeines Correspondenten, der ihm die Ermordung des Boguszk berichtet, hat ſein Vertrauen auf die Quellen, aus denen ſeine Anſicht gefloſſen, nicht geſchwächt; er hat ſeine unglückliche Ueberzeugung feſtgehalten, und den Brief, den er der Redaction geſchrieben, im Univers bekannt gemacht. Wir haben unſeren Augen kaum getraut, als wir ihn zuerſt geleſen. Die Betrachtungen in den Blättern hatten nur an dem ſchlagenden Beiſpiel, das die Rede gegeben, die Deutſchen gewarnt, vor jedem auch noch ſo lockenden Bündniſſe des Principes, für das ſie ſtreiten, mit allen individuellen und nationalen Sympathien, Abneigungen und ſonſtigen weltlichen Zwecken ſich zu hüthen; damit den Bund für die gemeinſame katholiſche Sache keineswegs rund abſagend, ſondern nur bemüht, dadurch die Gefahr ſeiner Auflöſung durch Einmiſchung ſtörender Beiſätze nach Möglichkeit abzuhalten. Er aber nun ſetzt der Anſchuldigung, daß er in dieſer Sache ſolche auflöſende Reagentien beigemiſcht, ſein ganzes ehrenvolles Leben entgegen, und apellirt an die einſtimmige Meinung aller katholiſchen Völker, die in der Beſtätigung ſeiner Anklage eines Sinnes geworden. Hätte er in allen Erlaſſen der Regierung, die Mainzer Schrift

Digitized by Google

mit eingeſchloſſen, nur die geringſte Demonſtration der Verbrechen der Schlachtopfer und der Unſchuld ihrer Henker gefunden, er hätte geſchwiegen, oder ſeinen Irrthum eingeſtanden. Aber nicht den Schatten eines Beweiſes hat er vorgefunden; nicht einmal ein Name der angeblich Verſchwornen kömmt vor in jener Schrift; nicht Einer der Hingemordeten hat auch eines Verbrechens überwieſen werden können; nicht eine Thatſache zum Nachtheil eines der Schlachtopfer hat ſich ausgemittelt. Ein Rechtsverfahren ohne Oeffentlichkeit gegen ſie inſtruirt, würde vor Europa und der Nachwelt ſchon lächerlich erſcheinen. Jetzt, nachdem ſechs Monate ohne Entdeckung einer Schuld von Seite von Tauſend Schlachtopfern hingegangen, iſt der Beweis hergeſtellt, daß nur die Ankläger die Henker, und die, welche ſie erkauft, ſchuldig ſind. Nur eines Irrthums in Betreff des angeblich ermordeten Boguskz gibt der Briefſteller ſich ſchuldig. Wir müſſen ſagen, ſolchen Glauben haben wir in Israel nicht gefunden; wir nehmen unſererſeits dieſe Unerſchütterlichkeit als den Beweis der Aufrichtigkeit ſeiner Ueberzeugungen; aber wir fürchten nur allzuſehr, daß eine ſchwere, harte Enttäuſchung ſich dieſer Sicherheit bereite, wenn erſt die Acten dieſes Proceſſes erſcheinen werden, auf die, wie natürlich, ſich jene Schrift beruft. Der edle Pair wird alsdann wiſſen, was die Ehre ihm gebietet; dagegen geben wir keinem Zweifel Raum. Alles, was wir ihm jetzt anmuthen, iſt, daß er eingedenk menſchlicher Fehlbarkeit, und fern wie er dem Sachverhalte ſteht, und nur das Geſchrei der Leidenſchaft rund umher vernimmt, die Möglichkeit eines grauſamen Irrthums von ſeiner Seite eingeſtehe, und mit uns das Ende der Unterſuchung und die vollſtändige Darlegung des ganzen Handels, wie ſie die öſterreichiſche Regierung der Welt ſchuldig iſt, abwarte.

Die Vorzeitigkeit, zu der er ſich durch ſeine Eindrücke hat hinreißen laſſen, mußte folgerecht die Mißhandlung des Verfaſſers der warnenden Bemerkungen in unſern Blättern herbeiführen. Der edle Pair hatte ſchon in ſeiner Rede

die elenden Apologiſten des Verbrechens, die — nicht in Frankreich, ſondern glücklicher Weiſe nur in Deutſchland zu finden, — ihre feile Feder in eine verwünſchte Tinte tauchend, keinen Augenblick Anſtand genommen, mit allem Gifte der Verleumdung noch nach ihrem Tode die Opfer der Politik zu beſpritzen, dem Unwillen der Kammer denunciirt. Der Brief klagt nun auf den Vertheidiger der öſterreichiſchen Regierung: er habe dieſe rhetoriſche Phraſe, die auch, wie natürlich, durch ihre Kühnheit große Senſation gemacht, auf ſich gezogen; er habe den ehrwürdigen Geiſt des verſtorbenen Papſtes gegen den Redner heraufbeſchworen, und ihn beſchuldigt, daß er die Sprache der Jacobiner des Conventes rede. Sofort erhebt er ſich nun in allem Selbſtgefühle eines Parlamentsgliedes, das die Sache eines unterdrückten Volkes, die Ehre ſeiner Exilirten und das Andenken ſeiner gewürgten Söhne vertreten, und dabei ohne perſönliches Vorurtheil gegen Oeſterreich, wie ohne Vorliebe für das unglückliche Polen, nur aus Liebe für die Wahrheit und Gerechtigkeit, ohne Furcht und Hoffnung, gänzlich unbeſtochen geredet; und fordert nun den Gegner auf, das Gleiche von ſich auszuſagen. Wir wollen dem edlen Pair keinen der Gründe anſtreiten, auf denen dieß ſein Selbſtgefühl beruht; aber wir fragen ihn: was konnte ihn berechtigen, alſo, nachdem er eine unerhörte Anklage gegen eine Regierung ausgeſprochen, dieſe noch einmal wie in einem Brennpunkte zuſammenzufaſſen, und nun die Spitze der Flamme gegen den Mann zu richten, der ihr das Wort geredet, und dabei gegen ihn keine Vorſchrift der Religion, der Sittlichkeit und der Ehre verletzt? Wir ehren die Rechte der Tribune, ſelbſt in ihren Verirrungen, weil die Zeit dieſes Correctifs bedarf; aber ſollte ihr geſtattet ſeyn, links und rechts ihre Geſchoſſe unter andere Völker und Regierungen blindlings auszuſenden, unbekümmert ob ſie treffen; dieſen dagegen verwehrt werden, irgend eine Einrede zu machen, auf die Gefahr hin, daß der Widerredende ſogleich als ein Auswurf der Menſchheit und ein feiler Söldling gebrandmarkt werde? Einen ſolchen Terrorism, ärger als der,

Digitized by Google

den der Heilsausſchuß und Napoleon in den äußeren Verhältniſſen geübt, ſich gefallen zu laſſen, wäre ſchmachvoll und niederträchtig von allen Völkern, denen er geboten wird. Die Rednerbühne in Frankreich hat der öſterreichiſchen Regierung Attentate vorgeworfen, wie ſie die Revolution im September 1792 in der Abtei geübt; ihr Vertheidiger hat erwiedert: der Redner habe dieſe Anklage in Formen ausgedrückt, die ihn im Munde der Männer vom Berge nicht überraſcht haben würden. Wir fragen: welche Anſchuldigung iſt enormer, die, welche auf die Ausübung gräuelvoller Thaten geht, oder die formale, die auf die Faſſung der Anklage ſolcher Ungeheuerlichkeiten gerichtet iſt? Es mag wohl eine gute Sache ſeyn um die perſönliche Unabhängigkeit, als die Unterlage für die Unabhängigkeit des Urtheils; aber es iſt eine tadelnswerthe Selbſtüberhebung, bei Abweſenheit dieſer allerdings begünſtigenden materiellen Vorbedingung, bei den Staatsdienern ohne weiters feile Abhängigkeit zu ſtatuiren. Der Sprecher der Regierung kann gegen das tadelloſe Leben des Grafen von Montalembert getroſt das Seine ſetzen, und beide Bürgſchaften müſſen bei der öffentlichen Meinung vollgültig genommen werden, bis Einem oder dem Andern nachgewieſen worden, daß er das Leben irgendwie befleckte. Den Streit zwiſchen Beiden auf den Weg der Perſönlichkeit zu weiſen, kann daher zu keinem irgend erheblichen Reſultate führen, denn ihr Hader iſt kein perſönlicher; er hängt mit einer größeren und allgemeineren Sache zuſammen, und ſteht und fällt mit ihr; Genugthuung und Ehrenklärung hängt daher von ihrem Unterliegen oder Triumpfe ab.

Sage nur, womit du umgehſt, und ich ſage dir, wer du biſt! alſo läßt ein altes Sprichwort ſich vernehmen. Wir haben jene Ehrenrettung in unſern Blättern aufgenommen, und müſſen ſie ihrem ganzen Inhalt nach vertreten; darum ſind wir gehalten, auch unſern Antheil der Verſchuldung auf uns zu nehmen. Was wir nach beſtem Gewiſſen gethan, und wozu wir uns mit allen uns obliegenden Pflichten als verpflichtet angeſehen, wird uns darum auch vorgerückt, als hätten wir es der öſter-

reichiſchen Cenſur zu Gefallen, oder der abſolutiſtiſchen Politik zu Willen uns geſtattet. Solche Vorwürfe rühren uns nicht; ſie ſind nicht einmal ernſt gemeint, bei dem, der ſie ausgeſprochen; er weiß ſelber, wie es darum beſchaffen iſt, und vor der kundigen Welt zerfließen ſie in ihrer Nichtigkeit. — Der Zweck der Zeitſchrift iſt ſchlechthin Vertheidigung der Kirche; Geſchichte und Politik werden nur ſubſidiariſch zugezogen. Sie iſt darum kein Parteiblatt, weder für noch gegen Oeſterreich oder Preußen, oder einen andern Staat, auch ſelbſt für Bayern, ihr Heimathland, geſchrieben; ſie ſucht überall nur die Wahrheit und nicht die Partei. Sie hat ein Herz für katholiſche Regierungen, alſo auch für Oeſterreich, aber nur inſofern ſie die gute Sache der Kirche fördern; ſie findet ſich mit den proteſtantiſchen Regierungen, alſo Preußen etwa, im Widerſpruche, aber nur wenn ſie thätlich und ſachlich ihr Eintrag thun. Sie hält ſich alſo verpflichtet, dieſen entgegenzutreten nach Kräften, wo ſie nachtheilige Eingriffe ſich erlauben; den andern aber das Wort zu reden, wo der Sectenfanatism ſich etwa Ungebühr gegen ſie erlaubt. Aber ſie hält ſich nicht berufen, alle Unterlaſſungsſünden zu rügen, am wenigſten da, wo die Praxis dem Buchſtaben widerſpricht; was allerdings in conſtitutionellen Staaten als die Pflicht der Rednerbühne, vor Behörden aufgeſchlagen, die ſelbſt Theil an der Geſetzgebung nehmen, ſich herausgeſtellt. Dadurch bekömmt ſie hinlänglichen Raum, der Wahrheit vielfaches Zeugniß zu geben, ohne ſich ſelber durch ſchrankenloſes Uebergreifen die Wege zu verrennen. So iſt es ihr gelungen, zu einer Zeit, wo es, um einen derben Ausdruck Luthers zu gebrauchen, Dreck regnet, unbeſchmutzt durch alle Lachen hindurchzugehen. Das iſt ihre Stärke; ſelbſt der Löwe ſcheut das hellaufbrennende Feuer in ſeiner Schärfe, und entweicht vor ihm brüllend in die Ferne; die Schakale aber, die mit ihm auf den Raub gezogen, umheulen ihn aus dem Dunkel der Nacht. Die Widerſacher verſuchen wohl in alle Wege die Wahrheit, die aus ihr ſcheulos ſpricht, zu ſecretiren und zu quiesciren, oder ſie mit plumper Tatze niederzulegen; umſonſt, ſie leuchtet nur um ſo klarer

Digitized by Google

auf, und die Getroffenen ſchleichen ſcheu, aus ſchiefem Auge zu ihr aufſehend, an der Verhaßten vorüber, und werden nicht mehr geſehen. Es iſt dieſelbe Stellung, die früher der rheiniſche Merkur in der Politik eingenommen; ſie haben ihn wohl damals in ihrer Thorheit niedergetreten; aber er lebt, nach einem Menſchenalter, noch im Andenken der Nation in Ehren fort. Die Blätter aber gedeihen nun in's zehnte Jahr, und werden unter dem Schutze eines Monarchen fortbeſtehen, den unſere wie im Zahngeſchäft lallend geifernde öffentliche Meinung des Obſcurantisms anzuklagen ſich nicht entblödet, dem aber die Geſchichte volle Genugthuung geben wird.

Wie nun, ſollten wir durch die wenigen hingeworfenen Worte des Briefes uns irren laſſen, und durch eine fortgeſetzte Polemik gegen den Redner auch unſerer Seits den unſeligen Streit, der ſich von Volk zu Volk erhoben, noch mehr vergiften, und den Schaden vollends unheilbar machen? Das würde gegen alle Liebe ſeyn; wir würden uns ſelbſt an dem erſten Grundſatz verſündigen, den wir als die Richtſchnur der Blätter aufgeſtellt: die gemeinſchaftliche Sache, für die wir ſtreiten, von allen individuellen und nationalen Vor- und Abneigungen und ſonſtigen weltlichen Zuthaten rein zu halten. Solche Untreue an unſerem eigenen Princip begangen, würde dreifach ſündhaft ſeyn, in einem Augenblicke, wo dem frechen Hohne gegenüber, mit dem man in der Schweiz alle Grundſätze, auf denen die Geſellſchaft ruht, unter die Füße getreten, ſich nun Allen die Verpflichtung aufdringt, dieß Princip auch auf die politiſchen Verhältniſſe des europäiſchen Gemeinweſens auszubreiten, damit alle Regierungen in gemeinſamer Einigung dieſen Todeskeim ausſtoßen. Alle Beredſamkeit, die der edle Pair aufgewendet, hat unſer Vertrauen auf die Wahrhaftigkeit und Rechtlichkeit, die die öſterreichiſche Regierung in den Vorkommenheiten in Gallizien bewieſen, nicht zu erſchüttern vermocht; wir können uns aber auch in keiner Weiſe entſchließen, unſer Vertrauen auf den religiöſen und ſittlichen Charakter des edeln Pairs aufzugeben und den Grund des Mißverſtändniſſes anderswo,

Digitized by Google

als in jener Luftſpiegelung aufzuſuchen, die uns in der Dürre der Wüſte mit weiten Seen, Palmenwäldern an ihren Ufern, und blühenden Städten in Mitte ihrer Einſamkeiten äfft; eine Täuſchung, der das ſtaunende Auge ſich nicht zu entſchlagen vermag. Er lebt in der Mitte des unglücklichen Volkes, das eine Zufluchtsſtätte für ſein Elend in Mitte des Seinigen gefunden; ſo viele Fäden haben ſich zwiſchen ihm und der alten Heimath gewebt; ſo viele wunde Stellen ſind nackt und ſchutzlos den zerreißendſten Schmerzen geöffnet; die unterdrückten Schmerzenslaute ſchlagen unaufhörlich an ſein Ohr, und das Blut, das die Erde getrunken, ſchreit um Rache. So iſt das Herz ihm übergegangen, und er hat vor ſeinem Volke die Sache des zum Schweigen Verurtheilten geführt. Die Staatsmänner mögen die Weiſe, mit der er es gethan, ſtreng verurtheilen; wir ſelbſt dürfen, immer den ganzen Menſchen im Auge haltend, ihm nichts verſagen, was er irgend mit Billigkeit verlangt. Die geſchmähte Regierung könnte ihm mit demſelben Maße zumeſſen, mit dem er ausgemeſſen; ſie hat es im Gefühle ihrer Würde unterlaſſen, und ſeinen Behauptungen hat ein Ehrenmann nur ihre ruhige Verneinung entgegengeſetzt. Stimme und Gegenſtimme werden Beide von ehrenhaften Männern mit gleichen Talent vertreten, darum iſt bei ihnen ſchon an ſich die moraliſche Verantwortlichkeit außer Frage; der Ausgang entſcheidet, und wir können ihn getroſt erwarten. Nicht einmal die Beſorgniß, die 'Bitterkeit des Streites möge das drohende Schickſal der Unglücklichen erſchweren, die unter dem Schwerte des Geſetzes ſtehen, kann unſere Zuverſicht erſchüttern; denn wir vertrauen: wenn die Gerechtigkeit, ſchon theilweiſe durch die Verhängniſſe verſöhnt, vollends ſich erfüllt, wird die Gnade in ihrem freien Walten ſich durch ſolche Betrachtungen nicht irren laſſen. Das katholiſche Frankreich hat für das katholiſche Deutſchland Kirchengebete abgehalten, als ihm Gefahren drohten; dieſes kann ſolchen Liebesdienſt nicht damit erwiedern, daß es ihm den Rücken kehrt, und ihm und Allem, was in ſeiner Mitte achtbar iſt und ehrenwerth, den Bund aufſagt. Unſere Wege gehen in dieſem Punkte vor ausgemachter Sache auseinander, im Uebrigen wird es beim Alten bleiben.

Digitized by Google

# XLVIII.

## Zeitläufte.

Trübe Ausſichten für die franzöſiſche Schweiz. — Befeſtigung des radikalen Regimentes im Waadtlande. — Sieg der Revolution in Genf. — Muthmaßliche Folgen deſſelben für die verbündeten katholiſchen, für die conſervativ-proteſtantiſchen Kantone und für die angränzenden Länder. — Rückblick auf die Berufung der Jeſuiten nach Luzern, als ſcheinbar nächſte Veranlaſſung des Zwiſtes. — Wichtigkeit aller religiöſen und confeſſionellen Fragen für die Politik und Diplomatie unſerer Zeit. — Vergleichung mit ähnlichen Zuſtänden des ſiebenzehnten Jahrhunderts. — Heutiger Zuſtand der Auflöſung des Proteſtantismus. — Die „Vorleſungen über Katholicismus und Proteſtantismus“ von Thierſch, als erfreuliches und gleichzeitig betrübendes Syſtem deſſelben. — Charakteriſtik dieſes Syſtems der Apologetik.

Den 19. October 1846.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo wird es der Schweiz beſchieden ſeyn, der Boden zu werden, auf welchem, in ähnlicher Weiſe wie einſt das Wiedertäuferweſen in Münſter, der Radikalismus des neunzehnten Jahrhunderts zur freien Entfaltung gelangend, in politiſcher und in kirchlicher Beziehung Form und Geſtalt gewinnt. — Im Waadtlande ging zuerſt die Saat auf. Dort hat ſich der Communismus in mannigfachen geheimen und halbgeheimen Vereinen zuſammenballen können, welche heute bereits raſtlos beſchäftigt ſind, neue Anknüpfungspunkte in Deutſchland zu gewinnen und Fäden auf Fäden herüber und hinüber zu ſpinnen. Als ſich ein Reſt von chriſtlichen Elementen, ſoviel davon im proteſtantiſchen Pietismus der Momiers lebt, zum Widerſtande anſchickte, hat das



Digitized by Google

kirchlich-politiſche Freithum, welches ſich der Regierung bemächtigt hatte, durch die That gezeigt, welche Stellung es auch dem ältern proteſtantiſchen Kirchenthum gegenüber nehmen werde. Die calviniſtiſche Staatskirche iſt dem erſten Handſtreich erlegen; ein Theil der verheiratheten Geiſtlichkeit küßte die Hand, welche ſie ſchlug und unterwarf ſich in ſtummer Demuth den volksthümlichen Gewaltherren; ein anderer ſuchte ſich, bitter gehöhnt und geſchmäht, als verfolgte Diſſenterſecte zu behaupten und an den engliſch-ſchottiſchen Methodismus anzulehnen. Im Ganzen aber ging in der franzöſiſchen Schweiz die Entwickelung der Revolution einen weit langſamern und beſonnenern Gang, als man nach dem Character der herrſchenden Partei hätte erwarten ſollen, und der mit großer Wahrſcheinlichkeit vorauszuſehende Terrorismus iſt nicht, oder noch nicht eingetreten. Dagegen hat die böſe Flechte, nach außenhin wuchernd, Boden gewonnen. In Genf hat die Revolution, wie allenthalben, mehr durch Schwäche der erhaltenden Partei, als durch Uebermacht oder heroiſche Tapferkeit der Angreifer geſiegt, und die Stadt Baſel kann von Tage zu Tage eines ähnlichen Schlages gewärtig ſeyn. Was dann gegen die ſieben verbündeten katholiſchen Kantone in der nächſten Zukunft verſucht werden wird, kann nicht leicht einem vernünftigen Zweifel unterliegen. Bis dahin aber ſcheint die radikale Umwälzung in Genf die Maske der Ruhe und Mäßigung feſthalten zu wollen. Ein gewaltthätiges, grauenvolles Schreckensregiment iſt auch dort bis jetzt nicht aufgerichtet worden; man hat ſich mit kluger Berechnung auf die Erklärung beſchränkt, daß das Vermögen Derer für den Erſatz des Schadens hafte, welche ihrem Amte und Eide treu, der Empörung den pflichtmäßigen Widerſtand entgegenſetzten. Vielleicht iſt dies der erſte Anfang der Confiskation des Eigenthums der „Vermögensariſtokraten", über deren Sturz alle communiſtiſchen Schweizerblätter jubeln, jedenfalls aber ein Schreckmittel, welches leider, ſo nahe deſſen Anwendung in umgekehrter Richtung auch liegen mochte, von den Verfechtern der guten Sache niemals angewendet ward. In

Digitized by Google

den Händen der Feinde wird es ſeine Wirkung nicht verfehlen. Nur die katholiſchen Kantone bereiten ſich, wie es ſcheint, mit Umſicht und Entſchloſſenheit zu jenem Kampfe auf Leben und Tod, dem menſchlichen Einſehn nach dort keine Macht auf Erden mehr zuvorkommen kann.

So iſt die Lage der Dinge in der Schweiz. Wir wollen uns hier nicht in Vermuthungen erſchöpfen, welche Stellung die europäiſchen Großmächte dieſen Ereigniſſen gegenüber nehmen werden, oder die Wünſche der Freunde der Ordnung in Betreff des Ganges formuliren, den ſie nehmen ſollten. — Wir wollen auch keine Unglückspropheten ſeyn. Rath zu geben ſind wir ohnedieß glücklicherweiſe nicht berufen. Nur ſo viel iſt gewiß: gehen die Ereigniſſe in der Schweiz, von außen ungehemmt, ihren natürlichen Entwickelungsgang, ſo iſt der Religionskrieg gegen die katholiſchen Kantone unvermeidlich. Einem Siege des communiſtiſchen Radikalismus folgt dann eine einige und untheilbare Helvetique im Sinne der Revolution, nicht mehr des achtzehnten, ſondern des neunzehnten Jahrhunderts. Sich dann den weitern unausbleiblichen Einfluß auf die angrenzenden Provinzen Deutſchlands, Frankreichs und Italiens auszumalen, iſt kein Uebermaaß von politiſchem Fernblick erforderlich. —

Gehen wir von dieſem keineswegs erfreulichen Stande der Dinge in der Gegenwart zurück auf die wirkenden Urſachen in der Vergangenheit, ſo finden wir als nächſte Veranlaſſung freilich die Berufung der Jeſuiten nach Luzern. Nachdem dieſer ſouveräne Kanton von einem ihm unbezweifelt zuſtehenden Hoheitsrechte Gebrauch gemacht, glaubte der Radikalismus, der ſo eben noch, geſtützt auf das abſolute Herrſcherrecht jeder Kantonalregierung, im Aargau die, durch den Bundesvertrag garantirten Klöſter eingezogen hatte, ſich dadurch bedroht oder beeinträchtigt. Er miſchte ſich alſo, nicht zufrieden mit dem Kriege, den er gegen die katholiſche Kirche auf proteſtantiſchem Gebiete führte, in den innern Haushalt der katholiſchen Bundesregierungen, wollte auf deren eignem Grund

und Boden ein Reformationsrecht üben, und ſuchte eine abſolute ſtaatskirchenrechtliche Centralgewalt für die ganze Schweiz zu ſchaffen, die dann in kürzeſter Friſt jedem Schatten von kirchlicher Freiheit der Katholiken ein Ende gemacht hätte. — Wir ſind, wie ſchon öfters in dieſen Blättern dargethan worden, nicht der Meinung, daß die Berufung oder Wiedereinführung der Jeſuiten ein Univerſalmittel gegen alle Uebel und Gebrechen der Gegenwart ſei, und geſtatten über die Befähigung dieſes Ordens zur Erziehung der Jugend unſerer Zeit gerne Freiheit des Urtheils nach allen Richtungen hin in einem ſehr ausgedehnten Maaße und Umfange. — Ob alſo die Berufung der Jeſuiten eine für die geiſtlichen und wiſſenſchaftlichen Intereſſen des Kantons Luzern heilſame und wohlthätige Maßregel war oder nicht, iſt eine Frage, die gar nicht hieher gehört. Luzern war in ſeinem guten Rechte: ſie zu ergreifen oder nicht zu ergreifen. Der Verſuch, den ſouveränen Kanton in dieſer ſeiner rechtlichen Freiheit zu ſchmälern oder zu beeinträchtigen, war aber ein Attentat gegen deſſen kirchliche Unabhängigkeit. Um dieſe, und ſomit um Seyn oder Nichtſeyn der katholiſchen Kirche in der Schweiz handelt es ſich daher, nicht um den Werth oder Unwerth des durch Jeſuiten ertheilten Unterrichts. Die Berufung der Jeſuiten war nur ein Mittel in der Hand der Vorſehung, den längſt vorhandenen Gegenſatz feindlicher Kräfte in der Schweiz auf die Spitze zu treiben und eine Kriſe herbeizuführen, deren Ausgang heute nicht mehr in der Hand der Menſchen ſteht. Es iſt zu ſpät, die Entwickelung jetzt noch rückgängig zu machen. Die Jeſuitenfrage, von vornherein ein bloßer Vorwand, ſteht nicht mehr im Vordergrunde. Der Radikalismus macht heute ganz andere und tiefergehende Anforderungen. Würde ihm zur Stunde z. B. durch Abberufung der Jeſuiten von Seiten ihrer Obern in Rom, gewillfahrt, ſo würde der Strom der Ereigniſſe dadurch nicht gehemmt, ſondern nur um ſo raſcher ſeinem Ziele entgegen getrieben.

Von welcher Seite man aber auch die Ereigniſſe in der

Digitized by Google

Schweiz auffaſſen und beurtheilen möge, eine große Wahrheit iſt unläugbar.

Die Diplomatie der ältern Schule hatte ſich ſeit anderthalb Jahrhunderten gewöhnt, alle religiöſen und confeſſionellen Fragen als völlig außer dem Bereiche der Politik liegend und der ſtaatsmänniſchen Erwägung fremd, anzuſehen. Das Territorialſyſtem, welches den Glauben der Unterthanen der Landesregierung als Regal zuſpricht, war in Saft und Blut der Politiker übergegangen. Insbeſondere hatten ſich die katholiſchen Höfe den Grundſatz, daß Abſtraction von jedem religiöſen Intereſſe Pflicht ſei, als Axiom aufreden laſſen, während die proteſtantiſchen Kabinette ſich nur dann zu ſolcher Entäußerung bekannten, wenn deren Anwendung im gegebenen Falle ihren confeſſionellen Parteizwecken entſprach, ſonſt aber, und wo es ſich darum handelte das Recht der Kirche zu ſchmälern, den jedesmaligen Vortheil ihrer Partei ſehr wohl zu wahren wußten. Heute nun hat dieſes auf den Indifferentismus gegründete, durch den Voltairismus entwickelte, unter Napoleon zur Reife gediehene Syſtem der innern und äußern Politik ſeine Endſchaft erreicht. Die allmächtige Natur der Dinge hat über die Fictionen und Abſtractionen der Menſchen geſiegt, und wie zu Karls V. und Ferdinands II. Zeiten iſt Glaube und Kirche wiederum die Achſe, um die ſich, trotz des Widerſtrebens der Mehrzahl der Staatsmänner die Politik des Zeitalters in ihren höchſten und letzten Fragen zu drehen beginnt. Vor dieſem Factum die Augen zu verſchließen iſt nicht mehr politiſche Weisheit, ſondern ihr gerades Gegentheil. Heute iſt es unverbrüchliche Pflicht jedes Staatsmannes, dieſen Stand der Dinge faſſen und den neugeflochtenen Zuſammenhang zwiſchen Politik und Religion verſtehen zu lernen, wie er iſt, um dann auf dieſem Felde eine Stellung zu nehmen, wie das Recht, die Ehre, der Glaube und der Beruf: die göttliche Ordnung in den menſchlichen Dingen aufrecht zu erhalten, ſie gebieten.

Wenn wir ſo eben die Parallele zwiſchen dem ſiebzehnten Jahrhundert und der Gegenwart zogen und die Behauptung

aufſtellten, daß die kirchlichen Intereſſen heute wiederum an der Spitze ſtehen, daß hinter jedweder Spaltung der religiöſe Gegenſatz lauert, und daß auf dieſem Felde Europa's Zukunft entſchieden werden wird, ſo darf dieſer nahe liegende Vergleich keineswegs dahin ausgedehnt werden, als ob die kirchlich-politiſchen Parteien jener Zeit, mit ihren ſpeciellen Zwecken und Anſprüchen, die nämlichen geblieben wären. Allerdings iſt die katholiſche Kirche in Glauben und Gottesdienſt heute dieſelbe wie damals; allerdings verbindet im neunzehnten Jahrhundert wie im Reformationszeitalter bewußt oder unbewußt das gemeinſame Streben alle Gegner der Kirche, die Burg des Heils zu ſtürmen und die alleinige große Anſtalt zur Erlöſung vom Erdboden zu vertilgen. Aber die Parteien haben Form und Geſtalt geändert und ihre Mittelzwecke ſind verſchieden. Das Reich, als irdiſche Schutzmacht der Kirche, iſt bis auf ſeine Erinnerungen abgethan; die alte Satzung, welche die bürgerlichen Rechte an das Bekenntniß des katholiſchen Glaubens knüpft in den meiſten katholiſchen Ländern, namentlich aber durch das Grundgeſetz des deutſchen Bundes in ganz Deutſchland aufgehoben. Im Intereſſe der Kirche ſelbſt darf von Wiederherſtellung des ältern Zuſtandes nicht die Rede ſeyn und Niemand denkt daran.

Umgekehrt iſt aber auch der Proteſtantismus des ſiebzehnten Jahrhunderts in raſcher Entwickelung fortgeſchritten; der Glaube an ſeine urſprünglichen Symbole iſt faſt bis auf die letzte Spur aus der Realität der Dinge verſchwunden, das Lutherthum ſelbſt in Preußen nur noch als ſchwache Winkelſekte geduldet, und in jenem großen Chaos widerſprechender Elemente, welche heute in Deutſchland nach dem Zuſammenſturze der alten Confeſſionen an deren Stelle getreten ſind, bereiten ſich, nach ganz verſchiedenen Richtungen hin, Kriſen der Entwickelung vor, welche in nicht gar langer Friſt die Welt in Erſtaunen ſetzen werden.

Als eines der intereſſanteſten Symptome dieſes ſpezifiſch-deutſchen Standes der kirchlichen Parteien und religiöſen Mei-

nungen müſſen wir die „Vorleſungen über Katholicismus und Proteſtantismus von Thierſch" bezeichnen, welche nicht nur ein großes und freudig zuſtimmendes Publikum, vornämlich in den höhern und gebildetern Kreiſen des deutſchen Proteſtantismus gefunden haben, ſondern auch für eine gewiſſe Abtheilung des Christianismus vagus förmlich eine Art ſymboliſches Buch geworden ſind. Dieſe Schrift iſt ein in gewiſſer Weiſe erfreuliches und zugleich ein betrübendes Zeichen. Wir ſehen mit Vergnügen, daß ein perſönlich achtbarer und gelehrter proteſtantiſcher Theolog, wenn gleich fortwährend noch im Kampfe mit angebornen und angelernten Parteivorurtheilen, in einer ziemlich anſtändigen und des Gegenſtandes würdigen Form nach langer Zeit zuerſt einmal wieder den, von ſeinen Amtsgenoſſen ſo lange breitgetretenen Pfad der oberflächlichen Schmähung und Läſterung, der höhniſch übermüthigen Abfertigung der katholiſchen Kirchenlehre verläßt und das Gebiet der ruhigen Erörterung betritt, die auch dem Gegner Wort und Gegenrede geſtattet, ja dazu auffordert, ſtatt ohne Zulaſſung weiterer Berufung ſchnöde abzuurtheilen. Dies iſt ein großer Fortſchritt und in dieſer Beziehung hoffen wir, daß dieſerireniſchen Beſtrebung eine in gleicher Weiſe gehaltene Erwiederung von katholiſcher Seite entgegentreten und dieſer friedliche Kampf ſolchergeſtalt nicht ohne Segen für Deutſchland bleiben werde. Betrübend dagegen iſt es, mit welchem Aufwande von Scharfſinn und Gelehrſamkeit ein perſönlich ehrenwerther und geiſtvoller Schriftſteller der einfach und offen vorliegenden Wahrheit zu entfliehen, eine wahrhaft widernatürliche Unklarheit feſtzuhalten und vor der ſonnenhellen Evidenz die Augen zu ſchließen ſich bemüht, ja wie wenig er ſich, freilich ohne ſich deſſen klar bewußt zu ſeyn, ſcheut, das Chriſtenthum ſelbſt durch die allergefährlichſten Einräumungen Preis zu geben, die er deſſen Gegnern macht. Und dieß Alles, um nur nicht zur Anerkennung der Autorität der immer gegenwärtigen und ſichtbaren einen und allgemeinen Kirche genöthigt zu ſeyn, welche das irdiſche Gefäß für den Geiſt Gottes iſt und ſeyn wird bis an's

Digitized by Google

Ende der Zeiten! Sein Syſtem iſt einfach dieß, daß er die irdiſche Erſcheinung der chriſtlichen Kirche theils in den Anfang, d. h. in das apoſtoliſche Zeitalter, theils an das Ende der Tage, in eine chiliaſtiſche Periode nach der Wiederkunſt Chriſti verlegt. In der Mitte zwiſchen jener erſten apoſtoliſchen und jener letzten Kirche der Zukunft liege gleichſam als eine lange Epiſode ein unvollkommener gemiſchter Zuſtand der Entartung, in den die Kirche durch uns unbekannte Sünden ihrer Jugend gefallen ſei, und in den ſie ſich auf verſchiedenen Stufen, die eben ſo viele Perioden der Kirchengeſchichte bilden, immer tiefer verſtrickt habe. In mannigfache Parteien getheilt, ſei ſie in keiner derſelben rein und vollſtändig dargeſtellt; keine derſelben habe die ganze und volle Wahrheit, wohl aber größere oder geringere Bruchſtücke derſelben, und erſt jenes künftige Reich der Wahrheit auf Erden werde alle zu einer heiligen apoſtoliſchen und katholiſchen Kirche vereinigen. Mit einem Worte: da der Verfaſſer auf ſeinem Standpunkte keiner der außerhalb der Kirche beſtehenden Religionsparteien die Eigenſchaft der wahren Kirche zuſprechen kann, und die römiſch-katholiſche als ſolche wenigſtens zur Zeit noch nicht anerkennen will, ſo wagt er den lebensgefährlichen Sprung in den, durch blumige Redensarten künſtlich verhüllten und geſchmackvoll drappirten Abgrund der Behauptung: daß es eben keine vollkommen wahre Kirche auf Erden gäbe, und jede Religionsgeſellſchaft hienieden mehr oder weniger mit Irrthum und Verderbniß geſchwängert ſei. Trotz der guten, auf chriſtliche Apologetik gerichteten Abſicht dieſes Schriftſtellers langt alſo auch er auf mancherlei mühſamen Umwegen wiederum nur bei einem ſcheinchriſtlichen, zur ſtrengen Rechenſchaft über ſich ſelbſt unfähigen Indifferentismus an. „Meine Herren," ſo beginnt ſeine achtzehnte Vorleſung, „in keiner von den jetzt beſtehenden Kirchen haben wir, ſofern wir jede als Ganzes betrachteten, die Idee der Kirche wieder gefunden, welche ſich uns aus dem neuen Teſtamente und aus den erſten Anfängen der Kirchengeſchichte ergeben hatte. Mit dieſem unbefriedigenden Reſultate,

Digitized by Google

welches ſich uns gleich nach den erſten Schritten, die wir auf der Bahn der Unterſuchung gethan hatten, in Ausſicht ſtellte, mußten wir unſern allgemeinen, vorzugsweiſe hiſtoriſchen Theil ſchließen. Ein Licht in dem Dunkel des gegenwärtigen Zwieſpalts, eine Löſung für die in der Geſchichte Chriſti liegenden Räthſel iſt aber eben ſo wenig auf dem Wege dialectiſcher oder dogmatiſcher Erörterung zu hoffen; nur die Zukunft kann uns ein ſolches bringen, wenn ſie factiſch einen neuen und beſſern Zuſtand der Kirche herbeiführt.“ Er fügt dann noch hinzu, daß „große Zurückhaltung“ geboten ſei, wenn es ſich darum handle, zu beſtimmen, wie wir uns im Einzelnen dieß Eintreten der Kirche der Zukunft zu denken haben und wodurch daſſelbe bedingt ſei.

Das eben Geſagte iſt nichts als das Skelett jenes Syſtems, welches, wie uns aus glaubwürdiger Quelle berichtet worden, auf die Wendung, welche die Berathungen der Berliner Generalſynode genommen, von entſcheidendem Einfluſſe geweſen iſt. — Den erklärten Feinden des Chriſtenthums, die mit Abſicht und Bewußtſeyn ihren Zweck verfolgen, konnte nicht leicht etwas erwünſchter kommen, als den neueſten Vertheidiger der proteſtantiſchen Chriſtlichkeit dieſe Stellung nehmen zu ſehen. Ein chriſtlicher Glaube, der wenigſtens im Einzelnen zugleich wahr und doch wieder nicht wahr ſeyn ſoll, eine Kirche die da beſteht und auch wieder nicht beſteht; eine Wahrheit, die auf eine wenigſtens für uns Jetztlebende nicht entwirrbare Weiſe, mit Irrthum und Täuſchung gemiſcht, eigentlich nur die Hoffnung haben dürfte, dereinſt noch einmal zur Erſcheinung zu kommen, eine angebliche Heilsanſtalt für die ganze Menſchheit, die, wenn ſie bald nach ihrer Stiftung wieder in Verfall gerieth, offen heraus geſagt, doch nur den Werth eines fehlgeſchlagenen Experimentes für ſich in Anſpruch nehmen könnte, — ein ſolches Chriſtenthum würde von der gottesfeindlichen Dialectik, welche von Celſus bis Hegel hinreichende Zeit und Gelegenheit zu allſeitiger Uebung und Entwicklung gehabt, kaum noch eines ernſtlichen Kampfes werth erachtet werden, und in ihren Augen ſchwerlich mehr

Digitized by Google

ſeyn, als Gegenſtand ſpöttiſchen Mitleids. Wie könnte eine Lehre die Welt mit Gott verſöhnen, die es ſo wenig zum harmoniſchen Einklange mit ſich ſelbſt zu bringen im Stande geweſen wäre!

Man thut dieſem Syſteme nicht zu viel, wenn man von ihm ſagt, daß es das Chriſtenthum und deſſen Vertheidigung Preis gibt, um dem Proteſtantismus eine Seite abzugewinnen, die ſich retten laſſe. Denn in derſelben Weiſe, wie das Chriſtenthum und deſſen ſichtbare Geſtaltung in der Geſchichte der chriſtlichen Kirche, conſtruirt der Verfaſſer auch den Proteſtantismus. Sein Scharfſinn und ſeine Redlichkeit können ihn, trotz aller Vorurtheile, doch darüber nicht im Unklaren laſſen, daß es mit dem Proteſtantenthume von jeher eine überaus mißliche Sache geweſen, und gerade in unſerer Zeit ſchlimmer beſtellt ſei, als je. Er gibt dieß zwar unwillig, zaudernd, widerſtrebend, allein er gibt es zu. Aber was wollt ihr? — Um die ganze „Epiſode“ der Kirchengeſchichte ſteht es ja überhaupt nicht beſſer. Die chriſtliche Kirche hat unmittelbar nach der Apoſtel Zeiten einen tiefen Fall gethan, und der Proteſtantismus ihr **nicht** zur Auferſtehung gedient. Die volle Wahrheit wird erſt erſcheinen, wenn das tauſendjährige Reich anbricht. Das iſt ungefähr die Summe und der Nerv dieſer neueſten Vertheidigung der Reformation und der Geſtaltungen, welche dieſelbe hervorgerufen hat!

Sehen wir jetzt, wie dieſe Apologie (in der ſiebenzehnten und achtzehnten Vorleſung) im Einzelnen durchgeführt iſt. Der Verfaſſer geht von der Vorausſetzung aus, daß zur Zeit der Reformation „nicht nur in einigen Auswüchſen der Praxis, ſondern im Dogma ſelbſt, und zwar in ſeiner authentiſchen, officiellen Geſtalt eine Läuterung nöthig war, gegen welche die katholiſche Kirche ſich mit unerweichbarer Strenge abgeſperrt.“ „**Läßt ſich dieß nicht beweiſen, dann, müſſen wir geſtehen, ſind alle Vorwürfe, welche jemals gegen die Kirchenſpaltung vorgebracht worden ſind, gerecht.**“ Was iſt nun durch die Reformation für das Ganze

Digitized by Google

der Kirche erreicht oder nicht erreicht worden? Dieß iſt die Frage, mit deren Erörterung ſich eine überaus merkwürdige Unterſuchung beſchäftigt, deren letztes Ergebniß wir im Obigen bereits vorläufig andeuteten.

Wie ſehr auch der Verfaſſer ſich bemühen möge, den Kern des Reſultates, zu welchem er gelangt, in ein möglichſt gemildertes Licht zu ſtellen, er kann ſich dem Eindrucke ſeiner Beobachtung, der Gewalt einer ihm unwiderſtehlich ſich aufdringenden, alle künſtlichen Verhüllungen durchbrechenden Ueberzeugung nicht entziehen, und er iſt augenſcheinlich eine zu edle Natur, um dieß mit Abſicht und Bewußtſeyn zu wollen. Er darf es ſich, wie vorſichtig und ſchonend er auch in der Wahl ſeiner Ausdrücke ſeyn möge, der Sache nach nicht verhehlen: die Reformation war eben nur ein verunglücktes Experiment. Intereſſant iſt es hierbei, ſeinem Gedankengange zu folgen. „Im Mittelalter war, um es kurz zu ſagen, die Kirche Alles geweſen; ſie hatte das ganze Thun Chriſti, ſein Verſöhnen, ſein Richten, ſein Herrſchen gleichſam in ſich abſorbirt, und ſich als ſeine Stellvertreterin in der Art an ſeine Stelle geſetzt, daß in mehr als einer Hinſicht Chriſto ſelbſt dadurch etwas entzogen wurde“ *). Nun ſei, meint der Ver-

*) Dieſe Auffaſſung, verbunden mit der Läugnung einer *Ueberlieferung* der an die Apoſtel ertheilten Gnadengaben, iſt ein Irrthum, welcher die Grundlage für die geſammte, in dieſem Buche niedergelegte Betrachtung des Werkes der Reformatoren bildet. Sie verrückt den wahren Geſichtspunkt auf eine überaus betrübende, den Blick des Verfaſſers von vornherein von der Wahrheit ablenkende, ihn rettungslos verwirrende Weiſe. Wenn in Chriſto die Fülle der Wahrheit und des Heils erſchien, und die Kirche, *welcher der Sohn Gottes verſprach, daß er bei ihr bleiben werde alle Tage bis ans Ende der Welt*, die Anſtalt iſt, durch welche das Heil und die Wahrheit an den Einzelnen gelangt, wenn demnach Chriſtus in der Kirche fortwirkt, und ohne Chriſtum die Kirche eben gar nicht beſtünde, ja gar nicht gedacht werden könnte, wie kann denn Chriſto durch die Kirche etwas *entzogen* werden? Dieß iſt innerhalb *des katholiſchen Syſtems* ein innerer Widerſpruch und ein wahres Ungethüm von Gedanken.

faſſer, das innerſte Streben der Reformatoren darauf gerichtet geweſen, dieſes Mißverhältniß aufzuheben, und Chriſtum auf's Höchſte zu verherrlichen. „Chriſtus, von dem ſie ergriffen waren, ſollte alles ſeyn, aber indem ſie es dahin bringen wollten, kamen ſie in Gefahr, ſich dahin zu verirren, daß nun die Kirche, eben damit Chriſto allein alles bliebe, nichts mehr ſeyn ſollte. Es war dieß ganz daſſelbe Verhältniß, wie wenn ſie, um die Wirkung des Erlöſers und ſeiner Gnade im Einzelnen zu verherrlichen, dieſelbe dem eigenen Thun und Wollen des Menſchen und ſeiner Freiheit ſo entgegenſtellten, daß dieſe in einem abſoluten, religiöſen Fatalismus untergehen ſollte." Allein dieſe in anderer Beziehung ganz richtige Parallele mit einem andern Grundirrthume der Reformatoren iſt in dieſem Zuſammenhange doch nur halbwahr, und die Auffaſſung des Verhältniſſes jener Männer zur Kirche überhaupt ſchief und ungenau. Nicht ſowohl darin lag der Irrthum und der Frevel der Gründer des Proteſtantismus, daß nach ihnen Chriſtus Alles ſeyn ſollte und die Kirche nichts, ſondern darin, daß ſie Chriſtum und ſeine Braut, die Kirche, auseinanderreißend, in ihrem verderblichen Irrwahne einen feindlichen Gegenſatz zwiſchen beiden poſtulirten, und ſo in die Stelle des wirklichen einen ſelbſtgemachten Chriſtus ſetzten. Hieraus fließt jener Verlauf der Entwicklungsgeſchichte des Proteſtantismus, und aus ihm entſpringen wieder jene heutigen Zuſtände, deren thatſächliches Vorhandenſeyn Herr Thierſch zugibt, deren Cauſalnexus aber mit dem erſten Schritte aus dem Gehorſam der Kirche heraus er unbegreif-

---

Der Pſeudomyſticismus dagegen verwirft dieſe Mittheilung der erlöſenden Gnade durch die Kirche, nicht weil dadurch Chriſto etwas entzogen würde, ſondern weil er ſich in dem hoffärtigen, außerhalb der kirchlichen Zucht ſtehenden, vorgeblichen Einzelverkehr der Seele mit Chriſto gefällt, und zu ſtolz iſt, das Heil auf dem ordentlichen Wege zu empfangen, den Gott der ſündigen Menſchheit geöffnet hat. Die Kirche würde hiernach in der ſubjectiven Vortrefflichkeit ihrer Glieder, nicht in der objectiven Anſtalt zur Erlöſung der Menſchheit beſtehen. Auf die Folgen dieſer Verirrung werden wir im Nachfolgenden aufmerkſam machen.

Digitized by Google

licherweiſe zu läugnen verſucht. Zwar wollten die Reformatoren, den „Schwärmern“ gegenüber, allerdings „Wort und Sacrament“ retten. „Aber welche Kraft dem Worte, welcher Inhalt dem Sacramente zu geben ſei, darüber waren ſie nicht einig, und es iſt jetzt leicht einzuſehen, warum, wenn unter den Reformatoren ſelbſt ein Streit entſtand, dieſer gerade auf den hiemit angedeuteten Gegenſtand ſich beziehen, und hier in der größten Hitze entbrennen mußte.“ „Jetzt ſei es“, bemerkt der Verfaſſer weiter, „die allernothwendigſte und wichtigſte Frage geweſen, wie weit man nun in dieſer Evacuation der Kirche gehen, und wo man Halt machen ſolle, welche Realität man ihren heiligen Handlungen, ihren Sacramenten laſſen müſſe und welche nicht?“ Freilich! das war die Frage, und ſie iſt es innerhalb des Proteſtantismus geblieben bis auf den heutigen Tag. Denn wenn die durch die Kraft des heiligen Geiſtes verbürgte, und deßhalb untrügliche Lehre der Kirche nicht mehr regula fidei ſeyn ſoll, wo iſt denn ſonſt die Gränze, ſei es im Annehmen oder Verwerfen? Und kraft innerer Nothwendigkeit muß dieſe Frage unbeantwortet bleiben, ſo lange bis entweder die letzten Trümmer des poſitiven Proteſtantismus eingehen in die alte, feſte Burg der Kirche, wie in England, oder das Alleseins des nihiliſtiſchen Atheismus Jene, welche am Glauben Schiffbruch gelitten haben, verſchlingt, wie in Deutſchland. Von vornherein konnten, wie der Verfaſſer ſelbſt nachweist, die ſogenannten Reformatoren ſelbſt nur ſehr unvollkommene und ſchwankende Begriffe vom Weſen der neuen Kirche haben. „Eben ſo wenig“, bemerkt er, „wie hier“ (in Betreff der Lehre und Sacramente) „eine Einigkeit ungeachtet aller Mühen und Kämpfe erzielt werden konnte, kam man in der Lehre von der Kirchengewalt, von der Kraft der Abſolution und des Bannes, der Confirmation und der Ordination zur Uebereinſtimmung und Klarheit. Ja, wenn irgendwo die proteſtantiſche Lehre unbefriedigend iſt, ſo iſt ſie es in den ebengenannten Stücken. Aber dieſes Ungenügende iſt, weit entfernt, den Vorwurf gegen die Reformation, welchen die Geg-

Digitized by Google

ner hier gerne erheben möchten, zu rechtfertigen, nur die nothwendige Folge weltgeſchichtlicher Verhältniſſe, deren Abänderung nicht in der Macht der Reformatoren lag." — Trotz deſſen erklärt derſelbe Schriftſteller bald darauf: daß man es „als einen großen Mangel nicht nur in den Erfolgen ihres Thuns, ſondern ſchon in ihren Intentionen" erkennen müſſe: „daß ſie (die Reformatoren) nicht ſo, wie es zum Heil der Kirche gereicht hätte, das Ganze derſelben im Auge gehabt, oder die bibliſche Idee der Kirche in ihrer vollen Integrität feſtgehalten" hätten. Im Gegentheil: Luther ſei faſt Schritt vor Schritt dem Drange des Augenblicks gefolgt, und das allerdings bis zur Gedankenloſigkeit Ungenügende in ſeinen Vorſtellungen von der Kirche erklärt Herr Thierſch, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, aus der Einbildung des Reformators: „daß binnen weniger Jahre der jüngſte Tag, das Gericht über das Papſtthum und über die ganze, gegen das Evangelium undankbare Welt kommen müſſe."

Gibt der Schriftſteller, mit dem wir uns hier beſchäftigen, jene Idee der Kirche, welche den Reformatoren vorſchwebte, Preis, ſo ſucht er deſto eifriger die Mittel zu rechtfertigen, welche dieſe Männer angewendet haben, „um ihren Ideen von einer beſſern und dem Urbild analogen Geſtalt der Kirche zur Wirklichkeit zu helfen." — In dieſer Beziehung geht er zwar einerſeits ſo weit, daß er ſelbſt Luthers Tiſchreden „eine Fülle von Harmloſigkeit, Naivität und wahrer Empfindung" nachrühmt, und ſich davon für den Helden der Neukirche „einen ſehr gewinnenden Eindruck" verſpricht, andererſeits ſtellt er in dieſer Beziehung Behauptungen auf, auf welche wir nicht umhin können, die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer zu lenken. Laſſen wir hier zunächſt Alles, was die Perſönlichkeit der Reformatoren angeht, auf ſich beruhen. Eben ſo wenig wollen wir die Verſicherung: daß bei den Proteſtanten noch das wahre Evangelium mit den wahren Sacramenten ſei (S. 259), den wenige Seiten ſpäter folgenden, das gerade Gegentheil bekundenden Geſtändniſſen gegenüberſtellen.

Digitized by Google

Uns liegt die merkwürdige Einräumung unſers Autors bei wei- tem näher: daß die Reformation „eine That der Selbſt- hülfe“ war. „Sie ging nicht von denjenigen Behörden aus, welche nach den herrſchenden Begriffen die legitimen Lenker der Kirche waren, und wenn einzelne Biſchöfe ihr zufielen, ſo war dieß immer nur eine Ausnahme, welche den Charakter der gan- zen Bewegung nicht veränderte. Dieſer aber iſt es nun, wel- chen die Gegner als einen revolutionären darſtellen, da die Anregung von einzelnen, unbefugten Individuen ausging, und die Durchführung nur mit Hülfe der weltlichen Macht gelang.“ Die hieraus fließenden kirchenrechtlichen, vornämlich aber die politiſchen und ſocialen Conſequenzen ſind es nun, die ihn pei- nigen, und er bemüht ſich mit ſichtlicher Anſtrengung ihrer los zu werden, geräth dabei aber wieder in anderweitige Er- örterungen, die zu noch bedenklichern Geſtändniſſen führen. Zuerſt führt er nämlich weitläuftig aus: daß „die Reformation der chriſtlichen Kirche keineswegs ohne Analogien in der Ge- ſchichte des Volkes Israel ſei.“ Die Wirkſamkeit der Pro- pheten ſei dem Walten der Könige und der Thätigkeit der Prie- ſter zur Seite gegangen. Wir hätten alſo vor der Illegitimi- tät der Reformation nicht im geringſten zu erſchrecken, „wenn die Reformatoren wirklich und im wahren Sinne des Wortes Propheten geweſen wären. Hatte auch nur einer von ihnen das Recht, kraft unmittelbarer und außerordentlicher Sendung von Gott eben ſo aufzutreten, wie einſt die Propheten im al- ten Bunde und in der Urzeit der Kirche, dann ſteht alles gut, und die Sache der Reformation wäre gegen alle weitere Einſprache gerettet. Nun aber iſt dem leider nicht ſo. Luther iſt dem Verfaſſer kein alter Elias, und die Reformation erſcheint ihm keineswegs als von „ei- gentlichen Propheten“ geleitet. Charakteriſtiſch iſt es für die Geſinnung des Verfaſſers, daß er in dieſem Umſtande, „der un- ſerer Sache ſo ungünſtig zu ſeyn und ihr das Urtheil zu ſpre- chen ſcheint“, ſogar etwas Gutes und Beruhigendes findet. Wenn nämlich auf Seiten der Reformation „die volle und

Digitized by Google

ganze göttliche Wahrheit geweſen wäre", ſo müßte man ja den Theil der Kirche, der ihr den Zutritt verſagte, für gerichtet halten, während ſich bei dem jetzigen Stande der Dinge „für die ganze katholiſche Kirche, als eine unter göttlicher Langmuth ſtehende, doch noch immer Hoffnungen hegen ließen."

„Aber im Grunde ſei es auch nicht der Prophetenberuf geweſen, auf welchen die Urheber der Reform ihr Recht und das Recht ihrer Mitarbeiter ſtützen. Sie hätten der beſtehenden Autorität gegenüber an das allgemeine Prieſterthum, an die Freiheit und Gleichheit aller Chriſten, an die Autonomie jedes getauften Menſchen in geiſtlichen Dingen appellirt. „Und in der That ſind die letztern Grundlagen nichtig, dann iſt es mit der rechtlichen Begründung der Reformation zu Ende."

Der Verfaſſer verkennt die Mißlichkeit des Verſuches nicht, die Gleichheit und die Freiheit der Chriſten ſchlechthin zum Princip einer neuen Geſtaltung der Kirche zu erheben. Man könne nämlich aus der abſoluten Gleichheit die Ueberflüſſigkeit jedes Amtes in der Kirche folgern, und von der Idee der Freiheit aus die Forderung unbedingter Religions- und Cultusfreiheit an den Staat ſtellen. Die „Schwärmer" hätten gleich im Anfange mit beiden Gedanken ſchnöden Mißbrauch getrieben, und die Analogie mit der politiſchen liberté et égalité liege ſo nahe, daß Thierſch zugibt, „man könne gegen ſie bedenklich gemacht werden." Auch hätten die Reformatoren ſehr wohl gewußt, „daß ſich mit einer ſolchen unbedingten Freiheit und Gleichheit in der Kirche gar nichts aufbauen, aber wohl Alles zerſtören läßt. Sie hätten jene Ideen alſo auch gar nicht zur Grundlage des neuen Gebäudes machen wollen, vielmehr mit dem ſchärfſten Nachdrucke dagegen proteſtirt, „und dadurch freilich, da ſie ſelbſt ſolche Gedanken angeregt hatten, den Schein großer Inconſequenz auf ſich geladen." „Aber deſſen ungeachtet", ſetzt er hinzu, „dürfen wir uns an der Wahrheit, die in jenen Gedanken liegt, und dem Gebrauch, den die Reformatoren von ihnen gemacht haben,

Digitized by Google

nicht irre machen laſſen.“ — Wir müſſen nämlich ſagen: „die Appellation an die geiſtliche Gleichheit und Freiheit der Chriſten zum Behufe der Reform war der einzige, und eben darum (!!) der berechtigte Nothbehelf in einer Lage, wo die Inhaber des hierarchiſchen Princips ihre Pflicht verſäumten und der Wahrheit das Gehör verſagten, — die anfänglichen wunderbaren Geiſtesgaben aber und Männer von unmittelbarer göttlicher Sendung, die mit unbedingter Prophetenautorität hätten eingreifen können, nicht vorhanden waren. Und ſo lange ſolche Männer der Kirche nicht wieder gegeben werden, iſt der Recurs auf das allgemeine Prieſterthum der Chriſten, in allen Fällen, wo das Bedürfniß einer Reform eintritt und von den geiſtlichen Gewalthabern erkannt wird, der einzig mögliche Ausweg. So wie aber die Reform eingetreten und der Organismus gereinigt iſt, fällt das Recht, dieſen Weg einzuſchlagen, bis auf weiteres von ſelbſt wieder weg.“ — Wir haben uns, dieſer Beweisführung gegenüber, eines Lächelns nicht erwehren können. Wörtlich, dieſelbe Lehre wurde kurz nach der Julirevolution von den Männern der richtigen Mitte in Betreff der Volksſouverainetät verkündigt. Sie dürfe nur in außerordentlichen Fällen angerufen werden; den Tag nach der Revolution müſſe die neue Autorität wieder in die Rechte der alten treten. Aber, wenn Kolben und Bajonette nicht beim Kloſter St. Mery das Ihrige dazu gethan, mit dieſer Logik hätte Ludwig Philipp ſich nicht vier und zwanzig Stunden auf dem Julithrone behauptet! Ohne ihn perſönlich zu kennen, hegen wir eine gute Meinung von Herrn Thierſch; ſein Buch macht uns aller Irrthümer und Vorurtheile, die darin ſtecken ungeachtet, den Eindruck einer Geiſtesfriſche und Naivität, die im heutigen Deutſchland ſelten geworden iſt. Daher hoffen wir, daß das, was er zur Rechtfertigung und Begründung der proteſtantiſch-geiſtlichen Freiheit und Gleichheit ſagt, ihm vielleicht in ſehr kurzer Friſt ſelbſt nicht mehr genügen, ja ihm als völlig leer und hohl anekeln werde. Hat der Sohn Gottes ſeine Kirche auf den Felſen gegrün-



Digitized by Google

det, und iſt ſie die Arche des Heils, dann iſt die Losſagung von ihr, oder die gewaltthätige Empörung gegen ſie, oder ein Verſuch, ihre rechtmäßige Autorität zu ſtürzen, keinem Sterblichen, zu keiner Zeit und unter keinen Umſtänden erlaubt, und jede Umwälzung ſolcher Art kann immer nur zum geiſtlichen wie zum weltlich-ſocialen Verderben derer ausſchlagen, die in die Trennung geriſſen werden. Beſteht eine ſolche Stiftung aber nicht, hat ſich die allgemeine Kirche über ihren eigenen Urſprung, über ihren Beruf, über ihr göttliches Recht länger als achtzehnhundert Jahre gröblich täuſchen können, dann wird kein Meiſter in Israel mit menſchlicher Theorie und klüglicher Rede das Chriſtenthum vor dem Schickſal aller zeitlichen und endlichen Dinge ſchützen.

Am meiſten beunruhigt Herrn Thierſch die Analogie der Reformation mit der franzöſiſchen Revolution. „Immerhin aber bleibt es“, ſagt er, „dieß müſſen wir willig einräumen, ein ſehr großes Unglück, daß die Reform nur auf unregelmäßigem Wege, im Conflict mit der beſtehenden kirchlichen Autorität, in's Werk geſetzt werden konnte, und wir müſſen dieſen Hauptpunkt, den Umſtand, daß das Auftreten der Reformatoren eine Auflehnung gegen eine bis dahin den Völkern mehr oder weniger heilige Autorität war, noch einer genauern Beſprechung unterwerfen, da ſich an ihn die unerſchöpfliche Menge von Vorwürfen der Neueren gegen den Proteſtantismus knüpft, die ſich in der einen Anklage concentriren, daß er das erſte und das verhängnißvollſte Beiſpiel bewußter und ſyſtematiſch-durchgeführter Revolution gegeben habe. Die Reformatoren, ſo ſagt man, hätten das Princip ausgeſprochen, welches ſich dann unaufhaltſam auch auf das politiſche Gebiet verpflanzt habe, und für die neuere Zeit die Quelle unermeßlichen Unheils geworden ſei.“ Mit dem Verſuche einer Widerlegung dieſer Anklagen beſchäftigt ſich der Verfaſſer in ſeiner ſiebenzehnten Vorleſung. Wir werden das Vergnügen haben ihn bei einer andern Gelegenheit auf dieſes intereſſante und lehrreiche Feld zu begleiten.

Digitized by Google

# XLIX.

## Die ewige Stadt und die Malaria.

Unter den Städten des Erdkreiſes hat Rom allein den Namen der Ewigen erworben, nicht in Folge einer göttlichen Verheißung, ſondern durch ihre Geſchichte, und wegen des ſichtbaren Schutzes, in deſſen Kraft ſie alle verderblichen Angriffe, Zerſtörungen und Umwälzungen überdauert hat. Was irgend in der Welt eine vernichtende Gewalt zu üben im Stande war, hatte ſich vereinigt zu ihrem Untergang, und dennoch vermochten weder die Menſchen, noch eine feindſelige Natur ſie von der Erde zu vertilgen. Die Tyrannei der Kaiſer, die Stürme der Barbaren, die Wuth der Parteien, der Haß der Häretiker, das Gift der Sophiſten und ſelbſt die Elemente haben nach einander ihre zerſtörenden Kräfte an ihr verſucht; immer jedoch iſt die Starke aus dem Ruin von neuem emporgeſtiegen, und über Schutt und Trümmern ſich jedesmal verjüngend, ſcheint ſie das Siegel der Unvergänglichkeit an ihrer Stirn zu tragen, gleichſam Theil nehmend an der Dauer des ewigen Stuhles, dem ſie ſeit achtzehn Jahrhunderten zum Fußſchemel dient. Palmyra und Theben ſind verſchwunden; kaum erkennt man noch die Stätten, wo einſt Babylon und Sidon geſtanden; Rom ſteht aufrecht bis auf den heutigen Tag, nicht nur als das großartigſte Denkmal des Alterthums, ſondern fortlebend als die Hauptſtadt der Chriſtenheit. Von den mächtig-



Digitized by Google

ſten Herrſcherſitzen der alten Zeit, ſo wie von den apoſtoliſchen Stammkirchen iſt ſie, die einzige, übrig geblieben, noch fortwährend an ihre zwiefachen Gründer erinnernd, von welchen, wie Leo der Große bemerkte, Romulus und Remus durch Krieg und Irrthum, Petrus und Paulus durch Friede und Wahrheit ſie zur Herrſcherin erhoben.

Unläugbar hat das neuere Rom die Fortdauer ſeiner Exiſtenz dem Papſtthum zu danken. Dieſe geiſtliche Macht, ihrer Natur nach rettend und conſervativ, ja das größte conſervative Princip auf Erden, hat Proben wie keine andere beſtanden, und nichts iſt lehrreicher, als unter dieſem Geſichtspunkt den Gang der Geſchichte zu verfolgen. — Wenn einem verſtändigen Manne, der nie etwas vom neueren Rom und der römiſchen Kirche vernommen hätte, geſagt werden könnte, daß in Europa ein kleiner Staat vorhanden iſt, in deſſen Hauptſtadt ſeit achtzehnhundert Jahren ein oberſtes Lehr- und Hirtenamt beſteht, und deſſen Regent faſt immer unter den Greiſen gewählt wird, ein Staat, der mit geringen materiellen Kräften verſehen dennoch gegen die mächtigſten Feinde und unter den furchtbarſten Erſchütterungen nicht nur ſich behauptet hat, ſondern auch weithin über die entfernteſten Erdſtriche einen großen noch fortwährenden Einfluß übt, ſo würde der Mann dieſe Erzählung unſtreitig für eine Fabel halten. Er könnte mit Fug erwiedern, daß keine menſchliche Inſtitution ſich auf die Dauer erhalte, daß insbeſondere jede Wahlmonarchie den Keim der Auflöſung in ſich ſelber trage, daß ein kleines Land im unvermeidlichen Conflict der größeren Mächte unmöglich ſeine Selbſtſtändigkeit ſo lange zu bewahren im Stande ſei. Was aber dem bloßen Verſtande unbegreiflich erſcheint, und aller politiſchen Erfahrung widerſpricht, das hat in der Geſchichte des chriſtlichen Roms als wahr und wirklich ſich ausgewieſen. Wie oft es auch menſchlichem Ermeſſen ſcheinen mochte, als habe für die Stadt und ihren Stuhl die letzte Stunde geſchlagen, wie oft der Papſt vertrieben oder gefangen, und ſein Gebiet und Sitz in der Gewalt ſeiner Feinde

war, wie viele Empörungen, Kriege und Revolutionen der päpſtlichen Herrſchaft im Geiſtlichen und Weltlichen ein Ende zu machen drohten, nimmer ließ die Vorſehung zu, daß der Pontifex maximus aufhörte zu ſeyn und mit dieſem das Palladium der Stadt verloren ging. So ſehr iſt der Beſtand der Metropole vom Daſeyn des Pontificats bedingt, daß ſchon die zeitweilige Abweſenheit des Papſtes einen Verfall bewirkt und ſelbſt ihre Exiſtenz in Frage ſtellt. Als die Päpſte einige Zeit zu Avignon reſidirten, kam Rom ſeinem Untergange nahe, und während der Gefangenſchaft Pius VII. unter der kurzen Herrſchaft der Franzoſen nahm die Bevölkerung reißend ab, obgleich die Gewalthaber nichts unterließen, ſie empor zu bringen, und zu dieſem Behuf manche zweckmäßige Einrichtungen trafen. Wäre jemals der Papſt noch einmal genöthigt, ſeinen Sitz nach einem andern Ort zu verlegen, ſo würde in Rom ſofort die Verödung ihren Einzug halten und unaufhaltſame Fortſchritte machen.

Vorzüglich in ſolchen Perioden, da die Gefahr auf's höchſte geſtiegen war, die Niederlage ſchon für vollendet gehalten werden konnte, und kaum noch ein Schimmer von Hoffnung übrig zu ſeyn ſchien, bewährte ſich für Rom der göttliche Schutz durch rettende Ereigniſſe, die von keinem Sterblichen vorhergeſehen, zuweilen im entſcheidendſten Moment und gegen alle Wahrſcheinlichkeit eingetreten, als unmittelbare Fügungen der Providenz, man möchte ſagen, als eine Reihe von geſchichtlichen Wundern zu betrachten ſind. Wem iſt es unbekannt, daß die Päpſte durch die Kraft ihres Wortes ſogar einen Attila abhielten, die Stadt zu verwüſten, und daß ſie Europa vor dem Joch der Barbarei bewahrten, indem ſie wider den mit Feuer und Schwert einherſtürmenden Islam Jahrhunderte lang die Waffen des Abendlandes in das Herz des Feindes ſandten? Wer wüßte nicht, wie oft das Schifflein Petri den gewaltigſten Stürmen und Ungewittern widerſtand, und ſein ſichtbarer Führer ſelbſt durch Beraubung, Flucht, Gefängniß und Verlaſſenheit den glänzendſten Sieg über ſeine

Digitized by Google

Feinde gewann? — Doch nicht in die älteren Zeiten haben wir nöthig unſere Blicke zu wenden, um ſo merkwürdigen Thatſachen zu begegnen; wir ſelbſt haben ähnliche erlebt, und das ganze Pontificat Pius VII., glorreichen Angedenkens, iſt ein redender Beweis von der unſichtbaren Führung, die über den Geſchicken des heiligen Stuhls wacht. Schon die Wahl dieſes Oberhauptes war eine ganz ungewöhnliche, und außerordentliche Umſtände mußten ſich auf kurze Zeit vereinigen, um das denkwürdige Conclave zu Venedig (1800) möglich zu machen. Im Jahre 1809, als die Macht der Könige vor einem Einzigen verſtummt, Rom in der Gewalt der Franzoſen, und der heilige Vater bereits im Quirinal ihr Gefangener war, fand man am Morgen des eilften Juni an den vornehmſten Baſiliken mit höchſtem Erſtaunen die Bulle angeſchlagen, durch welche der Kaiſer Napoleon von der Gemeinſchaft der Kirche ausgeſchloſſen wurde. Dieſes nie genug gewürdigte Ereigniß iſt damals als die letzte Regung eines ohnmächtigen, auf's Aeußerſte gebrachten Greiſes bemitleidet, von Vielen verſpottet, ſelbſt von wohlgeſinnten Katholiken als eine unzeitige und vergebliche Nothwehr angeſehen, und von dem Kaiſer als ein Irrthum erklärt worden, der um tauſend Jahre zu ſpät gekommen. Niemal aber darf vergeſſen werden, was darauf gefolgt iſt: der Feldzug deſſelben Jahres 1809 war der letzte, aus welchem Napoleon ſiegreich hervorging; drei Jahre ſpäter begegnen wir ihm auf der Flucht aus Rußland, wo ihn Gott durch die Elemente ſchlug, und wiederum nach drei Jahren iſt er, auf einen Fels im Ocean geſchleudert, ſogar von der europäiſchen Geſellſchaft excommunicirt. — Als noch vor dieſer Kataſtrophe der Kirchenſtaat eine Provinz des franzöſiſchen Reiches geworden, das heilige Collegium zerſtreut, ſein erlauchtes Oberhaupt geplündert, entführt und gefangen, die Regierung der Kirche unmöglich war, und in den Straßen Roms das Gras zu wachſen anfing, da war es nicht ſchwer zu prophezeien, daß es um den geiſtlichen Primat und um die weltliche Souverainetät des Papſtes für immer geſchehen ſei. In Eng-

Digitized by Google

land hatten die Prädicanten den Tag und die Stunde des vermeintlich ſchon eingetretenen Sturzes aus der Apokalypſe berechnet und weitläufig nachgewieſen. Wir Alle wiſſen, was aus dieſer Weisſagung geworden iſt. „Während die falſchen Propheten mit der größten Zuverſicht ſprachen, und eine von Irrthum berauſchte Menge ihnen williges Gehör gab, brachte ein ſichtbares Wunder der Allmacht Gottes durch den Einklang von Mächten, die ſonſt am wenigſten übereinſtimmen, den Nachfolger des heiligen Petrus in den Vatican zurück" *).

Es iſt unmöglich, über die Fortdauer der ewigen Stadt Betrachtungen anzuſtellen, ohne des Papſtthums zu gedenken, und in dieſem das conſervative Princip zu erkennen. So innig iſt die Wechſelbeziehung zwiſchen der Stadt und dem heiligen Stuhl, daß ſelbſt von den Gegnern der Kirche Rom und Papſt gewöhnlich als gleichbedeutend genommen werden, und die Begriffe identiſch ſind. Deßhalb gingen auch die vielen nichtigen Prophezeiungen vom Untergang der Einen wie des Andern meiſtens Hand in Hand, und ſelten hat ein Blödſinniger den Sturz des römiſchen Antichriſt verkündet, ohne zugleich die Zerſtörung der neuen Babylon vorherzuſagen.

Die Geſchichte iſt eine große Lehrerin, aber nur für diejenigen, die der Belehrung fähig und zugänglich ſind, am wenigſten für den Sectengeiſt, in welchem die unglückliche Verbindung von Irrthum und Leidenſchaft eine Art von partiellem Wahnſinn unterhält. Wie oft auch die Lügenpropheten beſchämt und durch die ſchlagendſten Thatſachen widerlegt worden ſind, ſie fahren mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit fort, das nahe bevorſtehende Ende der Siebenhügelſtadt auszurufen. Die Weisſagung iſt weſentlich dieſelbe geblieben; nur über den Zeitpunkt und die Mittel des Unterganges haben ſich die Anſichten der Auguren verändert, wie es die wechſelnden Conſtellationen zu erfordern ſcheinen. Der Spruch, nach welchem Rom in Folge eines göttlichen Strafgerichtes durch die Fort-

*) De Maistre du Pape. T. II. Conclusion.

Digitized by Google

ſchritte der Reformation dem Erdboden ſollte gleich gemacht werden, iſt der älteſte und am häufigſten wiederholt. In neuerer Zeit hat man dagegen ſicher erwartet, daß die Hydra der Revolution das Werk der Zerſtörung vollbringen werde. Endlich iſt verkündet worden, die ewige Stadt müſſe unfehlbar an der Aria cattiva zu Grunde gehen. — Alle dieſe Prophezeiungen beruhen auf einem gemeinſamen Princip des Widerwillens, und unterſcheiden ſich nur in ſo fern von einander, als ſie, dem Zeitgeiſte folgend, ihre Scheingründe bald auf den Irrglauben, bald auf den Radikalismus, bald auf die falſche Wiſſenſchaft zu ſtützen ſuchen. Schien die eine ihre Kraft zu verſagen, ſo wurde ihr die andere ſubſtituirt, und wenn auch dieſe nicht mehr verfangen wollte, zu der dritten Art die Zuflucht genommen.

Als der überhand nehmende Unglaube die apokalyptiſchen Berechnungen immer unwirkſamer machte, wurde es ſeltener für rathſam erachtet, die ewige Stadt dem göttlichen Racheſchwert preiszugeben, und ihr das Schickſal Jeruſalems vorherzuſagen. Viel zeitgemäßer ſchien es, das Scharfrichteramt den verbündeten Mächten der Revolution, namentlich der Aufklärung, dem Abſolutismus, der Carbonaria und dem jungen Italien zu übertragen. Auf dieſe Potenzen hat ſich eine Hoffnung geſtellt, die noch heute nicht völlig erlöſchen will. Indeſſen läßt die Erfüllung noch immer auf ſich warten, und es entſteht auch wohl die Frage, ob die Kinder der Revolution vollbringen können, was ihrem ſtärkſten Familienhaupte ſelbſt nach Beſiegung der größten Hinderniſſe nicht gelang. Noch bedenklicher muß die Sache erſcheinen, wenn erwogen wird, daß jetzt die äußeren Conjuncturen nicht mehr ſo günſtig ſind, um den gewünſchten Erfolg in naher Zeit herbeizuführen. Die Mächte, welche den Papſt im Jahre 1813 zurückgeführt haben, bezeigen zur Vernichtung ſeiner Hauptſtadt ſo wenig Neigung, daß ſie vielmehr jeden Angriff abzuwehren immer bereit und ſchlagfertig ſind. Iſt doch ſelbſt Frankreich aus dem größten Widerſacher auf's neue eine Schutzmacht für Rom ge-

worden, und die Engländer, welche im Jahre 1811 eine Fregatte abſandten, um den Papſt aus der Gefangenſchaft zu Savona zu retten und nach Sardinien zu bringen, würden heute wahrſcheinlich mehrere ſenden, um ſeine Freiheit zu ſichern. Auch die Carbonaria und Giovine Italia arbeiten ſich ab in vergeblichen Anſtrengungen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Ja, ein bedeutender Theil der erſteren hat ſeine Wünſche auf ſociale Verbeſſerungen eingeſchränkt, und denkt nicht daran, den Papſt und ſeinen Sitz zu Grunde zu richten.

Zum Glück iſt für die Weisſagung ein neuer Grund entdeckt, der jeden früheren an Solidität übertrifft, dabei von ſo allgemeiner Beweiskraft, daß nicht allein Chriſten, ſondern auch Heiden, Juden, Mahomedaner, Pantheiſten und Atheiſten ihn als unumſtößlich betrachten können. Man erinnerte ſich nämlich zur rechten Zeit, daß Rom in einer ungeſunden Gegend liegt, und wegen ſeiner Fieber ſchon längſt im böſen Rufe ſteht. Dieſe Indicien reichten hin, um gegen die Verbrecherin eine neue Unterſuchung zu eröffnen. Der Thatbeſtand wurde mit Hülfe mediciniſcher Gutachten in Deutſchland erhoben, das Urtheil feſtgeſtellt, und dann die alte Prophezeiung im Geiſte des neunzehnten Jahrhunderts, gemäß den Fortſchritten der Naturwiſſenſchaft, auf folgende Weiſe declarirt:

Seitdem die Herrlichkeit des Heidenthums verſchwunden, der Thron der Cäſaren zum Sitz einer Prieſterherrſchaft herabgeſunken, und die einſt ſo blühende Gegend allmählig zur Wüſte geworden, hat dort mit beſtändigem Fortſchritt die unwiderſtehliche Macht des Todes überhandgenommen, und in demſelben Verhältniß das Entweichen des Lebens bewirkt. Der unfruchtbare Schutt und die Trümmer der alten und mittleren Zeiten haben die Kraft aller geſunden Vegetation erſtickt, die Verſumpfung iſt wie ein freſſendes Krebsgeſchwür hinzugekommen; der übrige Boden, vulkaniſch und ein Caput mortuum von Jahrtauſenden, iſt nur noch fähig, Produkte der Auflöſung und Fäulniß zu erzeugen. Aus der Tiefe dieſer entarteten Oberfläche ſteigt immer ſtärker und häufiger die böſe Luft

(Malaria, Aria cattiva) empor, ein Peſthauch des Todes, der den Menſchen entweder tödtet oder vertreibt, und ſo die verlaſſenen Häuſer, Palläſte und Kirchen in neue Ruinen verwandelt. Die Verheerung ſchreitet langſam aber ſicher fort; ſie hemmen oder zu verzögern iſt alle menſchliche Anſtrengung unvermögend. Mit jedem Jahr nimmt die Zahl der Bewohner ab, und die nicht am Fieber ſterben, können wahrnehmen, daß ein ſichtbarer Fluch auf dieſem todten Erdreich haftet. In dem offenen Grabe der Campagna liegend, gleicht die heutige Stadt Rom einem Sterbenden, der ſeinen letzten Athemzug erwartet; ja ſie iſt eigentlich ſchon ein Leichnam, in deſſen abgeſtorbenen Theilen nur noch ein matter Schlag des Herzens die Spur des erlöſchenden Lebens zeigt. Ueber ein kleines — und Rom wird nicht mehr ſeyn. Das große Werk der Vernichtung, welches die Menſchen niemals völlig zu Stande brachten, wird die mit eiſerner Nothwendigkeit wirkende Natur durch die Gewalt ihrer zerſtörenden Kräfte allein vollenden. Dann wird der öden Stätte der Verwüſtung ſelbſt der Beſuch des einſamen Wanderers fehlen, denn die Malaria allein wird hier übrig bleiben, und ſchon die Nähe ihres tödtlichen Hauches wird von allen Lebenden gemieden werden. — So lautet, auf den weſentlichen Inhalt gebracht, die mediciniſch-evangeliſche Prognoſe, wie ſie ſchon vor längerer Zeit in norddeutſchen Blättern zu leſen war, und jetzt noch zuweilen als eine ausgemachte Sache auch anderswo erwähnt und gläubig angenommen wird. Es gewinnt faſt den Anſchein, als ob nicht wenige Proteſtanten, und unter dieſen auch verſtändige Männer einen beſondern Troſt darin fänden, den Fall von Rom beſtändig vor Augen zu haben. Iſt doch ſelbſt Hufeland in ſeinen alten Tagen ſo ſchwach geweſen, an die hier angeführte Prophezeiung zu glauben, und zu ihrer Verbreitung mit beizutragen. Daß aber die Widerlegung ausgeblieben und kaum ein Zweifel laut geworden iſt, muß um ſo mehr befremden, je weniger ſchwierig und je einladender eine Prüfung erſchien, nachdem das alte Augurium aus dem Nebel der Träumerei

Digitized by Google

auf das feſtere Gebiet der Thatſachen und auf wiſſenſchaftliche Gründe geſtützt und übertragen worden. Ob die Stadt im Alterthum ein geſunder Ort geweſen, ob die jetzige Luft ſo ſchädlich, wie man behauptet, ob die Bevölkerung immer mehr abnehme u. ſ. f., alle dieſe Fragen konnten Gegenſtände einer gründlichen Unterſuchung, und durch die Geſchichte, Naturlehre und Statiſtik beantwortet werden. Da dieß aber nicht geſchehen und ein ſtillſchweigendes Hinnehmen jener Behauptungen unſtatthaft iſt, ſo lohnt es der Mühe, das Sachverhältniß näher zu betrachten, um an der Beſchaffenheit des neu gelegten Fundamentes den Scharfſinn und Tiefblick, die Sorgfalt und Treue der prophetiſchen Baumeiſter zu erkennen.

Ja, es iſt wahr: die ewige Stadt liegt in einer Gegend, die auf die Geſundheit der Bewohner, und beſonders der Fremden, oft nachtheilig oder verderblich wirkt. Man muß dieſes eingeſtehen, obgleich die Römer im Allgemeinen das Gegentheil behaupten, und ſogar Viele unter den dort lebenden nordiſchen Landsleuten den Ankömmling verlachen, der in dieſer Hinſicht Beſorgniſſe hegt. Wie überhaupt in Italien große Contraſte gefunden werden, und die ſtärkſten Gegenſätze (auch in der Natur) ſich fortwährend bekämpfen, ſo hat in Rom beſtändig das Leben mit dem Tode gekämpft; das Leben aber hat ſich in allen Gebieten als unvertilgbar gezeigt, und iſt ſogar durch die Stärke ſeines Gegenſatzes oft neu geweckt, unterhalten und gekräftigt worden. Dieſe Erfahrung bewährte ſich in der geiſtigen wie in der phyſiſchen Region; denn während der heilige Stuhl einen beſtändigen Kampf gegen den Geiſt der Verneinung beſtehen mußte, von dieſem aber niemals überwältigt wurde, hatte auch die Stadt von jeher mit einer feindſeligen Naturmacht zu kämpfen, ohne dieſer wirklich zu unterliegen.

Es iſt der größte Irrthum, zu glauben, daß Rom im Alterthum ein durchaus geſunder Wohnplatz geweſen, und die Malaria allein durch Verwüſtung und Nachläſſigkeit entſtanden ſei. Die äußeren natürlichen Verhältniſſe, von welchen die Geſundheit der Menſchen hier bedingt wird, namentlich das

Digitized by Google

Geologiſche, die geringe Tiefe des Meeres längſt einer feuchten und niedrigen Küſte, die unvermeidlichen Ueberſchwemmungen des Tiberſtroms und deren Urſachen, die Beſchaffenheit der Winde, vorzüglich des Scirocco, und der große Abſtand der Temperatur zwiſchen Tag und Nacht im Sommer ſind zu allen Zeiten dieſelben geblieben und haben ſich nicht weſentlich verändert. Zur ſchädlichen Wirkung dieſer Umſtände trugen noch große Sümpfe bei, die durch die Rieſenbauten der Könige gemindert, und zur Ausdehnung der Stadt gewiſſermaßen erſt erobert werden mußten. Wer kennt nicht die Verſe des Ovidius?

Hic, ubi nunc fora sunt, udae tenuere paludes,
Amne redundanti foſsa madebat aquis.
Curtius ille lacus siccas qui sustinet aras,
Nunc solida est tellus, sed lacus ante fuit.
Qua Velabra solent in circum ducere pompas,
Nil praeter salices crassaque canna fuit.

(Fast. L. VI.)

Cicero nennt die Gegend einen Peſtheerd, wo Romulus ſeine Stadt gegründet, und bezeichnet nur die Hügel als geſund. Livius läßt die Meuterer in Capua ſagen, „ob es wohl recht ſei, daß die unterwürfigen Campaner der Fruchtbarkeit und Anmuth Capuas ſich erfreuen und ſie (die Soldaten) durch Feldzüge abgemüht auf dem verpeſteten und dürftigen Boden um die Stadt (Rom) ſich quälen ſollten?“ Frontin bezeugt in ſeinem Buche von den Waſſerleitungen, daß die Luft im alten Rom abſcheulich (infamis aer) geweſen. Die ökonomiſchen Schriftſteller Columella, Cato ꝛc. rathen die größte Vorſicht bei der Wahl einer Bauſtelle an, denn auch den ſchönen Villen der Alten waren die Fieber nicht fremd; Horaz, als ob er heute lebte, bezeichnet den Monat Auguſt als denjenigen, der die meiſten Fieber und Teſtamente hervorbringt; die Krankheiten, welche Livius peſtartige (pestilentes) nennt, waren epidemiſche Fieber, durch die Malaria erzeugt. Und daß von dieſen vorzüglich die fremden Ankömmlinge ergriffen wurden, beſtätigt eine Stelle im Tacitus, worin erwähnt iſt, daß während der Anſiedlung des Vitellius im vaticaniſchen Bezirk un-

ter den galliſchen und germaniſchen Soldaten die größte Sterblichkeit geherrſcht. So einheimiſch iſt in der Stadt und deren nächſter Umgegend das vielgeſtaltige Fieber, und ſo anhaltend und mächtig ſind die es befördernden äußern Momente geweſen, daß von Uralters her auf dem Palatin der Dea Febris geopfert, und auch die Cloacina ſo wie die Mephitis als Gottheiten gefürchtet und angerufen wurden*). Aber nicht auf dieſen ohnmächtigen Cultus beſchränkte ſich das Volk, welches die Welt zu erobern und zu beherrſchen verſtand; es führte zugleich einen rieſenhaften Kampf gegen die feindliche Naturmacht, die ſeinen Herrſcherſitz beſtändig zu verderben drohte. Niemals und nirgends wurden zu einem ähnlichen Zwecke größere Kräfte in Wirkſamkeit geſetzt. Die Ringmauern des Servius, zur Beſchränkung der häufigen Ueberſchwemmungen beſtimmt, die ungeheuern Werke der Tarquinier, von welchen wir noch heute einen Ueberreſt in der Cloaca maxima mit Erſtaunen betrachten, die vielen und meilenlangen Aquäducte theils unter, theils über der Erde, das Ausfüllen der Tiefen, das Trockenlegen der Sümpfe u. ſ. w., was ſind ſie anders als Schutzwehren, welche ein kräftiges Leben, ſich vertheidigend, der einbrechenden Gewalt des Todes entgegenſetzte? — Nur bei ſolchen Anſtrengungen war es möglich, daß die Einwohnerzahl ſchon unter Servius Tullius auf 320,000 ſteigen, und in den letzten Zeiten der Republik zu einer faſt unglaublichen Höhe ſich erheben konnte. Im Jahre 529 u. c. wurden in Rom nicht weniger als 750,000 männliche Einwohner von ſiebenzehn bis ſechszig Jahren gezählt (Weiber und Kinder zählten nicht), und unter dieſen befanden ſich 342,000 Sklaven. Allein ſchon durch

*) „Romanus populus superstitionum Dearamque feracissimus, quemadmodum *Febrem* ad minus nocendum templis coluit, ita Deabus *Cloacinae* et *Mephiti* ad ea potissimum arcenda mala, quae tunc etiam temporis ob putridas ac foetentes identidem recurrebant, fallente quidem, bona tamen spe, litare consuevit.“ (*Lancisii* Diss. de nativis deque adventitiis romani coeli qualitatibus. Romae 1745.)

Digitized by Google

die Kriege des Marius, Sylla und Cäſar wurde dieſe Zahl faſt um die Hälfte vermindert, und die ſpäteren Einfälle und Verheerungen der Barbaren, vorzüglich die Ueberſiedelung der Kaiſer nach Conſtantinopel führten eine Entvölkerung herbei, die es den Uebriggebliebenen unmöglich machte, jene coloſſalen Schutzwehren zu unterhalten oder vollſtändig wieder herzuſtellen, wenn auch der Wille dazu nicht gefehlt hätte, dieſe Werke nämlich, an welchen das thatkräftigſte Volk Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatte, waren der Hauptſtadt der Welt eben ſo würdig als angemeſſen; ſie konnten aber auch nur von einem mächtigen und zahlreichen Volke bewahrt und erhalten werden. Nachdem die römiſche Macht von ihrer Höhe geſunken, die Stadt allmählig leerer an Menſchen geworden war, und zerſtörende Ereigniſſe immer häufiger wiederkehrten, war der Verfall der großen und heilſamen Schutzwehren unvermeidlich; dieſe vermochten nicht mehr der Geſundheit den früheren Nutzen zu leiſten; und die ungeſunde Luft, einſt durch dieſelben mit dem größten Vortheil beſchränkt und vermindert, erhielt wieder ein freieres Feld, ja ſie begann ſelbſt in den Ruinen ſich neu zu entwickeln und auszudehnen. Man muß daher das Ueberhandnehmen der Malaria als eine Folge der Entvölkerung betrachten, und iſt zugleich genöthigt, in derſelben Malaria eine Urſache zu erkennen, durch welche die Entvölkerung bewirkt oder die Zunahme der Einwohner verhindert wird. Urſache und Wirkung fallen hier in einen Punkt zuſammen, und bilden den Circulus vitiosus, in welchem man ſich ſeit fünfzehn Jahrhunderten herumgedreht. Je geringer die Bevölkerung, deſto ſchlechter iſt auch im Allgemeinen der Geſundheitszuſtand, und während in andern Orten die Luft durch Zunahme der Volkszahl oft ſich verſchlechtert, wird ſie in Rom dadurch verbeſſert. Dieß gilt auch von den einzelnen Quartieren der Stadt. Aus allen hier angeführten Momenten ergibt ſich folgender Schluß: Die ungeſunden Umſtände haben in der römiſchen Ebene zu allen Zeiten exiſtirt. Sie wurden im Alterthum durch außerordentliche Werke mit einem Erfolge bekämpft, bei welchem

ihr ſchädlicher Einfluß gemindert, und die Einwohnerzahl bedeutend vermehrt werden konnte. Als aber die Bevölkerung zuerſt durch politiſche und dann durch natürliche Urſachen herabgebracht, die Campagna verödet, und die Zerſtörung der großen Präſervative erfolgt war, gaben ſich die Wirkungen der Fieberluft mit um ſo größerer Stärke kund, je weniger ſie von der geringen Einwohnerzahl gehemmt und bewältigt werden konnten.

Man fällt aber in einen zweiten nicht minder großen Irrthum, wenn angenommen wird, daß dieſe verderblichen Wirkungen ſeither im gleichen Grade fortgedauert, oder wohl gar mit jedem Jahrhundert zugenommen haben. Es iſt vielmehr gewiß, daß in der Salubrität, ſo wie in der Bevölkerung, die mit einander parallel gehen, ein Fallen und Steigen ſtattgefunden, und der allgemeine Geſundheitszuſtand in neuerer Zeit ſich offenbar verbeſſert hat. Im Mittelalter, welches zu den früheren Zerſtörungen neue hinzufügte, iſt die römiſche Luft ohne Zweifel höchſt verderblich geweſen. Gegen das Jahr 1060 konnte Petrus Damianus ſchreiben:

„Roma vorax hominum domat ardua colla virorum,
Roma ferax febrium necis et uberrima frugum:
Romanae febres stabili sunt jure fideles,
Quem semel invadunt, vix a vivente recedunt.“
(Epist. 19. ad Nic. II.)

Im zwölften Jahrhundert berichtet der ſchottiſche Biſchof Eadmer in ſeiner Lebensbeſchreibung des heiligen Anſelmus: „Calor aestatis in partibus illis cuncta urebat et habitatio urbis nimium insalubris, sed praecipue peregrinis hominibus erat.“ (Op. S. Ans. P. I.) Aehnliche Klagen führt Otto von Freyſing: „Jam tempus imminebat, quo canis ad morbidum pedem Orionis micans exsurgere deberet: ex vicinis stagnis cavernisque ruinosis circa urbem locis, tristibus erumpentibus et exhalantibus nebulis, totus vicinus crassatur aer, ad hauriendum morbum lethifer et pestilens. (De reb. Frid. L. 1. c. 22.) Unter dem großen Innocenz III. wurden gegen

das Jahr 1200 in der Stadt nur 35,000 Einwohner gezählt, und Gregor XI. ſoll bei ſeiner Rückkehr von Avignon (1376) ſogar nur 16,000 gefunden haben. Die Cardinäle, welche nach dem Tode Honorius IV. auf dem Aventin im Sommer zur Papſtwahl ſich verſammelt hatten, wurden durch die Malaria aus dem Conclave vertrieben. In ſpäteren Zeiten hat die Macht dieſes feindſeligen Weſens wohl geſchwächt, niemals aber ganz vernichtet werden können.

Es iſt nicht hier der Ort, die Wirkungsweiſe der Malaria auf den menſchlichen Organismus zu erklären, und die Mannichfaltigkeit der Krankheitsformen zu ſchildern, welche dadurch veranlaßt mit dem gemeinſamen Namen „la Febbre" bezeichnet werden. Für unſern Zweck wird es genügen, darauf aufmerkſam zu machen, daß die urſächlichen Momente der römiſchen Fieber, in ſo fern ſie der Außenwelt angehören, theils in der Beſchaffenheit des Bodens, der Luft und des Waſſers, theils in Temperaturwechſeln und im diätetiſchen Verhalten zu ſuchen ſind, und daß die Wirkung aller dieſer Momente auf die Geſundheit nicht abſolut nothwendig oder unvermeidlich erfolgt, ſondern nach der innern und individuellen Beſchaffenheit der Menſchen ſehr bedingt und ungleich iſt. Eine geſunde Wohnung, mäßige Lebensweiſe und warme Bekleidung bewähren ſich als mächtige Schutzmittel gegen die Fieberluft; weite, der alten Toga nicht unähnliche Mäntel ſind für die Bewohner der Campagna unentbehrlich, und die Mönchsorden, deren Regel eine wärmere Bekleidung erfordert, werden ſeltener als andere von der Krankheit befallen. Die Unvorſichtigen ſind überall wenig geſchützt; das Meiſte aber haben die Armen zu befahren, und unter dieſen wieder vorzüglich die Arbeiter in der Campagna, welche ohne hinlängliche Bekleidung nach der Hitze des Tages in luftigen Hütten, altem Gemäuer oder auch unter freiem Himmel ſchlafen.

Der claſſiſche Boden der Stadt iſt für den Naturforſcher nicht minder wichtig, als für den Alterthumsforſcher. Rom liegt in einer weiten, wellenförmigen und baumloſen Ebene,

Digitized by Google

welche auf drei Seiten von Gebirgen eingeſchloſſen, gegen Südoſt von einem Golf des Mittelmeeres begränzt, und von zwei Flüſſen, dem Tiber und Anio durchſtrömt wird, die oberhalb der Stadt zuſammenkommen und dann ihre vereinigten Waſſer in vielen Krümmungen noch achtzehn Miglien weiter tragen. Alle Spuren weiſen darauf hin, daß dieſer Boden in einer frühern Zeit vom Meer bedeckt und von Vulkanen durchbohrt und erſchüttert worden iſt. Hierauf hat der Tiber einen großen ſtagnirenden Landſee gebildet, nach deſſen Abfluß Sümpfe zurückblieben, die zum Theil noch unter den erſten Königen die Tiefen der Stadt erfüllten. Heute finden ſich größere Sümpfe nur an der Meeresküſte, während in der Ebene zwar naſſe Stellen vorkommen, aber das Sumpfige keineswegs vorherrſchend iſt. Der größte Theil der Campagna iſt angebaut, ja ſelbſt von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit und für den Landſchaftsmaler wegen der ſchönen Formen und Lichtreflexe das reizendſte Feld. Wenn man dieſe Gegend eine Wüſte nennt, ſo will man damit den Mangel an Menſchen und Wohnungen bezeichnen. Richtig haben die deutſchen Herausgeber der Beſchreibung Roms bemerkt, daß die weite Fläche, mit Ausnahme einer vorüberziehenden Bevölkerung, welche zur beſtimmten Zeit ſäet, ärndtet und wegführt, nur von einſamen Hirten und Heerden eines trefflichen Viehſchlages durchzogen, und ſpärlich von fieberbleichen Menſchen bewohnt wird, die ſich meiſtens in die Reſte der mittelalterlichen Warten oder Burgen, und in die thurmähnlichen Maſſen der alten Gräber eingeniſtet haben.

Seitdem der päpſtliche Leibarzt Lanciſi ſeine berühmte Abhandlung (Diss. de nativis deque adventitiis romani coeli qualitatibus. Romae 1745. 4.) geſchrieben, hat man in der Sumpfluft die vornehmſte Urſache der römiſchen Fieber erblickt, und da die terreni fangosi der Campagna zu unbedeutend erſchienen, vorzüglich den entfernteren pontiniſchen Sümpfen einen großen Einfluß beigemeſſen. Dieſe aber ſind von der Campagna durch Höhen getrennt, die auf ihren ſüdlichen Abhängen



Digitized by Google

die Städte Velletri, Genzano, Albano, Nemi und Aricia tragen, deren kräftige Bewohner wenig oder gar keinen Nachtheil von der Sumpfluft erleiden. Der allgemeine Geſundheitszuſtand zu Rom hat auch nach der Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe unter Pius VI. keine merkliche Veränderung erfahren, und die tägliche Erfahrung ſpricht dafür, daß die Gefahr des Erkrankens in der Ebene durch ſtehendes Waſſer ſo wenig vermehrt, als auf dem Trockenen vermindert wird. Und da jene Fieber gerade dann am häufigſten erſcheinen, wenn die Sümpfe am trockenſten ſind, ſo hätte ſchon dieſer Umſtand auf die Vermuthung führen können, daß die Entſtehung der Fieberluft nicht allein oder vorzugsweiſe in einer naſſen und ſumpfigen Oberfläche, ſondern in mehreren und tiefer liegenden Verhältniſſen zu ſuchen ſei. Eine Modification jener älteren Anſicht iſt aber erſt eingetreten, nachdem durch vergleichende, in verſchiedenen Ländern angeſtellte Beobachtungen, beſonders von Humboldt und Ferguſon nachgewieſen worden, daß nicht der Sumpf an ſich, ſondern der in der warmen Jahreszeit ſtattfindende Proceß der Austrocknung die Fieber herbeiführt, und daß die nämliche krankmachende Wirkung zur Zeit der Dürre ſogar in Gegenden ſich kundgibt, die keine Spur von Sümpfen zeigen, aber einſt von den Fluthen eines nahen Meeres bedeckt geweſen ſind. Hiermit ſtimmt die Beſchaffenheit der römiſchen Ebene, ſo wie die bekannte Thatſache überein, daß in der Stadt die Zahl der Fieberkranken während der Monate Juli, Auguſt und September, da die Austrocknung am ſtärkſten iſt, ſich in der Regel um das Doppelte und Dreifache vermehrt, und in San Spirito, wo auch die Landleute Zuflucht finden, vier- bis ſechsmal größer als im Winter iſt.

Die römiſche Luft iſt im Allgemeinen weich und mild, weil mehr oder minder warm und feucht, und nur wenig bewegt. Die Berge ſetzen dem freien Strome der Winde auf drei Seiten ein großes Hinderniß entgegen, und dadurch vorzüglich wird jene Ruhe der Atmosphäre bewirkt, welche ſo wünſchenswerth und angenehm für viele Bruſtkranke iſt, die

Digitized by Google

hier den Winter zuzubringen pflegen, wenn ſie es nicht vorzie-
hen, nach Nizza zu gehen. Nur den ſchwülen Südwinden iſt Latium an ſeiner flachen Küſte geöffnet. Daher wird in der ganzen Ebene, zumal bei der wellenförmigen Geſtaltung derſelben, ein Mangel an Luftzug bemerkt, der bis zur Stagnation gedeihen und nur ſelten durch Stürme auf kurze Zeit gehoben werden kann. Den ſichtbarſten Einfluß auf das Befinden der Menſchen übt aber die Richtung der Strömungen aus, und es gibt in dieſer Hinſicht keinen größern Gegenſatz, als denjenigen, welcher zwiſchen dem Scirocco und der Tramontana beſteht. Denn während der erſtere das Licht der Sonne trübt, die Feuchtigkeit vermehrt, und viele Menſchen in einen Zuſtand verſetzt, der ſich von der Abſpannung, Trägheit und Schwere der organiſchen Functionen bis zum Gefühl der Beklemmung und Lähmung ſteigern kann, führt die nördliche Strömung eine heitere und trockne Luft herbei, durch deren erfriſchenden Hauch die Menſchen erquickt, und wie die welkenden Pflanzen durch den Regen ſchnell wieder aufgerichtet werden. Die Empfänglichkeit für den Einfluß dieſer Winde iſt allerdings ſehr verſchieden, ja es gibt Perſonen, Einheimiſche ſowohl als Fremde, die davon faſt nichts zu empfinden ſcheinen; man wird jedoch im Allgemeinen zugeben müſſen, daß ſchon der große Contraſt, ſo wie die öfteren und ſchnellen Wechſel dieſer entgegengeſetzten Luftſtröme die Geſundheit bei unvorſichtigem Verhalten mehr oder weniger gefährden können. Je weicher und widerlich wärmer der Scirocco geweſen, deſto ſchärfer und kälter gibt ſich darauf die Tramontana dem Gemeingefühl kund, und während jener mit ſeiner niederdrückenden und gleichſam auflöſenden Wirkung vorzüglich das Nervenſyſtem ergreift, kann die andere, wenn ſie heftiger weht, im hohen Grade erregend auf das Gefäßſyſtem wirken und entzündliche Tendenzen anfachen, die hier öfter als anderswo eine Verminderung der gährenden Blutmaſſe erfordern und nicht ſelten epidemiſch herrſchen. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß der Scirocco zuweilen den freien Abfluß des Tiber in's Meer verhindert, und durch die dabei



Digitized by Google

entſtehende Stauung zunächſt die Ueberſchwemmungen befördert, die faſt jedesmal eintreten, wenn dieſer Wind zur Zeit der großen Regengüſſe anhaltend oder ſtärker weht. Erwägt man hierbei noch die vielen Waſſerdünſte, die ſich unabläſſig aus dem Meere ſelbſt und aus dem Boden und Gewäſſer der Campagna erheben, ſo erklärt ſich auch die bedeutende Menge der athmosphäriſchen Feuchtigkeit, von welcher in Rom nicht nur die phyſikaliſchen Apparate, ſondern auch viele häusliche Dinge zeugen, die man als Hygrometer betrachten darf.

Um einen Begriff von der Waſſermenge der Campagna zu bekommen, ſind nicht allein die Bäche und Flüſſe und der quellenreiche Boden (fontibus abundans), ſondern auch die Maſſen zu erwägen, welche aus den Wolken fallen und durch die Aquäducte herbeigeführt werden. Es iſt bekannt, daß die Regengüſſe, beſonders im Spätherbſt, mit einer Fülle und Heftigkeit herabſtürzen, von welcher man in nördlichen Ländern keine Vorſtellung hat. Nach den Bemerkungen des Grafen Tournon, der als ehemaliger franzöſiſcher Präfect von Rom ſich um die Topographie ein hohes Verdienſt erworben, betrug ſeit einer langen Reihe von Jahren die mittlere Menge des Regenwaſſers dreißig Zoll, d. i. beinahe noch einmal ſo viel, als in Paris (der größte Theil dieſer Regen fällt in den kurzen Zeitraum von drei Monaten), und durch die Aquäducte, die zuſammen eine Länge von ſieben und zwanzig franzöſiſchen Meilen ausmachen, von welchen acht auf die Verzweigungen in der Stadt kommen, wurde eine Waſſermenge von 9025 Zoll, und binnen vierundzwanzig Stunden 180,500 Cubikmeter geliefert: ein Verhältniß, gegen welches die Waſſerleitungen aller andern Hauptſtädte kleinlich erſcheinen. Und das alte Rom ſah innerhalb ſeiner Mauern eine Waſſermaſſe von 65,000 Zoll fließen, die in vier und zwanzig Stunden 1,320,000 Cubikmeter gaben. Die Strömung dieſes geleiteten Waſſers erfolgte in den mit unzerſtörbarem Cement ausgefüllten Canälen, die oft Manns- und Reitershöhe hatten, ſo zweckmäßig und ſchnell, daß jeder Nachtheil für die Geſundheit verhütet werden

Digitized by Google

konnte, was ſich von dem trägen Fall der Flüſſe und Bäche keineswegs behaupten ließ. Von den alten zehn Aquäducten ſind heute nur noch drei — Aqua Vergine (die alte Virgo), Aqua Felice (Marcia und Claudia), Aqua Paula (Alſietina) — erhalten und wieder hergeſtellt, von welchen die erſtere das beſte Waſſer führt. Die übrigen ſind zu Grunde gegangen, und tragen noch in ihren unterirdiſchen Ruinen dazu bei, die naſſen Stellen zu bilden, die man in der Campagna findet. Die Beſchaffenheit des Waſſers iſt nach ſeiner Herkunft und Miſchung ſehr verſchieden, ſelbſt in den Aquäducten, und noch mehr in den Quellen, unter welchen ſich auch viele mineraliſche und ſolche befinden, die Schwefelwaſſerſtoffgas, kohlenſaures und Stickgas aushauchen.

Boden, Luft und Waſſer theilen ſich ihre Eigenſchaften gegenſeitig mit, und werden, abgeſehen vom Erdmagnetismus und der Luftelectricität, noch beſtändig durch die Zu- und Abnahme der Wärme alterirt, die um ſo öftere und intenſivere Veränderungen unter einem Himmel bewirken muß, wo der Unterſchied der Temperatur zwiſchen Tag und Nacht nicht ſelten zwanzig Grade beträgt. Die römiſche Malaria iſt daher keine bloße Sumpfluft, und noch weniger ein einfacher Stoff; ſie iſt das Ergebniß aller jener zuſammenwirkenden Momente, ein Produkt des allgemeinen, in dieſer Ebene auf eigenthümliche Weiſe ſtattfindenden telluriſchen Chemismus, oder vielmehr dieſer chemiſche Proceß ſelbſt, in ſo fern er auf die Geſundheit der Menſchen ſchädlich, d. h. als ein Miasma wirkt. Ihre Urſprungſtätte iſt der Boden, in welchem ſie durch Waſſer, Luft und Wärme zur Entwicklung kommt, in unſichtbarer Dunſtgeſtalt ſich über die Oberfläche erhebt, durch Kälte contrahirt und zurückgehalten, durch Wärme begünſtigt, verflüchtigt und ausgedehnt wird. Am gefährlichſten iſt ſie in den Sommernächten, wenn nach einem heißen Tage die oberen kälteren Luftſchichten wieder herabgedrückt werden, und die athmoſphäriſchen Niederſchläge ſich am Boden condenſiren. Und da dieſer Hergang beſtändig mit einer Abkühlung der Athmo-

Digitized by Google

ſphäre verbunden iſt, und während deſſelben das Erkranken der Menſchen am häufigſten zu erfolgen pflegt, ſo iſt erklärlich, wie es ſogar römiſche Aerzte geben konnte, welche von einer Malaria nichts wiſſen wollten, ſondern die Entſtehung der Fieber allein den grellen Temperaturwechſeln zuſchrieben.

Die Häufigkeit der Erkrankungen iſt auch nach den Jahrgängen und Lokalitäten verſchieden. Ein Sommer, in welchem die Süd- und Südweſtwinde viele Gewitter und Regen bringen, und zwiſchendurch eine heiße Sonne die Austrocknung verſtärkt und beſchleunigt, entwickelt das römiſche Fiebermiasma ſtets mit einer größern Gewalt, wenn nicht etwa die Hitze durch häufige Nordwinde abgekühlt wird. — Die Lage eines Berges oder Hügels kann für einen gewiſſen Ort vortheilhaft, für einen andern nachtheilig ſeyn, je nachdem die Verbreitung der Malaria ein Hinderniß findet, welches auf der einen Seite Schutz zu gewähren, auf der andern das Miasma anzuhäufen vermag. Daſſelbe gilt von Wäldern und Baumgruppen, durch deren Anpflanzung und Ausrottung nach Verſchiedenheit der Lokalität der Geſundheitszuſtand bald verbeſſert, bald verſchlechtert werden kann. Im Allgemeinen hat die Erfahrung gezeigt, daß auf der Nordſeite das Niederſchlagen der Wälder heilſam, auf der Südſeite ſchädlich iſt, weil dort durch dieſe Maßregel das Einſtrömen der erfriſchenden Tramontana befördert, hier den ſchwülen und feuchten Südwinden ein freierer Zugang geöffnet wird. Das Letztere geſchah zum offenbaren Nachtheil der Anwohner, als unter Gregor XIII. zur Begünſtigung des Ackerbaues die Wälder an der Küſte umgehauen wurden. — Einzelne Häuſer und Villen, ſelbſt in der Nähe der geſündeſten Plätze, ſind oft gefährlich, wenn ſie von hohen Mauern oder Gebüſchen eingeſchloſſen werden; vorzüglich leiden darin die Menſchen, die das Erdgeſchoß bewohnen. Ja es gibt Straßen (Via Babuina, V. Sistina), wo mehrere Häuſer, die an den Abhang eines Berges angebaut ſind und von dieſem die herabrinnende Feuchtigkeit empfangen, alljährlich das Fie-

Digitized by Google

ber erzeugen, während die entgegengeſetzte Häuſerreihe ganz davon verſchont bleibt.

Das Miasma wird im Allgemeinen um ſo ſchwächer und unwirkſamer, je weiter es ſich vom Boden entfernen und von den reineren Luftſchichten abſorbirt werden kann. Daher der Unterſchied der Salubrität zwiſchen den Tiefen und Höhen, und die verſchiedenen Adjective, mit welchen man vergleichungsweiſe die Beſchaffenheit der Luft in der Stadt und Umgegend bezeichnet — Aria pessima, cattiva, sospetta, sufficiente, buona, fina, ottima — daher auch die Vorliebe der alten und neuen Römer für die nahen Orte und Villen auf dem Albaner- und Sabinergebirge, wo die Luft am reinſten und köſtlichſten iſt. Indeſſen erleidet die Regel, nach welcher die Fieber am häufigſten in den Vertiefungen erſcheinen ſollen, eine merkwürdige Ausnahme, ſelbſt in den niedrigſten Gegenden, wenn ſich daſelbſt eine zahlreiche Bevölkerung angebaut hat. Mitten in der Stadt genießt man die größte Sicherheit. Die tief liegende Gegend um das Pantheon, obgleich den Ueberſchwemmungen des Tieberſtromes ausgeſetzt, iſt die geſündeſte, die man finden kann, und in dem engen, ſchmutzigen Judenviertel (Ghetto) kommen die wenigſten Fieber vor. Ueberhaupt ſind die Straßen, welche am dichteſten bewohnt werden und deren Häuſerreihen keine Lücken haben, am meiſten gegen die Krankheit geſchützt, mögen ſie auch noch ſo niedrig liegen. Hier zeigt es ſich deutlich, auf welche Weiſe das ſociale Leben über eine feindliche Natur den Sieg gewinnt, und ſogar unbewußt ſich heilſam und wohlthätig erweiſt. Denn wie in der Campagna die Krautfeuer der Hirten gleichſam als Opferflammen zur Verſöhnung der Fieberluft brennen, ſo modificirt in den Straßen und Häuſern das Feuer des häuslichen Heerdes die Luft, indem es ſie trocknet, reinigt und ihre Stockung verhindert; das Steinpflaſter hält die auſſteigenden Effluvien des Bodens zurück, und ſelbſt der horizontalen Verbreitung des Schädlichen wird durch Mauern und Gebäude vielfach entgegengewirkt. Dagegen ſind diejenigen Häuſer und Straßen

Digitized by Google

viel weniger geſichert, die ſich an der Peripherie der bewohnten Stadt befindend, eine freiere Lage haben, oder auch ganz vereinzelt ſtehen; und dieſe Gefahr iſt ſogar dann vorhanden, wenn ſolche iſolirte Gebäude oder Häuſerreihen ſich über die Vertiefungen der Ebene erheben, z. B. auf dem Aventiniſchen und Viminaliſchen Hügel.

Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß in ſolchen, vom Mittelpunkt der heutigen Stadt entfernteren Quartieren die Salubrität im Laufe der Zeit eine Veränderung erfahren kann, dergeſtalt, daß eine Gegend, die Jahrhunderte hindurch für heilſam gehalten wurde, allmählig verdächtig und ungeſund wird, ſo wie umgekehrt die Luft an gefürchteten Stellen ſich durch Anbau und Cultur verbeſſert. Solche Veränderungen werden zum Theil von der Ab- und Zunahme der Einwohner bedingt, gewiß aber weder durch Winde, noch Sümpfe hervorgebracht, denn ſie ereignen ſich auch an Stellen, wo die Richtung der Luftſtröme ſtets dieſelbe geblieben und kein Sumpf in der Nähe iſt. Die Quartiere del Borgo, dei Monti und Traſtevere, vor Zeiten als geſund betrachtet, werden jetzt von Fiebern heimgeſucht; Piazza del popolo und Villa Borgheſe ſind verdächtig geworden. Einige Hügel, ſo wie die ehemals ſehr ungeſunde Gegend um S. Andrea delle fratte (Vallis hortorum), werden jetzt ohne Beſorgniß bewohnt, und Monte Citorio iſt durch die Anlagen Innocenz XII. heilſam geworden. Dieſe Thatſachen ſchienen um ſo weniger begreiflich zu ſeyn, je länger man ſich daran gewohnt hatte, die Urſache der Fieber in einer einzelnen Schädlichkeit zu ſuchen. Die Sache verliert aber das Wunderbare und läßt eine allgemeine Erklärung zu, ſobald man einerſeits die wechſelvollen Geſchicke und Culturverhältniſſe der ewigen Stadt und ihrer einzelnen Regionen in nähere Betrachtung zieht, und andererſeits zu der Einſicht gelangt, daß der Malaria ein (chemiſcher) Naturproceß zum Grunde liegt, der wie jeder andere nach Zeiten, Orten und Umſtänden veränderlich iſt, je nachdem die Bedingungen wechſeln, die ihn verſtärken oder vermindern, unterhalten, hemmen

Digitized by Google

oder aufheben können. Der allgemeine Chemismus, unter welchem überhaupt das Leben der anorganiſchen Natur ſich manifeſtirt, bewirkt ſeine wandelbaren Proceſſe in größeren wie in kleineren Sphären, und in den letzteren ſind ſeine Momente und Produkte nicht immer unabhängig von dem Thun und Laſſen der Menſchenkinder. Die ganze italieniſche Halbinſel gibt Zeugniß von der außerordentlichen Stärke, mit welcher hier einſt die Elemente ihren furchtbaren Kampf geſtritten; viele noch fortdauernde Naturphänomene ſind ſprechende Beweiſe, daß dieſer Kampf nicht beendigt, ſondern nur vermindert iſt, und eine Menge von ſpeciellen Proceſſen, Contraſten und Erzeugniſſen berechtigt zu dem Schluß, daß heute noch das Walten jener Naturkräfte in keinem andern europäiſchen Lande ſo groß und mächtig iſt, als in Italien. Ein ſolches ſpecielles Erzeugniß iſt auch die Malaria, wenn gleich ihre Entwickelung und Verbreitung, ſo wie ihr Einfluß auf die Geſundheit vielfach durch die Menſchen bedingt und alterirt werden kann. Das alte Rom hat durch eine ungeheure Bevölkerung und durch die coloſſalſten Bau- und Waſſerwerke die Malaria mit dem beſten Erfolge bekämpft; nach der Zerſtörung dieſer Schutzmittel nahm in der verödeten Stadt der miasmatiſche Einfluß ſtärker überhand, und erreichte unter den Trümmern der mittleren Zeiten ſeine höchſte Gewalt; in den letzten drei Jahrhunderten haben große Reſtaurationen ſtattgefunden, und iſt zugleich eine Verbeſſerung der Luft erfolgt.

Zur Verſtärkung der Proceſſe, welche im Mittelalter den Aufenthalt zu Rom ſo gefahrvoll machten, ſcheinen außer den allgemeinen Urſachen beſonders die in der Erde entſtandenen Stockungen viel beigetragen zu haben. Denn der römiſche Boden iſt voll von unterirdiſchen Luft- und Waſſerbehältern, und um ſo mehr geeignet zur Erzeugung des Fiebermiasma, je weniger hier die ſtockenden Gaſe und Gewäſſer ſich verflüchtigen oder abfließen können. Man betrachte z. B. die Katakomben, die mit unzähligen Adern den vulkaniſchen Tuff durchziehen, und weit über die Gränzen der Stadt ſich hinaus erſtrecken.

Digitized by Google

Dieſe labyrintiſchen Gänge ſind überall ungefährlich, wo die Luft in denſelben circuliren und kein Waſſer eindringen kann, verdächtig aber und mit Recht gemieden an jenen Stellen, wo ſie eingeſtürzt, verſchüttet und dem Eindringen des Quell- und Regenwaſſers ausgeſetzt ſind. Aehnliche Infiltrationen und Stockungen kommen in unzähligen unterirdiſchen Kanälen und Kammern vor, welche, zum Theil noch unentdeckt, ſich in den vielen mit Schutt und Erde bedeckten Ruinen alter Gebäude, Gräber und Aquäducte befinden. Vorzüglich hätten die Trümmer der zahlreichen alten Waſſerleitungen eine größere Beachtung von den Aerzten verdient, nachdem ſchon Morichini darauf hingewieſen. („Quest' infiltrationi sono frequenti nel Agro romano e per la dispersione di qualche sorgente ***e per lo spandimento sotterraneo delle acque degli innumerabili antichi acquedotti in gran parte sepolti, rotti e guasti.***") Die Canäle ſind ſtellenweiſe unterbrochen, verſtopft und eingeſtürzt, die abgeſperrte Luft iſt mehr oder weniger dem Verderben unterworfen, das etwa noch zufließende Waſſer ſucht ſich neue Wege zu bahnen und Ausgänge zu eröffnen, trockne Stellen werden in naſſe oder ſumpfige verwandelt. Selbſt aus dem Bauſchutt, der auf dem Forum angehäuft iſt, ſieht man hier und da Waſſer hervorſickern, wo früher keine Quellen floſſen. Zuweilen verſchwindet das Waſſer ganz, und kehrt zu gewiſſen Jahreszeiten wieder zurück. Die weitläufigen Ruinen der alten Kaiſerpalläſte, obgleich zum Theil auf Anhöhen liegend, ſind vielleicht nur deßhalb in ſo hohem Grade ungeſund, weil die Größe und Einrichtung der Thermen daſelbſt eine Menge von Waſſerleitungen und Emiſſorien erforderten, die jetzt zerſtört, verſchüttet und unbrauchbar ſind. Beſonders auffallend iſt die ſchlechte Luft in den hochgelegenen Thermen des Diocletian bei S. Maria degli Angeli, wo einſt Naumachien dargeſtellt wurden, und heute der größte Theil der Carthäuſermönche jeden Sommer auswandern muß, ja ſelbſt im Winter die Farbe des Todes zeigt.

Wie Vieles auch noch im Einzelnen zu erforſchen übrig

Digitized by Google

bleibt (man kann überhaupt mit Rom nie zu Ende kommen), ſo weist uns doch eine Menge von Thatſachen und Umſtänden darauf hin, daß der die Fieberluft erzeugende Naturproceß in einem vielfach gemiſchten und unterhöhlten Boden durch Stockungen der Luft und des Waſſers begünſtigt wird, hiegegen aber beſchränkt, vermindert und theilweiſe gehoben werden kann durch eine freiere Circulation und Reinigung der Luft, durch ſchnellen und zweckmäßigen Abzug der Gewäſſer, und durch Bauten, welche nicht allein dieſen Zwecken dienen, ſondern auch den ſchädlichen Erdhauch abzuwenden oder zu verbeſſern geeignet ſind. Den ſtärkſten Beweis für dieſe Behauptung bieten die unterirdiſchen Canäle dar, die in den unglücklichen Zeiten größtentheils verſtopft, ſo viel zur Vermehrung der Sterblichkeit beitrugen, und jetzt nach den großen Reinigungen, die unter Pius V., Sixtus V., Paul V., Gregor XIII. und Urban VIII. ſtattfanden, die Geſundheit befördern helfen. Die Päpſte der drei letzten Jahrhunderte haben überhaupt die größten Verbeſſerungen bewirkt, indem ſie durch Wiederherſtellung von Aquäducten und Emiſſorien, durch Anbau verlaſſener Stadttheile, Vermehrung der Bevölkerung u. ſ. w. ein regeres Leben herbeigeführt und die Bedingungen wieder zu ſchaffen geſucht, unter welchen einſt das alte Rom ein ſtark bewohnbarer Ort geweſen.

Schon der zehnte Leo brachte die Zahl der Einwohner von 40,000 bis auf 90,000, und obwohl unter ſeinem Nachfolger, Clemens VII., die ewige Stadt durch chriſtliche Barbaren noch eine der grauſamſten Plünderungen zum unerſetzlichen Schaden der Kunſt und Wiſſenſchaft erlitt, und dadurch wieder in Abnahme gerieth, ſo hinderte dieß Sixtus V. nicht, die Aqua Felice auf die verödeten Hügel zu führen und den größten Theil des Quirinals, Viminals und Esquilins ſo wie des Capitols zu bevölkern. Seit der Regierung dieſes kräftigen und unternehmenden Oberhauptes hat es wenige Päpſte gegeben, die ſich nicht durch großartige Wiederherſtellungen oder neue Anlagen ein bleibendes Verdienſt erworben hätten.

Digitized by Google

Die theils reſtaurirten, theils neu angelegten Waſſerleitungen und Abzugscanäle wären ſchon für ſich allein der höchſten Bewunderung werth. Von den erſteren werden heute nicht weniger als hundert und acht öffentliche Fontänen geſpeist, und eine Maſſe friſchen Waſſers zugeführt, die für eine zwanzigmal größere Einwohnerzahl noch reichlich und überflüſſig genannt werden müßte. Durch die zweiten wird alles Regenwaſſer auf die ſchnellſte Weiſe in den Tiber geführt, und es gibt in der Welt keine Stadt, die eines ähnlichen Werkes von ſolcher Vollkommenheit und Ausdehnung ſich rühmen könnte. Selbſt Tournon hat darüber ein glänzendes Zeugniß abgelegt, wenn er ſagt: „Maintenant un système d'égouts, partie anciens, partie modernes, facilité l'assainissement de Rome en recevant par des nombreuses ouvertures les eaux pluviales; ainsi, encore sous se rapport, *Rome pourrait servir de modèle aux plus grandes capitales, à celles même, dont la police est la plus vantée.*" Dieſe und andere Anſtalten, für deren Unterhaltung und Fortſetzung beſondere Behörden ſorgen, ſind in hygieiniſcher Beziehung von den Fremden nie genug gewürdigt worden; höchſtens rühmt man die Rieſenarbeit, welche Pius VI. zur Trockenlegung der Paludi Pontine unternommen; was aber im Verlauf von drei Jahrhunderten für die Stadt ſelbſt und ihre nächſte Umgebung ſowohl über als unter der Erde hergeſtellt und ausgeführt worden, davon ſcheinen die meiſten Reiſenden kaum eine Ahnung zu haben. Gewiß bedürfen die weltlichen Einrichtungen des Kirchenſtaates in mancher Hinſicht einer Verbeſſerung; es iſt aber heute mehr lächerlich als ungerecht, wenn die noch immer vorhandene Malaria einer trägen und ſchlechten Verwaltung zur Laſt gelegt wird. Dieſe Ankläger würden verſtummen, wenn ſie wüßten, welche ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden waren, um in Rom den jetzigen Geſundheitszuſtand hervorzubringen, welche Forſchungen zur Verminderung der örtlichen Krankheitsurſachen von erfahrenen und wiſſenſchaftlichen Männern angeſtellt wurden, und welche Kraftentwickelung und Beharrlichkeit der Trieb zur Selbſterhaltung aufbieten mußte, um die ewige Stadt in

Digitized by Google

einem bewohnbaren Zuſtande zu erhalten. Wahrlich, in dieſer Beziehung könnte man von Neuem ſagen:

„Tantae molis erat, romanam condere gentem!"

hätten jene Touriſten nur ſo viel Muße, um einen Blick in die Quartbände des Nicola Maria Nicolay zu werfen, ſo würden ſie in dieſem Werke (Memorie, Leggi et Osservazioni sulle campagne e sull Annona di Roma) mit Ueberraſchung entnehmen, daß kaum in irgend einem andern Lande zur Melioration des Bodens ſo viel als hier geſchehen, und nicht allein projectirt, ſondern auch verſucht und ausgeführt iſt. Der Erfolg ſo vieler das irdiſche Heil der Menſchen bezweckenden Arbeiten und Anſtalten iſt leicht an den ſtatiſtiſchen Tabellen zu erkennen. Die Zahl der Fieberkranken, welche in den Hoſpitälern aufgenommen werden, obgleich ſehr verſchieden nach der Beſchaffenheit der Jahrgänge, hat ſeit langer Zeit ſich nicht im Durchſchnitt vermehrt, ſondern eine Abnahme erfahren. Vom Archiospedale di San Spirito hat ſchon der Engländer J. Clark dieſes Verhältniß für den Zeitraum von 1801 bis 1825 nachgewieſen, und daſſelbe wird ſich für das zweite Viertel des laufenden Säculums, mit Rückſicht auf den Stand der Bevölkerung, noch günſtiger ſtellen. Wenn der Berliner Archiater und ſeine Gläubigen eine fortwährende Verminderung der Einwohner aus den römiſchen Geburts- und Todtenliſten gefolgert, ſo haben ſie offenbar ſich einer argen Täuſchung hingegeben. Solche Tabellen mögen überall einen ziemlich ſichern Maßſtab geben, um darnach die Zu- und Abnahme der einheimiſchen Volkszahl zu beſtimmen; in Rom aber würden ſie jedenfalls zu ganz falſchen Ergebniſſen führen. Dieſe Ausnahme von dem gewöhnlichen Calcül gehört mit zu den merkwürdigen Eigenſchaften, durch welche ſich dieſe Capitale ſo abſonderlich unterſcheidet. Denn wir begegnen hier der unbeſtreitbaren Thatſache, die keine große Stadt in Europa darbietet, daß im Durchſchnitt mehr Menſchen ſterben als geboren werden, und dabei dennoch die Bevölkerung ſteigt! — Wie iſt dieſes möglich, und auf welche Weiſe wird man einen ſo handgreiflichen Widerſpruch erklären? — Ganz

Digitized by Google

einfach durch den Umſtand, daß die Stadt in jedem Jahre große Maſſen von Fremden beherbergt, und ein namhafter Theil von den Landleuten, welche in einer Runde von dreißig franzöſiſchen Meilen die Felder beſorgen, in den ſtädtiſchen Hoſpitälern ſtirbt. Vom Monat October bis zum April ſind zur Beſtellung der Campagna 20,000 Arbeiter erforderlich, und während der Erndte in den Monaten Mai, Juni und Juli braucht man 30,000, die zum Theil aus den päpſtlichen Provinzen, zum Theil aus dem Königreich Neapel kommen, meiſtens dürftig gekleidet ſind, und zur Nachtzeit unter freiem Himmel oder in leichten Hütten ſchlafen. Unter dieſen fleißigen Menſchen pflegt das Fieber ſich am häufigſten ſeine Opfer zu wählen, weil ſie bei ihrer Lebensweiſe am meiſten gefährdet, und der Malaria im höchſten Grade ausgeſetzt ſind. Tauſende von Kranken müßten verlaſſen und hülflos ſterben, und ihre Leichname würden die Speiſe der Raubvögel werden, wenn nicht die Stadt ihnen Zuflucht und Pflege gewährte, und wenn nicht eine barmherzige Brüderſchaft vorhanden wäre, deren Mitglieder ſich dem Geſchäft unterziehen, nach allen Richtungen die weite Ebene zu durchſtreifen, die Kranken aufzuſuchen, ſie zu Wagen in die Hoſpitäler zu bringen, und den Todten ein chriſtliches Begräbniß zu gewähren. Es iſt klar, daß dieſe, unter den fremden Landleuten vorkommenden Sterbefälle, die leider in manchem Jahre außerordentlich zahlreich ſind, in Abzug gebracht werden müſſen, ſo oft es ſich darum handelt, das Verhältniß der Mortalität unter den Römern zu beſtimmen.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts waren in der Stadt 130,000 Einwohner vorhanden; im Jahre 1750 hatten ſich dieſe bis auf 157,000 vermehrt, und erreichten im Jahre 1780 die Summe von 163,000. Nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution fand zuerſt ein Stillſtand, und darauf ein ſchnelles Sinken ſtatt. Das gegenwärtige Jahrhundert begann noch mit einer Volkszahl von 153,000, die aber durch die unglücklichen Zeitläufte bald viel tiefer herabgebracht war. In dem verhängnißvollen Jahre 1810 wurden in Rom nur noch

Digitized by Google

123,000 Seelen gezählt. Erſt nach der Rückkehr des Papſtes aus der Gefangenſchaft nahm die Bevölkerung wieder zu, und zwar ſo auffallend, daß ſie im Jahre 1820 ſchon 135,000 betrug, und im Jahre 1830 ſich auf 147,000 erhob. Während des folgenden Decenniums ſchien eine mörderiſche Epidemie (die Cholera im Jahre 1837) den Zuwachs des vorigen vernichtet zu haben; dennoch wurden zu Ende des Jahres 1842 (mit Einſchluß der Bewohner der päpſtlichen Palläſte, des Archiospedale und der Campagna ſuburbana, jedoch ohne Militär und Gefangene) 167,121 Einwohner gezählt, unter welchen ſich merkwürdigerweiſe achthundert Individuen befanden, die über achtzig Jahre alt geworden waren. (Allg. Zeit. 1843, Num. 121 Beilage.) Seit mindeſtens tauſend Jahren hat die Volkszahl von Rom noch niemals die jetzige Höhe erreicht; ſie hat ſeit Leo X. einen Zuwachs von 127,000 Seelen erhalten, und in dem Zeitraum von zwei und dreißig Jahren — von 1810 bis 1842 — um 44,000 zugenommen. Alle Anzeichen laſſen auch für die nächſte Zukunft eine bedeutende Vermehrung erwarten.

Es dürfte daher noch eine Weile dauern, bevor der einſame Wanderer hier nichts als eine Stätte der Verwüſtung erblicken, und über die Erfüllung prophetiſcher Flüche und Träumereien ſeine erbaulichen Betrachtungen anſtellen wird. Den Natur- und Heilkundigen aber, die ſich wider ihre ſonſtige Gewohnheit leichtgläubig bezeigt, und in die falſche Prophezeiung eingeſtimmt haben, möchten wir freundſchaftlich rathen, mit Hülfe der oben erwähnten Führer (es gibt deren noch viele andere), ſich an Ort und Stelle etwas genauer umzuſehen. Möglich wäre es, daß ſchon die Etudes statistiques des ehemaligen napoleoniſchen Präfecten (Paris 1831, 2 Vol.) und die Arbeit von Plattner, Bunſen, Gerhard u. A. ſie auf andere Gedanken brächten. Den Herausgebern der deutſchen „Beſchreibung von Rom" muß man nachrühmen, daß ſie das Phyſikaliſche ſorgſam erwogen, dabei aber ſich weislich gehütet haben, auf ſo hohlen Grund und Boden ein Orakel zu bauen.

Digitized by Google

# L.

## Welche Rechte ſtehen in Kurheſſen den ſogenannten Deutſch-Katholiken in Anſehung ihrer Religionsübung verfaſſungsmäßig zu, und ſoll etwa die Geſetzgebung dieſe Rechte erweitern?

Den Anhänger des ſogenannten Deutſch-Katholicismus iſt bisher in Kurheſſen von Seiten der Staatsregierung nur die Hausandacht geſtattet, eine jede darüber hinausgehende Religionsübung aber verſagt worden

Es ſind jedoch bei den dermalen verſammelten Landſtänden bereits mehrere Beſchwerden und Bitten eingegangen, in welchen eine Verwendung der Ständeverſammlung um Abänderung dieſes Zuſtandes und Gewährung einer unbeſchränkteren Religionsübung für die Deutſchkatholiken in Anſpruch genommen wird.

Bei dieſer Sachlage wird eine nähere Orientirung über dieſe Angelegenheit in ſtaatsrechtlicher und legislativer Hinſicht von allgemeinem Intereſſe ſeyn, und als ein Verſuch zu einer ſolchen Orientirung iſt auch der folgende Aufſatz anzuſehen, bei welchem aller gelehrte Apparat zur hiſtoriſchen Entwickelung unbeſtreitbarer allgemeiner Rechtsgrundſätze gefliſſentlich vermieden, und dagegen die Thätigkeit auf den lebendigen Kern der Frage, den eigentlichen praktiſchen Differenzpunkt, ohne Umſchweif verwandt worden iſt.

Digitized by Google

Sobald religiöſe Angelegenheiten in ihrer Beziehung zum Staate zur Sprache kommen, liegt eine doppelte Gefahr nahe: einmal, daß das religiöſe Intereſſe, welches man an der Sache nimmt, den ſelbſtſtändigen politiſchen Standpunkt verkennen läßt, — dann aber auch, daß der letztere zu abſtract gewählt und ohne Rückſicht auf die lebendige Wechſelwirkung der religiöſen und politiſchen Elemente des Lebens die innere Natur der auf dem kirchlichen Gebiete hervorgetretenen Erſcheinungen zu wenig in's Auge gefaßt wird.

Wenn ich darum die Stellung, welche unſere Staatsgewalt der deutſchkatholiſchen Bewegung gegenüber einnimmt oder einzunehmen haben dürfte, zu beſprechen unternehme, ſo werde ich zwar — ganz abgeſehen von meiner individuellen Stimmung über das eingetretene Ereigniß — die verfaſſungsmäßige Berechtigung der Anhänger jener Bewegung klar und beſtimmt aufzuſtellen mich bemühen, aber auch — inſoweit es ſich hierbei zeigen ſollte, daß die geſtellten Anforderungen nicht auf das Anerkenntniß bereits beſtehender, ſondern auf die Gewährung erſt gewünſchter Befugniſſe gerichtet erſcheinen, — keinen Anſtand nehmen, das wahre Weſen des neuen Bekenntniſſes darzulegen, und ſo das Verhältniß aufzuſuchen, in welchem dasſelbe nicht zu einem idealen Staatsgemälde, ſondern zu dem thatſächlichen Beſtande unſeres poſitiven Staatslebens ſich darſtellt. —

A. Die Berechtigung, welche einem religiöſen Bekenntniſſe und ſeiner Uebung in dem deutſchen Kirchen-Staatsrechte gewährt wird, erſtreckt ſich

1) entweder nicht über die Sphäre des Individuums hinaus (ſogenannte Hausandacht),

   oder es iſt ihm

2) eine Bethätigung in der Gemeinſchaft der Bekenner,
   a) ſei es mit blos geſellſchaftlichem,
   b) oder mit corporativem Charakter

(als [a] Privatkirche oder [b] öffentliche Kirche) eingeräumt.

Daß den Deutſchkatholiken bei uns die vollkommene freie Uebung der Hausandacht zuſtehe, kann nicht bezweifelt werden und wird derſelben nicht beſtritten. Es findet dieß ſein Anerkenntniß im §. 30 d. V. U., wonach

„jedem Einwohner vollkommene Freiheit des Gewiſſens und der Religionsübung"

gewährleiſtet iſt.

Man hat jedoch geglaubt, aus dieſem §. 30, mitunter mit Hinzunahme des offenbar irrelevanten §. 31 —

„die Freiheit der Perſon und des Eigenthums unterliegen keiner andern Beſchränkung, als das Recht und die Geſetze beſtimmen" —

ein größeres Maß der Berechtigung für die Deutſchkatholiken herleiten zu dürfen. — Dieſe Anſicht iſt indeß völlig unbegründet. — Nur vorläufig will ich bemerken, daß, wenn man dem angezogenen Paragraph nicht die gleich nachher anzugebende Auslegung gibt, ſondern die darin beſprochene „vollkommen freie Religionsübung" auf eine Religionsübung mit kirchlichen Charakter, d. h. in der Gemeinſchaft der Bekenner, bezieht, es alsdann eine ganz haltloſe Inconſequenz ſeyn würde, bei der Berechtigung zur Bildung einer Privatkirche ſtehen zu bleiben, indem vielmehr, wenn jene kirchliche Gottesverehrung in Frage ſtände, deren „vollkommene" Geſtaltung nur in der Aeußerung derſelben als eines Theiles des öffentlichen Lebens, als öffentliche Kirche, zu ſuchen wäre. Da nun auch nicht die geringſte Hindeutung und Beſchränkung auf das Chriſtenthum in dem gedachten Paragraphe liegt, ſo wären unter dieſen Umſtänden durch denſelben ohne weiteres eine jede mögliche Kirche für unſer Vaterland verfaſſungsmäßig völlig anerkannt, und es könnten ſich unbedingt Pagoden und Moſcheen neben unſeren Tempeln erheben, und der Bramine gleichberechtigt neben dem chriſtlichen Geiſtlichen wandeln.

Digitized by Google

Solche Conſequenzen eines Satzes beweiſen freilich nichts gegen das Beſtehen deſſelben; ſie machen aber doch aufmerkſam auf den Sinn, welcher mit einer Beſtimmung verbunden ſeyn dürfte.

Meiner Anſicht nach hat nun mit jenem §. 30 nur die Berechtigung des Individuums als ſolchen feſtgeſtellt, nicht aber eine kirchliche Freiheit proclamirt werden ſollen. Dafür ſpricht der Ausdruck, „jedem Einwohner“, der auf das Individuum geht, dafür ſpricht die in der V. U. beobachtete Ordnung, welche von den Berechtigungen der Einzelnen ausgehend, erſt ſpäter zu den Rechten in der Gemeinſchaft aufſteigt, ſo daß der §. 30 in dem Abſchnitt ſteht, welcher von den Einzelnrechten handelt, während die Angelegenheiten der religiöſen Gemeinſchaft, die kirchlichen Angelegenheiten, erſt im §. 132 ꝛc. in einem viel ſpäteren Abſchnitte folgen, — dafür ſpricht endlich die ganze Entſtehung der Verfaſſungsurkunde, die nicht gewaltige Veränderungen (wie eine ſolche allgemeine Kirchenfreiheit wäre), ſondern nur ſichernde Anerkennungen und Entwickelungen der beſtehenden Zuſtände gewollt hat.

Nicht unerwähnt kann ich hierbei laſſen, daß dieſe Auslegung des §. 30 der V. U. bereits im Jahre 1842 — alſo ehe man an eine praktiſche Anwendung der Interpretation bei uns dachte — von einem angeſehenen Kirchenrechtslehrer, Profeſſor Richter, damals zu Marburg, in ſeinem Lehrbuche des Kirchenrechts §. 55 Note 4 ausgeſprochen iſt, einen Ausſpruch, auf den man vielleicht mehr Gewicht zu legen geneigt ſeyn mag, als auf deſſelben Schriftſtellers bereits in der Gährung des Streites veröffentlichte Broſchüre „der Staat und die Deutſch-Katholiken“ (1846).

Aber, wird man ſagen, welch eine Freiheit der Religionsübung iſt das, die ſich auf die Hausandacht beſchränkt? was iſt mit der grundgeſetzlichen Feſtſtellung eines Verhältniſſes gewonnen, vermöge deſſen der Staat nur auf einen Einfluß in dem Innern der Familien verzichtet, den er in einer

40*

Digitized by Google

irgend befriedigender Weiſe doch nicht durchzuführen vermag? In dieſer Frage liegt zugleich die Antwort und Erklärung. — Gerade weil ein ſolcher Einfluß auf die Individuen in religiöſen Dingen doch ohne die erheblichſten Mißſtände nicht durchzuführen ſteht, — nicht aber etwa, weil dem Staate ein jedes Bekenntniß gleich gut und gleich — gültig ſeyn müßte, — iſt jener Paragraph aufgenommen, der denn allerdings nichts beſonderes Neues ſagt, ſondern — hier wie in gar manchen andern Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde — nur urkundlich feſtſtellt, was längſt in der Praxis der Staaten gegolten hatte.

Dagegen möchte man ſich eine andere Frage erlauben, jedoch nicht an diejenigen, welche in dem Staate nur eine auf Handhabung einer gewiſſen äußeren Ordnung beſchränkten Zwangsanſtalt erblicken, ſondern an die, welche darin den Kern und Mittelpunkt des gemeinſamen Lebens der Nation erkennen: die Frage nämlich, ob anzunehmen iſt, daß ein deutſcher Staat, wie der unſerige, ſich bei Errichtung der Verfaſſungsurkunde mit einem Schlage auf einen Standpunkt habe ſtellen wollen, auf welchem er diejenigen religiöſen Elemente, die unſere ganze ſtaatliche und ſittliche Bildung weſentlich begründet haben, durch eine anticipirte Reception aller denkbaren Bekenntniſſe für gleichgültig erklärt hätte? — Nur wer dieſe Frage mit „Ja“ zu beantworten im Stande iſt, kann den §. 30 unſerer Verfaſſungsurkunde mit Conſequenz auf eine kirchliche (gemeinſchaftliche) Religionsübung beziehen; wer ſie verneint, dem bleibt conſequent nur die Beſchränkung des Paragraphs auf das Individuum übrig.

B. Haben nun ſchon die Deutſchkatholiken als Anhänger eines von den bisher anerkannten Confeſſionen abweichenden Bekenntniſſes keinen Anſpruch auf Geſtattung irgend einer gemeinſamen Gottesverehrung, und keine Berechtigung zur Vornahme der erſt hieraus abzuleitenden weiteren religiöſen Handlungen — ſo wird es ſich doch weiter fragen, ob ih-

nen nicht ein ſolcher Anſpruch durch einen Act der Geſetzgebung noch eingeräumt werden, und eine mehr oder minder umfaſſende Anerkennung derſelben zu gemeinſamem Cultus erfolgen ſolle, — ob eine ſolche Anerkennung nicht namentlich in einem Lande zu gewähren ſei, das vor drei Jahrhunderten an der Spitze einer großen religiöſen Bewegung geſtanden, das in ſeinen, in einer Verfaſſung vereinigten, Provinzen verſchiedene Confeſſionen gleichmäßig umfaßt, und deſſen Staatsgewalt keineswegs gemeint iſt, ihrerſeits die ausſchließliche Berechtigung eines einzelnen Bekenntniſſes geltend zu machen.

Wenn ich dieſe Frage gleichwohl verneinen zu müſſen glaube, ſo beſtimmt mich dazu nicht etwa der Umſtand, daß ich ein Glied der katholiſchen Kirche bin. Denn ich bin nicht der Anſicht, daß dieſe, um den Abfall der Deutſchkatholiken wieder auszugleichen, die Hülfe des Staates begehren müſſe.

Abgeſehen davon, daß die Auffaſſung des neuen Bekenntniſſes als einer Spaltung in der katholiſchen Kirche noch einer weſentlichen Berichtigung bedarf, kann ich nämlich einestheils die allerdings auch der katholiſchen Kirche gegenüber übernommene Schutzpflicht des Staates nicht darauf beziehen, daß er durch Unterdrückung eines neuen Cultus den Gang der alten Kirche zu conſerviren habe, und hege auch auf der anderen Seite die Ueberzeugung, daß eine Kirche, welche ſich zur Erhaltung ihrer Macht und ihres Anſehens der Staatsgewalt in die Arme werfen müßte, in dem Augenblicke, in welchem ſie die weltliche Macht zu einem Schutze gegen innere Feinde aufruft, in Gefahr iſt, hiermit das thatſächliche Bekenntniß abzulegen, daß ſie eines jeden Schutzes unwerth ſei.

Meine Anſicht beſtimmt ſich vielmehr lediglich vom Standpunkte des Staates aus, indem ich davon ausgehe, daß dieſer innerhalb der ſeiner Thätigkeit anheimfallenden Sphäre ſich wohl hüten müſſe, ſolchen Elementen ein Anerkenntniß zu gewähren, die mit denjenigen Grundlagen, auf welchen unſere nationale Bildung in Wahrheit beruht, und für deren För-

Digitized by Google

derung der Staat in ſeinem Intereſſe zu ſorgen hat, nicht in Einklang ſtehen. — Es kann hier — worauf ich bereits oben aufmerkſam gemacht habe — nicht umgangen werden, auf die innere Natur der deutſchkatholiſchen Bewegung einen prüfenden Blick zu werfen, welcher ſich begreiflicherweiſe nur im Allgemeinen halten, nicht aber auf die Theilnahme, welche dieß Bekenntniß gerade in unſerem Vaterlande gefunden, ſich beſchränken, oder gar auf einzelne Anhänger deſſelben richten kann. Es ſind nun im Ganzen drei Klaſſen von Perſonen, welche an dieſer Bewegung bisher Theil genommen haben:

1) einige katholiſche Geiſtliche, die meiſt ein ganz anderer Schuh gedrückt hat, als der Pantoffel Petri, und bei denen nicht ſowohl entſchiedener Ueberzeugung eine kräftige That, als vielmehr einer ſchwachen Handlung etwas forcirte Ueberzeugungen gefolgt zu ſeyn ſcheinen;
2) ſodann einige unruhige Genies, deren Geſundheitszuſtand es mit ſich bringt, daß ſie ſich fortwährend Motion machen müſſen, und die, wann ihnen hiezu andere Felder nachgerade etwas zu unbequem vorkommen, es auch einmal auf einem kirchlichen Gebiete probiren;
3) eine Reihe von Leuten aus dem Volke, von an ſich gewiß wohlwollender Geſinnung und redlichem Willen, bei denen die ſociale Behaglichkeit eines religiöſen Indifferentismus mit den Reſten eines kirchlichen Bedürfniſſes in Conflict gerathen iſt, für welchen ſie in unbeſtimmtem Drange nach einer äußeren Löſung ſuchen.

Ich habe dieſe Claſſification nicht vorgenommen, als ob ich mit ſolchen Schilderungen der Anhänger einer Erſcheinung die letztern ſelbſt ohne Weiteres für abgefertigt hielte, ſondern ich habe ſie nur aufgeſtellt, um die Miſchung der verſchiedenen Elemente zu zeigen, aus denen die fragliche Bewegung thatſächlich gebildet iſt.

Die erſte Claſſe hat den Anſtoß gegeben, den die zweite freudig ergriffen hat; die dritte Claſſe hat, in der Hoffnung,

Digitized by Google

in der neuen Sache den vorher bezeichneten inneren Widerſpruch zu löſen, ſich erwartungsvoll angeſchloſſen.

Gerade dieſer letzten Claſſe, bei denen man noch allenfalls daran denken könnte, man müßte durch eine Anerkennung der neuen Vereinigung ihren bedrängten Gewiſſen Befriedigung gewähren, würde aber durch eine Genehmigung ihrer voreiligen — von ihr nur zu wenig überlegten — Wünſche am mindeſten gedient werden. Denn gerade dasjenige Element, in ihrem gegenwärtigen zweiſpaltigen Weſen, welches ſie überhaupt noch zu einer poſitiven Thätigkeit in religiöſen Dingen hintreibt, gerade dieſes würde in dem neuen Bekenntniſſe doch in Wahrheit keine Befriedigung zu finden im Stande ſeyn, und — ſofern nicht dieſes Element ganz dahinſchwände — den ſüßen Hoffnungen bittere Täuſchungen folgen.

Sehen wir nämlich auf die Richtung, welche das Bekenntniß unter der Leitung der erſten beiden vorerwähnten Claſſen gewonnen hat, und um deren Sanction es ſich bei der jetzigen Sachlage handeln würde, ſo hat man es nicht etwa mit einer Spaltung in der katholiſchen Kirche zu thun. — Die neue Bewegung iſt zwar — was ſich leicht erklärt — in beſtimmter äußerer Form zunächſt unter Mitgliedern der katholiſchen Kirche hervorgetreten, hat aber augenſcheinlich ein weiter liegendes Gebiet. Seitdem die Autorität Czersky's zu verlöſchen beginnt, und nur der frechen Verwegenheit Ronges gehuldigt wird, ſeitdem dieſer auch mit den ſogenannten Lichtfreunden ſeine Allianz geknüpft hat, kann über das Ziel der Beſtrebungen wohl kein Zweifel mehr ſeyn. — Nicht die Bildung einer kirchlichen Secte ſteht hier in Frage, ſondern eine ganz andere Erſcheinung fordert ihr Anerkenntniß. Wenn man die Beſchlüſſe des Leipziger Concils — auf deren Grundlage auch bei uns die Gewährung kirchlicher Rechte erſtrebt wird, — genauer betrachtet, ſo ſind darin die Lehren der chriſtlichen Offenbarung ſo unbeſtimmt und blaß gezeichnet, daß — zumal wenn man den Commentar der Ronge'ſchen Predig-

Digitized by Google

ten hinzunimmt, der Eindruck unausbleiblich iſt, gewiſſe Worte und Namen dienten — gleichwie Reminiscenzen — nur noch zur bloßen Verbrämung des in der That hervortretenden Princípes, daß keine andere Offenbarung anerkannt werde, als die Offenbarung des eigenen Geiſtes, und jenes als ſchließliche Regel aufgeſtellten „Zeitbewußtſeyns."

Man erwarte keine Polemik gegen dieſe Richtung. Sie würde dem Zwecke dieſes Aufſatzes fremd ſeyn. Nur die wahre Bedeutung des Deutſchkatholicismus ſollte, um alle Irrungen darüber zu entfernen, klar hingeſtellt werden. — Zwei Bemerkungen will ich nur anknüpfen, die in dem Vorhergehenden ihr Verſtändniß finden:

1. Mit der Gewährung eines gemeinſchaftlichen Cultus auf der Grundlage des bis jetzt aufgeſtellten deutſchkatholiſchen Bekenntniſſes wird nur ſcheinbar einer differirenden chriſtlichen Confeſſion, in der That aber dem religiöſen Indifferentismus die Anerkennung des Staates ertheilt.
2. Die bei der Allgemeinheit jenes Bekenntniſſes erſtrebte ſogenannte individuelle (ſubjective) Religioſität, im Gegenſatze des an einer objectiven Wahrheit ſich erhebenden, kräftigenden und befriedigenden religiöſen Bewußtſeyns, vermag ihrer Natur nach einen beſtimmten Vereinigungspunkt nie zu beſchaffen, und es iſt darum die Hoffnung auf eine ſchärfere kirchliche Ausbildung der neuen Bewegung, wodurch manche für eine temporäre Begünſtigung geneigt geworden ſind, von vorn herein eine eitle. — Eine Anerkennung der deutſchkatholiſchen Beſtrebungen enthält daher mit Nothwendigkeit in ſich die Anerkennung eines Zuſtandes ohne alles kirchliche Geſammtbewußtſeyn, da ja auch dieſer dem wogenden „Zeitbewußtſeyn" genehm werden möchte.

Würde nun hiernach die in Frage ſtehende Anerkennung nur einem oberflächlichen, vielleicht die meiſten der Anhänger

Digitized by Google

ſelbſt täuſchenden Scheine nach ſich auf ein differirendes Bekenntniß und eine abweichende kirchliche Ordnung beziehen, in der That aber die Sanction der vollen Glaubensloſigkeit und Unkirchlichkeit involviren: ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß ein Staat, der überhaupt noch die Intereſſen der Religion und der Kirche nicht kühl an ſich vorübergehen laſſen zu dürfen glaubt, mit ſeiner Aufgabe in Widerſpruch treten müßte, wenn er einen ſolchen haltloſen, ſich theilweiſe ſelbſt täuſchenden, der Vernichtung alles ſicheren Glaubens und jeder feſten Kirchengemeinſchaft unaufhaltſam entgegeneilenden Beginnen irgend eine Conceſſion zu machen geſonnen wäre.

---

Das Reſultat dieſes Aufſatzes läßt ſich nunmehr in der Beantwortung der beiden an die Spitze deſſelben geſtellten Fragen, und zwar dahin zuſammenfaſſen, daß

> „den ſogenannten Deutſchkatholiken in Kurheſſen rückſichtlich ihrer Religionsübung nur das Recht der Hausandacht zuſtehe,“

und die Ertheilung einer größeren Berechtigung im Wege der Geſetzgebung nicht als angemeſſen erſcheine.

Kaſſel.

---

Digitized by Google

# LI.

## Parallelen.

Häufig mag bei dem Widerſtreit in den höchſten gemeinſamen Lebensfragen, bis hinab zu den geringfügigſten Privathändeln, bemerkt werden, daß aus der Ruhe und Unbefangenheit, womit der eine Theil für die erkannte Wahrheit oder für das behauptete Recht einſteht, ein günſtiges Präjudiz für denſelben erwachſe, indeß andererſeits Heftigkeit und Ungeſtüm nicht ſelten die Unhaltbarkeit der Gründe verhüllen müſſen. Bei der durchgreifenden Zertrennung, welche in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts nicht bloß die individuelle Ueberzeugung, ſondern die ganze geſellſchaftliche Verbindung in ihren tiefſten Lebenselementen berührte, begegnen wir zum öftern höchſt merkwürdigen Belegen zu obigem Satz.

Der Biſchof Julius von Pflug eröffnete das Religionsgeſpräch zu Worms im Jahre 1557 mit folgenden gewichtigen Worten: „Selbſt unſer Heiland und Erlöſer ſieht vom Himmel herab Euern Sinn und Euern Willen an, und wenn Ihr ſeine Sache mit frommer und aufrichtiger Geſinnung handelt, und dabei nichts an Euerer treuen Geſinnung fehlen laſſet, ſo wird er dieſem Geſchäft gegenwärtig ſeyn, und nach einer Verheißung an die, welche in ſeinem Namen verſammelt ſind, demſelben ohne Zweifel einen glücklichen Ausgang verleihen. Fern ſei von dieſer Verſammlung alle Eigenſucht, Ehrgeiz und Rechthaberei. Es mögen ſich nun die Gemüther verſöhnen, wenn jemals eine Beleidigung ſtatt gefunden hat. Auf andere Weiſe kann eine ſo heilige Sache nicht gehandelt, auf andere Weiſe das, was wahr und gottſelig iſt, nicht

Digitized by Google

gefunden werden. Nichts iſt hier nothwendiger als Wohlwollen, als Billigkeit und Beſcheidenheit; würden dieſe der vorliegenden Handlung fehlen, ſo kann nichts Erſprießliches für Kirche und Staat davon erwartet werden.“ Wie von dem einen Theil der Collocutoren dieſe ſchöne Ermahnung beherzigt wurde, zeigte ſich ſchon in der erſten Sitzung, worin Melanchton eine Erklärung eingab, aus der wir nur folgende Stelle herausheben: „Wir verwerfen alle Irrthümer und Secten, welche mit der A. Confeſſion ſtreiten, ſowohl alte als neue, und namentlich die von der Trienter Synode gefaßten gottloſen Beſchlüſſe und andere mit unſerer Confeſſion ſtreitende Vorgänge.“ „Wir ſind nicht von der Kirche ausgeſchieden, die Schuld liegt an denen, welche der Wahrheit widerſtreben, und Irrthümer entweder äußern oder mit Halsſtarrigkeit vertheidigen.“ Um jede Veranlaſſung zum Streit abzuſchneiden, nahm der katholiſche Präſident dieſe Erklärung zu den Acten, ohne zu geſtatten, daß man darauf eintrete. Dennoch wurden im Verlauf der Verhandlung die katholiſchen Geiſtlichen ſchlechtweg durch das Wort sacrificuli bezeichnet; und als nachmals das ſtrenge Feſthalten an Luthers Dogma, der laxern Meinung Melanchtons gegenüber, unter den Proteſtanten zum offenen Bruch führte, erklärten die Gönner von jenem neuerdings, hierin mit letztern übereinſtimmend: ſie verdammten die *impia* Secreta Sinodi Tridentinae.

Einen noch weit merkwürdigeren Gegenſatz in dem bezeichneten Sinne begegnen wir um ein Jahrzehend früher. Man kennt die Ausdrücke, in welchen Luther von dem Papſt und der Hierarchie zu ſprechen pflegte; man weiß, wie ſeine Anhänger über Schriften katholiſcher Gottesgelehrter urtheilten, und dieſelben manchmal behandelten; man erinnert ſich, wie jener, als eben das Concilium von Trient ſollte eröffnet werden, alle Wuth früherer Zeit in verſtärktem Maße zurückrief, und ſich in allen bisherigen ekelhaften Schmähwörtern überbot, um beide in die Schrift: „Wider das Papſtthum vom Teufel geſtiftet“, gleichſam als letztes Vermächtniß, niederzulegen. Kurze Zeit, nachdem dieſe Schrift erſchienen und fleißig verbreitet worden war, am 21. Juni 1546, ſollte am Concilium von Trient die Erörterung der Lehre von der Rechtfertigung beginnen. Dabei erinnerte der Cardinal Poli: je dunkler dieſer Gegenſtand wäre, deſto nothwendiger ſei, daß ſich die

Digitized by Google

Väter durch öfteres Gebet Licht von oben erflehten. Im weitern ermahnte er die Anweſenden, auch die Schriften der Gegner zu leſen, nicht mit eingenommenem Gemüth und als Widerſacher, ſondern mit unbefangenem Urtheil. Keiner dürfe ſagen: das hat Luther geſchrieben, deßwegen muß es falſch ſeyn, ſondern der Zweck der Leſenden müſſe ſeyn, die Wahrheit vom Irrthum zu ſcheiden. Durch eine Stimmung, Alles widerlegen zu wollen, würden ſie leicht über dem Suchen der Wahrheit dieſelbe verlieren können. — In ähnlichem Sinne wurde dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1559 von katholiſcher Seite eine Schrift übergeben zur Empfehlung neuer gegenſeitiger Erörterung. Wohl, heißt es darin, gebe es ſolche, welche glauben, an allen Traditionen, Canonen, Conſtitutionen und Ceremonien bis hinaus auf den letzten Buchſtaben feſthalten, und das Schisma bloß durch Strenge und Strafe bezwingen zu müſſen. Dagegen meinten Andere, man ſei in der Sache ſelbſt noch nicht ſo weit, ungleich mehr in Worten und Geſinnungen von einander verſchieden; deßwegen dürfe man nicht ſo ſehr an der Zurückführung der Getrennten verzweifeln, nur müßte man nicht mit Schwert, Feuer und Exil gegen ſie ſtreiten, ſondern in Geduld, Beſcheidenheit und im Geiſt der Sanftmuth mit ihnen handeln. Hierauf weiſe ſelbſt die Parabel vom Unkraut hin.

Bei der fortgeſetzten Berathung des Conciliums im Jahre 1551 ließ der kölniſche Theolog Gropper einige bittere Worte über Melanchton und Bucer fallen, worüber ſich der ſtraßburgiſche Abgeordnete Sleidanus bei dem kaiſerlichen Geſandten beklagte. Dieſer erwiederte: „dergleichen geſchehe wider den Willen ſowohl des Kaiſers, als der Väter; denn obgleich die Katholiken durch ihre Gegner zu dergleichen ſich gereizt fühlen möchten, da dieſelben in ſolcher Weiſe ſchon ſeit Jahren ſich auszeichneten, ſo wollten doch Jene pflichtmäßig alle Mühe ſich geben, daß in Zukunft ſolches unterbleibe." So finden wir auch in dem Geleitsbrief, welchen das Concilium am 19. März 1552 für die proteſtantiſchen Theologen ausfertigen ließ, die ſchönen Worte: „Die Väter würden die Anhänger der augsburgiſchen Confeſſion mit aller Güte und allem Wohlwollen anhören, lebten anbei des Vertrauens, daß dieſelben den katholiſchen Glauben nicht hartnäckig anfeinden, ſondern mit aufrichtigem Beſtreben die Wahrheit zu er-

Digitized by Google

kennen, und mit Durſt nach derſelben hinkommen würden." Wenige Jahre früher dagegen hatte Matthias Flaccius die Wittenberger Theologen, wegen einiger Neigung für das Interim, nicht anders als: „Achabiten, Baaliten, Adiaphoriten, Epikuräer, Leute, die mit der babylonischen Hure buhlten, Samariter, Verfälſcher der wahren Religion", — Verabredungen über modificirte Einführung des Interim „ein überteufliſches Vorhaben" zu benennen ſich erlaubt.

Bevor Pius IV. das Concilium wieder eröffnete, ſandte er den Cardinal Commendone und den Nuntius Delphinus erſt an Kaiſer Ferdinand, dann an die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, um dieſelben zur Theilnahme an demſelben einzuladen, und ſie verſichern zu laſſen: „daß alles friedlich und liebevoll ſolle verhandelt, ſie nicht bloß über alle Stücke wieder gehört, ſondern auch in allen gerechten Forderungen befriedigt, Gutes beſtätigt, Verwerfliches verworfen werden. Die Abgeſandten trafen am 28. Januar 1561, begleitet von kaiſerlichen Commiſſarien, zu Naumburg ein, wo die Fürſten verſammelt waren. Da man in Rom eine ſolche Verſammlung nicht vorausſehen konnte, waren die Nuntien mit Creditiven an jeden einzelnen Fürſten verſehen; es wurde ihnen aber jede geſonderte Audienz abgeſchlagen, und Sachſen ſchrieb am 4. Februar den kaiſerlichen Commiſſarien: „die Nuntien wären welſche, „„verdächtige Perſonen"", abgeſondert möge man ſie nicht hören." Am 5. wurden dieſelben ſehr anſtändig und ehrenvoll in die Verſammlung eingeführt, wo ſie die einzelnen Schreiben übergaben, das Weitere mündlich beifügten. Kaum aber in die Herberge zurückgekehrt, erſchienen drei Edelleute, um ihnen die Schreiben uneröffnet wieder zuzuſtellen, mit dem Bemerken: „die Fürſten hätten nicht alsbald bemerkt, daß die Schreiben die Aufſchrift enthielten: „„dem geliebten Sohn""; wie ſie dieß geſehen, hätten ſie geſagt: „„nichts weniger"", und Rückgabe der Briefe beſchloſſen." Fünf Tage ſpäter ertheilten ſie die gemeinſame Antwort auf die päpſtliche Bulle, worin gleich Eingangs die Stelle vorkam: „Der Sinn einiger Päpſte ſei auf Eigennutz und weltlichen Gewinn gerichtet geweſen; ſie hätten das Evangelium durch Irrthum und Aberglauben verdunkeln laſſen. Es wundere ſie, daß der Papſt es gewagt, ihnen Botſchaft zu ſenden, da ſie ſeine Gewalt, ein Concilium auszuſchreiben, nicht anerkennten." Dieſer

Digitized by Google

barſchen Abfertigung mag folgende Stelle des Geleitbriefes gegenüber gehalten werden, welcher in der Sitzung des Conciliums vom 19. März 1552 für die proteſtantiſchen Theologen ausgeſtellt wurde: „Die Väter wünſchen nichts dringender, als aus der ſehr edlen deutſchen Nation alle Spaltungen und Trennungen in der Religion hinwegzunehmen, und Friede und Ruhe in derſelben zu befördern. Sie werden daher die Anhänger der Augsburger Confeſſion mit aller Güte und Wohlwollen anhören, im Vertrauen, daß dieſelben den katholiſchen Glauben nicht hartnäckig anfeinden, ſondern mit aufrichtigem Beſtreben, die Wahrheit zu erkennen, hinkommen, und ſie, wie es Solchen zieme, welche nach der evangeliſchen Wahrheit dürſten, den Entſcheidungen und der Zucht der heiligen Kirche ſich unterwerfen würden. Mit vollſter Sicherheit könnten ſie nach Trient kommen, dort bleiben, verhandeln, unterſuchen, erörtern was ihnen gefällig ſei, jeglichen Artikel ſchriftlich oder mündlich vorbringen, einen jeden mit Stellen der heiligen Schrift, der Väter, allen Gründen unterſtützen, auf Einwürfe des Conciliums antworten, mit den durch daſſelbe Ernannten Disputationen oder freundliche Unterredungen pflegen, bloß mit gänzlicher Beſeitigung (hier ſprach dreißigjährige Erfahrung) der Schmähworte und Verunglimpfungen.“

Wie und welche Antwort Herzog Moriz von Sachſen ein paar Monate ſpäter auf dieſen wohlgemeinten Brief zur Bekräftigung der untrüglichen „lautern Wahrheit“ zu bringen beabſichtigte, iſt bekannt.

Merkwürdig aber mag es immerhin genannt werden, daß die proteſtantiſchen Stände die bloße Bemerkung, ſie wären in ihrer Religion „zwieſpältig“ als Unglimpf taxirten. Obgleich Herzog Johann Friedrich von Sachſen, ganz kurz vorher, weil er einer Erklärung in Betreff der Augsburger Confeſſion auf's heftigſte ſich widerſetzte, und nicht wollte, „daß die beſtändige Lehre mit Corruptelis und Irrthümer vermiſchet werde“, „an einem frühen Morgen ungeſegnet oder unangeſprochen der Andern“ von der erwähnten Verſammlung zu Naumburg hinweg geritten war.

Uebrigens mag wohl der Churfürſt von Brandenburg, der nachher den Nuntius Commendone ausgezeichnet ehrenvoll empfing und längere Zeit an ſeinem Hofe zurückhielt, Recht gehabt haben,

wenn er ihm in vertraulicher Unterredung geſtund: „die Theologen ſuchen den Frieden nicht, ſondern erfreuen ſich des Streites.“

Rufen wir uns, in Erinnerung an die Weiſe, wie bisweilen die proteſtantiſchen Fürſten auf den Reichstagen ſich ausſprachen, welcher Ausdrücke ihre Theologen in jedem Schriftwerke ſich bedienten, die Einladung in's Gedächtniß, die im Jahre 1562 nochmals von dem Concilium an Jene erging, ſo wird man derſelben ſchwerlich ein kirchliches Actenſtück an die Seite ſtellen können, in welchem der tiefſte und reinſte Geiſt des Chriſtenthums in würdigerer Weiſe das Wort führte. Dieſe Einladung lautet: „Weil die heilige Synode von Herzen Alles wünſcht, was der Kirche zum Frieden dienen kann und Gott inſtändig hiefür anfleht, damit wir Alle in Anerkennung der gemeinſamen Mutter auf Erden, welche ihre Kinder nicht zu vergeſſen vermag, einträchtig und mit einem Munde Gott, den Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, verherrlichen, ſo ladet ſie ein und ermahnt ſie durch die innigſte Barmherzigkeit deſſelben unſeres Herrn und Gottes Alle, welche mit uns nicht Gemeinſchaft halten, zur Vereinigung und Verſöhnung, und herbeizukommen auf dieſe heilige Synode, damit ſie die Liebe ergreifen mögen, welche iſt das Band der Vollkommenheit, und damit der Friede Chriſti beſeligend ihren Herzen ſich offenbare, zu welchem ſie berufen ſind in einem Leibe. So ſie dieſe, nicht menſchliche, ſondern des heiligen Geiſtes Stimme hören, mögen ſie nicht ihre Herzen verhärten, in ihrem eigenen Sinne wandeln und ſich ſelbſt gefallen, ſondern durch eine ſo gottſelige und heilſame Ermahnung ihrer Mutter angetrieben werden, zu ihr ſich zu wenden; denn mit aller Sanftmuth und unter aller Liebeserweiſung ladet die heilige Synode ſie ein und umfaßt ſie.“

Wollte man dergleichen Parellelen aus unſerer neueſten Zeit aufſtellen, welch reiches Feld, welch unerſchöflicher Stoff!

Digitized by Google

# LII.

## Kabinetsſtück.

Nachdem die Verneinung der Kirche mancherlei Lehren und die verſchiedenartigſten Anſichten zu Tage gefördert, und beſonders in Beziehung auf die Euchariſtie, Luthers und Zwinglis Anhänger mit der bitterſten Heftigkeit ſich bekämpft hatten, war man dennoch unter dieſem Hader bereits dem Ziele ſehr nahe gekommen, bei welchem man dritthalb Jahrhunderte ſpäter durch die Union endlich ſo glücklich und wohlbehalten anlangte. Der päpſtliche Nuntius Delfino, welcher im Jahre 1561 die deutſchen Gebiete bereiste, um deren Herren zur Theilnahme an dem Concilium von Trient zu bewegen, berichtete im Mai jenes Jahres dem Kaiſer: „Von öffentlichen Angelegenheiten glaube ich nur dieſes Eine ſchreiben zu ſollen, daß Viele bemüht ſind, die verſchiedenen und unter ſich ſtreitenden Meinungen von der Euchariſtie in Einklang zu bringen; und, wie ich von nicht unanſehnlichen Perſonen vernommen habe, dürfte es unter gemeinſamer Zuſtimmung ihrer Doctoren bald dahin kommen, daß die verſchiedenartigſten Sätze für gleichviel geltend (adiaphora — indifferent) gehalten werden, und einzig jene Behauptung, welche höchſt wahrhaft iſt, diejenige nämlich der katholiſchen Kirche, als falſch verworfen werden ſoll. Alles das würde zu dem erwünſchten Erfolg bereits gekommen ſeyn, hätte nicht der einzige Bullinger (in Zürich) Widerſtand geleiſtet.“ — Dieſen Widerſtand hat die Zeit gehoben, und ſchwerlich wird es je einem proteſtantiſchen Concil gelingen, einer allgemeinen Ueberzeugung im Gegenſatz zu ſubjectiver Anſicht Anerkennung zu verſchaffen.

Digitized by Google

# LIII.

## Guſtav Adolph und Landgraf Georg II. von Heſſen-Darmſtadt.

In Darmſtadt iſt bekanntlich der Guſtav Adolphs-Verein gegründet worden, und unabläſſig ertönt von dort aus das Lob des ſchwediſchen Kriegshelden.

Unter dieſen Umſtänden liegt es ſehr nahe, an das Benehmen Guſtav Adolphs gegen den damaligen heſſen-darmſtädtiſchen Regenten, Landgraf Georg II., zu erinnern.

Gehen wir denn zurück in die Zeit des dreißigjährigen Krieges! — Nach der Schlacht von Leipzig war Guſtav Adolph nach Franken gezogen, und hatte Würzburg erobert. Darauf kam er den Main herunter: ſiebenzehn- bis achtzehntauſend Mann und viele Fahrzeuge, mit Kanonen beladen, hatte er bei ſich. Der ſchwediſche Oberſt, Graf Philipp Reinhard von Solms, eilte voraus, und kam als Abgeſandter des Königs nach Frankfurt, mit dem Vorſchlag zu einem Bündniß, wie es Nürnberg mit den Schweden eingegangen. Aber die Frankfurter hielten an Kaiſer und Reich, und machten Schwierigkeiten. Sie beſchloſſen, eine Geſandtſchaft an den König zu ſchicken. Am $\frac{13}{23}$ November 1631 kamen dieſe Geſandten, Schöff Stephan, Senator Treudel und Syndicus Erasmus, in's ſchwediſche Lager. In einem Berichte, den die



Digitized by Google

beiden letztern einſandten, heißt es: „Der König hält auf offe-nem Feld, hart am Mainufer, vor Steinheim, das ſo eben parlamentirt hat. Er iſt von Kriegsofficieren und mehreren Wetterauiſchen Grafen, auch vielen Bürgern und Bürgersſöh-nen von Frankfurt, welche die Neugier lockte, umgeben. Wäh-rend der Unterredung wurde unter Linnard Torſtenſon's An-führung das Geſchütz vorbeigefahren, womit Steinheim in der Nacht beſchoſſen worden war.“ Die Unterhandlung führte nicht zum Ziel. Der König rückte weiter vor. Von Offenbach aus ließ er die Frankfurter auffordern, ſich zu ergeben und ihm die Thore zu öffnen, und ihn nicht zu nöthigen, ſeinen Einzug zu forciren. Die Frankfurter ſandten wieder und wieder an den König *), und baten ihn, die Stadt neutral ſeyn zu laſſen, anſehend den Eid, den ſie dem Reich geleiſtet, und die Nach-theile, denen ſie ſich ausſetzen würden, wenn ſie ſich für ihn er-klärten, ſowohl in Betreff ihrer Meſſen, als ihrer übrigen Pri-vilegien.

Der König erwiederte: „Er fände es ſeltſam, daß ihre Meſſen ihnen theurer ſeien, als ihr Gewiſſen und ihre Frei-heit, daß ſie nur von ihren eigenen Intereſſen ſprächen, die allgemeinen nicht beachtend. Er wolle nichts von Neutralität hören; der Name ſei ihm verhaßt. Er habe die Schlüſſel von allen Plätzen gefunden, von der Inſel Rügen bis zu ihrer Stadt; ſie ſollten ſich nichts Beſſeres verſprechen. Er komme nicht um ſeinetwillen; er ſuche nur ihre Freiheit und die Frei-heit für Alle insgeſammt. Deutſchland ſei ein kranker Körper, den man nicht heilen könne, als durch Mittel, die ein wenig gewaltſam ſeien. Wenn es ihnen Unbequemlichkeit mache, ſo ſollten ſie bedenken, daß er ſeines Theils deren auch gehabt habe, ſeit er den Fuß in den Steigbügel geſetzt.

---

*) Außer Mauvillon 2, 421 iſt hierüber zu vergleichen die Rela-tion eines Frankfurter Bürgers im erſten Theil von Fichard's Archiv für Literatur und Geſchichte.

Digitized by Google

Die Frankfurter baten, mit dem Kurfürſt von Mainz darüber conferiren zu dürfen. Er ſagte: „er könne ſie der Mühe überheben; es gäbe keinen andern Kurfürſt von Mainz, als ihn ſelber, da er Aſchaffenburg habe; er gebe ihnen vollſtändige Abſolution, und eine gültigere, als der Kurfürſt geben könne.“

Er ließ auch von den Frankfurtern ihre Zimmerleute verlangen, um in der Eile eine Brücke über den Fluß zu ſchlagen, um ſeine Artillerie und ſeine Leute überzuſetzen.

Aber während ſie noch unterhandelten, ſtand ſeine ganze Armee nahe bei ihren Thoren, zu Sachſenhauſen, und der König ließ ſagen: „er habe ihre Zimmerleute nicht mehr nöthig, aber ihre Stadt, um zu einer Unternehmung zu ſchreiten, die keinen Aufſchub leide; man ſolle ihm ohne Säumen die Thore öffnen; er verſpreche ihnen als König die Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und Schutz vor Unordnungen.“

Der Senat hatte kaum Zeit, über die Anordnungen zu ſeinem Empfang zu berathen. — Als die Thore geöffnet waren ($\frac{17}{27}$. November), rückten einige Regimenter Kavallerie und Infanterie in die Stadt, zugleich eine Anzahl Kanonen von grobem und mittlerem Kaliber. Darauf zog der König ſelbſt ein, auf einem Andaluſier, in einem Soldatenrock; ſeine Trompeter und eine Anzahl deutſcher Grafen voran, — Grafen von Naſſau, Solms, Iſenburg, Wittgenſtein, Stolberg und Erbach und andere hohe Herren; — ſeine Hellebardirer und Trabanten zur Seite; hinter ihm der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, ſodann ſein Garderegiment und ſein Wagen mit koſtbarem Geſpann und Geſchirr. Den Schluß des pompöſen Einzugs bildeten zwei ſchwediſche, zwei finnländiſche, zwei engliſch-ſchottiſche und vier deutſche Regimenter, denen mehrere Stück Kanonen folgten, mit den Wagen und dem Zeug, das dazu gehörte.

Der Einzug dauerte von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Die Bürger bildeten Spalier in den Straßen, durch die der König zog. Man zählte an 18,000 Mann, die an dieſem Tage durch die Stadt zogen. Der übrige Theil mit

41 *

dem groben Geſchütz, das am ſchwerſten zu transportiren war, war den Main hinuntergefahren, ohne in die Stadt zu kommen.

Den andern Tag zogen noch neunundzwanzig Fähnlein durch die Stadt. Nochmals zwei Tage gingen hin, die Gepäckkarren und die Munition durchzuführen.

Der König begnügte ſich, den Oberſt Vizthum mit vier Compagnien von ſechshundert Mann in Sachſenhauſen einzuquartieren: er ſelbſt verweilte nicht in der Stadt, obwohl der Magiſtrat im Braunfels ein Diner arrangirt hatte. Er ließ danken: „er ſchlafe gern im Feld bei ſeinen Soldaten; ein Körper ohne Haupt ſei nichts werth.“

Seine Abſicht aber war, an dieſem Tage Höchſt zu nehmen, Stadt und Schloß, die dem Kurfürſt von Mainz gehörten. In der That nahm er den Platz noch am ſelben Abend. Die Garniſon ergab ſich nicht bloß, ſondern nahm auch Dienſt in der ſchwediſchen Armee, mit Ausnahme eines kleinen Theils, denen der König erlaubte, ſich nach Königſtein oder Mainz zurückzuziehen; — aber ſie wurden niedergehauen, angeblich, weil ſie nicht Wort gehalten, und gegen den Willen des Königs und die ihnen bewilligte Capitulation den Weg nach der Bergſtraße eingeſchlagen hatten.

Die Uebergabe von Frankfurt ſetzte die Kaiſerlichgeſinnten in Beſtürzung. Und in der That war dieſe Stadt von Wichtigkeit in vieler Hinſicht.

Nach der Einnahme von Höchſt belagerte der König Königſtein. Zugleich ließ er ſeine Truppen gegen Hochheim, Koſtheim und Kaſtel vorrücken und an einer Brücke arbeiten, um Mainz zu belagern.

Unterdeß kehrte der König zurück, um mit dem Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt und den wetterauiſchen Grafen und Ständen zu unterhandeln.

Schon früher, als der König noch in Steinheim war, hatte der Landgraf einen ſeiner Edelleute, den Herrn von Schmalbach, zu ihm geſchickt. Aber er hatte den Abgeſandten

gefragt, „ob ſein Herr nicht geruhen wolle, ihn perſönlich zu beſuchen.“

Als dieß dem Landgrafen gemeldet wurde, entſchloß er ſich denn, ſelbſt nach Frankfurt zu gehen. Er kam mit einigem Gefolge: ſeine Begleiter waren zum Theil zu Pferde, zum Theil in drei Wagen. Da er den König nicht mehr in Frankfurt fand, ſuchte er ihn in Höchſt auf.

Der König, obwohl er den Landgrafen höflich empfing, konnte es doch nicht laſſen, ihm zu ſagen, „er hätte beſſer gethan, ſich den andern proteſtantiſchen Fürſten in Leipzig anzuſchließen, als für ſich allein zu ſtehen, — und ſein Heil mehr in einem männlichen und kräftigen Entſchluß zu ſuchen, als in leeren und illuſoriſchen Verſprechungen des Wiener Hofes.“

Landgraf Georg ließ ſich nicht einſchüchtern, kam immer wieder darauf zurück, den König zu erſuchen, daß ihm geſtattet ſei, neutral zu bleiben, da er keine Urſache habe, mit dem Kaiſer zu brechen; vielmehr ſei er von demſelben immer auf's beſte behandelt worden; — der König möge ſeine Vermittlung annehmen zur Herbeiführung einer friedlichen Uebereinkunft zwiſchen ihm und dem Kaiſer.

Aber er konnte weder das Eine noch das Andere erlangen. Der König erklärte namentlich, er müſſe das für den Main-Uebergang wichtige, dem Landgrafen gehörige Fort Rüſſelsheim haben, um welchen Preis es auch ſei.

Der Landgraf von Heſſenkaſſel, der auf des Königs Seite war, kam damals auch nach Frankfurt und Höchſt, und fand, wie man ſich denken kann, eine ganz andere Aufnahme. — Wie gegen die verwilderten Soldaten des ſchwediſchen Heeres, da wo der König ſelbſt anweſend war, ſtrenge Zucht geübt wurde, davon nur dieß. Zu Frankfurt wurde auf Befehl des Königs ein Soldat enthauptet, weil er auf der Landſtraße mit dem Säbel in der Hand eine arme Frau überfallen hatte; ein anderer ward zu Höchſt aufgeknüpft, weil er ſeine Wirthin geſchändet hatte.

Digitized by Google

Nachdem der König Rüſſelsheim — den wichtigſten militäriſchen Punkt, der im Beſitz des Landgrafen war — erhalten hatte; gewährte er im Uebrigen demſelben eine Art von Neutralität.

Später folgte Landgraf Georg dem König auch nach Mainz. Er fuhr fort, in ihn zu dringen, ſich zu einem allgemeinen Frieden zu verſtehen, nicht bloß mit der Liga, ſondern auch mit dem Kaiſer. Der König ſchrieb dann auch darüber an die Kurfürſten von Sachſen und von Brandenburg, an die Stadt Lübeck, als Haupt der Hanſeſtädte, und an andere Fürſten und Staaten, um ihre Neigungen zu ſondiren. Es ſcheint ihm jedoch wenig Ernſt damit geweſen zu ſeyn. Wenigſtens hörte man ihn auf die Anträge des Landgrafen oft mit Spott und Hohn erwiedern. Bei Banketten und Verſammlungen des deutſchen hohen Adels, der ſich zu Mainz und Frankfurt um den König ſammelte, nannte er den Landgrafen, der zugegen war, mehr als einmal „des heiligen römiſchen Reichs Erzfriedensſtifter.“ *)

Aus einer Archivalhandſchrift ſteht in F. C. Moſer's patriotiſchem Archiv ein Geſpräch, worin der König unter Anderm ſagt, er frage nichts nach dem Kaiſer, gleichwie auch der Kaiſer nichts nach den Schweden frage. „Dieß“, ſagte er dem Landgrafen, „könne er dem Kaiſer ſagen, denn er wiſſe wohl, daß er doch gut kaiſeriſch ſei; und dieß könne er auch wohl ſeyn, weil er etlich und dreißigtauſend Reichsthaler zur Recompenz bekommen habe“ **).

Wenn der König mit dem Landgrafen ſpielte, und letzte-

*) Gfrörer S. 888.

**) Schunk, Beiträge zur Mainzer Geſchichte 1. 61. Auch Mauvillon 4, 14 erzählt, der König habe einmal zum Landgrafen geſagt, „für einige dreißigtauſend Thaler, die er erhalten, ſpiele er eine Rolle, die eines guten Patrioten wenig würdig ſei.“ — Die Redensart von den „guten Patrioten“ war, wie wir auch hier ſehen, in alten wie in neuen Zeiten beliebt.

rer die Börſe zog und ſeine Thaler herausnahm, nannte der König dieſe „das Geld, womit er beſoldet werde.“ *)

Und wenn der König ihm dann Geld abgewann, ſagte er ſcherzend, „es mache ihm doppelt Vergnügen, von ihm zu gewinnen, weil er dabei nicht bloß gewinne, ſondern auch den Kaiſer um Geld bringe.“

# LIV.

## Aus dem Elſaß nach Baden hinüber.

Das franzöſiſche Journal l'Univers vom 29. September läßt über die religiöſen Zuſtände Badens in folgender Weiſe ſich vernehmen:

„Die großen und andauernden Bemühungen der proteſtantiſchen rationaliſtiſchen badiſchen Regierung ſeit 1815, ihre größtentheils katholiſche Bevölkerung von der römiſchen Gemeinſchaft loszureißen, ſind für Niemanden ein Geheimniß; eben ſo bekannt iſt, mit welch traurigem Erfolg ihr Werk bis jetzt gekrönt ſchien. Der Anfang wurde mit dem Clerus gemacht, in der Ueberzeugung, daß, wenn das Salz der Erde ſeine Kraft verloren, alles andere leicht würde. Zu dieſem Zwecke fing man zuerſt an, die Seminarien zu unterdrücken. Die jungen Leute, welche ſich dem Prieſterſtande widmeten, ſind verbunden, die öffentlichen Vorleſungen zu beſuchen, wo ſie die Sitten und Gebräuche der Studenten annehmen, und an Aergerniſſen und Scandalen es nicht fehlen laſſen, deſſen ungeachtet ſie von den heiligen Weihen, deren ſie nicht mehr würdig ſind, nicht ausgeſchloſſen werden. Mit ſehr ſeltener Ausnahme

*) „L'argent d'appointement.“ Soldat Suédois. p. 306.

Digitized by Google

zeichnet ſich dieſer verdorbene Clerus durch den größten Widerwillen gegen alles aus, was die Frömmigkeit der Gläubigen beleben könnte, beſonders gegen Alles, was die heiligſte Jungfrau und die Heiligen betrifft; er läßt das Volk in der tiefſten religiöſen Unwiſſenheit; die Predigten der Pfarrer ſind in der Regel bloße Vorleſungen über die Moral, Hauswirthſchaft, ja ſogar über Kochkunſt. Man nennt Einen, welcher ſeine Pfarrkinder ein halbes Jahr mit nichts anderem unterhalten hat. Mit einem Worte, dieſe Prieſter ſind nichts, als eine Gattung öffentlicher Beamter, mit der Verpflichtung, zu verehelichen, die Geburten und Sterbefälle einzutragen, und mit einem polizeilichen öffentlichen Abzeichen anderer Art bekleidet. Gewiſſenhafte und ſervile Beobachter der geringfügigſten Regierungsvorſchrift, läßt ihre Schmiegſamkeit gegen die Staatsgewalt ſich nur mit ihrer Keckheit und ihrer Verwegenheit, der Macht Gottes gegenüber, vergleichen.“

„Dieſer bloß dem Namen nach katholiſche Clerus brauchte nur in Rußland zu leben, um den ruſſiſchen Popen in ihrer ganzen Niedertracht gleich zu ſtehen, und wie dieſe Verfolger des Glaubens zu werden. Der Erzbiſchof von Freiburg war neuerdings zu einer Verordnung genöthigt: Daß die Geiſtlichkeit in den Städten alle Samstage, und die auf dem Lande alle vier Wochen im Beichtſtuhle ſich einzufinden hätte. Der größere Theil gehorcht nicht, dieſe Pflicht überſteigt ihren Eifer. Ein Regierungsbefehl könnte ſie dazu vermögen, den Gläubigen, die darnach verlangen, das Sacrament der Buße zu ſpenden; man kann ſich aber leicht denken, wie weit dieſe davon entfernt iſt, ihnen ſolche zu verordnen. Es genügt eine einzige Thatſache, um die Geſinnung der Regierung kennen zu lernen: einen Profeſſor in Freiburg ſetzte ſie neulich ab, der das Verbrechen beging, ſich an die Spitze der Geſellſchaft für die Verbreitung des Glaubens zu ſtellen.“

„Was iſt aus dem Volke unter der Leitung ſolcher Hirten geworden? Es haben Umſtände, die ich eben berichten will, franzöſiſche Prieſter in die Lage verſetzt, eine große Anzahl da-

Digitized by Google

diſcher Katholiken zu unterrichten, man mußte ſie (und dieß waren die Frömmſten) lehren, daß nicht alle Religionen gleich gut ſind, daß es nur eine wahre Kirche gibt, deren ſichtbares Oberhaupt der Papſt iſt, und außer welcher kein Heil iſt; ſie wußten nicht, daß man ſeine Sünden mit den ſie begleitenden Umſtänden beichten müſſe, und es nicht genüge, zu ſagen: „„Ich habe geſündigt mit Gedanken, Worten und Werken““, und daß für einen guten Katholiken Beicht und Communion einmal im Jahre nicht hinreiche; ſie wußten nicht, daß man vor der Communion nüchtern ſeyn müſſe, daß es Faſttage und Abſtinenztage gäbe; kurz, ſie hatten ihren Katechismus nicht gelernt.“

„Doch hat Gott in ſeiner Barmherzigkeit dieſes guten Volkes ſich erbarmt, welches, ungeachtet ſeiner unwürdigen Prieſter, den Glauben nicht verloren hat. Seit vier Jahren geht troß der Regierung, troß der Geiſtlichkeit eine wunderbare Bewegung durch das badiſche Land, und die Geiſtlichkeit iſt vielfältig genöthigt, dieſer Bewegung zu folgen.“

So dieſer Bericht, der wahrſcheinlich aus der Mitte des Elſaßer Clerus ausgegangen. Von der Doſe an nach aufwärts, hat der Rhein, den alemanniſchen Stamm theilend, in die Mitte zwiſchen die beiden Hälften ſich gelegt. Hüben und drüben ſind alle Naturverhältniſſe, wie Luft und Licht gleich zugemeſſen; es iſt derſelbe wackere, kernhafte Stamm, die gleiche Theilung und Miſchung der Confeſſionen hat jenſeits wie dießſeits ſtatt gefunden; über die Einen iſt die Revolution von unten nach oben in ihrer ganzen zerſtörenden Wildheit hingegangen; während die von oben nach unten die Andern überzogen, und von der Mitte herein ſie langſam aber gründlich umſponnen hat; und nun, nachdem mehr als ein Menſchenalter darüber hingegangen, ſehe man den Unterſchied. Im Elſaß, nachdem die Cataſtrophe vorübergegangen, ſind Wald und Flur wieder aufgegrünt, und die alte Ordnung iſt wieder hergeſtellt; ein durchhin in allen ſeinen Gliedern achtungswerther, feſter und unerſchütterlich entſchiedener Clerus, im beſten Vernehmen mit ſeinem

Volke, das ihn mit Vertrauen umgibt, weil er ſich ihm in den Tagen der Gefahr bewährt; der Hader der Confeſſionen innerhalb gewiſſer Gränzen zurückgehalten, weil die Eine unbefugter Uebergriffe ſich enthält, und der Andern dergleichen nicht geſtattet ſind. Dießſeits aber, wo die andere Hälfte des Alemannenſtammes zurückgeblieben, Land und Leute mit den Aufſchwemmungen wilder Geſchiebe überzogen, von einer Wiederherſtellung der alten Ordnung nicht die Rede; die Geſellſchaft, wie von den Anfällen fallender Sucht ſtets aufgeregt und niedergeworfen, fühlt von ſteten Krämpfen durchzuckt, dabei entkräftet und erſchöpft, keine geſunde Lebenskraft mehr in ſich, aus der irgend eine heilſame Criſe ſich entwickeln könnte. Denn der im Innerſten hinterlegte Lebensfond, aus dem jede Wiederherſtellung beſtritten werden muß, er iſt angegriffen und vergeudet und die religiöſe Ueberzeugung iſt im Grund erſchüttert; man hat die Pfeiler, auf denen jede Geſinnung ruht, ſeit ſo vielen Jahren im Volke untergraben; und ſtatt der alten guten Unterlage ihr hölzerne Stützen untergeſtellt, und einen polizeilich dreſſirten Clerus zu Wächtern in dieſen feuchten Catacomben geordnet, daß ſie den unterirdiſchen Bau vor jedem Funken höheren Lichtfeuers bewahren. Das Volk fühlt dunkel in ſeinem Inſtincte, daß es in ſeinem heiligſten Beſitzſtande gekränkt und übervortheilt worden; es hat kein Vertrauen auf die Söldlinge, die ſich zu Hütern ſeines Hortes aufgeworfen, und im Dunkeln ihn verſchachert haben; ein drückendes Gefühl der Leere und Abgeſchlagenheit hat ſeiner ſich bemeiſtert. Aber es weiß ſich nicht zu rathen, wie dieſem Zuſtand abzuhelfen; und kömmt es je zu einer ernſtlichen Bewegung, dann ermattet dieſe ſchnell, die Symptome ermüden bald, und die heilkräftige Rückwirkung, überdem noch mit Bähungen und vertheilenden und ſchwächenden Mitteln zurückgetrieben, verliert ſich ohne Erfolg. So muß dieß Volk, von Tag zu Tag mehr und mehr abgelähmt und ausgeleert, verſchmachten allmählig, weil jeder Zufluß ſtärkender und erkräftigender Nahrung von ihm abgehalten worden; und einer unſerer beſten Stämme muß verkommen, weil das

geſunde Naturgewächs, von den Schmarozerpflanzen, die ſich an daſſelbe angelegt, Miſteln, Pilzen und Schwämmen gänzlich ausgeſogen und entkräftet wird. Daß es dahin gekommen, iſt die große Schmach von Deutſchland, und es hat es reichlich wohl verdient, daß dieſe ſeine Schande vom Ausland ihm vorgehalten wird.

Indeſſen iſt es noch nicht aller Tage Abend geworden; was vom Clerus dort zu Lande ausgeſagt wird, hat keineswegs allgemeine Geltung; es finden ſich von oben bis unten durch alle Gebiete große und glückliche Ausnahmen, wie bei den neulichen Exercitien ſich bewieſen, und ſelbſt in der Schaar der Miethlinge iſt nicht alle Hoffnung verloren, daß ſie theilweiſe ſich ſchämen und ermannen. In der Geſchichte der Adreſſen, obgleich man die Bewegung zu escomotiren gewußt, hat der Clerus im Ganzen ſich nicht übel gehalten, und dem Worte ſeines Oberhirten keineswegs ſein Ohr verſchloſſen. Die Brüder von jenſeits ſind auch nicht müßig geblieben, und haben mit den Hungernden das Brod gebrochen. Als im Jahre 1841 die Jeſuiten Miſſionen im Canton Schwitz abgehalten, waren auch einige hundert Theilnehmer aus Baden zugeſtrömt. Der Pfarrer von Blodelsheim am Oberrhein hatte bei der Einweihung ſeiner neugebauten Kirche durch die Redemptoriſten eine Miſſion in ſeiner Gemeinde mit dem beſten Erfolge abhalten laſſen, und das hatte fünf andere Pfarrer der Nachbarſchaft beſtimmt, auch ihrerſeits um die Bewilligung gleicher Wohlthat für ihre Gemeinden ſich zu verwenden. Da die Orte am Rheine lagen, hatte der Hunger nach dem Worte auch die nächſtgelegenen Badenſer in großer Zahl hinübergetrieben, und ſie waren am Tiſche ihrer Brüder mit zu Gaſte gegangen. Einer aus ihrer Mitte, von großem Eifer und Erbarmen über das arme Volk getrieben, hatte ſich bis zum Biſchof von Straßburg mit dem Erſuchen gewendet, zu Pfingſten den Jenſeitigen auch eine eigene Miſſion in der Kirche von Blodelsheim zu bewilligen; man war auf ſein Geſuch eingegangen, und ſie war, von mehr als 1500 Theilnehmern aus allen Gauen des Großherzogthums beſucht, ab-

Digitized by Google

gehalten worden. Manche haben in feindſeliger Abſicht ſich hinzugefunden, aber dann von der Wahrheit ergriffen, ihr Zeugniß abgelegt; und Einer unter ihnen hatte nicht geruht, bis auch ihm ausnahmsweiſe eine zweite Miſſion bewilligt worden, die im Jahre 1843 in Mitte von vier- bis fünftauſend Chriſten abgehalten wurde, deren Jeder ſofort ſelbſt wieder als Miſſionär unter ſeine Landsleute zurückkehrte. Zu Pfingſten und am Allerheiligentage gleiches Zuſammenſtrömen aus allen Theilen des Schwarzwaldes und des Breisgaues; und deßgleichen wurde auch Pfingſten von 1845 in Homburg, und 1846 in Blodelsheim gefeiert; während auch am Niederrhein alle Miſſionen zahlreichen Zuſpruch gefunden, ſo daß mehr als 20000 Badenſer nach und nach an ihnen Theil genommen, dem größeren Theile nach der Maſſe des Volkes angehörig; aber auch vermögende Gutsbeſitzer des flachen Landes, Kaufleute, Artiſten, Aerzte, Profeſſoren und ſelbſt Geiſtliche hatten Theil genommen. Ein innerer Trieb hatte ſie Alle hingetrieben; der Durſt nach religiöſer Wahrheit hatte ſie beſtimmt; alle Schwierigkeiten, die die conſtitutionellen Gewalten ihnen in den Weg gelegt, hatten ſie nicht aufhalten können; alſo, daß ſie auf zehn, zwanzig, dreißig ja fünfzig Stunden Weges über Flüſſe und Berge, durch Schwierigkeiten aller Art, Spöttereien, Beleidigungen und Fallſtricke ſich den Weg gebahnt, und dann das Feuer, von dem ſie ſich in ihrem Innern erwärmt gefühlt, wieder um ſich her in der Heimath ausgebreitet.

So hat Gott, als die Gefahr herannahte, das katholiſche Volk aufmahnen, und die gefährlichſten Poſitionen nach Nothdurft beſetzen laſſen; und als ſie nun wirklich hereingebrochen und die Stürmer ihren Götzen des Nihilismus von Frankfurt über Heidelberg herbeigeſchleppt, um ihn an den Gränzen des Herzogthums, Angeſichts der Schweiz, aufzurichten, da zerplatzte das ſchillernde Nichts, mit Leere aufgeblaſen, zerfloß es in ſeiner Hohlheit, und wurde Angeſicht des Volkes zum Kindergeſpötte. Nun ſammelten ſich die Maſſen um die Zittelſche Motion, den zweiten Schritt auf der zum voraus abgeſteckten Bahn, zurückzuweiſen;

die Kammer zerſtob gleich jenem Götzen, und wurde zwar wiedergeboren, aber es war um die Sicherheit der Illuſionen geſchehen; es waren alles ſterbliche Menſchen, die jetzt den Sturm zu beſchwören ſich zuſammengethan, darum viel Geſchrei und wenig Wolle. Der dritte projectirte Schritt, die katholiſche Univerſität von Freiburg mit der proteſtantiſchen in Heidelberg in einer gemiſchten Ehe zuſammenzugeben, damit lichtfreundliche Deutſchkatholiken erzielt, und ſchöngehörnte Merinos erzogen und gebildet würden, mußte jetzt unterbleiben. So iſt alſo dem Verderben vor der Hand gewehrt, Gott wird weiter ſorgen. Läßt er da und dort die Sünden ſich bewurzeln, luſtig ſproßen und ſich beſamen, und ſtört ſie in ihren landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen nicht; ſo hat er gleich daneben auch die Ruthen wachſen laſſen, mit denen die Säemänner des Unrechts gezüchtigt werden, wenn die Zeit der Aerndte gekommen. Als die Schweiz vom deutſchen Reiche ſich losgeriſſen, da wurde auch im ſchwäbiſchen Kreiſe der Schweizer-Dialect geſprochen, und es war große Luſt vorhanden, gemeinſame Sache unter den Gebrüdern einzuführen; es kam aber anders. So wuchert jetzt der Radikalism von der Schweiz aus unter der Erde aller umliegenden Gränzmarken fort; die Ruthe wächst auch hier gleich neben der Schlingpflanze, und wenn einmal das Wort ausgeht: Stöckchen rühr' dich! dann wird jedermänniglich, der mitgeholfen zu lügen und zu trügen und Gift zu kochen in der Sudelküche, ſich höchlich wundern über die Prügel, die es regnet. Einſtweilen, ſchlafe mein Prinzchen, ſchlaf ein!

Digitized by Google

# LV.

## Literatur.

### I.

**Der heil. Karl Borromäus und die Kirchenverbeſſerung ſeiner Zeit. Von Dr. Fr. X. Dieringer. Köln 1846.**

Wir dürfen als bekannt vorausſetzen, daß es vorzüglich das Geräuſch war, womit der Guſtav Adolph-Verein überall auftrat, welches den Verein vom heil. Karolus Borromäus in den Rheinlanden hervorrief. In der That war es den Deutſchen allein vorbehalten, einem fremden Eroberer, der gezückten Schwertes über Trümmerfelder bis in's Herz ihres Landes vorgedrungen, Ehrenkränze zu flechten, Denkmale zu errichten und einen Verein unter ſeinem Namen zu ſtiften. Nur deutſche Selbſtvergeſſenheit, oder ſollen wir ſagen, nur confeſſionelle Deutſchvergeſſenheit konnte ſich zur Höhe einer ſolchen Begeiſterung für den fremden Sieger aus den blutigen Tagen unſerer inneren Zerwürfniſſe erheben; den Engländern und Franzoſen, die weniger mit prahleriſchen Worten ihre innere Eintracht rühmen, und bei keinem Zweckeſſen ſingen: „Was iſt des Britten Vaterland?", oder: „Sie ſollen ihn nicht haben", wäre wohl ſchwerlich jemals ein ſolcher Gedanke eigener nationaler Herabwürdigung aufgeſtiegen. Dieß iſt unſere einfältige Meinung, wenn auch der viel gerühmte Fragmentiſt vom Berge Athos, der ſeinen eigenen Phraſen Adonis-Blicke liebenden Entzückens zuwirft, in ſeiner bekannten Vorrede das Loblied des großen

Digitized by Google

Schweden als eines Helden der Geiſtesfreiheit ſingt; denn daß derſelbe Soldaten ſeines Heeres erſchießen ließ, weil ſie katholiſch geworden, verringert in den Augen ſolcher Beurtheilung ſeine Verdienſte um die Glaubensfreiheit nicht; gehörten dieſelben ja gewiß zu der Legion der Dunkelmänner und Pfefferkorne, deren Leichenbegängniß die ehrwürdigen Brüder und Schweſtern vom Orden des heiligen Berges Athos nicht folgen.

Es iſt wahr, auch der heilige Karolus Borromäus war kein Deutſcher. Allein, hat er ſeinen Fuß über die Alpen geſetzt: ſo geſchah es nicht an der Spitze verwüſtender Soldaten, ſondern hier, wie in ſeinem Vaterlande, um zu ſegnen, um geſchlagene Wunden zu heilen, um auszuſöhnen und zu beſſern. Die Siege, die er erkämpft, waren Siege der Selbſtaufopferung, der Selbſtüberwindung, mit geiſtigen Waffen, zum Beſten der ganzen Menſchheit erſtritten; die Inſtitute, die er gegründet, waren dem Wohle, dem geiſtigen wie dem leiblichen, ſeiner Mitmenſchen beſtimmt. Wie daher auch die Jahrhunderte wechſeln, ſein Bild ſteht immer groß da, und ſein Beiſpiel trägt fort und fort heilſame Früchte, und darum war er, der heilige Kirchenverbeſſerer, allerdings werth, daß ihn ein deutſcher Verein, der ſich die Wiederbelebung katholiſchen Lebens zum Ziele geſetzt, als Vorbild und Schutzheiligen erwählte, eine Wahl, an die ſich keine ſchmerzliche Erinnerung, wie an die des Schweden knüpfen, und wodurch keine Confeſſion ſich gekränkt fühlen kann. Daß der Verein ſein ſelbſtthätiges Wirken mit der Lebensbeſchreibung ſeines Schirmers begann, iſt ein paſſender und glücklicher Anfang; Profeſſor Dieringer, durch ſeine Gelehrſamkeit und kirchliche Thätigkeit rühmlichſt bekannt, hat ſich dieſer Aufgabe unterzogen; wir unſererſeits können dem rheiniſchen Vereine nichts Beſſeres wünſchen, als die gleiche Thätigkeit auch von Seiten ſeiner übrigen Mitglieder, damit die Erfolge deſſelben einigermaßen den großen Erwartungen, die er unter den Katholiken erweckt, entſprechen mögen.

Eine paſſendere Leiſtung hätte übrigens dieſer Verein als „ein ausführliches öffentliches Programm“, wie der Verfaſſer ſelbſt ſeine Lebensbeſchreibung nennt, ſchwerlich zuerſt bieten können: ſie entſpricht dem Namen deſſelben ſowohl, als auch ſeinen edlen Abſichten auf eine vorzügliche Weiſe.

Aus welchem Geſichtspunkte Herr Dieringer das Leben und

Digitized by Google

die Wirkſamkeit des großen Borromäers betrachtete, hat er durch den Titel, den er ſeiner Arbeit gab, ſchon zum voraus angedeutet. Als Kirchenverbeſſerer, im katholiſchen Sinne des Wortes, ſollte der heil. Karl in einem lebensvollen Gemälde dargeſtellt werden, und dieß mit Erwägung der geiſtigen Strömung ſeiner ganzen Zeit auf eine Weiſe, daß die Biographie auch für die jetzige Zeit verdienſtlich ſeyn ſollte, welche augenſcheinlich den Beruf habe, das halb vollendete Werk der Durchführung der Trienterbeſchlüſſe von neuem aufzunehmen. Deßwegen ward mit weiſer Uebergehung unweſentlicher Einzelnheiten mit beſonderer Sorgfalt dasjenige herausgehoben, worin der heil. Karl ein unübertroffenes Vorbild aller wahren Freunde der Kirche geworden iſt; Manches von den ausführlichſten Biographen nur obenhin Berührte ward als unentbehrlich zur Vervollſtändigung des Gemäldes genauer erforſcht und ſorgſamer verzeichnet, namentlich in den zwei erſten Büchern des Werkes.

Es zerfällt dieß übrigens in drei Bücher, deren Erſtes das Leben des heil. Karl bis zu ſeiner Erhebung zum Cardinal, das Zweite ihn als Cardinal ſelbſt, das Dritte endlich ihn als Erzbiſchof von Mailand ſchildert. Die Darſtellung des Zuſtandes der abendländiſchen Kirche zur Zeit der Geburt unſers Heiligen zeigt dem Leſer anſchaulich, wie ſehr die Chriſtenheit damals eines ſo außerordentlich begabten Mannes bedurfte, die in der Kirche eingeſchlichenen Mißbräuche zu heben, den Ernſt der alten Geſetze zu erneuern, die Sitten (auch unter dem Clerus) zu verbeſſern, und die allſeitig untergrabene Ordnung wieder herzuſtellen und zu befeſtigen. So wird die Sendung des großen Erzbiſchofs als eine zur rechten Zeit von oben gegebene Hilfe motivirt. Ausführlich wird beſonders Englands Zuſtand unter Heinrich VIII. beſprochen, der mit ſchneidender Schärfe als Afterreformator gezeichnet wird, wie er „zur Ehre Gottes und in Chriſti Namen“ ſich in wenig Jahren das Vergnügen machte, nach der hingerichteten Anna Boleyn vier Weiber nach einander zu heirathen und als Verfechter unbedingter Glaubens- und Gewiſſensfreiheit gewiſſenlos raubte und würgte, an Lebendigen und Todten ſeine wahnſinnige Wuth fühlend. Um eine genaue Vorſtellung von den Zeitverhältniſſen zu geben, wird Pauls III. Bannbulle

Digitized by Google

wider Heinrich VIII. vom Jahre 1538, dem Geburtsjahre des heil. Karl wörtlich eingeſchaltet.

Im zweiten Capitel macht Dieringer die Leſer mit der Familie der Borromäer bekannt, einem durch höchſt bedeutende Männer ausgezeichneten Geſchlechte. Da glückliche Familienverhältniſſe unter allen natürlichen Bildungsmitteln den wirkſamſten Einfluß haben, nahm der Verfaſſer mit vollem Rechte viel mehr Rückſicht darauf, als die übrigen Lebensbeſchreiber des heil. Karl. Die durch Religion und Frömmigkeit geheiligte Menſchenfreundlichkeit ſeiner Aeltern, dann der Borromäer Vorliebe für Wiſſenſchaften, ihre Geſchäftstüchtigkeit und Rechtlichkeit der Geſinnung, dazu ihre werkthätige Ausübung der Grundſätze des Chriſtenthums, und zwar nach den Lehren der katholiſchen Religion liefern uns die Grundzüge des erhabenen und liebenswürdigen Bildes unſers Heiligen, welches Herr Dieringer Seite 48 treffend alſo zeichnet: „Auf der Höhe der Bildung ſeiner Zeit ſtehend hat er ſeine Kenntniſſe wie kaum ein Anderer im Dienſte der Kirche fruchtbar zu machen gewußt, iſt er einer der größten, wo nicht der größte Kirchenverbeſſerer geworden. Zu den höchſten Würden und Aemtern der Kirche erhoben, hat er nie den eigenen Vortheil geſucht, oder mit den Mißbräuchen geliebäugelt, ſondern unbeirrt von menſchlichem Vorurtheil die Wohlfahrt des Ganzen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen wahrgenommen. Klar und beſtimmt in ſeiner Einſicht, entſchieden und rückhaltslos in ſeiner Entſchließung, unüberwindlich in ſeiner Thatkraft hat er nur im Weſentlichen ſich unbeugſam gezeigt, in Allem die Milde und Nachgiebigkeit, wo es nur die verſchiedenen Mittel und Wege galt, zum rechten Ziele zu gelangen. Die Schonung und Barmherzigkeit ſebſt gegen Andere, hat er ſeine eigene Seele durch Werke der Abtödtung, Entſagung und Menſchenfreundlichkeit zu retten gewußt. Er war ein begabter Kopf, ein tüchtiger Geſchäftsmann, ein erleuchteter Biſchof, ein eifriger Kirchenverbeſſerer, ein unbe-



Digitized by Google

ſtechlicher Charakter, ein mildreicher Völkerhirt, ein ſtrenger Büßer, ein vollendeter Chriſt.“

Zu dieſen Zeilen nun, in denen das Bild des heil. Karl in kräftigen Zügen daſteht, bildet all das Folgende den beweiſenden Commentar. Immer lebendiger wird das Gemälde, wie der ernſte, reichbegabte Knabe durch Erziehung und fortſchreitende Ausbildung, früh zum geiſtlichen Stande beſtimmt, ein Freund der Einſamkeit, ausgezeichnet durch frühreife Männlichkeit und kindliche Andacht zur gebenedeiten Jungfrau, ein heldenmüthiger, ſiegreicher Jüngling ward, der auch den gefährlichſten Reizungen zur Luſt nicht unterlag. Wir ſehen, wie er durch das Studium der klaſſiſchen Sprachen und der Rechtswiſſenſchaften zum höhern Kirchendienſte, wozu Gott ihn berufen, vorbereitet ward. Als Student in Pavia (1554 bis 1559) ſteht er in Mitte einer leichtſinnigen, ausſchweifenden Jugend da als Muſter, wie trotz aller Gelegenheiten zur Verführung reine und vollkommene Tugend bewahrt werden könne.

Das erſte Buch ſchließt mit dem Berichte, wie der Heilige, kaum zwanzig Jahre alt, durch ſeines Vaters frühen Tod auf einige Zeit von den Studien abberufen, zum erſtenmal als Aechter Borromäer ſich bewährte, indem er die Ordnung der Familienangelegenheiten mit ſo viel Umſicht, Tact und Sicherheit unternahm, daß er den Beifall ſelbſt gereifter Geſchäftsmänner gewann. Nachdem Hr. D. die Geſchichte der durch den ſo jungen Mann mit Entſchiedenheit und Kraft bewirkten Reform des Benedictinerkloſters von Arona erzählt, endet er mit der Bemerkung: „Keiner von den alſo in Zucht Genommenen hat ihn eines herriſchen, hochfahrenden Weſens beſchuldigt.“ Dann ſagt er von der geſammten reformatoriſchen Thätigkeit des heil. Karl: „Er hat immer zuerſt bei ſich ſelbſt den Anfang gemacht, ſo daß zu keiner Zeit geſagt werden konnte, er bürde Andern unerträgliche Laſten auf, die er ſelber mit keinem Finger berühre. Niemals verlangte er Außergewöhnliches und Ueberſchwengliches“ u. ſ. w. S. 67.

Wir ſind bei der Relation über das erſte Buch etwas weitläufiger geweſen, um die Leſer mit der lehrreichen Weiſe bekannt zu machen, worin dieſe Lebensbeſchreibung verfaßt iſt. Beſonders brauchbar für's Leben und dem Zwecke eines katholiſchen Volksbu-

Digitized by Google

ches ungemein entſprechend ſind die nicht ſelten eingeſtreuten praktiſchen Bemerkungen, wie S. 34 f. über den Einfluß der Familie auf den Charakter; Seite 65: „Einmal die Blüthe der Jungfräulichkeit abgeſtreift vom Lebensbaume des Menſchen, und die Verſuchung hat die Hauptſchlacht gewonnen, und darf der künftigen Siege gewiß ſeyn.“

Bei dem Berichte über die zwei folgenden Bücher uns kürzer faſſend, heben wir aus dem zweiten, der Schilderung des Cardinals, beſonders das Bild der ungewöhnlichen allſeitigen Thätigkeit des in ſo jungen Jahren zu den höchſten kirchlichen Würden Erhöhten hervor, ſeine Ordnungsliebe, mit der er Alles zur rechten Zeit und in der rechten Stimmung angriff, ſeine Weisheit bei Auswahl der Unterbeamten und Berückſichtigung der Zeitumſtände. Bei der Darſtellung ſeines Privatlebens intereſſirte den Referenten vorzüglich das S. 94 f. Geſagte über den vom heil. Karl geſtifteten gelehrten Verein, die Akademie, als deren Frucht die „Vatikaniſchen Nächte“ ſpäter erſchienen. Katholiſche, zwar gutgeſinnte, aber um die Form wenig bekümmerte Schriftſteller mögen ſich wohl merken, daß „auch die Form der gelehrten Arbeiten ſorgfältig beachtet wurde, wie denn Karl ſelbſt ein großes Gewicht darauf legte, ſeine eigene lateiniſche Schreibart durch das Studium der Schriften Ciceros zu läutern und zu vervollkommnen.“ Es iſt für unſere Zeit eine unabweisliche Forderung an einen Schriftſteller, der Gutes wirken will, daß er auch einer anziehenden Form ſich befleiße. Karl war ein großer Heiliger, und doch wollte er „einen edlen wiſſenſchaftlichen Wetteifer anregen, und durch ſein eigenes Beiſpiel bewirken, daß Andere nicht die Pflege der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften verſäumten und in Vergnügungs- und Spielſucht und Trägheit verſänken. Vor dem „Scientia inflat“ darf man ſich ſo ſehr nicht fürchten, daß man wähnt, Frömmigkeit und Heiligkeit könne bei wiſſenſchaftlicher Bildung nicht beſtehen.

Seit 98 f. machen wir auf die Errichtung eines Collegiums zu Pavia zum Vortheile armer Studenten aufmerkſam, ſo wie vorzüglich auf die Seite 99 gemachte Bemerkung, daß der heil. Karl dafür Sorge trug, daß die in's Collegium Aufgenommenen umſichtige und reichliche Pflege finden ſollen; wird ja ſonſt,



Digitized by Google

wie D. bemerkt, „die Luſt zu begeiſtertem Streben ertödtet, dem Gemüthe alle Schwunghaftigkeit geraubt.“

Um den Antheil unſers Heiligen an der Kirchenverſammlung zu Trient ſo zu zeigen, daß er vollſtändig begriffen und gewürdigt werden könne, hat der Verfaſſer auch über die vorhergehende Periode des Conciliums, wo der heil. Karl noch keinen amtlichen Einfluß haben konnte, ausführlichen Bericht gegeben. Das neunte Capitel des zweiten Buches erzählt die Bemühungen des Heiligen um die Ein- und Durchführung der Trienter Beſchlüſſe; das zehnte ſeine Obſorge für den Sprengel von Mailand.

Als Erzbiſchof dieſer Stadt wird er im dritten Buche dargeſtellt, deſſen Unterabtheilungen ſind: „die Mailändiſchen Kirchenverſammlungen; die biſchöflichen Viſitationen und der Einfluß auf die Schweiz; der Biſchof und die weltlichen Behörden; die Verbeſſerung geiſtlicher Körperſchaften. Mordverſuch; der Prieſter des Volks, Hungersnoth, Peſt; die Gründung und Einrichtung kirchlicher Anſtalten; endlich: Wie ein Heiliger lebt und ſtirbt. Sein Andenken bleibt in Segen.“ Alles ſo behandelt, daß am Ende das Bild Karls als eines wahrhaft großen Heiligen im ſchönſten Lichte verklärt vor den Augen des Leſers ſteht. Nicht leere Tiraden von Lobhudelei, ſondern Reihen von Thatſachen ſprechen. Wir würden zu weitläuftig, wollten wir auf alles Einzelne aufmerkſam machen.

An paſſenden Bemerkungen über Zuſtände der Gegenwart, mitunter auch an ſcharfen Seitenhieben, wie z. B. über das Schreien nach Synoden, Aufhebung des Cölibats, über die Aargauer S. 297, die kindiſche Furcht vor Rom als einer auswärtigen Macht u. ſ. w., läßt es D. nicht fehlen. Frei und unparteiiſch ſpricht er ſich S. 241 eben ſo ſehr gegen Jene aus, die von Einem Orden, wie von den Jeſuiten, allein das Heil erwarten, als er die hohen Verdienſte dieſer Väter rühmend anerkennt. Was er über die Nothwendigkeit der Religion zur Erziehung ſagt, über das Unpaſſende, den Unterthanen Beamte und Lehrer einer andern Confeſſion zu geben, weiter über Knabenſeminarien und das Recht der Biſchöfe, ſich ihre Geiſtlichkeit ſelbſt heranzubilden, müſſen wir durchaus als wahr und zeitgemäß billigen. Eben ſo ſtimmen wir in die Seite 235 angeſtellte Vergleichung

Digitized by Google

unſerer Zeit mit jener des heil. Karl, wo der Verfaſſer S. 236, mit einem Worte es zu ſagen, treffend bemerkt: „Damals galt es eine Verbeſſerung des Lebens, und darin eine Erneuerung des wirkungslos gewordenen Glaubens: heute dagegen gilt es eine Wiederbegründung des mit Bewußtſeyn aufgegebenen Glaubens.“

So kann man nicht umhin, dieſe Leiſtung des Hrn. D. mit freudiger Anerkennung zu begrüßen. Nur erlauben wir uns, in Hinſicht auf den Zweck des Vereins, als deſſen Programm ſie erſchien, ein paar Bemerkungen darüber. Die Seite 21 u. 209 geäußerte Furcht des Verfaſſers, der Weitläufigkeit beſchuldigt zu werden, und manche Punkte zu weit ausgedehnt zu haben, ſcheint uns wenigſtens in Bezug auf die Darſtellung der engliſchen Zuſtände unter Heinrich VIII. und auf die Verhandlungen des Trienter Concils nicht ganz ungegründet. Er ſtreift dabei aus dem Gebiete der Biographie faſt zu nahe an's Gebiet der eigentlichen Geſchichtſchreibung.

Was dann die Sprache betrifft, will ſie Einigen hie und da zu wenig populär ſcheinen, daß vielen Leſern der untern Volkskreiſe Manches unverſtändlich ſeyn dürfte. Indeß hat der Borromäus-Verein durch die Verbreitung des Kalenders für Zeit und Ewigkeit dafür Sorge getragen, den untern Klaſſen ein ächtes Volksbuch in die Hände zu geben.

Ferner hätten wir für das Werk als ein Volksbuch gewünſcht, daß von den Seite 388 nur in zwei Zeilen erwähnten Wundern ein oder das andere angeführt worden wäre. Das Volk ſtärkt ſo gern mit freudiger Neugier ſeinen Glauben an Erzählung derſelben.

Möge nun dieß ſchöne, vom kirchlichen, ächt katholiſchen Geiſt eingegebene und ganz durchwehte Leben des großen Mannes in zahlloſe Hände kommen, Bewunderung und Liebe erweckend für die katholiſche Kirche, durch die Karl Borromäus ſo groß geworden, daß er „ein Zeugniß Gottes iſt für die Wahrheit Seiner Kirche und die Unverſiegbarkeit der ihr verliehenen Lebenskraft. Eine Kirche, die einen Borromäus, einen Franz Xaver, eine Thereſia gebar, und als ihre Lieblinge und ächteſten Kinder begrüßte, konnte unmöglich der Wahrheit und Heiligkeit verluſtig

Digitized by Google

gegangen ſeyn.“ (S. 380, 381.) Dieſe Ueberzeugung dringt Jedem beim Leſen dieſes Buches ſich auf. Und leſen ſollen es Laien wie Prieſter, Welt- und Ordensleute, Beamte und Schullehrer, Biſchöfe und Mönche: denn Allen iſt ein Spiegel der Lehre und des Wandels darin aufgeſtellt.

„Das iſt das Leben und die Wirkſamkeit eines katholiſchen Kirchenverbeſſerers.“ (S. 388.) Die von ihm bewirkte Reformation führte in ihrem Gefolge Sittenreinheit, höhere Vollkommenheit, Ordnung herbei, während die ſogenannte Reformation, deren Geſchichte jüngſt Marheinecke als Vermächtniß dem deutſchen Volke hinterließ, nach den eigenen Geſtändniſſen ihrer Urheber Sittenverderbniß, Widerwille gegen die höheren chriſtlichen Tugenden, und allgemeine Zuchtloſigkeit mit ſich führte. Karl Borromäus brachte ſchlechte Prieſter und Mönche zur Pflicht und Treue gegen ihre Gelübde zurück: die Reformatoren öffneten Thür und Thor dem leichtſinnigſten Meineide gegen die heiligſten Gelübde. Während Luther und ſeine Freunde ihre ſogenannte Kirche zur Sklavin des Staates machten, wies der heil. Karl furchtlos und mit ruhiger Standhaftigkeit die in's Kirchliche eingreifenden Anmaßungen der Staatsgewalt zurück. Karl ſteuerte dem Unweſen der ſchmählichen Entweihung der ehelichen Verhältniſſe; wie herabwürdigend für die Ehe aber die Reformation gewirkt, zeigt Vergangenheit und Gegenwart des Proteſtantismus.

In der That: wer noch wählen kann zwiſchen Reformation und Reformation, zwiſchen den katholiſchen Kirchenverbeſſerern und den, fälſchlich ſogenannten, akatholiſchen, wer nach dem Leſen dieſes und ähnlicher Werke, z. B. Döllinger's und Staudenmaier's über die Reformation, noch dem Abfalle von der Kirche den Vorzug geben kann, mag ſeine Afterherrlichkeit noch ſo ſehr durch ſchöne Phraſen und Verdrehung der Geſchichte in ein künſtliches Licht geſtellt werden: dem iſt es weder mit dem Streben nach Wahrheit, noch mit der Sorge für ſein ewiges Heil Ernſt, er trägt aes triplex circa pectus und eine dreifache Binde um die Augen.

Digitized by Google

## II.

## Katholiſche Blätter aus Tirol. Innsbruck, Wagnerſche Buchhandlung. Vier Jahrgänge.

Das frühe Ausſterben der „Alpenblumen aus Tirol“, die nur drei Jahre lang erſchienen, war eben nicht geeignet, die Hoffnung zu erwecken, daß in dem jetzt faſt zu viel beſprochenen Berglande wieder ein literariſches Unternehmen durch Mitwirkung Mehrerer zu Stande kommen werde. Seit 1843 jedoch erſcheinen unter der Redaction von Dr. Jng. Weber, früher Profeſſor der Geſchichte an der Landesuniverſität, gegenwärtig Decan in Hall, katholiſche Blätter aus Tirol, herausgegeben unter Mitwirkung von Mehreren. Von dieſen Blättern wird wöchentlich Eine Nummer in Octav, von ein und einem halben Bogen gewöhnlich, ausgegeben, oder ſie können auch in Monatsheften bezogen werden, zum Preiſe von vier Gulden für das ganze Jahr.

Betrachten wir nun dieſe Gabe aus dem benachbarten Alpenlande etwas näher, ſo finden wir in dem bisher Gelieferten viel Befriedigendes und Gutes in reicher Abwechslung, freilich auch vermiſcht mit einigen unbedeutenden und weniger anſprechenden Artikeln. Faſſen wir zunächſt den Zweck dieſer katholiſchen Blätter in's Auge, ſo iſt er vorzüglich nicht darauf gerichtet, eine gelehrte Zeitſchrift zu ſeyn, ſondern der Einleitung im erſten Jahrgange gemäß haben ſie ſich die beſcheidene Aufgabe geſtellt, „weniger belehrend als erzählend aufzutreten. Sie wollen nicht den Irrthum geradezu bekämpfen, ſondern nur die Wahrheit, die ſich am ſchönſten in ihren Früchten offenbart, gerade an dieſen ſelbſt unmittelbar nachweiſen.“ Daher ihr Inhalt vorzugsweiſe Beſprechung des Edlen und Erfreulichen, was ſich in der Kirche regt und entfaltet; erbauende Miſſionsberichte, Bekanntmachungen mit gemeinnützigen und wohlthätigen Stiftungen, mitunter wohlmeinende Warnungen gegen verderbliche Tendenzen des Zeitgeiſtes. Das vaterländiſche Intereſſe wird durch Mittheilung inländiſcher Nachrichten

Digitized by Google

über Kirchen, Schulen und andere tiroliſche Gegenſtände vertreten. Als beſonders willkommen werden in der erwähnten Einleitung Biographien und Necrologe von Perſonen, die durch kirchliche Wirkſamkeit als Lehre und Beiſpiel dienen können, ſo wie auch Nachrichten über wohlthätige Anſtalten und ſegenverbreitende Inſtitute gewünſcht.

Das gelehrte Moment iſt indeſſen dabei nicht völlig vergeſſen oder ausgeſchloſſen, ſondern es iſt ihm durch Abhandlungen aus der Theologie, ſo wie durch Recenſionen und Anzeigen erſchienener Werke ebenfalls Rechnung getragen.. Unſern oben gegebenen Ausſpruch, daß ſich viel Befriedigendes und Gutes in den katholiſchen Blättern aus Tirol finde, in Etwas zu rechtfertigen, laſſen wir nun eine Ueberſicht intereſſanterer Aufſätze folgen.

Im erſten Jahrgange begegnen wir gleich anfangs Namen von gutem Klange, deren Arbeiten Vertrauen einflößen. Es eröffnen ihn „Bemerkungen über Michael Feichter, von Beda Weber.“ Feichter war einſt als Regens in Brixen allgemein beliebt und hochgeſchätzt, ein Muſter und Orakel des tiroliſchen Clerus, und iſt in dieſem Bilde lebendig und anziehend geſchildert. Albert Jäger, jetzt Profeſſor der Geſchichte in Innsbruck hat den Jahrgang mit vier ſehr leſenswerthen Aufſätzen bereichert: „Die Hoſpitäler Tirols im Mittelalter, die Stiftung des Carolinums in Gratz; der Streit des franzöſiſchen Clerus mit der Univerſität; der Communismus nach ſeinen letzten Erſcheinungen in der Schweiz.“ Vom Profeſſor Alois Flir in Innsbruck findet ſich darin eine Abhandlung über den Einfluß des Chriſtenthums auf die Kunſt, dann eine in Predigtform gehaltene Beantwortung der Frage: „Warum enthält die chriſtliche Religion Myſterien?“ Durch eine biographiſche Vorbemerkung über den heil. Jakob von Niſibis hat Pius Zingerle auf einen wenig bekannten Kirchenvater aufmerkſam gemacht, und aus den in armeniſcher Sprache geſchriebenen Unterweiſungen deſſelben mehrere Auszüge alle Jahrgänge hindurch geliefert. Ein Profeſſor in Brixen lieferte die Anſichten der apoſtoliſchen Väter über die heiligen Bücher.

Kirchenrechtliche Aufſätze bearbeitete in dieſem und den folgenden Jahrgängen Profeſſor Kopatſch in Innsbruck.

Neben dieſen Arbeiten aus der Theologie treffen wir auf eine

Digitized by Google

Menge Miſſionsberichte; mehrere Necrologe, z. B. von den verdienten Männern Franz Seraphius Schmid in Wien und Franz Geiger von Luzern; erbauende Betrachtungen, Hirtenbriefe, Reden bei feierlichen Veranlaſſungen.

Die bemerkenswerthen Aufſätze im zweiten Jahrgange ſind:

a) in gelehrter theologiſcher Hinſicht: der heil. Hilarius, Biſchof von Poitiers, von Dr. und Prof. Feßler in Brixen; der Cardinal und Biſchof Nicolaus von Cuſa, eine ausführliche Recenſion des erſten Theiles von Scharpff über dieſen berühmten Mann; über Dogmengeſchichte, von Dr. Werner, der auch „Nachrichten über die gegenwärtigen Zuſtände der katholiſchen Kirche in Mexico“ zuſammenſtellte, ſo wie eine Darſtellung über „die neuern und neueſten kirchlichen Verhältniſſe Spaniens“ lieferte;

b) werden die Zuſtände der Gegenwart verhandelt, z. B. der Hermeſianismus, vom Prieſter G. Tinkhauſer, einem thätigen Mitarbeiter der katholiſchen Blätter; die Katholikenverfolgung und Aufhebung der Klöſter in Aargau; Frankreichs Anſprüche und Hoffnungen in Betreff der Freiheit des Unterrichts; das Wiederaufleben des Katholicismus in England, der Puſeyismus u. ſ. f.;

c) mehrere Artikel in dieſem und den folgenden Jahrgängen beſprechen die jedem Katholiken allermerkwürdigſte Stadt, die Siebenhügelſtadt Rom;

d) der Miſſionär in Nordamerika, Adalbert Inama vom Prämonſtratenſerſtift Wilten bei Innsbruck, ſendete intereſſante Nachrichten über Kirchenzuſtände in Amerika ein;

e) Necrologe, paſtoraliſtiſche Abhandlungen, erbauliche Betrachtungen, kirchliche Berichte aus allen Ländern der Erde füllen die übrigen Blätter.

Beurtheilungen, noch öfter kürzere Relationen über neuere Erſcheinungen der Literatur werden faſt jeden Monat geliefert.

Gehen wir zum dritten Jahrgange über, eröffnet durch eine Betrachtung: „Gib Rechenſchaft über deine Haushaltung!“, ſo fallen zuerſt in die Augen: Die Stätten des heil. Benedikt, in mehreren Lieferungen, anziehend für Leſer überhaupt, die gerne den Schauplatz der Wirkſamkeit eines großen Mannes kennen lernen, denn für Bayern insbeſonders, wo St. Benedikts Orden neu

Digitized by Google

aufgeblüht. Wiederum tritt der fleißige Prieſter Tinkhauſer mit einer Arbeit in mehreren Nummern auf: „Blicke in die Geſchichte der ruſſiſchen Kirche und ihre Zuſtände", zeitgemäße Artikel in Anbetracht der Beſtrebungen des nordiſchen Coloſſes im Politiſchen und Religiöſen. Der im vorigen Jahre ſchon begonnene ſehr leſenswerthe Aufſatz des Franciskaners, P. Alexander, über „die antirömiſchen Miſſionen und Biſchof Alexander in Jeruſalem" iſt in dieſem Jahrgange fortgeſetzt. Eine neue, ſehr erfreuliche und liebenswürdige Erſcheinung der katholiſchen Kirche lernt man kennen im Berichte: „Die Töchter des heil. Herzens Jeſu in Trient." Ferner findet ſich da eine „kurze Darſtellung der ſegensreichen Wirkſamkeit des heil. Simeon Stylites, von Pius Zingerle, wodurch die Spötter über dieſen von Vielen als müßigen Schwärmer verlachten großen Mann eines Beſſern belehrt werden. Ein Necrolog über den verdienten Decan von Lienz in Puſterthal, Johann Althuber, iſt unſers Wiſſens von Beda Weber.

Im heurigen Jahrgange eine Abhandlung, daß die katholiſche Kirche aus ihren Früchten als die wahre Kirche Chriſti zu erkennen. Ein Necrolog über den Schuldirector und Pomolog in Botzen, Joh. Jakob Pöll, von Beda Weber. Die neuen religiöſen Inſtitute in der Lombardei. Winke über Verwaltung des äußern Religionscultus. Arno, der erſte Erzbiſchof von Salzburg. Ueber Baumwollſpinnfabriken und ihren Einfluß auf Wohlſtand und Sittlichkeit. Rückblick auf die kirchlichen Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit. Züge aus der Reformationsgeſchichte von Graubündten. Das heilige Grab und ſeine Wächter u. ſ. w. u. ſ. w.

Man wird aus dieſer Ueberſicht, die nur das Bedeutendere aufführt, leicht entnehmen, daß die katholiſchen Blätter ihrer Tendenz auf eine größtentheils ſo befriedigende Weiſe entſprechen, daß ſie mit Recht auch Nichttirolern zur Lectüre empfohlen werden dürfen. Im Jahrgange 1846 zeigt ſich thätigeres Leben in Bezug auf die Correſpondenz, deren Geſchäft jetzt ſtatt des in Hall wohnenden Redacteurs der Stadtcooperator B. Kometer in Innsbruck führt. Wohl läuft hie und da ein Artikel mitunter, der eben auch nicht, oder ordentlicher geſchrieben ſeyn ſollte.

Zu bedauern iſt, daß bedeutende Kräfte, wie Albert Jäger und Profeſſor Flir nicht mehr, es müßte denn anonym ſeyn, mit Arbeiten auftreten; Andere, wie Beda Weber, nur höchſt ſelten.

Digitized by Google

Befremdend iſt es auch, daß von den theologiſchen Profeſſoren in Brixen ſo wenig und ſelten, von jenen in Trient, ſo viel wir wiſſen; gar nichts geliefert wird.

Die katholiſchen Blätter haben ſich übrigens ſchon viele Freunde in Tirol und Oeſterreich, einige auch anderwärts erworben. Manche, die lieber Alles bekritteln, als ſelbſt mitarbeiten, ſind mit ihren Leiſtungen freilich unzufrieden. Wir möchten ſie nun auch den Katholiken Bayerns und anderer Länder empfehlen als eine vielfach belehrende und erbauende Lectüre, vorzüglich für Leſer des Mittelſtandes und gutgeſinnte Familienkreiſe. Aber einige fromme Wünſche für die gute Sache fügen wir wohlmeinend bei:

1. die wiſſenſchaftlich gebildeten Männer Tirols mögen ſich die Fortdauer und das höhere Leben dieſes vaterländiſchen Unternehmens ernſtlich angelegen ſeyn laſſen;
2. die gegenwärtig ſo mächtig angeregten ſocialen Fragen ſollen auf eine gemeinfaßliche Weiſe erörtert werden, belehrend beſonders für die untern Kreiſe. Dazu könnten gebildete, welterfahrene Laien als Theilnehmer mit Arbeiten ſich anſchließen, während bis jetzt größtentheils nur Geiſtliche Mitarbeiter waren;
3. könnten dieſe katholiſchen Blätter aus Tirol als eine Brücke dienen zur Vermittlung beſſerer Kenntniſſe der italieniſchen neuerſcheinenden Literatur. Tiroler oder andere Deutſche, die in Mailand, Venedig, Rom ſich aufhalten, müßten dazu von der Redaction gewonnen werden;
4. ſollten ſie aufmerkſam machen auf das Nützliche und Schöne in andern katholiſchen Blättern, wie den Wahrheitsfreund, den an mehreren Orten erſcheinenden Sonntagsblättern.

Wir ſchließen mit dem aufrichtigen Wunſche: Mögen nun dieſe katholiſchen Blätter aus Tirol lange grünen, immer friſcher und lebhafter, immer reicher an erquicklichen Früchten, neues Leben weckend in den jungen Geiſtern des ſchönen Berglandes! Sie ſollen ein Hausſchatz werden, immer mehr des Lehrreichen und Erbauenden zu hinterlegen, daß beſonders unter dem Clerus mehr Liebe zu ſolidem Wiſſen, an dem es jetzt ſo noth thut, erwache. So ſollen ſie, neben und mit den hiſtoriſch-politiſchen Blättern und ähnlichen Erſcheinungen beſtehen, wirkſam für die Pflege ächt katho-

Digitized by Google

liſchen Lebens und Wiſſens in jedem Kreiſe des Volkes, in den ſtillen Alpenthälern, wie in den freundlichen Flecken und Dörfern. Grünen ja ſo viele Giftblätter der ſchlechten verderblichen Literatur fort, Früchte des Todes erzeugend. Wäre es denn nicht Schade, wenn Blätter für Belehrung und Erbauung im ächt katholiſchen Sinne nicht fortgediehen?

---

# LVI.

## Zeitläufte.

Bedeutung des communiſtiſchen Aufſtandes in Bern. — Allgemeine Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Schweiz. — Die Berliner literariſche Zeitung und ihre Vermittlung der Extreme. — Nothwendigkeit einer Wahl zwiſchen dem Guten und Böſen. — Der Reformjude Benſey als Katechumen der Freikirche. — Rupp und der Guſtav Adolphs-Verein. — Neueſte Geſchichte des Letztern. — Ausſichten in deſſen Zukunft.

Den 8. November 1846.

Der Volksauflauf in Bern iſt ein weit bedeutungsvolleres Symptom geweſen, als wofür ihn die gegenwärtig in der Schweiz herrſchende Faction gern ausgeben möchte. Er läßt einen Blick in die Statiſtik der revolutionären Partei des neunzehnten Jahrhunderts thun. Während in der franzöſiſchen Schweiz eine Art Regierungsradikalismus ſich durch perfide und despotiſche Mittel die Gewalt verſchafft, und durch dieſe dem unterjochten Lande eine Art von proviſoriſcher Ruhe und ſcheinbarer Ordnung geſichert hat, ſteckte in Bern der Minotaurus des wahrhaftigen und wirklichen Volkscommunismus auf einen Augenblick das gehörnte Haupt aus den Couliſſen hervor. Dort hat (dermalen noch vor der Zeit, wie es ſcheint!) jener vierte Stand mitgeſprochen, der nur auf das Schlagwort wartet, um auf die Bühne zu treten, und zum Staunen

und Schrecken von Europa die Hauptrolle zu übernehmen. Nur noch eine kleine Weile Geduld bis der, zu allermeiſt gar nicht ernſtlich gemeinte Radikalismus der Theoretiker und Literaten des gelehrten und halbgelehrten Mittelſtandes ihm die Straße geebnet und die Thür geöffnet hat! Einſtweilen bitten wir aber unſere Leſer, von jenem erſten Zuſammenſtoß der beiden Heerhaufen Act zu nehmen, in welche ſich die linke Seite in unſeren Tagen getheilt hat. Wir können Manches für künftige ähnliche Fälle daraus lernen. Der jetzt in den meiſten katholiſchen Cantonen in der Schweiz am Ruder ſitzende Radikalismus iſt hauptſächlich eine Ausgeburt der ſchlechten Doctrin; ihn ſtachelt der bornirte, widerchriſtliche Unglaube, der Kitzel der perſönlichen Eitelkeit, der brutale Egoismus der den gebildeten Klaſſen angehörenden Führer. Die Intereſſen der Volksmaſſen, die ſie im Munde führen, ſind dieſen Menſchen in Wahrheit überaus gleichgütig. Hinter der wirklichen volksthümlichen communiſtiſchen Bewegung dagegen, die heute ſchon ſehr vernehmlich hinter der Scene brüllt, ſteht zunächſt und vor allen Dingen keine Theorie, ſondern die aufrichtige und unbarmherzige phyſiſche Noth des gemeinen Mannes, dem die Staatsökonomen das Brod, die ſchriftgelehrten Heuchler und die Libertiner ſeinen Gott genommen haben. Für den Augenblick haben (wir wollen es unentſchieden laſſen!) in Bern Ochſenbeins Dragoner oder deſſen Conceſſionen das Feuer gedämpft. Aber es wird wieder und immer wieder von Neuem losbrechen. Nicht lange, ſo wird der hungernde Pöbel, den ſie ſouverän geſprochen, ſeine Macht begriffen haben. Auch begabte Führer aus der unterſten Schichte werden nicht ermangeln, im entſcheidenden Augenblicke an die Spitze zu treten. Denn dem Naturlaufe nach müſſen dieſe Krämpfe des geſellſchaftlichen Körpers ſich erneuern und immer heftiger werden. Ueber dem, was dann im weitern Hintergrunde liegt, ruht tiefes Dunkel. Aber nur ein Thor könnte der Hoffnung Raum geben, daß es bei dem dermaligen Regimente des halbgemäßigten und des politiſchen Radikalismus in der Schweiz ſein friedliches Bewenden

Digitized by Google

behalten, daß dieſe Miſchung aus Frevel und Verrücktheit Lebensfähigkeit und Dauer haben könne. Nein! das unglückliche Land wird, zum abſchreckenden Exempel für das übrige Europa, ſeinen politiſchen Krankheitsproceß durchmachen. Verlauf und Ende deſſelben anzugeben, iſt heute noch kein Sterblicher im Stande. Als letzter Act des Trauerſpieles ſteht vielleicht die Theilung der Schweiz, wie ein unabwendbares Fatum, im Hintergrunde. Möge ſie, wenn ſie zum Heile von Europa gereicht! bald und möglichſt ſchmerzlos eintreten!

Der deutſche cenſurirte Radikalismus thut wenigſtens, wie er pflegt, durch das allerunverſtändigſte Gerede treulich das Seinige, den Bund der Eidgenoſſen in ſeiner jetzigen Geſtalt und Lage als ein böſes, krebsartiges Geſchwür am politiſchen Körper Europas darzuſtellen. „In Genf haben", ſagt die in Leipzig erſcheinende conſtitutionelle Staatsbürger Zeitung, „die Radikalen den Sieg, und mit ihm die Herrſchaft erlangt. Nun, gute Preſſe, zeige uns, daß deine Behauptungen wahr ſind, daß der Radikalismus, wenn er an's Ruder kommt, zu Terrorismus, Anarchie, Pöbelunfug, und endlich zur Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung führe. Du aber, deutſches Volk, beſieh Dir recht genau, wie es die Genfer Radikalen treiben, Du magſt daran erkennen, was ſie werth ſind, und wie weit jene Schreier Recht haben, die Dich mit dem Popanz des Radikalismus zu fürchten machen, und in ſüßen Schlaf einlullen möchten!" Ueber Mangel an Offenherzigkeit dieſer Partei würden wenigſtens die Regierungen ſich nach allen ſolchen Aeußerungen mit evidentem Unrechte beſchweren. Deſto gegründeter wäre im Intereſſe der Freiheit eine Klage über maßloſe Dummheit des deutſch-liberalen Philiſterthums.

Am nächſten liegt uns natürlich das Schickſal der Genfer Katholiken. Durch die Octoberrevolution ſind dieſe in eine ſeltſam verwickelte, von Widerſprüchen nicht frei zu ſprechende Lage gerathen, die ſie jedoch, — die jüngſten Wahlen beweiſen es! — dort eben ſo wenig, wie in manchen andern Ländern, jetzt ſchon durchſchaut und völlig begriffen zu haben ſchei-

Digitized by Google

nen. Der heuchleriſche, über dem Seelenverderben der katholiſchen Mitbürger raſtlos brütende Genfer Calvinismus iſt geſtürzt. Wird ihre Lage unter der Herrſchaft des indifferentiſtiſchen Atheismus günſtiger ſeyn? Wird dieſer, in nordamerikaniſcher Weiſe, Waffenſtillſtand mit der katholiſchen Kirchenfreiheit ſchließen, oder wird er, vom erſten Augenblicke ſeines politiſchen Daſeyns an, den Kampf auf Leben und Tod fortſetzen wollen? Wer könnte heute ſchon darüber urtheilen! Wir unſererſeits tröſten uns, je düſterere Wolken den Horizont decken, mit der Unzulänglichkeit aller menſchlichen Blicke in die Zukunft. Welcher Sterbliche hat es, als Genf im Jahre 1815 zum großen Verdruße aller katholiſchen Herzen ein und zwanzig ſavoyiſche Ortſchaften ſich zuzuwenden wußte, vorausgeſehen oder vorher berechnet: daß in Folge eben dieſer politiſchen Habſucht dreißig Jahre ſpäter die Hälfte der Bevölkerung der Metropole des Calvinismus katholiſch ſeyn würde. Dieß iſt der Lauf des Geſchickes der Menſchen im Großen wie im Kleinen! das, was wirklich geſchieht, iſt nie in eines Menſchen Geiſt erfunden und planmäßig vorbedacht. Das aber, was mit großer Mühe vorher entworfen, berathen und erwogen iſt, geſchieht meiſtentheils entweder gar nicht, oder anders, als es die Weisheit der Menſchen wollte. Während wir für unſere Pläne thätig zu ſeyn glauben und unſere Zwecke verfolgen, arbeiten wir an dem großen Webſtuhle der Zeit, und wirken in den Teppich der Geſchichte Gebilde, welche die Vorſehung vor Anfang aller Zeiten gezeichnet hat zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung ſeines heiligen Namens. Sehe Jeder, wie er's treibe! Die Verantwortlichkeit für unſer freies Thun und Laſſen fällt auf uns, aber für das Ergebniß, zu dem wir Alle, Freund und Feind, gläubig oder ungläubig, gut oder bös, lebende oder noch nicht geborne und längſt begrabene Geſchlechter zuſammenwirken, für dieß Ergebniß können wir getroſt einen Höhern ſorgen laſſen. Uns gehört bei jeder That unſere Abſicht und unſer Wille, der Erfolg den himmliſchen Mächten. Wahrlich! dieſer Gedanke allein, der uns auf die Zinnen

Digitized by Google

der Geſchichte ſtellt, kann in den Stürmen eines zu ſeinem Ende neigenden Weltalters gläubige Gemüther tröſten über das, was geſchieht, und nicht geſchehen ſollte, ſo wie umgekehrt über das, was durch Sorgloſigkeit, Feigheit und Unverſtand Derer nicht geſchieht, die zum Handeln berufen waren.

Anders die Berliner literariſche Zeitung. Dieſes ſubventionirte Organ eines, heute immer mehr von allen Seiten her verachteten und ausgelachten, heuchleriſchen Pſeudoliberalismus, der von der Lüge lebt und nicht mehr an ſich ſelbſt glaubt, geſchweige denn an irgend ein Geſetz oder eine Wahrheit außer ſich, meint in einer ſeiner jüngſten Nummern: die Berufung der Jeſuiten nach Luzern ſei zwar ein unſtreitig geſetzlich zu rechtfertigender Act geweſen. Aber ſelbſt die dortige Regierung werde dieſelbe nun wohl nicht mehr für einen weiſen und ſegensreichen ausgeben wollen, „es ſei denn, daß ſie mit Bewußtſeyn jene kurzſichtige und fanatiſche Politik eines Münchener Blattes zu der ihrigen gemacht hätte und fortwährend feſthielte, welche aus allen Kräften eine vollendete Ausbildung und äußere Scheidung der Gegenſätze in ihre letzten Extreme, in „„zwei Lager““ herbeiführen zu müſſen glaubt, damit ſie dann ihre Löſung in abſoluter Vernichtung des einen, durch Kampf auf Leben und Tod, nicht durch eine auf Vermittelung der Extreme ausgehende, gegenſeitige Duldung, Ausgleichung und Verſöhnung finden möchten.“ — Wahrlich! es iſt ein ſchweres und undankbares Geſchäft, dieſer ſich täglich mehr bloßgebenden, ſo dünkelvollen als geiſtloſen Jämmerlichkeit Vernunft predigen zu müſſen. Und dennoch iſt dieß nöthig, nicht als wäre die ſemioffizielle Miſere noch zu bekehren, ſondern um der Schwachen willen. Alſo mit dem, Euch „kampfeslüſtern gegenüberſtehenden Schweizer Radikalismus“ wollt Ihr durch gegenſeitige Duldung Euch ausgleichen, Euch verſöhnen? Solcher Heldenmuth war von Euch zu erwarten. Aber meint Ihr der blutgierigen Beſtie durch ſolche Redensarten Euer Leben abbetteln zu können? — Glaubt Ihr heute noch durch feige Halbheit Euch dieſem Feinde anbiedern

zu können? Habt Ihr ſo wenig aus Eurer jüngſten Erfahrung gelernt, daß Ihr wirklich wähnt, hier ſei noch ein halber, unentſchiedener grauer Mittelzuſtand, ein pfiffiges Zwiſchendurchſchlüpfen, ein Händedrücken hier, und ein Augenwinken dorthin möglich, wie es bei Euch hergebracht, und es werde dieß nicht ſofort zum Verderben und ſchmählichen Untergang Derer ausſchlagen, die ſich alſo zwiſchen zwei Stühle geſetzt? Und verlangt Ihr im Ernſte, die katholiſchen Cantone hätten ſich Eure beliebte, heldenherzige, die „Extreme vermittelnde“ Politik in demſelben Augenblicke zum Muſter nehmen ſollen, wo doch gerade die von Euch hochbelobten „vier conſervativen Regierungen“ an eben dieſer Unentſchiedenheit und durch dieſelbe ſchimpflich und ſchmählich zu Grunde gegangen ſind, die katholiſchen Cantone aber, weil ſie wußten, was ſie wollten, und was ſie ſollten, bisher in der wildeſten Brandung ihr Schifflein oben erhielten? Die Zukunft ſteht freilich in Gottes Hand. Das aber iſt unehrliche Verdrehung der Thatſachen, oder platter Unverſtand, oder beides zugleich: Luzern und ſeinen Verbündeten Schuld zu geben, als habe es durch Berufung der Jeſuiten und Schließung des Bundes der ſieben Cantone muthwillig und freventlich die Frage zur Unzeit auf die Spitze geſtellt. War nicht dieſen Schritten der Bundbruch jener meineidigen Confiscation der Aargauer Klöſter vorhergegangen? Und war aus dieſer Gewaltthat und den ihr folgenden Verhandlungen nicht aller Welt klar geworden, was die katholiſchen Stände beides von ihren Gegnern, wie von ihren ausgleichenden und vermittelnden, halben Freunden zu erwarten hatten? Nur die Aufrichtigkeit der literariſchen Zeitung kann ſich heute ſtellen, als wüßte ſie nicht, wie wenig w i r von den heutigen Jeſuiten Erlöſung aus allen Uebeln der Gegenwart hoffen. Aber wenn die katholiſche Schweiz endlich eines Sinnes darüber ward, daß nur dann, wenn ſie ſich entſchieden im katholiſchen Sinne ermannte und zuſammenfaßte, möglicherweiſe noch Heil für ſie zu finden ſei, und wenn ſie zu d i e ſ e m Ende als Fahne und Symbol ihrer

Entſchiedenheit die Jeſuiten nach Luzern rief, ſo war dieß allerdings ein mit gutem praktiſchen Blick richtig für ſeinen Zweck gewähltes Mittel. Und in ſo fern kann, was dort geſchah, allerdings eine weiſe und ſegensreiche Maßregel genannt werden, als es das, was nicht länger unentſchieden bleiben konnte und durfte, ohne weiteres, verderbliches Zaudern zur Entſcheidung brachte. Allerdings können auch die katholiſchen Cantone der Revolution für den Augenblick erliegen. Aber dann werden ſie mit Ehren fallen, und ſo theuer wie möglich ihr politiſches Leben verkaufen, während die feige Halbheit, dort wie überall, bei ihrem Sturze der Spott der Mitwelt und die Verachtung aller kommenden Geſchlechter trifft. Uebrigens noch einmal: wir ſind es nicht, die ungeduldig dahin drängen: Sieg oder Tod waghalſig auf einen tollkühnen Wurf zu ſetzen. Wir haben Zeit und können warten. Aber wir haben auch das Recht: die von uns und unſerem Willen oder Darzuthun völlig unabhängige Thatſache feſtzuſtellen: daß nicht bloß in der Schweiz, ſondern aller Orten der Strom der Geſchicke, ſelbſt gegen der Menſchen Willen, dahin drängt, die Kämpfenden in „zwei Lager" zu ſondern. Wem die Wahl geboten wird, der ſtelle offen und frei ſich unter die Fahne, zu der er im tiefinnerſten Grunde ſeines Princips geſchworen hat, und trachte vor Allem, ſich deſſen, was er will und was er ſoll, klar bewußt zu werden. Iſt dieß eine unbeſcheidene, überſpannte Zumuthung? Dann ſind wir es wenigſtens nicht, die ſie machen; die allmächtige Zeit fordert gebieteriſch die Entſcheidung, und wer Gewiſſen, oder auch nur ein gewöhnliches Maß von Ehrgefühl hat, kann die Frage nicht länger ablehnen. Die unehrliche Mitte aber, das treuloſe Buhlen nach beiden Seiten hin, das Verſteckensſpielen mit der Wahrheit und mit ſich ſelbſt, — dieſe ganze Tactik der ſubventionirten Berliner Preſſe thut es nun einmal nicht länger. Das wird ja auch die literariſche Zeitung heute ſchon an ihrem eigenen Leibe und in ihrer nächſten Umgebung erfahren haben. Ihr mag freilich ſolche Schickſalsfrage ungelegen kommen. Aber

Digitized by Google

ſie hadre darüber mit der ewigen Macht, welche die Weltgeſchicke lenkt, nicht mit uns.

Oft liegt für den, der recht zu beobachten weiß, die ſchneidendſte Ironie nicht in den Urtheilen der Menſchen, ſondern in den Ereigniſſen. So hat auch, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ein moderner Reformjude die treffendſte Kritik der „Reformation des neunzehnten Jahrhunderts" geliefert. „Wie ſteht der rationale Jude zum rationalen Chriſten?" Das iſt die Frage, die in einer, vom Obercenſur-Gerichte zu Berlin zum Druck verſtatteten Schrift*) — wir müſſen es bezeugen! — ehrlich und im Allgemeinen vollkommen richtig beantwortet wird. Wenn Wislicenus dem Verfaſſer (S. 5) mündlich erklärte, er hege die Hoffnung: „daß die Bewegung dieſer Zeit die Aufgeklärten aus den drei Confeſſionen, Katholiken, Proteſtanten und Juden, zum Neubau zuſammen führen werde, — ſo haben wir unſeres Orts dagegen nicht das Mindeſte einzuwenden, wiſſen in der That nicht, was dieſe „Aufgeklärten länger trennen ſollte, und wünſchen und hoffen bloß, daß beſagte Bauentrepreneurs ſich nur recht bald darüber in's Klare ſetzen mögen, daß der Standpunkt eines Jeden von ihnen genau der nämliche iſt, wie der beiden andern. Wozu noch länger veraltete Vorurtheile feſthalten? Glauben die Aufgeklärten dieſer drei Gattungen, im Grunde gleich viel, oder richtiger ausgedrückt: gleich wenig, d. h. genau genommen ſchlechterdings gar nichts, ſo kann es beim Standpunkte unſerer Bildung und der unaufhaltſam fortſchreitenden Miſchung aller Klaſſen und Schichten der Geſellſchaft nicht fehlen: daß ſie, einmal zur Verſtändigung gekommen, ſich über das wegſetzen, was ſie von ihrem Standpunkte aus für unweſentliche Formen und altfränkiſche Allegorien halten müſſen, die ganz unnöthigerweiſe ihre längſt verwandten Seelen trennten. „Der Deutſchkatholik", meint Herr Benfey, „kämpft mit ſeinem

*) Die Stellung der fortgeſchrittenen Juden zu der freien evangeliſchen Gemeinde. Von Rudolf Benfey. Juda.



Digitized by Google

Papſte, der Neu-Proteſtant mit dem Symbol, der Jude mit der Leerheit an ſittlichen Begriffen. Wir alle aber ſuchen die Geiſtesfreiheit, und ob die Kette, die uns feſſelt, ein äußerer Zwang, ob ſie Mangel an Grundlagen iſt, gleichviel, ſie iſt dieſelbe. Der Gefangene, wie der Matte, iſt gleich gehemmt. Man ſprenge bei dem Einen die Kette, man gebe dem Andern geſunde Nahrung, und ſie werden ſich als befreite Brüder umarmen.“ . . . „Dieſer Standpunkt hat ſich jetzt mir ſelbſt in dieſem Sinne erweitert, daß ich, ohne aufzuhören ein Jude zu ſeyn, dennoch Chriſt zu werden verlange.“ . . . „Wislicenus, ich frage Sie im Namen meiner jüdiſchen Brüder, wenn Sie in einer Gemeinde ſtänden, die mit Ihrer Geſinnung einverſtanden, um das große Werk der Liebe weiter zu fördern, wenn Sie in einer ſolchen Gemeinde ſtänden, und — ein Jude klopfte an deren Pforte mit der Bitte: „„nehmt mich auf, auch ich will für Wahrheit ringen, ich will Chriſt ſeyn, aber Eure Sitte des Taufens kann ich nicht theilen, wahre ſittliche Bande feſſeln mich““ — Wislicenus, werden Sie dann auch hier die Conſequenz Ihres Principes, das Sie ſo muthig hinſtellten, „„das Chriſtenthum iſt eine geiſtige Macht, die Innerlichkeit iſt ſein Feld““, werden Sie das dann auch feſthalten? Oder ſollte ich Sie hierin mißverſtanden haben?“ Aber warum will ſich denn der ſonſt ſo liberale Herr Benfey jun. nicht taufen laſſen? Hier die Antwort: „Der Stolz des freien denkenden Juden wies es zurück, durch eine äußerliche Ceremonie, die Taufe, ſich eine Stellung im Staate zu erkaufen, die ſeinem, ſonſt noch ſo tüchtigen Streben durch den Namen „„Jude““ verſchloſſen blieb.“ — „Endlich war es die Furcht, einen Meineid zu begehen, indem man, als bewußter Mann, ein Glaubensbekenntniß ablegt auf Punkte, die die Zeit ſchon längſt überwunden. Sie (Wislicenus) ſagten es ja ſelbſt: „„die Beſorgniß, in der dermaligen chriſtlichen Kirche nichts Beſſeres zu finden, hielt die Juden von dem Vereine mit den Chriſten ab.““ (S. 8.) Das alſo iſt der Grund der Weigerung, und wahrlich kein verwerflicher! Wenigſtens iſt dieſe Aufrich-

Digitized by Google

tigkeit des Reformjuden achtbarer, als die Heuchelei und Lüge der Reformchriſten, zumal der, in ihrer Kindheit katholiſch getauften.

Im Uebrigen ſteht dieſer Catechumen, trotz Einem! auf der kühnen Höhe des conſequenten Proteſtantismus. „Ich gebrauche", ſagt er in ſeinem Entwurfe eines Glaubensbekenntniſſes, „das Wort Glaubensbekenntniß, weil ich nicht wagen möchte, bei einer ſo feierlichen Gelegenheit mir als Einzelnen, der ich ja immer irren kann, das Wiſſen zuzuſchreiben, wenn auch dieſe Ueberzeugung noch ſo ſehr die Arbeit meines Ringens und Strebens iſt. — Ich ſpreche jetzt dieſe Ueberzeugung als die tiefſte meines Herzens aus, als eine ewige kann ich ſie nicht ausſprechen. Jeder Fortſchritt, den ein anderer Denker ſchafft, jede Wahrheit, die vielleicht mir im Widerſpruche mit dem hier Geſagten aufginge, würde mich ſogleich nöthigen, öffentlich das hierin Widerſprechende zurückzunehmen. Ich kenne keine Autorität, als meine Vernunft." ... „Die geſchichtlichen Ueberlieferungen, wie der ganze entwickelte kirchliche Zuſtand, dienen für jede Zeit nur als Grundlage, um daran weiter zu bilden. Aber die Kirche iſt nicht an ſie gebunden; ja, ſollte es ſelbſt der Wiſſenſchaft gelungen ſeyn, die poſitive Exiſtenz Jeſu als mythiſch aufzuweiſen, ſo würde die Idee des Weltheilandes dadurch nicht widerlegt, nur auf andern Boden verſetzt, er würde aus einem äußerlichen Factum ein im Bewußtſeyn des Menſchen erzeugtes Ideal von ſich. Die Kirche hat daher nie von der Kritik zu fürchten, aber dann dürfen ihr Bibel und ſymboliſche Bücher nur Quellen des Studiums, nie Normen ſeyn." . . . „Die äußerlichen Ceremonien, als Formalien der Religion, ſind gleichgültig; ſie werden von der Gemeinde feſtgeſetzt, und der Einzelne muß ſie ſich ſeinem Sinne gemäß zurecht machen. Taufe und Abendmahl ſind mir nur äußerliche Zeichen; erſtere der Aufnahme, letztere der Brüderlichkeit der Gemeinde. Den ſymboliſchen Sinn der Sacramente zu erklären, gehört

Digitized by Google

der Wiſſenſchaft, nicht dem individuellen Glauben an."

Dieß iſt, in unſern Augen wenigſtens, eine unbezahlbare und jedenfalls bei weitem ehrenwerthere Offenheit, als die ſchlechte Dunkelmunkelpolitik der Berliner literariſchen Zeitung. Wenn dieſes wackere Organ ehrlich ſeyn wollte oder könnte, müßte es mit jungfräulichem Erröthen in die weit geöffneten Arme des Herrn Benfey ſinken, ſtatt wie es jetzt thut, den unnützen und ſchwerlich aufrichtig gemeinten Verſuch zu wagen, ob ſich nicht etwa das Chriſtenthum mit den Extremen des Widerſpruchs ausgleichen, verſöhnen und vermitteln laſſe. Möge es Schutz ſuchen gegen ſolche Gegner in ſeiner feigen, grauen, ſich ſelbſt verneinenden Mitte! Bei jedem denkenden und ehrlichen Menſchen iſt, ſelbſt ohne Rückſicht auf Glauben und Confeſſion, dieſes Treiben einer bornirten Afterpolitik, die Niemanden mehr täuſchen kann, gerichtet, und ohne Rettung dem Banne kalter Verachtung verfallen. „Ich frage", ſagt Herr Benfey, iſt es recht und billig, daß ein Chriſtenthum, welches ſelbſt nicht mehr an eine äußerliche Macht der Taufe, die Erbſünde zu vertilgen und den Satan auszutreiben glaubt, daß ein ſolches Chriſtenthum vom Judenthume ceremonielle und nicht ſittliche Documente zu ſeiner Aufnahme fordert? — Ich glaube, Deutſchland, Europa wird mit „nein" antworten." Deutſchland und Europa hätten mit ſolcher Entſcheidung vollkommen recht. Nur würden wir derſelben eine kleine Erläuterung beifügen. Ein Chriſtenthum, wie das hier bezeichnete, iſt eben kein Chriſtenthum, gerade ſo wenig wie Ronge und Czerski, nach ihrer Excommunication, Katholiken geblieben ſind! Der Zeit die Frage nahe zu legen, wo denn, in mitten ſolcher Auflöſung, der feſte chriſtliche Kern, wo die Gränze zwiſchen dem ächten Poſitiven und der häretiſchen Verflüchtigung der Wahrheit zu ſuchen ſei? — Das iſt der Zweck, warum die Vorſehung gerade jetzt ſolche Carrikaturen in's Leben treten läßt, wie dieſe aufgeklärten Juden und ihre Genoſſen.

Digitized by Google

Darum haben wir der Entſcheidung des Obercenſur-Gerichtes nichts entgegenzuſetzen, als die beſcheidene Bitte: es möge der hohen Behörde gefallen, ähnliche Freiſinnigkeit auch da walten zu laſſen, wo die katholiſche Sache den ſchüchternen Verſuch wagt, unter preußiſcher Cenſur ebenfalls zu Worte zu kommen. Da hapert es aber.

Uebrigens hat Herr Benfey ſeinen Zweck erreicht. Die Brockhaus'ſche Zeitung meldet aus Berlin vom 25. October: „Nachrichten aus Halle zufolge iſt vor kurzem neuerdings wieder ein Jude in die Wislicenus'ſche freie Gemeinde aufgenommen worden. Der erſte Israelit, der dieſen vorgeblichen Vermittlungsſchritt gethan, iſt der Bruder des bekannten Orientaliſten Benfey, Profeſſors zu Göttingen; auch der Uebergetretene hat ſich dem Studium gewidmet, und in dieſen Tagen ſeine zweite Broſchüre veröffentlicht, um die freie Gemeinde und ſeinen Schritt zu rechtfertigen. Genannte Gemeinde zählt jetzt zwei Juden als ihre Mitglieder, welche beide von ihrem Pfarrer Wislicenus die Taufe erlaſſen erhielten." Wir zweifeln nicht, daß nun ihrerſeits auch die aufgeklärten jüdiſchen Gemeinden den Reformchriſten, die ſich ihnen anſchließen möchten, die altteſtamentariſche Form der Aufnahme in ihre Mitte erlaſſen, und ſo das letzte, der „Vermittlung der Extreme" im Wege ſtehende Hinderniß dieſer Fortbildung der Union beſeitigen werden.

Während in dieſer Weiſe, was ſich liebt und innerlich zuſammen gehört, ſich zu finden weiß, wird es immer ſchwerer, das zuſammenzuhalten, was, im Princip geſpalten, auseinanderſtrebt. Daß der Guſtav Adolphs-Verein nicht auf den Felſen gegründet ſei, konnte ſchon von Anbeginn jeder Vernünftige wiſſen, aber daß er der Welt ſchon nach ſo kurzem Beſtehen ein Schauſpiel geben werde, wie jenes, welches er heute vor aller Augen aufführt, das haben Jene am wenigſten vermuthet, die an ihm eine unwiderſtehliche Waffe im Kampfe gegen die Kirche zu beſitzen meinten. Und jetzt platzt dieß Geſchütz zur unverſchämteſten Unzeit, und verwundet nicht etwa

Digitized by Google

die Ultramontanen, auf die es abgeſehen war, ſondern die Conſtabler des neuen Schwedenheeres, welches in ſeiner Art an Bayern und Oeſterreich, nur mit andern Waffen! thun wollte, wie einſt nach jener unheilvollen Leipziger Schlacht „der Löwe von Mitternacht“ ihnen gethan. Am guten Willen fehlte es keineswegs, und die neuen Schwedentränklein waren ſchon gekocht. Aber in den Sternen ſtand es anders geſchrieben. Der damalige längſt vorbereitete Ausgang lag eben ſo nothwendig in der unbarmherzigen Natur der Dinge, wie daß das Feuer brennt und das Waſſer löſcht.

Werfen wir einen Blick auf das innere Verhältniß des Guſtav Adolphs-Vereins zur Naturgeſchichte des Proteſtantismus. In dieſem liegen ſeit ſeinem Entſtehen nicht ein, ſondern zwei Principien und Gewalten, die eben nicht Frieden halten können, weil ſie, in Wurzel und Weſen verſchieden, die Sendung von oben haben, ſich gegenſeitig aufzureiben. Wäre der Proteſtantismus von jeher reine Negation geweſen, oder auf einen Ruck conſequent zu dieſer ausgebildet, ſo hätte das Anprallen ſeines erſten Stoßes noch bei weitem gefährlicher und zerſtörender gewirkt. Dann hätte aber auch Feuerbach ſofort auf Luther folgen, und jener Kreislauf, der drei hundert Jahre dauert, ſich nicht erſt heute, ſondern ſchon in der erſten Geſchlechtsfolge ſchließen müſſen. Aber ſo entwickelt ſich nichts was geſchieht, weder in der Natur, noch in der Geſchichte. Neben Denen, die folgerecht und muthig vorwärts ſtrebten, gab es auch in der Neukirche Andere, die aus Furcht oder Eigenſinn ſtehen bleiben, oder weil das Gewiſſen ſich regte, zurückgehen wollten. Der Kampf dieſer beiden Abtheilungen iſt ein Verhängniß, dem die Reformation nicht entgehen konnte. Er mußte ſich durch alle Phaſen durchſpielen, bis zur vollen antichriſtlichen Verneinung der Einen, und bis zur Rückkehr der Andern in das Haus der Mutter. So bildet er in ſeiner Ganzheit das Drama der innern Geſchichte des Proteſtantismus.

Ohne Zweifel würde dieſe nun einen bei weitem raſchern

Digitized by Google

und naturgemäßern Verlauf genommen haben, wenn nicht die weltliche Politik zuweilen wirklich um des polizeilichen Friedens willen, größtentheils aber aus Gründen des baaren territorial-politiſchen Eigennutzes, von jeher, ſei es hemmend oder ungeſchickt beſchleunigend, in dieſen Krankheitsproceß eingegriffen hätte. Seit dem großen europäiſchen Frieden im Jahre 1815 hat ſie ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, mit Liſt oder offener Gewalt, durch die wunderlichſten Fuſionen, Unionen und Creationen, die gemacht oder verſucht, durch Conceſſionen nach allen Seiten hin, die in Ausſicht geſtellt wurden, die Bewegung anzuhalten, die heilende Criſis hinauszuſchieben, und halb nach ruſſiſchem, halb nach engliſchem Muſter, aber mit möglichſter Beſeitigung jedes Dogmas oder ſonſtigen poſitiven Kerns, eine Art von proteſtantiſcher Staatskircheneinheit zu ſchaffen, die nach der einen Seite hin als chineſiſche Mauer gegen die katholiſche Wahrheit, nach der andern als polizeilicher Mechanismus zur Zügelung der entfeſſelten, proteſtirenden Geiſter dienen ſollte.

Dieß war der Stand der Dinge und der Abſichten, als ein an ſich ſehr unbedeutender, aber rühriger Menſch, der gewiß im Anfange von der Tragweite ſeines Wurfes ſelbſt keine Ahnung hatte, einen Plan entwarf, welcher bald ein Ereigniß wurde. Ein ziemlich platter Wortführer des allerordinärſten und ausgeleerteſten Rationalismus wollte in unſerer vereinsſüchtigen Zeit gelegentlich auch den ſeinigen gründen, und ſtiftete einen Guſtav Adolphs-Verein. Dieß Wort fing Feuer. Jene Politik, die wir oben bezeichneten, griff, von jeher niemals wählig in ihren Mitteln, mit Freuden zu, und nahm den lockenden Gedanken, ſeinen rationaliſtiſchen Urſprung unbeſehen, haſtig für ihre Zwecke in Dienſt. Welche Zukunft öffnete ſich jetzt ihren Plänen! Nun endlich war Ausſicht da, den Kampf im Innern des Proteſtantismus auf die einfachſte Weiſe von der Welt ſtill zu ſtellen. Pietiſten und Rationaliſten konnten, ſich brüderlich die Hand reichend, des innern Haders im Schooße ihrer eigenen Lehre vergeſſen. Weg mit dem

Digitized by Google

Dogmenſtreite! Hatte man jetzt nicht Beſchäftigung genug nach außen, und fachte nicht ſchon der Name des Schwedenkönigs den alten Grimm der Secten gegen die Katholiſchen wieder an? Und war dieſe neue Propaganda der Verneinung nicht ein Fundament, auf welches ſich die eine und untheilbare deutſche Kirche der Zukunft ſtellen ließ, an deren Gründung die Hegemonie längſt ſchon ſo ſehnſüchtig gedacht hatte. Jetzt hatte man, was man ſo lange vergebens geſucht, eine poſitive Form für den negativen Geiſt des Proteſtantismus; Einheit nach außen, bei der vollſtändigſten Zerſplitterung und Zerfahrenheit im Innern; principmäßig glaubensloſen Indifferentismus, und doch eine Art Begeiſterung, mit der ſich antikatholiſche Propaganda machen ließ. Wahrlich! Herr Zimmermann war ein Glückskind; er mußte Schützenkönig ſeyn! Der lang verfehlte, große Wurf war ihm endlich gelungen. Jetzt konnte die alte Sphinx auf den ſieben Hügeln ſich in den Abgrund ſtürzen; der Hofprediger hatte das Räthſel gelöst: eine neue Kirche war auf das baare Nichts gegründet.

So ſchien es den Menſchen, und ſo ward es nach ihrem beſten Rath und Ermeſſen gemacht und eingerichtet. Der Geiſt des Troſtes aber, der auf allen und jeden antikatholiſchen Unternehmungen unſerer Tage ruht, ließ ſich in Geſtalt eines rothen Adlers vierter Klaſſe auf den Erfinder der neuen Heeresordnung nieder. Eine Weile war großer Jubel unter den Paſtoren von Dan bis Berſeba. Auf allen Straßen erſcholl wieder die ſchwediſche Werbetrommel; Guſtav Adolph war noch einmal Parole und Feldgeſchrei gegen Rom und die Seinigen, und die verneinende Seite des Proteſtantismus, trotz aller Bedenken Hengſtenbergs, allein und ausſchließlich in den Vordergrund geſtellt. Wie nun dieſe Steine auf das Haupt Derer zurückgefallen, die ſie in die Luft geworfen; wie gerade ſeit eben dieſer Zeit ein politiſcher Radikalismus von ſo entſchieden terroriſtiſcher Färbung in Deutſchland ſolchergeſtalt überhand genommen, daß ihn noch vor ſechszehn Jahren ohne Ausnahme Niemand der Jetztlebenden für möglich gehalten hätte, dieß

Digitized by Google

wollen wir ein anderes Mal näher beleuchten. Allein auch im quaſi-geiſtlichen Lager des Guſtav Adolph-Heeres ſelbſt, welches mit Spießen und Stangen zum Sturme von St. Peters Dom ausgezogen, zeigten ſich ſchon nach wenigen Monaten bedenkliche Zeichen. Beide Abtheilungen der proteſtirenden Glaubensarmee wollten nicht mehr recht in gleicher Fronte zuſammengehen. Wir haben darüber zu ſeiner Zeit merkwürdige Belege beigebracht. (Siehe hiſt.-polit. Blätter Bd. XV, Jahrgang 1845, S. 345.) Endlich kam, nur ſchneller, als ſelbſt wir es erwartet, was nicht ausbleiben konnte. Die unglücklichen proteſtantiſchen Zwillinge: Fortſchritt und Widerſtand, die der neckiſche Kobold aus Schweden an einander geneſtelt hatte, ſind, nachdem ſie ſich längſt ſchon ſchief und grollend von der Seite angeſehen, am 7. September dieſes Jahres auf einer Generalverſammlung des oft belobten Vereins zu Berlin in einen Fauſtkampf gerathen, der ein ſehr betrübtes Ende zu nehmen droht. Wir unſererſeits ſehen, trotz aller aufrichtigen Theilnahme an den Combattanten, dem Duell mit wahrhaft ſcrupulöſer Unparteilichkeit zu, während das proteſtantiſche Deutſchland ſich theils mit lauter Einſprache und ermunterndem Zuruf, theils mit ſtummem Entſetzen um die Kämpfenden ſchaart.

Der tragi-komiſche Hergang hat ſich folgendergeſtalt begeben. Der Guſtav Adolphs-Verein war von Hauſe aus Werk und Ausdruck der allervollſtändigſten und unverholenſten Gleichgültigkeit gegen jedwedes Dogma. Die Einheit, ſo erklärt Herr Zimmermann bei der Stiftung mit dürren, klaren Worten, welche der Guſtav Adolphs-Verein der Welt aufweiſen wolle, ſei nicht die der Lehre und des Glaubens. Auf dieſe „Glaubensanſichten" komme hier ſchlechterdings nichts an, und es ſei davon unter dem neuen Paniere Guſtav Adolphs gar keine Rede. Im Gegentheil: mit dieſer Einheit der Lehre müſſe der Proteſtantismus fallen. Das große Ziel ſei, „bei aller Verſchiedenheit der Glaubensanſichten doch Eins ſeyn, von dem großen heiligen Bande Eines Strebens ſich umſchlin-

gen laſſen.“ Der Zweck dieſes Strebens war begreiflicherweiſe kein anderer: als zum Kampfe gegen Rom und die Kirche die zerſtreuten Kräfte des Widerſpruchs zu vereinigen und zu organiſiren. Nicht der Glaube, auch nicht die Liebe, wie Herr Zimmermann in ſeiner Kurzſichtigkeit und Verwirrung meint, ſondern Haß hatte dieſen Bund geſchloſſen.

So ſchien alſo jedweder Glaubenszwiſt aus dem Vereine glücklich und für immer verbannt. Aber es ſchien auch nur ſo. Der Poltergeiſt, den man vorne hinausgetrieben, kam zur Hinterthüre wieder herein. Die doppelte, praktiſche Frage konnte nämlich, trotz aller Indifferenz, nicht abgewieſen werden; erſtens: wer darf Mitglied ſeyn? und zweitens: wen ſoll der Verein durch ſeine Unterſtützung als Glaubensgenoſſen anerkennen?

Wollte man ehrlich und wahr im Sinne des Herrn Zimmermann und der unermeßlichen Mehrheit der Glieder des neuen Bundes entſcheiden, ſo mußte die Antwort einfach lauten: Beides, mitwirkender Gehülfe und Gegenſtand unſerer Geldunterſtützungen, darf Jeder ohne Ausnahme ſeyn, der gegen Rom und die katholiſche Kirche proteſtirt und ſeine Erklärung abgibt, daß er mit uns halten wolle.

Allein auf der andern Seite gab es doch wieder Viele, die ein ſo offenes Ausſprechen bedenklich fanden. Es hätte abwehrende Wachſamkeit von Seiten Oeſterreichs nach ſich ziehen können, und doch kam es weſentlich darauf an, gerade dort die Aufmerkſamkeit von der neuen Coalition abzulenken. Andererſeits konnten ſich die Orthodoxen, die Conſiſtorialen, die Territorialen und preußiſch Geſinnten unmöglich darüber täuſchen, daß der offen erklärte negative Zweck der Geſellſchaft den zahlreichen negativen, kirchlichen wie politiſchen Elementen innerhalb derſelben ein Uebergewicht verſchafft hätte, welches den bekannten Schutzherren des Proteſtantismus in Deutſchland keineswegs angenehm oder erwünſcht geweſen wäre. Daher das Streben, im Widerſpruche mit der negativen und indifferentiſtiſchen Grundidee, dem Guſtav Adolph-Verein, in

Digitized by Google

jeder von beiden oben erwähnten Beziehungen dennoch poſitive Schranken zu ſetzen.

Es iſt ergötzlich, die Wendung zu verfolgen, durch welche die beiden einander entgegenlaufenden Strömungen innerhalb des Vereins ſich gegenſeitig aufzuheben und in der Schwebe zu halten ſuchten.

Im Jahre 1843 machte die Partei des Stillſtandes auf der Generalverſammlung zu Frankfurt den Verſuch, die Beſtimmung in die Statuten zu bringen: daß „ſectireriſche und ſeparatiſtiſche Gemeinden von der Unterſtützung ausgeſchloſſen ſeien.“ Die Bewegung wußte dieſen Anſchlag zu vereiteln. Dafür gelang es den Regreſſiven die nähere Bezeichnung der zu unterſtützenden Gemeinden (lutheriſche, reformirte, unirte) durchzuſetzen. Sofort beeilte ſich der Fortſchritt, was auch gelang, dem Zuſatze Anerkennung zu verſchaffen; daß die Wirkſamkeit des Vereins auch ſolche Gemeinden umfaſſe: „welche ihre Uebereinſtimmung mit der evangeliſchen Kirche ſonſt glaubhaft nachweiſen könnten.“ Eine Clauſel, die einerſeits zwar die Beſchränkung auf beſtimmte Religionsparteien wieder zu nichte macht, andererſeits jedoch, da die „evangeliſche Kirche“ es bisher noch nicht einmal zur Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt gebracht, die in der Sache liegende Schwierigkeit nicht nur nicht hob, ſondern vergrößerte.

Es lag mithin ſehr nahe, daß zu Göttingen (1844) eine nähere Erklärung und ein Erkennungszeichen für das verlangt wurde: was evangeliſch-proteſtantiſche Gemeinden ſeien? „Allein“, ſagt Herr Zimmermann in der Darmſtädter Kirchenzeitung mit einer faſt rührenden Unbefangenheit, „weil dieß nur möglich geweſen ſeyn würde durch Beſtimmungen über die Glaubensanſichten, und weil ſolche Beſtimmungen in den Statuten eines Vereins keine Stelle finden dürfen, welcher zu einem heiligen (!) Werke der Liebe (ſ. oben) die Anhänger der verſchiedenen, auf dem Gebiete der evangeliſchen Kirche in dem oben angedeuteten Umfange beſtehenden Glaubensanſichten vereinigen will, ſo wurde jener vorgeſchlagene Zuſatz verworfen.“

Digitized by Google

Ohne Zweifel war dieß ein Sieg der Lichtfreunde. So war es billig, daß dieſe im Jahre 1845 auf der Verſammlung zu Stuttgart (eben dort, wo man bei Rehbraten und Forellen Weltgeſchichte machte!) eine Niederlage erleiden mußten. Sie fielen mit dem Antrage durch: der Ronge'ſchen Apoſtaſie die Gelder des Guſtav Adolph-Vereines zuzuwenden. Denn allerdings konnte ihnen mit Recht entgegen gehalten werden: daß die in ſolcher Form gewährte Unterſtützung eine mächtige Waffe ſeyn werde in der Hand der Katholiken, ſowohl gegen den Verein, als gegen die Secte, die damals noch immer entſchloſſen ſchien, die alberne Komödie fortzuſpielen, als wolle ſie fortwährend eine Stellung auf dem Boden der katholiſchen Kirche behaupten. Weit beſſer ließ ſich der Zweck, über den ja doch Alle einverſtanden waren, durch geheime, oder wenigſtens nicht im Namen des Guſtav Adolph-Vereins gewährte Subventionen erreichen.

Aber inzwiſchen hatten ſich auch auf proteſtantiſchem Gebiete ſeltſame Dinge zugetragen. Der Prediger Rupp hatte in Königsberg eine immer noch (und zwar ſehr entſchieden) proteſtirende, übrigens aber außerhalb aller, auch der weiteſten Gränzen des bisherigen chriſtlichen Symbolglaubens ſtehende, freie Gemeinde gebildet. Wie nun, wenn dieſe in activer und paſſiver Hinſicht am Guſtav Adolphs-Vereine Theil zu haben begehrte?

Die Frage war intricat, und der Streit zwiſchen den Quaſipoſitiven und den folgerecht Verneinenden in dieſem Falle auf die Spitze getrieben. Das wußten auch die Männer des Fortſchritts. Es war nicht bloß Ironie des Zufalls, ſondern augenſcheinlich auch berechnende Abſicht der Freikirchler, welche den Schickſalsknoten ſchürzte.

Rupp und die Seinigen waren mit den preußiſchen Kirchenbehörden zerfallen. Seines Poſtens entſetzt, aus der ſtaatspolizeilichen Gemeinſchaft der „evangeliſchen Kirche" geſtoßen, von den Behörden wie ein ſtaatsgefährliches Wild umhegt, wollte er jetzt im Namen der Freikirche Berufung einlegen

Digitized by Google

an die Guſtav Adolphs-Kirche, die in Sachen der Popularität allerdings als naturgemäße, höhere Inſtanz entſcheiden durfte. „Das laute Ja der überwiegenden Majorität“, ſo ſagt eine im Sinne des Fortſchritts geſchriebene Flugſchrift, „welches bei der fünften Hauptverſammlung des Guſtav Adolph-Vereins auf die Frage: ob Dr. Rupp zur Kirche, und ſomit zum Verein gehöre? erſchallen müſſe, werde die moraliſche Macht ſeyn, welcher das preußiſche Kirchenregiment auf die Länge nicht gewachſen ſei.“

Allein es war nicht bloß auf eine moraliſche Niederlage für die Territorialkirche abgeſehen. Es handelte ſich auch noch um praktiſchere Folgen. Wurde z. B. durch Stimmenmehrheit Rupp für ein Glied der ſogenannten „evangeliſchen Kirche“ anerkannt, ſo war damit auch ſeine Gemeinde für einen organiſchen Theil deſſelben Verbandes erklärt. Sie erhielt dadurch den rechtlichen Anſpruch: aus Vereinsmitteln Unterſtützung zu empfangen. Dieß wäre, wie ohne Mühe zu begreifen iſt, ein Schlag in's Geſicht für das preußiſche „Kirchenregiment“ geweſen, der, von dieſer Seite geführt, doppelt brennen mußte. Andererſeits war, ſobald Rupp und jene Abtheilung des Guſtav Adolph-Vereins, die ihn als Deputirten auf die Generalverſammlung ſchickte, ihre Uebereinſtimmung mit der „evangeliſchen Kirche“ erklärten, ohne ſervile Willkühr und offene Verletzung des liberalen Princips, aus dem die ganze Stiftung hervorgegangen, keine Zurückweiſung möglich. Alſo, wie man immer auch die Sache wenden mochte, entweder: ein Act der bitterſten Feindſeligkeit gegen Preußen, und Bruch mit dieſer Schutzmacht des deutſchen Proteſtantismus, oder: Bruch mit der öffentlichen Meinung und moraliſcher Bankerott des Guſtav Adolph-Vereines. Nur dieſer beiden Dinge hatte man die Wahl.

Es iſt wahrhaft ergötzlich, zu ſehen, wie ſich, als Herr Rupp wirklich zum Deputirten gewählt wurde, die Häupter des Vereins gewunden und gedreht haben, um ſich aus dieſem tödtlichen Dilemma herauszufinden. Herr Zimmermann, der, um es beiläufig zu bemerken, bei dieſer Gelegenheit eine ſo

Digitized by Google

klägliche Rolle ſpielt, daß nicht viel fehlte, er hätte unſer Mitleid erregt, wandte ſich zuerſt vertrauensvoll an Herrn Dr. Rupp, „der ihm immer als ein Ehrenmann geſchildert worden“, und bat beweglich: es möge Derſelbe „aus Rückſicht auf den Frieden in dem Vereine, dem auch er von Anfang an ſeine Liebe zugewandt, und der ſich bisher von allem Glaubensſtreite glücklich (!) fern gehalten habe, der aber durch ſein Erſcheinen in ſeinem Frieden gefährdet ſei“, nicht als Abgeordneter auftreten. Einem Centralvorſtandsmitgliede zu Königsberg wurde der Auftrag ertheilt, darüber mit dem Oberhaupte der freien Kirche zu unterhandeln. „Aber“, klagt Herr Zimmermann, „das betreffende Schreiben an Herrn Dr. Voigdt, ſo wie ein anderes, das ich mir noch beſonders an Hrn. Dr. Rupp zu richten erlaubte, trafen in Königsberg ein, als der letztere bereits ſeine Reiſe an den Rhein angetreten hatte.“

Wir können uns den Leuten gegenüber, welche, als einige meineidige Pfaffen Gott und ihrem Glauben abſagten, wider eigenes beſſeres Wiſſen von „Bewegungen in der katholiſchen Kirche“ ſprachen, die Genugthuung nicht verſagen: den Verlauf dieſer Angelegenheit auf der Generalverſammlung zu Berlin mit Herrn Zimmermanns eigenen Worten zu erzählen.

„Am 7. September Morgens hielt der Centralvorſtand auf dem Berliniſchen Rathhauſe ſeine erſte Sitzung. Hier wurde nun die Angelegenheit, die aller Herzen beſchäftigte, und deren Ausgang Alle um des Vereines willen mit Bangen entgegen ſahen, mit der größten Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit nach allen Seiten hin beſprochen und erwogen. Da von mehreren Vereinen Einſpruch gethan worden war gegen die Wahl des Herrn Dr. Rupp, ſo war es nicht möglich, wie Andere, wie namentlich auch die Mitglieder des engeren Verwaltungs-Rathes zu Darmſtadt mit mir gewünſcht hatten, die ganze Sache mit Stillſchweigen zu umgehen, ſie mußte zur Sprache kommen. — Von den zwölf anweſenden Centralvorſtandsmitgliedern waren zehn der Ueberzeugung, daß Dr. Rupp auf Grund der Statuten nicht als Abgeordneter zugelaſſen

werden dürfe. Die beiden Männer, Hr. Prediger Dr. Voigt aus Königsberg und Hr. Oberlandesgerichtsrath Weißenborn aus Halberſtadt, welche für die Zulaſſung ſprachen, faßten theils die evangeliſch-proteſtantiſche Kirche in einer weiteren Bedeutung, als ſie die Statuten gefaßt haben, auf deren Grund der Verein beſtätigt iſt, theils ſtellten ſie in Abrede, daß Hr. Dr. Rupp mit dem Ausſcheiden aus der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche ſeines Landes auch aus der evangeliſchen Kirche im Allgemeinen ausgeſchieden ſei. Doch ſtimmten dieſe beiden Männer dem von mir gemachten Vorſchlage bei, eine Deputation an Hrn. Dr. Rupp, der nun in Berlin angekommen war, zu ſenden, und ihn zur Niederlegung ſeines Auftrags zu bewegen. — Die Deputation begab ſich zu Hrn. Rupp. Superintendent Dr. Großmann eröffnete demſelben die Abſicht unſeres Kommens, entwickelte die Beſorgniſſe des Centralvorſtandes bei ſeinem Erſcheinen, und bat mit eben ſo großer Herzlichkeit, als Dringlichkeit, er möge im Intereſſe des Vereins ſeinen Auftrag nicht ausüben. Die übrigen Mitglieder der Deputation vereinigten ihre Bitten mit denen des Präſidenten, und boten Alles auf, Hrn. Dr. Rupp zum Rücktritt zu vermögen. Hr. Dr. Rupp jedoch theilte die geäußerten Beſorgniſſe nicht, glaubte einen Rücktritt mit der übernommenen Pflicht nicht vereinigen zu können, und bat, ihm die Erfüllung dieſer Pflicht nicht ſo ſchwer zu machen. So ſchieden wir von Hrn. Rupp mit tiefem Schmerze und überzeugt, daß, wie auch die Sache ſich geſtalten werde, dem Vereine eine große Gefahr bevorſtehe, aber doch in der beruhigenden Ueberzeugung, alles Mögliche gethan zu haben, um dieſe Gefahr abzuwehren."

„Um vier Uhr des Abends verſammelte man ſich an dem zur Begrüßung beſtimmten Orte, wo, nach einigen Stunden des freundſchaftlichen Zuſammenſeyns, die Vorberathungsſitzung der Abgeordneten ſtatt finden ſollte. Aber die Frage: Wie wird es an dieſem Abende werden? lag drückend auf jedem Herzen, und verſcheuchte aus ihm die Heiterkeit, die in ſolchen Stunden des Wiederfindens und des Bekanntwerdens mit



Digitized by Google

Männern, denen man bisher nur brieflich oder durch ihre Geiſteswerke nahe ſtand, ſo natürlich iſt. Kurz vor dem Ablaufe dieſer Stunden trat ein Mann zu mir, allgemein verehrt und geliebt bei allen Parteien um ſeiner Milde willen, ein Mann, der ſchon auf einer der früheren Verſammlungen einen drohenden Sturm durch ſein mildes Wort beſchworen hatte, und bat mich, noch einmal mit Hrn. Dr. Rupp zu ſprechen, um ihn zum Rücktritt zu bewegen. Es geſchah. Herr Dr. Rupp wandelte mit mir durch die Laubgänge des Gartens, und noch einmal legte ich ihm meine Bitten, meine Beſorgniſſe, meinen Kummer an's Herz. Sichtbar ergriffen waren wir Beide. Rupp's herzlicher Händedruck zeigte mir ſein Inneres. Aber er ſtellt meinen Bitten ſeine Pflicht, ſeine Ueberzeugung entgegen. Dieß legte mir zuletzt Schweigen auf. Wir ſchieden, um uns in den Verſammlungsſaal zu begeben."

„Nach einem Gebete, dem der Superintendent Dr. Großmann Worte lieh, begann die Legitimation der erſchienenen Abgeordneten. Bei der Nennung des Hrn. Dr. Rupp wurde bemerkt: es hätten ſich gegen dieſe Wahl Anſtände erhoben, welche die Mehrzahl der anweſenden Centralvorſtandsmitglieder zu der Anſicht gebracht hätten, daß er als Abgeordneter nicht zugelaſſen werden könne. Einſprache dagegen ſtehe dem Hrn. Dr. Rupp natürlich frei in der am zweiten Tage ſtattfindenden beſchließenden Verſammlung der Abgeordneten. Gegen dieſen Aufſchub ſprach ſich aber ſogleich die Mehrheit der Verſammlung aus. Man ſchritt daher zur Wahl eines Präſidenten und der Secretäre. Schon dieſe Wahl rief eine lebhafte Discuſſion hervor. Zwar nicht zweifelhaft war man, auf wen die Wahl des Präſidenten fallen werde; aber ob Hr. Dr. Rupp mitſtimmen könne bei dieſer Wahl, das war Gegenſtand des Streites. Viele nahmen dieſes Recht für ihn in Anſpruch, unter Andern auch der Unterzeichnete, von der Ueberzeugung geleitet, daß, ſo lange es noch unentſchieden bliebe, ob die Anſicht des Centralvorſtandes die der Mehrzahl der Verſammlung ſei, keinem der Abgeordneten ein Recht entzogen werden

Digitized by Google

könne, das ihm ſtatutengemäß zuſtehe. Die Meinung der Andern dagegen ging dahin, daß einem Abgeordneten, deſſen Wahl beanſtandet ſei, auch das Recht der Betheiligung bei der Wahl der Beamten nicht zuſtehen könne. Dieſem Kampfe der Anſichten machte der Vorſchlag ein Ende, durch Zuruf den Präſidenten und die Secretäre der vorigen Verſammlung wieder zu erwählen. Dieß geſchah. Und nun ſchritt man zur Beſprechung der Wahl des Herrn Predigers Dr. Rupp. Es ſei mir erlaſſen, den einzelnen Rednern für oder gegen zu folgen, zumal da nach dem Beſchluſſe des Centralvorſtandes die Protocolle vollſtändig gedruckt werden. Nachdem der Präſident der Verſammlung mitgetheilt, daß von mehreren Vereinen und einzelnen Mitgliedern Einſprache gegen die betreffende Wahl eingelaufen ſei, legte er zuvörderſt die Schritte dar, welche der Centralvorſtand gethan von dem Augenblicke an, da ihm dieſe Wahl bekannt geworden, ſo wie die Anſicht, die er ſich in ſeiner Mehrzahl von der Sache, von der von mehreren Seiten her beanſtandeten Wahl gebildet. Dem wurde entgegnet, die Wahl ſei nicht zu beanſtanden, da ihre Form ganz richtig ſtehe. Es wurde darauf hingewieſen, Hr. Dr. Rupp ſei aus der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche ausgetreten, und könne deßhalb nicht Abgeordneter bei der Verſammlung eines Vereins ſeyn, der auf dem Boden der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche ſtehe. Dagegen erklärte man, unter Andern Hr. Dr. Rupp ſelbſt, er ſei nicht ausgeſchieden aus der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche, ſondern nur aus der preußiſchen Conſiſtorial- oder Landeskirche. Dem wurde wieder entgegengeſetzt, daß man keine andere Kirche kenne, als die, wie ſie in den einzelnen Ländern verfaſſungsmäßig beſtehe, was man auch bei Abfaſſung der Statuten unter „evangeliſch-proteſtantiſche Kirche“ allein verſtanden habe. Die Kirche der Zukunft, d. h. die Kirche, wie ſie im Laufe der Zeit ſich entwickeln könne, oder die Kirche, wie ſie in der Idee gedacht werde, ſei nicht Gegenſtand der Sorge des Vereins. Er müſſe ſich an das Wirkliche halten. Auf Grund ſeiner Statuten ſei der Verein be-



Digitized by Google

ſtätigt. Die Staatsregierungen hätten dem Vereine das Recht des Beſtehens gegeben, damit habe er auch die Pflicht auf ſich genommen, unter der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche nur das zu verſtehen, was die Staatsregierungen laut ſeiner Statuten darunter hätten verſtehen können. Man ſuchte dagegen wieder geltend zu machen, daß ja der §. 2 der Statuten durch den Zuſatz, „auch ſolche Gemeinden, die ihre Uebereinſtimmung" 2c. (ſiehe oben) einen weitern Begriff der evangeliſchen Kirche zulaſſe. Aber der Bericht über die Frankfurter Verſammlung wurde zum Beweiſe angeführt, daß dieſer Zuſatz nur in Betreff der Waldenſer ſei beigefügt worden. Man wies ferner darauf hin, daß der Verein neben der Unterſtützung der leidenden Brüder auch die Darſtellung der Einheit der Kirche zum Zwecke habe. Dem aber widerſprach man wieder von anderer Seite, indem man darauf hinwies, daß hier Zweck und Segen vermengt werde. Der Zweck des Vereins könne nur der eine ſeyn — die Unterſtützung der Glaubensgenoſſen — der Segen, der ſich unter Gottes Beiſtand daraus entwickeln werde, ſei das Bewußtſeyn der Einheit in der Liebe bei aller Verſchiedenheit in Glaubensanſichten. Mehrmals verſuchte man von der einen, wie von der andern Seite auch den Glaubenspunkt zu berühren, aber mit der größten Entſchiedenheit, und jedesmal unter Zuſtimmung der Verſammlung wies der Präſident dieſe Verſuche zurück. Man erkannte es allgemein als Nothwendigkeit, daß hier Glaubensanſichten nicht entſcheiden dürften, ſondern das auf den Statuten begründete Recht. Iſt Hr. Dr. Rupp — das war die Anſicht gewiß Aller — Glied der „evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche" nach dem Sinne der Statuten, und iſt mit ihm, der bei ſeiner Wahl ſeine Trennung von der Kirche wieder aufgegeben hatte, ſeitdem keine Veränderung der Perſon vorgegangen, ſo iſt ſeine Wahl nicht einen Augenblick zu beanſtanden, ſeine Glaubensrichtung mag dieſe oder jene ſeyn. Iſt aber Hr. Dr. Rupp ſeit ſeiner Wahl wieder ausgeſchieden aus der „evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche" im Sinne der Statuten, ſo kann er in einem Vereine

Digitized by Google

kein Abgeordneter ſeyn, der von Gliedern der „evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche“ in dem angegebenen Sinne für arme Gemeinden dieſer Kirche gegründet iſt, mag Hr. Dr. Rupp noch ſo feſt ſtehen im Glauben an die Lehren der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche. Nicht der Glaube des Mannes — denn es iſt ſchon auf das nachdrücklichſte hervorgehoben worden, daß derſelbe weit mehr auf dem Boden der Kirchenlehre ſtehe, als z. B. viele proteſtantiſche Freunde — nicht der Glaube des Mannes, ſondern der Schritt, durch welchen er außerhalb der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche getreten iſt, das war es, was bei ſeiner Nichtzulaſſung zur Sprache kam. Zum Beweiſe, daß es nur dieſe Thatſache war, was die Beanſtandung ſeiner Wahl hervorrief, dient unwiderleglich der Hinblick auf die Männer der freieſten Richtung in unſerer Kirche, auf Uhlich aus Magdeburg, Dr. Schwarz und Schwetſchke aus Halle, Fiſcher und Krauſe aus Breslau, Dr. Wechsler aus Königsberg. Alle dieſe Männer waren Abgeordnete. Dieſe Männer gehen (nach wiederholter Erklärung) zum Theil weiter in ihren freien Glaubensanſichten, als Dr. Rupp, aber Niemand dachte auch nur im Entfernteſten daran, ihre Wahl zu beanſtanden, und ich bekenne es laut und offen, hätte man die Wahl dieſer Männer — die mit mir von Einer Mutter genährt worden und ihr treu geblieben ſind, wenn auch ihre Anſichten von den meinigen abweichen — beanſtandet, hätte man dieſe Männer zu Abgeordneten nicht zugelaſſen, ſo wäre mit ihrem Ausſcheiden auch ich, trotz der mir wohl natürlichen Liebe zu dem Vereine, abgeſchieden, weil er dann dem oberſten Grundſatze untreu geworden wäre, den ich von Anfang an für ſein ſegenreiches Beſtreben für unerläßlich gehalten habe, dem Grundſatze evangeliſcher Glaubensfreiheit. Aber ſo war die Sache nicht, es galt hier nicht den Glauben, es galt die Trennung von der Kirche. Dieſe Anſicht ging durch die ganze Verſammlung am 7. September hindurch.“

„Mitternacht war nahe, und noch währte die Debatte. Noch einmal erlaubte ich mir, von mehreren Seiten aufgefor-

Digitized by Google

dert, an Hrn. Dr. Rupp die laute Bitte, dieſem Kampfe ein Ende zu machen, und durch ſeinen freiwilligen Rücktritt den Verein der drohenden Gefahr zu entziehen, mehrere der Abgeordneten, namentlich Abt Dr. Lücke aus Göttingen, Kirchenrath Schulze aus Wiesbaden, vereinigten ihre Bitten mit der meinigen. Vergeblich. Hier hieß es: Ein ſolcher Rücktritt werde Hrn. Dr. Rupp die Achtung entziehen; dort wurde entgegnet: Gerade das verdiene die höchſte Achtung, wenn Jemand auf das Recht, das er begründet halte, zum Heil einer guten Sache verzichte. Man mahnte zur Abſtimmung. Ehe ſie ſtatt fand, forderte einer der Anweſenden auf, man möge ſich das Wort darauf geben, dem Vereine, wie auch die Abſtimmung falle, treu zu bleiben. Die Mehrheit bekannte ſich dazu mit Ja. Nur Wenige erklärten, ſie behielten ſich ihre Freiheit vor. Die Abſtimmung ergab 39 Stimmen gegen und 31 Stimmen für die Zulaſſung. Sogleich nach der Abſtimmung verließ Hr. Dr. Rupp, der an der Verſammlung bis jetzt Antheil genommen hatte, den Saal mit einigen kurzen Worten des Abſchiedes und mit dem Wunſche, daß das Ergebniß dieſes Abends dem Vereine keinen Nachtheil bringen möge. Mehrere derjenigen, die für ihn geſtimmt hatten, legten ſofort ihren Auftrag nieder. An ſie und an die Anderen, die ihnen folgen zu wollen ſchienen, wendete ich mich in dieſem Augenblicke mit der Bitte, eine Sache nicht zu verlaſſen, welche ſie liebten, und, ſtatt ihren Auftrag nieder= vielmehr Proteſt gegen den Beſchluß einzulegen. Das Wort fand Anklang, und nur drei Männer beharrten auf ihrem Entſchluſſe. Ein tiefer Schmerz ging durch die ganze Verſammlung, und mit Sorge blickte Jeder auf die möglichen Folgen dieſes Abends. Sie ſtehen in deſſen Hand, der Alles herrlich hinausführt.“

„Am zweiten Tage nach dieſem Abende wurde dem Kirchenrathe Schultze und mir noch die Gelegenheit, in der Mitte derer zu ſeyn, die für Herrn Rupp geſtimmt hatten. Rupp war ſelbſt anweſend. Uhlich, der, trotz der Verſchiedenheit unſerer Anſichten, mir immer mit Vertrauen entgegengekommen

iſt, und deſſen Auftreten auf dem Gebiete des Vereins mich immer mit Achtung gegen ihn erfüllt hat, forderte mich auf, die Gründe meiner Abſtimmung vor den Verſammelten zu entwickeln. Ich habe es frei und offen gethan. Ich geſtand, ich hätte gewünſcht, nicht ſtimmen zu müſſen; ich geſtand, ich hätte gewünſcht, meinem Herzen folgen zu dürfen, aber ich erklärte auch, daß es mir um des Vereins willen, der ſeine Statuten und die Gränzen, die er ſich gezogen, feſthalten müſſe, Pflicht geweſen wäre, gegen Hrn. Dr. Rupp zu ſtimmen. Und die Verſammelten haben mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie haben ſich überzeugt, daß es nicht der Glaube, daß es nur der Schritt Rupp's war, was meine Abſtimmung leitete. Und dieſe Gerechtigkeit nehme ich auch von den Mitgliedern des Vereins in meinem Vaterlande in Anſpruch für die Männer, die gegen Dr. Rupp geſtimmt haben, ich nehme ſie namentlich für mich in Anſpruch."

Es iſt weder unſere Abſicht und unſers Amtes, noch wäre es von Intereſſe für unſere Leſer, uns hier auf die Gründe für und wieder den gefaßten Beſchluß einzulaſſen. Eine Wolke von Zeitungsartikeln in allen proteſtantiſchen Blättern hat dieſes Thema nach allen Richtungen hin ſattſam in's Klare geſetzt. Nur darauf wollen wir einſtweilen aufmerkſam machen: alle Vertheidiger des Beſchluſſes kommen dahin überein, indem ſie als gegen eine bösliche Verläumdung ſich feierlich gegen die entgegengeſetzte Behauptung verwahren: daß Dr. Rupp nicht deßwegen ausgeſchloſſen ſei, weil er der heiligen Dreieinigkeit den Krieg erklärte, ſondern lediglich wegen ſeines Bruches mit dem preußiſchen „Kirchenregimente." Dieß Factum allein ſcheint uns den heutigen Proteſtantismus genugſam zu bezeichnen. Mit Uhlich und Krauſe und Wechsler, und wie ſie ſonſt heißen die offenen, abgeſagten Feinde des Chriſtenglaubens gehen auch die dortigen Frommen, die Conſervativen, die Orthodoxen friedlich und freundlich Hand in Hand. Ja! die Stifter und Lenker des Vereins rühmen ſich deſſen. Sie pochen auf ihre Toleranz. Seht her! wie ſo gar nichts der Glaube

bei uns gilt. Was iſt alſo das Gemeinſame, welches ſie und ihre theologiſchen Gegner bindet? Nichts Anderes als der Haß gegen die katholiſche Wahrheit. Sie haben deſſen kein Hehl: auch Rupp würde ohne Anſtand aufgenommen ſeyn, wenn er nicht offen dem Königsberger Conſiſtorium abgeſagt hätte. Mit Recht hat ein Theil der Paſtoren gefürchtet: Preußen könne unter ſolchen Umſtänden ſeine Zulaſſung für eine Demonſtration, und dieſe zum höchſten übel nehmen. Sie haben daher, wenn auch nicht Gott gefürchtet, ſo doch den König geehrt. — Jeder thut eben nur, was er kann!

Hoffen wir jetzt, nachdem es endlich zum Bruche gekommen, daß jene redlichen und chriſtlichen Gemüther, die nur dadurch in dieſes unwürdige und abgeſchmackte Bündniß gezogen werden konnten, daß es gelang, ſie bei der bequemen Handhabe ihrer Negation der katholiſchen Kirche zu faſſen, — daß dieſe ſich endlich beſinnen und orientiren werden. Den Bruch zu verkleiſtern, das geſprungene Gefäß wieder zuſammen zu löthen, iſt nicht wohl mehr möglich. Selbſt wenn man, um das fernere Beſtehen des Unternehmens zu retten, in den oberen Regionen nachgeben, ſchlimmſten Falls die der Revolution auf weltlichem Gebiete günſtigen Folgerungen in den Kauf nehmen, und Rupp als vollberechtigten Abgeordneten des oſtpreußiſchen Hauptvereines zulaſſen wollte, — ſelbſt dann würde im Guſtav Adolphs-Vereine ſelbſt eine Oppoſition gegen dieſen Gang der Dinge erwachen, die den dermaligen Principienſtreit nur in's Endloſe verlängern könnte, vorausgeſetzt nämlich, daß die „Gläubigen“ und „Conſervativen“ ſich nicht etwa, an Armen und Beinen gebunden, in die Hände des indifferentiſtiſchen und atheiſtiſchen Fortſchritts liefern wollen. Aber auch ſelbſt jedes dieſer Ergebniſſe würde für viele redliche Seelen, die außerhalb der katholiſchen Erkenntniß ſtehend, doch die Wahrheit ſuchen, nicht ohne großen Segen bleiben. Hiervon abgeſehen, muß nach dem wahrſcheinlichen Laufe der Welt von zweien Dingen eins geſchehen. Entweder die radikale Strömung ſiegt, die conſervativen, pietiſtiſchen, quaſi-poſitiven

Digitized by Google

Elemente werden überflügelt und ausgeſtoßen. Dann wird der Guſtav Adolphs-Verein in Jahresfriſt von Regierungswegen verboten und verfolgt, wie weiland die Burſchenſchaft. Oder die theils pietiſtiſchen, theils ſervilen Elemente werden des Widerſpruchs Herr. Dann wird der Guſtav Adolphs-Verein, wenn er anders in ſolchen Gränzen noch fortbeſtehen kann, Sache einer winzigen, mit Spott und Hohn bedeckten Cotterie von frommen und loyalen Beamten, und ſeine Popularität, ſein Einfluß, ſeine Geldmittel ſind für immer dahin. Vorläufig ſcheint es ſich jedoch zu einer ſolchen Niederlage der Radikalen nicht anzulaſſen. Dieſe haben vielmehr den ganz geſcheuten Gedanken gefaßt, nicht nur nicht aus — ſondern gerade umgekehrt in Maſſe in den Guſtav Adolphs-Bund einzutreten, um dadurch die Wahlen und Repräſentation der Geſellſchaft in ihre Hand zu bekommen. Dann werden ſie, dieß iſt ihr Plan, auf der nächſten Generalverſammlung den Regierungsmännern und Dunkelfreunden zeigen, wer Herr im Hauſe iſt. Wir Katholiken können dabei die Arme kreuzen, und das Eine oder das Andere ruhig erwarten.

---

## LVII.

## Die Reformation in Straßburg.

Je zäher man an der Tradition von einem, in der kirchlichen Umwälzung wunderſam heraufgeſtiegenen Himmelslichte und einem plötzlich eingetretenen Geiſteswehen feſthalten will; je unermüdlicher man uns einreden möchte, es ſei bei derſelben alles ſo geordnet, friedlich und folgerichtig hergegangen; je mehr man ſich anſtrengt, ihre ungeſtümſten Werkzeuge nach der einen Beziehung zu wahren Gottesboten, nach der andern zu Menſchen umzureden, welche fleckenfrei über die verdorbene Maſſe der Zeitgenoſſen emporgeragt hätten, deſto nothwendiger wird es, von Zeit zu Zeit durch

Aufſtellung eines wahrheitsgetreuen Bildes den richtigen Maßſtab zu geben, nach welchem derartige Schutzreden und Geſchichtsappreturen ſich bemeſſen laſſen. Daß wir hiebei die Materialien zu dergleichen lokalen Bildern größtentheils bei der ſiegenden Partei und bei denjenigen ſuchen müſſen, die durch ſie in das Leben gerufen wurden, dürfen wir als eine höchſt erwünſchte Fügung beglückwünſchen, indem dieß gegen jeden Vorwurf trüber oder verfälſchter Quellen, wie unſer Zweck ſie fordert, vollkommen ſicher ſtellt.

Gewöhnlich liefern uns dieſe Materialien, ohne es eben zu wollen, genugſame Züge zu treuer Skizzirung der handelnden Perſonen, zu gerechter Würdigung der angewendeten Mittel und zur Auffindung der vorzüglich wirkſamen Factoren dieſer Umwälzung nämlich: der ſtürmiſchen Unbotmäßigkeit, und der ſelbſt die Geiſter darniederzwingenden Gewalt, die beide für eine zeitlang in ein naturwidriges Verbündniß getreten.

Straßburg war unter den ſüddeutſchen Städten die erſte, welche auf dieſe Bahn ſich warf, und mit allem Ungeſtüm wühleriſcher Leidenſchaft dieſelbe verfolgte. Mußte zwar der 30. Sept. 1681 mit Recht Sympathien durch ganz Deutſchland zu einem Schrei des Unwillens über die friedensbrüchige Abreißung eines Gliedes des Reichskörpers wecken; ſo durfte doch nicht vergeſſen werden, daß eben dieſes Glied, um ſeine Losreißung von einem noch älteren und größeren Verband zu ſichern, anderthalb Jahrhunderte früher ſeine Verpflichtung gegen jenen Körper ſo leichtfertig aus den Augen ſetzte, um zur Förderung ſeines damaligen Beginnens an den Vorfahr desjenigen ſich anzulehnen, der nachher gleichſam ſpielend, daſſelbe zur Beute nahm. Als nämlich auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1529 der Straßburger Abgeordnete, Jakob Sturm von Sturmeck, in wahrhaft ſtürmiſchem Trotz gegen die Ausſchließung ſeines Collegen, Daniel Mieg, aus dem Reichskammergericht geſprochen und gedroht: wenn die Stadt deßwegen, „weil ſie die Ehre Gottes ſich angelegen ſeyn laſſen“, ihrer Rechte verluſtig gehen ſollte, ſo dürfte auch das Reich in nichts mehr auf ſie zählen, wurde er von einigen Fürſten gefragt: wo denn dieſelbe in Zukunft Schutz und Hülfe ſuchen wollte? Da antwortete er höchſt vergnüglich: „ſeit langem ſchon wirbt der König von Frankreich um einen Bund mit uns, er bietet uns ſelbſt eine monatliche Unterſtützung von mehreren

Digitized by Google

tauſend Sonnenkronen an; auch die Schweiz würde uns in ihre Eidgenoſſenſchaft aufnehmen, wie es mit Baſel geſchehen iſt.“ — In der That läßt ſich aus Acten in dem Straßburger Archiv der Beweis führen, daß um eben dieſe Zeit die Stadt ihr Möglichſtes that, der Gunſt Franz des Erſten ſich zu verſichern. Im Jahre 1681 war nur ein Tauſch der Rollen eingetreten.

In allen biſchöflichen Städten am Rhein, von Conſtanz bis hinunter nach Cöln, hatte der Conflict zwiſchen der landesherrlichen Gewalt der Biſchöfe und den Befugniſſen der Städtebewohner ſeit Jahrhunderten mancherlei Reibungen hervorgerufen, aus denen theils aus Nachgiebigkeit, theils unter gegenſeitigem Einverſtändniß, auch wohl durch glückhafte Widerſetzlichkeit allmählig ein geregeltes Verhältniß ſich herausbildete. Je größere Befreiungen aber die Städte ſich erwarben, und je unabhängiger von jener Gewalt ihre Stellung wurde, deſto mehr entfremdete ſie Eiferſucht, Argwohn, in ihren Rechten leicht wieder beſchränkt werden zu können, und Mißgunſt den Biſchöfen, in denen ſie mehr die weltliche Macht fürchteten als das geiſtliche Amt ehrten. Liegt es doch in der Natur ſtädtiſcher Corporationen, eine, bloß räumlich in ihrer Mitte ſtehende Autonomie, auf welche jeder Einfluß ihnen entzogen iſt, mit ſcheelen Augen anzuſehen. Darin glauben wir den Schlüſſel zu finden, warum gerade die Städte, in denen ſeit uralter Zeit Biſchofsſitze ſich befanden, wie Straßburg, Worms, Speyer, Lübeck, Magdeburg die erſten waren, welche einer Lehre beipflichteten, die alle kirchliche Autorität, ja die Kirche ſelbſt verwarf, wovon einzig Cöln, „die heilige Stadt“, eine beachtenswerthe Ausnahme macht.

Straßburg war gleich andern Städten, die ſeit der Chriſtianiſirung des Landes zu Biſchofsſitzen auserſehen worden, reich ausgeſtattet mit kirchlichen Stiftungen und klöſterlichen Anſtalten. Außer dem zahlreichen Domcapitel, welches um den Oberhirten ſich ſchaarte, gab es noch verſchiedene andere Collegiatkirchen mit zahlreichen Stiftsherren, wie diejenigen zum alten und zum jungen St. Peter und St. Thomas; ſodann waren Klöſter für Männer und Jungfrauen aller Orden mit ihren verſchiedenartigen und in den weſentlichen Grundzügen doch übereinſtimmenden Einrichtungen durch die ganze Stadt vertheilt. In reicher Fülle wurden die Heilsmittel geſpendet, und durch den Jahreslauf zog ſich der Lichtglanz

Digitized by Google

der kirchlichen Feſte, deren mehr als eines in hellerem Schimmer aus dem wiederkehrenden Reigen hervortrat.

Wie von dem Sittenverderbniß, welches damals gleich anſteckender Peſtluft über Europa lagerte, kein Land, daher auch keine einzige Stadt unberührt bleiben konnte, ſo mochte demſelben eben ſo wenig auch ein einzelner Stand, dieweil in Individualitäten der nämlichen Gattung ſich darſtellend, und dieß um ſo weniger entgehen, je zahlreicher deſſen Glieder waren. In dunſtſchwangerer Luft brennen ſelbſt die reinſten Lichter trüber, mehr oder minder, je nach des Stoffes Verſchiedenheit. Hatten etwa diejenigen, welche die kirchliche Umwälzung begannen und ſo unaufhaltſam betrieben, von jener hohen Beſtimmung, die das Haupt der Kirche ſeinen Dienern gegeben: „Lichter der Welt“ zu ſeyn, ein helleres Bewußtſeyn, treuern Eifer zu deren Erfüllung bewahrt? — war dieſes Bewußtſeyn in jenen Vielen, welche dem Umſturz Widerſtand leiſteten, erloſchen? Welchen hat das parteiloſe Urtheil die höhere ſittlicher Würde zuzuerkennen: jenen Neuerern, zum Theil ehemaligen Mönchen, welche ſich nicht ſcheuten, zu Straßburg in einer, an die Kirchenthüren gehefteten Appellationsſchrift gegen den Biſchof zu bekennen: „Tage und Nächte hätten ſie vormals in den lüderlichſten Ausſchweifungen zugebracht, jetzt Freudenmädchen beſucht, dann ſolche in ihren Häuſern gehalten, inzwiſchen aber dennoch den Altar betreten“, oder den vielen Capitelsherren, welche trotz des Anerbietens ungeſtörten Bezuges ihrer Einkünfte, lieber von dannen ziehen, als ihren kirchlichen Verpflichtungen entſagen wollten? Wird es den Verunglimpfungen oder Lobpreiſungen eingenommener Zeitgenoſſen zu lieb den Stab brechen wollen über jene Ordensgeiſtlichen, die in Gelübdes- und Standestreue heimlich nach anderen Klöſtern entwichen; über jene fünfundachtzig Mönche, die mit dem Auguſtiner-Prior Freger ſich lieber einſperren ließen, als die Vernichtung des Dogmas und des Cultus zu billigen; über jene Nonnen von St. Margaretha, die, um durch Zwangspredigten des ſogenannten lauteren Gotteswortes nicht irre geführt zu werden, Puppen hinter das Chorgitter ſtellten, und, als dieſes entdeckt und ihre ſichtbare Gegenwart anbefohlen wurde, die Ohren mit Baumwolle verſtopften? Müſſen wir jene für die Würdigern erklären, die, im Bewußtſeyn das Gelübde heimlich gebrochen zu haben, jenes durch deſſen öffentlichen Bruch beruhigen, die Schuld, den Altar geſchändet zu haben, durch deſſen Zertrümmerung ſühnen zu können wähnten, oder dieſe, welche weder durch Verlockungen, noch durch Drohungen, weder durch den Fallſtrick vorgeſpiegelter Freiheit, noch durch die Mittel widerrechtlichen Zwanges zur Untreue an ihren in dem Glauben wurzelnden Verpflichtungen ſich bewegen ließen?

Man hat es nicht überſehen, daß in allen Ländern die Be-

Digitized by Google

merklichſten und Rüſtigſten unter den Neuerern aus dem Ordensſtande hervorgegangen ſind, und geglaubt, hieraus eine Schutz- und Trutzwaffe zugleich ſchmieden zu können. Einmal, hieß es, konnte Niemand in die Gebrechen der Kirche klarer und tiefer hineinblicken, Niemand deren Schaden richtiger beurtheilen, Niemand alle die Schwächen, die aus Ueberwucherung entſtehen mußten, ſchmerzlicher empfinden, als dieſe redlichen Leute, daher auch ſie die Geeignetſten waren, um eine durchgreifende Abhülfe zu unternehmen. Sodann meinte man, zum Theil herabwirkend bis auf unſere Zeiten, an eben dieſe Individualitäten den Beweis für die Zwecklosigkeit, wo nicht gar Verderblichkeit der klöſterlichen Inſtitutionen, dieſer ſo frühzeitig aus dem Baume der Kirche hervorgetriebenen Zweige, mit vollem Recht knüpfen zu dürfen. Darauf, daß die kräftigſten Gegner der Neuerung, und, was nicht zu überſehen, insgemein von Seite ihres Lebens ſo wenig, als von Seite ihres Glaubens antaſtbare Gegner auf dem kirchlichen wie auf dem ſittlichen Gebiete dieſem Stand ebenfalls angehörten, iſt noch immer viel zu wenig Rückſicht genommen worden. Da finden wir in Sachſen den Auguſtiner Staupitz, in Heſſen den Franciskaner-Guardian Nicolaus Ferber, auch (von ſeinem Geburtsorte) genannt Herborn, am Unterrhein den Carmeliten Billick, in Straßburg den Auguſtiner Conrad Freger, in der Schweiz den Franciskaner Thomas Murner, in Regensburg der Auguſtiner Johann Hofmeiſter.

Die Urſachen darzulegen, weßwegen Männer ſo entgegengeſetzter Richtung auf einem und demſelben Boden erwachſen konnten, ja unter den gegebenen Umſtänden erwachſen mußten, wäre keine ſo ſchwierige Aufgabe; allein dieſe Erörterung würde hier zu weit führen, wir müſſen uns dem Hauptgegenſtand unſerer Darſtellung nähern.

Schon ſeit langer Zeit wurde das Domcapitel zu Straßburg, wie dasjenige von Cöln das reichſte, das adelichſte genannt. Bereits im dreizehnten Jahrhundert war Nichtadelichen die Aufnahme in daſſelbe verſagt, wogegen Papſt Gregor IX. entſchiedene Mißbilligung ausſprach, ohne daß der eingetretene Gebrauch unterblieb. Aber die Capitel hatten kirchliche Obliegenheiten, welchen die Sprößlinge hoher Geſchlechter nicht immer gerne ſich unterzogen; aber es waren zu der geiſtlichen Verwaltung des Sprengels Geſchäfte an daſſelbe geknüpft, welche nicht bloß eine gute Stimme zum Chorgeſang, ſondern Kenntniß der kirchlichen Rechte erforderten. So kam es, daß frühzeitig von den ſechsunddreißig Capitelsſtellen ſiebenundzwanzig für den Adel ausgeſchieden wurden, neun für Doctoren übrig blieben, welchen vorzugsweiſe der Chorgeſang und die Geſchäfte zufielen. Das Collegium dieſer letztern wurde „der hohe Chor“ genannt; ſeine Glieder waren, was in andern Capiteln die Vicarien, nur mit einem höhern

Digitized by Google

Rang. Dieſe durch ihren täglichen Dienſt an die Kirche geketteten, und vermöge ihrer ſonſtigen Wirkſamkeit doch ſchwerlich durchaus kenntnißloſe und unbedeutende Männer traten dem zerſtörenden Treiben von Anbeginn an mit ſo viel Entſchiedenheit als Beharrlichkeit entgegen, und wichen am Ende nur der Gewalt. Sollte der Umſtand, daß von ihnen Allen auch nicht ein Einziger der Neuerung ſich anſchloß, ſo ganz ohne Bedeutung ſeyn?

Unter den adelichen Domherren befanden ſich bloß vier, welche minder feſt auftraten, jedoch ohne für die Neuerer ſich zu erklären. Den größten Vorſchub leiſtete ihr einzig der Dompropſt, Graf Sigmund von Hohenlohe; ſeine Verſuche aber, auch die Herren vom hohen Chor für dieſelbe zu gewinnen, blieben völlig erfolglos. Drei Ermahnungen, „der Wahrheit und dem Worte Gottes Gehör zu geben", in lateiniſcher Sprache verfaßt, wirkten ſo wenig, als eine deutſchgeſchriebene Unterweiſung, die er unter dem Titel „Kreuzbüchlein", im Jahre 1525 gedruckt, unter ſie und die Geiſtlichen vertheilen ließ. Das Büchlein könnte als bloßer Widerhall der neuen Lehren gelten. Die Herren vom hohen Chor hatten daher gegründete Urſache, den Dompropſt des Lutherthums zu bezüchtigen, worauf dieſer, ganz nach der Weiſe ſeiner Vorbilder, erwiederte: „wahre Frömmigkeit ſei zu jeder Zeit als Ketzerei bezeichnet worden; Chriſtus ſelbſt und den Apoſteln wäre es nicht anders ergangen." Da er im Verfolg immer zudringlicher wurde, gaben die Herren des hohen Chors beim Domcapitel eine Klage gegen ihn ein: wie er dann ſelbſt bei den freundlichſten Ermahnungen ſeines Biſchofs taub blieb, wurde er entſetzt. Im Jahre 1527 ging er nach Frankreich, und gewann dort durch Vermittlung Margarethens, Franzens des Erſten Schweſter, deſſen Gunſt und den Oberbefehl über ein Regiment. Später zog er ſich nach Augsburg zurück, wo er am 8. Auguſt 1534 ſtarb, ohne ſeine Geſinnungen geändert zu haben.

Seit dem Jahre 1506 ſaß Wilhelm, aus dem thüringiſchen Geſchlechte der Grafen von Hohnſtein, auf dem biſchöflichen Stuhl von Straßburg. Er war ein Herr von untadelhaftem Wandel, ſo daß in dieſer Beziehung ſelbſt die proteſtantiſchen Annaliſten ihm nichts vorzuwerfen wußten. An Thätigkeit und Ernſt dem reißenden Strom der Neuerung entgegenzutreten, fehlte es im eben ſo wenig. Anfangs hoffte er noch durch Ermahnungen die Abtrünnigen zur Pflicht zurückzuführen, durch Maßregeln der Milde dem Einbruch neuer Lehren einen Damm ſetzen zu können. Aber auf Leute, welche von Luther gelernt hatten, die Autorität des Papſtes in Spott zu ziehen, und diejenige der Biſchöfe gering zu achten, nebenbei unter Allem, was ſie zu unternehmen oder zu verkünden für gut fanden, auf das „lautere Wort Gottes" zu pochen, konnte dergleichen keinen Eindruck machen; ſeinen Vorla

Digitized by Google

dungen leiſteten ſie nicht Folge, ſeiner Ausſprüche ſpotteten ſie, und ſahen in ſolchem Benehmen Vorbilder, oder gewannen Theilnehmer an dem Stadtrath, welcher bisweilen Zuſchriften des Biſchofs nicht einmal einer Antwort würdigte. Das alles jedoch konnte dieſen nicht entmuthigen, durch Vorſchriften und Erlaſſe der Geiſtlichkeit die Pflicht eines würdigen, ihrer Beſtimmung angemeſſenen Wandels einzuſchärfen.

Das Bild eines wahren Kirchen**verbeſſerers**, im Gegenſatze zu dem eines Kirchen**ſtürmers**, hätte in Straßburg ſelbſt ſehr nahe geſtanden. Noch war bei dem Beginn der Neuerungen kein Jahrzehent verfloſſen, ſeitdem der auch literar-geſchichtlich bekannte Johann Geyler, genannt Kaiſersberger, durch lange Zeit als Domprediger gewirkt, und in ſeinen letzten Jahren bei Biſchof Wilhelm Gunſt und Hülfe zu jeder wahren Verbeſſerung gefunden hatte. Während zweiunddreißigjähriger Amtsführung war er gegen Ausſchweifungen und lüderliche Verirrung aller Stände, wenn nicht in derjenigen würdevollen Form und Sprache, die wir von dem Geiſtlichen und Sittenprediger unſerer Tage fordern, ſo doch nicht ohne Eindruck und Wirkſamkeit aufgetreten. Daß er dabei der Geiſtlichen und Ordensleute am wenigſten ſchonte, rührt nicht daher, daß ſie es, wie wohl vorgegeben werden möchte, in Sittenloſigkeit Andern zuvorgethan hätten, ſondern weil jede Leichtfertigkeit mit ihrem Stand und deſſen Bedeutung in grelleren Widerſpruch trat. Die Zeitgenoſſen wiſſen davon zu erzählen, wie oftmals die Zuhörer bei ſeinen Predigten in Thränen und lautes Schluchzen ausgebrochen wären; wie junge Leute und lockere Dirnen ihrer Lebensweiſe entſagt und zu geregelterem Wandel ſich gewendet hätten. Griff er einerſeits bei den Individuen die ſittlichen Verirrungen an, ohne den Glauben zu erſchüttern, ſo trug er andererſeits dazu bei, Uebelſtände von der Kirche zu entfernen, ohne deßwegen deren Bau anzugreifen, oder die Heilung durch deren Umſturz zu bedingen. Auf ſein Betreiben wurde das Narrenfeſt, welches ſeit uralten Zeiten an dasjenige des heiligen Stephanus ſich anſchloß, abgeſchafft. Ihm verdankte man die Beſeitigung unwürdiger Poſſen, die mit dem Pfingſtfeſte ſich verbunden hatten. Er brachte es dahin, daß der nächtliche Gottesdienſt am Vorabend des Kirchweihfeſtes, das in förmliche Gelage ausgeartet war, unterblieb. Zu dergleichen wahren Verbeſſerungen fand er immer bei dem Biſchof, dem Capitel und dem Stadtmagiſtrat einträchtiges Zuſammenwirken. Im Uebrigen wurden die kirchlichen Feſte in Straßburg ſtets mit würdigem Glanz und unter lebendiger Theilnahme der Bevölkerung gefeiert. Noch im Jahre 1519 fand man die Summe von zehntauſend Gulden nicht zu hoch, um für die Ehre „Mariens, der Himmelskönigin und Beſchirmerin der Stadt", eine Rieſenglocke (11 Fuß hoch, 13 Fuß im Durchmeſ-

Digitized by Google

ſer und 420 Centner ſchwer) gießen zu laſſen, und die Bürger warfen eine Menge Gold- und Silbermünzen, die Frauen Fingerringe und Ohrgehänge in die ſchmelzende Maſſe, „damit unſerer lieben Frauen Glocke einen lieblichen und rein klingenden Ton gewinne." Zu der Veſper von Mariens Geburt im Jahre 1521 erſchallte ſie das Erſtemal, da bereits Mißtöne durch Straßburgs kirchliches Lebens zu klingen begannen. Am folgenden Weihnachtstag zerſprang ſie, gleich als ſollte Straßburg fortan für die Verherrlichung der heiligen Jungfrau ertauben.

Denn ſchon ein Jahr zuvor hatte ein gewiſſer Peter Philippi, genannt Rumſperger, in der Kirche zum alten St. Peter für Luthers Wagniſſe das Wort genommen. Eine Lehre, die von allen Verpflichtungen, welche die Kirche ihren Gliedern bisher auferlegte, frei ſprach und den Menſchen, ohne höhere Dazwiſchenkunft, im Grunde auf ſich ſelbſt verwies; welche dem Sinnlichen das Faſten, dem Sündenluſtigen das Beichten, dem Kargen das Almoſengeben, dem Stolzen die Demüthigung nicht allein als überflüſſig, ſondern als ſchlau berechnete und unbefugt auferlegte Laſt darſtellte, mußte um ſo freudiger gehört werden, je weiter bei Vielen die ungezähmten menſchlichen Neigungen und die Anforderungen der Kirche auseinandergerückt waren, je weniger dieſen in freiem Gehorſam, als bloß noch aus irgend welchem Zwang Genüge geleiſtet wurde, und je tiefer eine geheime Luſt, jeglicher Autorität ſich zu entziehen, verborgen durch alle Gliederungen der Geſellſchaft wühlte. Sprachen bei Philipps Verſuchen Viele von Aergerniß und Ketzerei, ſo fehlte es auch nicht an Solchen, die eine Uebereinſtimmung mit dem Evangelium prieſen. Jene waren für den Augenblick noch die Mehrzahl, das Capitel von St. Peter erhob Klage, und der Biſchof entfernte den Friedensſtörer von ſeiner Stelle.

Aber doch war jetzt der in den Gemüthern ſchlummernde Zündſtoff geweckt. Seit langer Zeit ſchon erwies ſich, wie in allen Städten, ſo auch in Straßburg, der Magiſtrat eiferſüchtig auf das Anſehen und die damit verknüpfte Macht der Biſchöfe. Angriffen auf jenes, der Möglichkeit, dieſe zu ſchwächen, lächelte er insgeheim zu. Die reiche Ausſtattung der höhern, das ſorgenfreiere Beſtehen vieler Glieder der übrigen Geiſtlichkeit hatten den Neid von Manchen geſtachelt, die Ausfälle auf die „Bauchpfaffen" kitzelten nicht bloß die Ohren, die dreiſte Behauptung: dieſelben beſäßen ihre Einkünfte mit Unrecht, ganz eine andere Beſtimmung könnte, ſollte ihnen gegeben werden, mußte einen tiefen Stachel zurücklaſſen. — Es hing davon ab, alle dieſe Elemente in Bewegung zu ſetzen, um dasjenige hervorzurufen, wovon wir einen gedrängten Abriß in den nächſten Heften geben werden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

# LVIII.

## Zur Geſchichte der proteſtantiſchen Miſſionen.

Wer ſich ein richtiges Urtheil über die gegenwärtige Stimmung und Lage des Proteſtantismus bilden will, muß, um gerecht zu ſeyn, auch die Bewegungen im Kreiſe des gläubigen Pietismus berückſichtigen, dem unſtreitig ein großer Antheil an der Erhaltung der akatholiſchen Confeſſionen zuzuſchreiben iſt. Leider ſind aber die Wahrnehmungen nicht tröſtlich, welche man bei einer Umſchau in dieſem Gebiete zu machen Gelegenheit hat. Selbſt wenn man das Wirken der Miſſionsgeſellſchaften und Miſſionäre, worin doch die Blüthe alles religiöſen Lebens geſucht werden muß, als Zeugniß über den inneren Zuſtand jener Confeſſionen annimmt, kommt man zu keinem erfreulichen Ergebniß. Wir begegnen hier zunächſt einem Haſſe gegen die katholiſche Kirche, der zu leidenſchaftlich an den Tag tritt, als daß er vernünftig und ehrlich ſeyn könnte; dann aber auch einer ſo derben Unaufrichtigkeit in der Behandlung jener Erſcheinungen, die vorgeblich den Grund des Haſſes gegen die Katholiken bilden, daß wir uns beinahe genöthigt ſehen, den Irrthum in dieſem Kreiſe auf Rechnung des Willens zu ſchreiben.

Die Geſchichte der proteſtantiſchen Miſſion unter den Neſtorianern am Urumia-See ſeit etwa zwölf Jahren iſt ein Beleg hiefür. Ein Mitglied dieſer Miſſion, Dr. Grant, hat durch



Digitized by Google

ſein im Jahre 1841 herausgegebenes Buch über die Neſtorianer *) ſchon früher Veranlaſſung zu dem Urtheil gegeben, daß die Methodiſten-Miſſionäre auf heuchleriſche Weiſe die große Differenz verheimlichen, welche zwiſchen ihren proteſtantiſchen Anſichten und dem Glauben und Cultus der Neſtorianer obwaltet, um ſo im Dunkel Genoſſen ihres Haſſes gegen die katholiſche Kirche zu finden **). Dieſes Urtheil wird vollkommen durch den ausführlichen Bericht ***) beſtätigt, welchen der Methodiſten-Prediger Perkins über ſeine achtjährige Miſſionsthätigkeit unter den Neſtorianern veröffentlicht hat.

Es geht aus dieſem Berichte zunächſt hervor, daß jene Miſſion eigens zu dem Zwecke unternommen wurde, um den katholiſchen Miſſionären entgegenzuwirken.

Die amerikaniſche Geſellſchaft für die Beförderung auswärtiger Miſſionen †) beſchloß durch ihr Prudential Committee (1833) auf die Berichte von Eli Smith und Dwight hin, ſich der Neſtorianer am Urumiaſee anzunehmen, da ſich dieſelben „in der unmittelbarſten und drohendſten Gefahr befänden, durch die ſtets wachſamen, liſtigen und thätigen Emiſſäre des römiſchen Papſtes verführt zu werden.“ (S. 27.) Wie dieſe Miſſion von vorn herein ganz offen als eine gegen die Fortſchritte der katholiſchen Glaubensverkünder feindſelige ſich darſtellt, ſo gibt ſich auch ihr vorzüglicher Vollſtrecker Perkins als einen Mann zu erkennen, der von Haß gegen die katholiſche Kirche erfüllt iſt.

Kaum iſt er bei Gibraltar nach der langen Fahrt über den Ocean in die alte Welt eingetreten, ſo ſeufzt er, daß wie in den finſtern Ländern zur rechten Hand der falſche Prophet Muhammed, ſo in denen zur linken der Papſt ſein blutiges und Cor-

*) The Nestorians. By As. *Grant* 1841.

**) Theol. Archiv. Regensburg 1843. S. 352.

***) A Residence of eight years in Persia. By Rev. Iust. *Perkins*. Andover. 1843. 8.

†) The American Board of Commissioners for Foreign Missions, abgekürzt: A. B. C. F. M.

ruption verbreitendes Scepter ſchwinge. (S. 46.) In Malta angekommen, hört er zu verſchiedenen Stunden Kirchenglocken läuten; dieſe Klänge, die ſonſt auch ein ungläubiges Herz wenigſtens auf Augenblicke zu einem Waffenſtillſtand mit der Kirche veranlaßten, machten den Miſſionär Perkins „krank am Herzen, denn ſie gaben ihm die peinliche Gewißheit, daß er ſich bereits im Herzen jenes Gebietes befinde, über welches „„der Menſch der Sünde““ herrſcht.“ (S. 48.) Mit dieſem Namen, den bekanntlich der Apoſtel als Bezeichnung des Antichriſts gebraucht (2. Theſſ. 2, 3.), pflegt unſer Miſſionär das Oberhaupt der katholiſchen Kirche zu charakteriſiren, wenn er es nicht angemeſſen findet, zur Vermeidung der Monotonie, geradezu ſtatt „Papſt“ das Wort: „Antichriſt“ zu ſetzen. Die ſchöne alte Johanneskirche in Malta iſt ihm „ein ſehr impoſantes Denkmal des abgöttiſchen Cultus von Rom“; und die Bettler, welche zum Troſte der armen Seelen Almoſen erflehen, erſcheinen ihm als ein lebendes Denkmal des Papismus; denn er zweifelt nicht daran, daß die liſtigen Pfaffen die Armen abgerichtet haben, den einträglichen Irrthum hinſichtlich des Fegfeuers zu unterſtützen, was natürlich zur Folge hatte, daß ſie aus religiöſen Gründen von unſerm Miſſionär leer abgewieſen werden. Es iſt ihm ja ohnehin ſchwer genug gefallen, ſo vielen katholiſchen Geiſtlichen in ihrer clerikaliſchen Tracht zu begegnen und zu ſehen, wie dieſelben, Heuſchreckenſchwärmen vergleichbar, die Früchte dieſes armen Landes verzehren. (S. 48 u. 51.) Auf dem weitern Wege kommt Perkins auf die bekanntlich von katholiſch-unirten Griechen bewohnte Inſel Syra, wo ihm Alles recht gut gefällt, wenn nur der katholiſche Götzendienſt nicht wäre. „Mein Geiſt ward aufgeregt in mir“, ſagt er, wie es dem heil. Paulus zu Athen geſchah, da ich die ganze Stadt alſo dem Götzendienſt ergeben ſah. Und hätte ſich meine Zunge gelöst, um ihre Sprache zu reden, ich würde ihnen Den, den ſie ſo unwiſſend verehren, mit Freuden kennen gelehrt haben.“ (S. 63.) Die Heiligenverehrung ſteht ihm alſo auf gleicher Linie mit der Götterverehrung,



Digitized by Google

welche einſt der heil. Paulus in Athen fand. Hiemit iſt der Haß unſers Miſſionärs gegen den Cultus der katholiſchen Kirche und ihr Oberhaupt deutlich genug ausgeſprochen. So krankhaft dieſer Haß an und für ſich iſt, ſo kann er doch möglicherweiſe eben nur die Folge krankhafter, tiefgewurzelter Vorſtellungen, z. B. über die götzendieneriſche Sündhaftigkeit der katholiſchen Heiligenverehrung ſeyn, die nun einmal überall geübt wird, wo die Autorität des Papſtes gilt. Wer für Gottes Ehre aufrichtig eifert und der Ueberzeugung iſt, daß die Verehrung der Heiligen, die Lehre von der Gewalt des Prieſterthums u. dgl. mit der Ehre Gottes unvereinbar ſei, kann ſich nicht gleichgültig oder freundlich gegen die Vertheidiger der katholiſchen Lehre ſtellen. Sein Haß iſt aufrichtig und ohne Heuchelei.

Für ſo aufrichtig können wir aber den Haß von Perkins nach dem, was er uns über ſein Verhalten gegen die Neſtorianer *) mittheilt, nicht halten.

Er nimmt ganz ohne Bedenken bei jeder Gelegenheit an dem Gottesdienſte der Neſtorianer Theil; er bleibt bei der ſtundenlangen Feier der Meſſe zugegen; ſein Gefährte, Dr. Grant, empfängt die Communion mit den neſtorianiſchen Laien aus der Hand des celebrirenden Prieſters. Perkins wohnt der Reconciliation eines Renegaten, dem prieſterlichen Chorgebete, der Einſetzung von Brautpaaren bei und hält die Faſten mit.

Wer die vielſeitige Uebereinſtimmung der Lehre und des Cultus der Neſtorianer, namentlich in Beziehung auf Prieſter-

*) Perkins reiſte am 21. September 1833 von Boſton in Nordamerika ab, kam am 19. Mai 1834 über Conſtantinopel in Trapezunt, und nach Mitte Auguſt 1834 in Tebris an, wo ihm ſeine Frau ein Mädchen gebar. Noch im nämlichen Jahre knüpfte er Verbindungen mit den Neſtorianern namentlich durch Vermittlung eines jungen, lernbegierigen Biſchofs an; ſpäter hielt er ſich viel in Orumiah, weſtlich von Tebris auf. Das beſtändige Unwohlſeyn ſeiner Frau veranlaßte ihn, im Sommer 1841 nach Nordamerika zurückzukehren.

Digitized by Google

gewalt, Meſſe und Heiligenverehrung, mit der Lehre und Uebung der katholiſchen Kirche kennt, muß ſich natürlich über dieſen Eifer für Gottes Ehre wundern, der dießſeits des ſchwarzen Meeres in Meſſe, Prieſterthum und Heiligenverehrung greuelhaften Götzendienſt und die Gewalt des Antichriſts ſieht, jenſeits aber ſich friedlich und freundlich daran anſchließt.

Allerdings behauptet Perkins, die Neſtorianer ſeien „die Proteſtanten des Orients“; ſie beſäßen ein noch ſo wenig getrübtes Urchriſtenthum, daß gläubige Proteſtanten ſich im Ganzen an ſie als Brüder anſchließen könnten. (S. 21 u. a.)

Da aber die Lehren und der Cultus der Neſtorianer namentlich durch Aſſemani's, zwei Foliobände umfaſſende Darſtellung den Gelehrten längſt bekannt iſt, ſo kann unſer Miſſionär mit der Berufung auf Urchriſtenthum, das er im proteſtantiſchen Sinne des Wortes bei den Neſtorianern finde, nur ſeine Unredlichkeit an den Tag legen, und ſein freiwilliger Haß gegen die katholiſche Kirche und ſeine Inconſequenz wird hiemit offenbar.

Dagegen mag es ihm gelingen, unter ſolchen, die keine Gelegenheit hatten, ſich von den Lehren und Gebräuchen der Neſtorianer Kenntniß zu verſchaffen, wirklich die Anſicht zu verbreiten, als weiche die älteſte von den noch beſtehenden Secten des chriſtlichen Orients in Hauptpunkten der religiöſen Uebung und Lehre ungefähr gerade ſo von der katholiſchen Kirche ab, wie die Proteſtanten, und namentlich wie die Methodiſten. Damit wäre nicht nur die bittere Feindſeligkeit des Miſſionärs gegen die katholiſche Kirche gerechtfertigt, ſondern es würde uns auch eines der älteſten und unverdächtigſten Zeugniſſe über den urſprüglichen Charakter ihrer Lehren und Gebräuche entzogen. Indeſſen hat Perkins ſelbſt da und dort in ſeinem Tagebuche ſolche Angaben mitgetheilt, daß man zum Theil durch ihn ſelbſt belehrt wird, die Neſtorianer, welche er Proteſtanten des Orients nennt, beſitzen das Meßopfer, halten die Kirchengewalt und beſtimmte Kirchenge-

Digitized by Google

ſetze feſt. Wir erſehen nämlich aus ihm, daß die Biſchöfe und Prieſter im Sanctuarium die Meſſe nach altſyriſcher Liturgie feiern; daß ſie nüchtern celebriren (S. 237), daß die Materie der Euchariſtie Korbána, d. h. Opfer genannt werde (S. 445), eine Benennung, die Perkins (S. 167 im Gruße korban olam) mit sacrifice überſetzt. Zwar zeigt er ſich in der nähern Beſtimmung des Glaubens der Neſtorianer als der „Proteſtanten des Orients“ hinſichtlich der Euchariſtie etwas verlegen, tadelt auch die Aengſtlichkeit, mit der ſie die Hoſtien zubereiten, berichtet uns aber, ohne etwas Götzendieneriſches darin zu finden, daß die Neſtorianer der Euchariſtie eine übernatürliche Zauberkraft (magic charm) zuſchreiben (S. 455), und derſelben eine höchſt unterwürfige Verehrung (homage) bezeugen. Doch hätte er auch hievon ganz geſchwiegen, ſo würden die von Renaudot überſetzten, auch von den Neſtorianern gebrauchten Liturgien, wovon ein Exemplar in ſyriſcher Sprache in der Staatsbibliothek zu München (Cod. or. 146) aufbewahrt wird, hinlänglich bezeugt haben, daß die Neſtorianer hinſichtlich des Meßopfers und der Euchariſtie ſo gut mit der katholiſchen Kirche übereinſtimmen, wie die katholiſchen Maroniten am Libanon und die unirten Griechen.

Doch nicht bloß in dieſem Punkte, ſondern auch hinſichtlich der Prieſtergewalt gibt das Buch von Perkins ſelbſt Zeugniß wider ſeine Darſtellung der Neſtorianer als der „Proteſtanten des Orients.“ Er berichtet, daß ſie häufig das Kreuzzeichen anwenden (S. 182 u. a.), daß den Prieſtern die Hände ehrfurchtsvoll geküßt werden u. dgl. Wie ſehr die Neſtorianer an eine Nothwendigkeit der Prieſterweihe und des Ausganges gültiger clerikaliſcher Wirkſamkeit von einem rechtmäßigen Biſchofe glauben, zeigte ſich in dem Benehmen des gutmüthigen kindlich naiven Biſchofs Mar Johanan, der nicht begreifen konnte, wie man in Amerika ohne Biſchöfe ordiniren könne, weßhalb er ſich erbot, engliſch zu lernen, nach Amerika zu gehen und dort ſich an die Spitze des Clerus zu ſtellen (S. 174).

Digitized by Google

Ueberdieß iſt die Uebereinſtimmung der Neſtorianer mit den Katholiken hinſichtlich der biſchöflichen und prieſterlichen Weihe und Gewalt von Aſſemani durch eine große Anzahl von Zeugniſſen und Urkunden (z. B. durch das Ritual für die verſchiedenen Weihen) gegen jeden Zweifel ſicher geſtellt.

Weniger ausführlich und namentlich ohne Mittheilung von Zeugniſſen aus den Kirchenbüchern der Neſtorianer behandelt Aſſemani den Punkt der Heiligenverehrung, gerade denjenigen, in welchem Perkins am zuverſichtlichſten gemeinſame Sache mit den Neſtorianern macht. Er rühmt ihre Scheu vor heiligen Bildern — (bekanntlich haben ſie aber wenigſtens das Bild des Kreuzes und verehren es außerordentlich, wie denn der Miſſionär Grant, der Genoſſe Perkins, das Kreuz mit einer neſtorianiſchen Gemeinde küßte), — alles übrige, was auf Heiligenverehrung Bezug hat, übergeht er mit Stillſchweigen. Daraus muß ſich natürlich die Vorſtellung bilden, als wenn die Neſtorianer von Anrufung und Verehrung der Heiligen, von Verehrung der Reliquien nichts wiſſen. Da nun dieſer Punkt bei Aſſemani nicht umfaſſend genug bedandelt iſt, und Wenige ſelbſt von dem bei Aſſemani Mitgetheilten Gebrauch machen können, ſo benützen wir ein neſtorianiſches Kirchenbuch, welches die Hofbibliothek zu München bewahrt, um dieſen Gegenſtand näher zu beleuchten.

Nämlich Cod. orient. nr. 147 bietet zuerſt das Pſalterium, dann verſchiedene Hymnen, Antiphonen und Lectionen, nach Jahres- und Tageszeiten und Feſten charakteriſirt in altſyriſcher Sprache dar. Es iſt, wie aus dieſer Bezeichnung des Inhalts hervorgeht, ein ſyriſches Brevier. — Da es erſt im Jahre der Seleuciden 1919, d. h. 1608 nach Chriſt. Geb. geſchrieben und doch ſo abgenützt iſt, daß es an vielen Stellen durch aufgeklebte Papierſtreifen ausgebeſſert werden mußte — weßhalb es im Cataloge der Bibliothek als uraltes Manuſkript bezeichnet iſt, — ſo ſieht man, daß es wirklich gebraucht wurde. — Daß es aber auch gerade ein neſtorianiſches

Kirchenbuch iſt, erhellt aus Folgendem: 1) Es iſt mit der eigenthümlichen, dem Eſtrangelo ſich annähernden Schrift geſchrieben, deren ſich die Neſtorianer ausſchließlich bedienen, und die deßhalb die neſtorianiſche heißt. (S. Hoffmanni gramm. syr. S. 68.) 2) Die dem Pſalterium beigefügten Noten werden in der Aufſchrifft dem Theodor von Mopsveſte zugeſchrieben. 3) Mehrere der im zweiten Theile vorkommenden Hymnen ſind von neſtorianiſchen Verfaſſern, z. B. Narſes, Simeon Bar Zabe, Babai. 4) Blatt 138 wird das Jahr der Vollendung des Buches durch Nennung des neſtorianiſchen Patriarchen jener Zeit — Elia (ſ. Assemani B. O. III. S. 622) bezeichnet. Vielleicht kann man noch beifügen, 5) daß Blatt 94 das Symbolum der 118 Väter, d. h. das nicäniſche ohne den Zuſatz filioque dargeboten wird.

Ziehen wir nun dieſes neſtorianiſche Kirchenbuch, deſſen Inhalt dem Miſſionär Perkins nicht unbekannt ſeyn kann, da er öfters der Abbetung der prieſterlichen Tagzeiten beiwohnte, zu Rathe, um zu ſehen, ob denn wirklich die „Proteſtanten des Orients“ in ihrem Officium von den Heiligen nichts wiſſen, und von dem götzendieneriſchen Gräuel des Antichriſts, über den ſich Perkins auf dem Mittelmeere ſo ſehr erzürnte, ſo rein gehalten haben, daß ſie wirklich mit Recht als Geiſtesverwandte der Methodiſten angeſehen werden können, ſo kommen wir auf das überraſchende Reſultat, daß ſich hier die Heiligen- und Reliquienverehrung nachdrücklicher und auffallender kund gibt, als es je unter Katholiken der Fall iſt.

I. Die Heiligen haben durch ihr Verdienſt in Vereinigung mit Chriſtus den Himmel verdient. „Sie blickten auf den Gottesſohn, der am Kreuze hing und neigten ihr Haupt dem Schwerte und wurden gekrönt. Durch das Blut, das von eurem Rumpfe ſtrömte, habet ihr das Himmelreich erkauft“ (Bl. 114). „Ihr erhöhten Martyrer, angelangt im himmliſchen Jeruſalem, das ihr er-

kauft habt mit dem Blute, das von eurem Rumpfe floß ꝛc.“ (Bl. 118 b.)

„Das Kreuz Chriſti war den Martyrern die Brücke, auf der ſie hinüberzogen als Gerechte zum ſchreckenloſen Orte.“ (Bl. 115 b.)

„Lobpreis der Stimme (Chriſti), die zu den Martyrern ſprach: vermiſchet euer Blut mit dem meinigen, mein Leben iſt mit euerm Leben vereint.“ (Daſ.)

II. Im Himmel ſind die Heiligen mit großer Macht ausgerüſtet. Man ruft ſie nicht umſonſt um Hülfe an.

Sie haben Macht, 1) vor äußeren Gefahren zu ſchützen, 2) die Verſuchungen zu vernichten, 3) Gottes ſtrafende Gerechtigkeit zu beſänftigen.

„Ihr heiligen Martyrer betet um Frieden, daß wir in Freude eure Feſte feiern.“ (Bl. 114 b.)

„Ihr ſeid ſtarke Bollwerke wider die Verfolger in der Zeit der Bedrängniß, ihr Martyrer, die ihr Opfer geworden ſeid für den Hohenprieſter, euer Gebet möge zur Mauer werden unſerer Seele.“ (Daſ.)

„Ihr Martyrer, Mauern, die nicht fallen, Quellen, die nicht verſiegen, erflehet durch euer Gebet Gnade von dem Erbarmer über die Welt. (Bl. 118 a.)

„Kommet, wir wollen uns ſegnen laſſen von den Martyrern und Prieſtern. Das Gebet der Martyrer und Prieſter ſei eine Schutzwehr unſerer Seele. — Laßt uns unſere Zuflucht nehmen zum heil. Georg, durch die Kraft ſeines Gebetes möge unſer Herr reinigen unſere Wege und erleichtern die Schwere unſerer Glieder.“ (Bl. 118 a.)

„Ihr Seligen, öffnet eure Schätze, und gebet Hülfe den Bedrängten.“ (Bl. 119 a.)

„O du, die erfüllt iſt von Gnade, berede durch deine Fürbitte den Sohn, der wie ein Morgenſchein aus deinem Schooße

Digitized by Google

hervorging, (berede ihn), daß er Ruhe und Frieden gewähre in ſeiner Kirche, die erkauft iſt mit ſeinem Blute." (Bl. 120.) „Oeffnet eure Schätze ihr Seligen und gewähret Hülfe den Bedrängten, die blicken und harren nach eurem Gebete, durch das ſie vom Uebel beſchützt ſeyn mögen." (121 a.)

„Die Heiligen ſind die Advokaten s'nigere (wie ſie nach dem aus dem Griechiſchen in's Syriſche hinübergenommenen Worte συνήγοροι genannt werden) Bl. 123 a., beſonders am Tage des Gerichtes Bl. 122 a. — Sie werden auch angerufen, um die Gnade der Standhaftigkeit im Bekenntniß des Glaubens zu erhalten." (Bl. 122 a.) — Ferner: Erflehe uns von deinem Herrn Gnade und Erbarmen und Nachlaſſung der Sünden o Martyrer Georg!" (114.)

III. Die Leiber und Gebeine der Heiligen und die Orte ihrer Marter werden nicht bloß als hiſtoriſche Erinnerungen geehrt, ſondern im eigentlichen Sinne verehrt, ja adorirt, und es wird ihnen, vermöge ihres Zuſammenhanges mit den Heiligen im Himmel, ja an und für ſich, eine übernatürliche Kraft zugeſchrieben.

„Ihr Martyrer, bittet um Erbarmen für die Welt, die zu euern Gebeinen Zuflucht nimmt, daß wir vermittelſt euers Flehens und Gebetes Erbarmen finden mögen am Tage des Gerichts." (Bl. 120 b.)

„Ueber dem Orte, da eure Gebeine liegen, wohnet Friede und Ruhe, und ein Heer von Wächtern aus der Höhe behütet denſelben ſammt ſeinen Bewohnern." (Bl. 119 a.) „Eure Gebeine ſind Perlen, eure Leiber ſind Wohlgerüche, das Blut, das von eurem Rumpfe floß, wird zur Gnade für die ganze Schöpfung." (119 b.) „In Mitte der Kirche ſind eure Leiber, ihr beſitzt die Schlüſſel der Höhe." (119 a.) „Wo Martyrer getödtet wurden, da kommt der heil. Geiſt herab und wirket Frieden (auch) an verödeter Stätte." (119 b.) „Wir beten an vor euern Gräbern die Kraft, welche verborgen iſt in euern Gebeinen." (Daſ.)

Digitized by Google

„Wie die Bänder an einem Gebäude, ſind die Martyrer in die Schöpfung hineingeſchlungen; und wenn die Erde zu ſtürzen droht, ſo müßt ihr (o Martyrer) ſie ſtützen durch die Kraft euerer Reliquien. Das Meer findet keinen Riß in einer Mauer, welche eure Leiber befeſtigen, und der Satan hat keine Gewalt über einen Ort, wo eure Reliquien aufbewahrt ſind.“ (119 a.)

„Wie die Bäume mitten in dem Garten,
ſind die Martyrer geſetzt mitten in den Tempel,
und über ihnen ſteht der Altar,
und der heilige Geiſt dienet ihnen *).
Engel ſteigen von ihrer Stätte hernieder
und pſalliren Loblieder mit Saiten und Geſang,
über den Gebeinen der Glaubensvollen, die
den Willen ihres Schöpfers erfüllt haben.“ (Bl. 117.)

„Die Martyrer ſind Cedern, deren Wuchs ſich nicht beugt vor dem Gerichte. — Auf ihren Gräbern haben Könige ſich anbetend niedergeworfen, um durch ihre Gebeine Hülfe zu erlangen.“ (Bl. 118.)

Dieſe Belege für die Anſicht der Neſtorianer hinſichtlich der Heiligenverehrung mögen hinreichen, um zu zeigen, wie weit dieſelben in dieſem Punkte mit einem proteſtantiſchen Pietismus harmoniren, dem die katholiſche Art, die Heiligen zu verehren, ein läſterlicher, gottesräuberiſcher Götzendienſt iſt.

Nur in einem Punkte zeigt ſich dem Berichte von Perkins und andern Mittheilungen gemäß eine aufrichtige Uebereinſtimmung zwiſchen Neſtorianern und zwiſchen den eifernden Proteſtanten: im Haß gegen den Papſt. So lange Mar Elias, der angeſehenſte und unterrichtetſte Mann des neſtorianiſchen Clerus, den Argwohn hegte, Perkins möchte Katholik ſeyn, war er ſehr ſchroff und zurückhaltend, und auch bei andern Gele-

---

*) **Werucho dekudscho mescham'scho lehun.** Der ſyriſche Text von dieſen und andern Geſängen dieſes Kirchenbuches wird hoffentlich bei einer andern Gelegenheit mitgetheilt werden können.

Digitized by Google

genheiten bemerkte unſer Miſſionär eine große Abneigung gegen Rom. Das ſind die Sympathien, die nach dem Ausdrucke von Perkins aus dem fernen Oſten weit nach Weſten hin zu den proteſtantiſchen Brüdern in Chriſto rufen.

Perkins verſichert uns übrigens, wäre nicht er ſammt den mit ihm wirkenden Miſſionären zu den Neſtorianern gekommen, ſo wären ſie unfehlbar eine Beute der ſchlauen Emiſſäre des Papſtes geworden. „Wären wir ihnen nicht zu Hülfe gekommen, ſo dürfen wir wohl als wahrſcheinlich annehmen, daß die unaufhörliche Thätigkeit der intriganten Kunſt der Jeſuiten-Emiſſäre (bekanntlich iſt die katholiſche Miſſion unter den Neſtorianern in den Händen der Lazariſten), durch ihre Verſprechungen von großen Geldſummen, von Begünſtigungen für den Fall des Uebertritts, andererſeits durch ihre Drohungen und ihre wirklichen Gewaltthätigkeiten für den Fall der Weigerung, allmählig den letzten Mann von den Neſtorianern zur römiſchen Fahne hinübergebracht hätten.“ (S. 22.)

Wer die Armuth der katholiſchen Miſſion gerade in dieſer Gegend aus den Annalen der Verbreitung des Glaubens und die Schwäche ihres äußerlichen Schutzes kennt, muß dieſe Anklagen lächerlich finden, zumal wenn er die Lage der amerikaniſch engliſch redenden Miſſionäre berückſichtigt, welche ſchon an den zahlreichen engliſch-proteſtantiſchen Familien, dann an ihren Geſandtſchaften die unmittelbarſte Hülfe haben. Perkins konnte in Tebris drei engliſche Aerzte für die Krankheit ſeiner Frau zu Hülfe nehmen, und engliſche Officiersfamilien, der engliſche Geſandte in Teheran und andere einflußreiche Engländer kamen ihm mit freundlicher Theilnahme entgegen. Was die Intriguen der katholiſchen Miſſionäre betrifft, ſo kann darunter kaum etwas anderes verſtanden werden, als die Abmahnung, ſich den proteſtantiſchen Miſſionären hinzugeben. Daß Perkins ſeiner Seits alles aufgeboten habe, die Trennung von von Rom zu fördern, iſt ſchon durch die erſte Abſicht ſeiner Miſſion ausgeſprochen und durch mehrere von ihm angeführte

Digitized by Google

Thatſachen im Einzelnen beſtätigt. Mit ihm vereinigten ſich in dieſem Eifer die deutſchen Miſſionäre Haas und Andere, wie es ſcheint aus der Schule zu Baſel. Von Haas hat uns Perkins ein ſehr nachdrückliches Schreiben mitgetheilt, worin der neſtorianiſche Patriarch beim Heile ſeiner Seele auf die Gefahr aufmerkſam gemacht wird, die ihm von Seiten der katholiſchen Miſſionäre drohe. (S. 163.)

Die bitter feindſelige Geſinnung gegen Rom, die den Reiſebericht anfängt, ſchließt ihn auch. Am Ende bemerkt nämlich Perkins, man habe ihm geſchrieben, die katholiſchen Miſſionäre ſeien durch den Schah von Perſien ausgewieſen worden. (S. 508.) Hiezu macht er die eigenthümliche Reflexion: „Es iſt wunderbar, wie dieſe Agenten des „Menſchen der Sünde" (those agents of the „man of sin", d. h. des Antichriſten) in ihrer Arbeit, Lolch auszuſäen, gerade durch eine mohammedaniſche Regierung gehindert wurden. Es iſt, als hätten wir einen Fall vor uns, wie Satan gegen Satan entzweit iſt; wenigſtens deutet es uns die freudige Gewißheit an, daß ſein Reich nicht ewig dauere." (S. 508.)

Dieſe metaphyſiſche Erklärung der Unbilden, welche die katholiſchen Miſſionäre erfahren haben, erleidet freilich einige Modification durch das Schreiben des Vorſtandes der katholiſchen Miſſion, wonach die Thatſache ohne Zauberei und Teufelsſpuk, ſondern einfach durch den engliſchen Einfluß am perſiſchen Hofe hervorgerufen wurde *).

*) P. Daruis in: Annales de la Propagation de la Foi. t. XVI. Lyon 1844. S. 407.

Digitized by Google

## LIX.

## Tirol und ſeine Beurtheiler in Sachen der Religion und Kirche.

Seit drei Jahren ergeht über Tirol ein ſo unausgeſetztes und lautes Scharfgericht in Sachen der katholiſchen Religion und Kirche, daß auch der zäheſte Faden der Geduld reißen muß. Ein literariſches Erzeugniß ſchlägt das andere, um die katholiſchen Tiroler auf die morſchen Zuſtände ihres Glaubens und Kirchenweſens aufmerkſam zu machen, in einem Tone, der an Leichtfertigkeit und Verachtung des Volkes gränzt, das man ſo übermüthig in die Schule nimmt. Nicht bloß der Schreiber dieſer Zeilen, ſondern die Ueberzeugung von Tauſenden hat unter dieſen Umſtänden das Recht der Nothwehr, das die Redaction der hiſtoriſch-politiſchen Blätter um ſo geneigter anerkennen und achten wird, je feſter ſich ſeit neun Jahren das Wechſelverhältniß zwiſchen ihr und den zahlreichen tiroliſchen Leſern geſchlungen hat. Längeres Stillſchweigen könnte den Angegriffenen nur als Eingeſtändniß ihrer Niederlage oder als Feigheit vor ihren Gegnern ausgelegt werden. Von der Güte unſerer Sache und dem Unmaße auf der Gegenſeite lebhaft überzeugt, denken wir nicht daran, vom verwerflichen Mittel perſönlicher Anfeindung Gebrauch zu machen, wie dieß leider nur zu oft gegen uns ohne Scheu geübt worden iſt. Selbſt die Allgemeine Zeitung, welche in dieſer Angelegenheit eine ſo bedeutſame Rolle übernommen zu haben ſcheint,

Digitized by Google

darf von uns gerechte Anerkennung ihres Standpunktes erwarten, der vom tiroliſchen weſentlich verſchieden iſt. Nirgends ſetzen wir von vorne herein böſe Abſicht oder die Anlage eines geordneten Plans voraus, ungeachtet die gegneriſchen Bemühungen für uns einen ſolchen Anſchein haben. Wir glauben ſogar, der Allgemeinen Zeitung einen Dienſt zu erweiſen, wenn wir unſere Klage offen und mannhaft ausſprechen, da es ja in ihrem eigenen Intereſſe liegen muß, für die katholiſchen Tiroler kein Parteiblatt zu bleiben, wie ſie es bisher in Bezug auf den Katholicismus Tirols mit geringen Ausnahmen geweſen, da die katholiſche Vertretung unſers Landes entweder ganz ausgeſchloſſen, oder unausgefüllt geblieben iſt. Man hat im maßloſen Uebermuth Tirol als „ſchlummernden Barbaroſſa im Kyffhäuſer“ dargeſtellt, und ſeinen Geiſt mit einer „getrockneten Blume im abgeſtorbenen Herbarium“ verglichen. Unter ſolchen Umſtänden muß es Jeder natürlich finden, daß ſich die Schlummerleiche rührt, und das Recht der Lebendigen in Anſpruch nimmt. Selbſt ein Auflodern von Indignation wird verzeihlich ſeyn im Gefühl erlittener Kränkung, die durch nichts herausgefordert oder gerechtfertigt erſcheint. Erlauben Sie mir daher, daß ich etwas weiter aushole, und die Klage der Tiroler gegen ihre zügelloſen literariſchen Gegner näher begründe.

Tirol legte von jeher ein großes Gewicht auf die ungetheilte Einhelligkeit im Bekenntniſſe des römiſch-katholiſchen Glaubens. Als ſich daher gegen das Jahr 1570 die Frage erhob, ob man zu Gunſten des tiroliſchen Geldmarktes den Bergwerksgenoſſenſchaften die freie Uebung der evangeliſchen Religion geſtatten ſollte, ſo ſtand Jakob von Boimont und Payrsberg als Haupt der Landſtände auf, und erklärte eine ſolche Gewährung im Widerſpruch mit den bisherigen Gewohnheiten und Rechten des Landes. „Es gibt kein feſteres Band, die Herzen der Menſchen zuſammenzuhalten, als die Einheit in der Religion“, fügte er mit Nachdruck hinzu, „und ſchon der bloße Name von „„zwei Religionen““ macht die Neuerung verwerflich. Wie der allmächtige Herr des Himmels einig und

Digitized by Google

ein Gott des Friedens iſt, ſo mißfällt ihm auch nichts mehr, als alle Uneinigkeit, beſonders in Sachen, welche die Grundfeſte unſerer Seligkeit, den katholiſchen Glauben betreffen. Aus der Mißhelligkeit im Glauben entſteht babyloniſche Verwirrung, wobei man für den Frieden und die Ruhe im Lande nicht mehr ſtehen kann (Urkunde vom Jahre 1570). Dieſe Meinung des Landeshauptmanns, von allen Landſtänden getheilt und unterſtützt, behielt die Oberhand, ungeachtet die Fugger und Hochſtetter von Augsburg, im Verein mit den kurzſichtigen Kapitaliſten des Landes, alle ihre Geldkräfte dagegen anſtrengten, und ſelbſt der Hof des Erzherzogs Ferdinand, bei den damaligen Geldgeſchäften betheiligt, eine Milderung zu wünſchen ſchien. So mächtig war die Ueberzeugung aller einflußreichen Vaterlandsfreunde in dieſer tiroliſchen Lebensfrage. Die Reinigung des Landes von fremdartigen Elementen in Sachen des Glaubens ging mit der lobenswürdigſten Maßhaltung vor ſich, und bewies die Stärke der Volksgeſinnung, welche im Gefühle ihrer Kraft alle unnothwendige Beſchwerung der Andersgläubigen ablehnte. Ein Zeitraum von faſt fünfzig Jahren ward der Bewegung eingeräumt, damit ſie ihre Angelegenheiten ordnen und ihre Anhänger ſich gleichgeſinnten Gemeinden im Auslande anſchließen konnte, von welchen ein großer Theil Proteſtanten in die tiroliſchen Berge gekommen war. Erſt ein Jahrhundert ſpäter konnte man in Wahrheit ſagen, daß alles Nachzucken einzelner proteſtantiſcher Regungen aufgehört habe, und vollſtändige Einheit des religiöſen Bekenntniſſes zurückgekehrt ſei. Weil man tiroleriſcherſeits fremde Gewiſſen nicht bedrücken, aber auch die Kraft der Glaubenseinheit für die Zukunft zum Wohle des Landes erhalten wollte, war ſo viel Nachſicht auf der einen, ſo viel Standhaftigkeit auf der andern Seite zu finden. Dieſe Staatsweisheit ſchlichter tiroliſcher Männer verdient um ſo größere Anerkennung, da ihre Gültigkeit noch nicht belegt werden konnte durch die unglücklichen Wirrſale der confeſſionell in zwei feindſelige Heerlager getheilten Schweiz.

Digitized by Google

Für Tirol blieb nur ein Fleck im Nordoſten des Landes zurück, wo ſich äußere Einflüſſe mit einigem Glücke zu Gunſten des kirchlichen Separatismus verſuchen konnten, wir meinen das Zillerthal. Die nach Salzburgs Thälern vorgedrungenen Reformationsideen, ſelbſt nach der bekannten Auswanderung der Salzburger im Jahre 1732 nicht ganz erloſchen, wirkten mit einzelnen Nachklängen in's genannte tiroliſche Thal herüber, und erhielten Nahrung durch die alljährlichen Auswanderungen der Zillerthaler in proteſtantiſche Länder Deutſchlands und anderer Nachbarreiche. Da der dadurch bekannt gewordene Zillerthaler dem höheren deutſchen Norden für ein Muſterbild tiroliſcher Volksart, und deſſen Heimath als kurzer Inbegriff aller Schönheiten des Tirolerlandes galt, ſo fing das Touriſtenweſen mit proteſtantiſcher Zuthat dahin viel früher an, als es im übrigen Tirol der Fall war. So wanderten akatholiſche Schriften und mündliche Lehren leicht und wirkſam in die einſamen Berge, und die zerſtreuten Funken ſeparatiſtiſcher Geſinnung ſammelten ſich allmählig in der künſtlichen Pflanzſchule, die vom Auslande mit Emſigkeit belebt und unterhalten wurde. Proteſtantiſche Schriftſteller geſtehen dieſen Verkehr der Zillerthaler mit den Meiſtern des ganzen Zettels außerhalb Tirol auch unverholen ein, wie man bei Schulze: Auswanderung der Zillerthaler Seite 204 bis 230, das Weitere nachleſen kann. So geſchah es, daß ſich am Ende des vorigen Jahrhunderts ſeparatiſtiſche Regungen in größerer Ausdehnung bemerken ließen. Gleichwohl zeigten dieſe Inklinanten, wie man ſie nannte, nichts weniger als ein klares Bewußtſeyn deſſen, was ſie glaubten und erſtreben wollten. „Die meiſten derſelben", erzählt Staffler in ſeiner Statiſtik, „kannten den proteſtantiſchen Glauben nicht einmal dem Namen nach. Der ſittliche Wandel Vieler aus ihnen war keineswegs tadelfrei. Mehrere trübten den Frieden in der Gemeinde, und machten ſich ſogar des Verbrechens der Religionsſtörung ſchuldig." (1. Th. S. 130.) Selbſt zur Forderung freier Religionsübung erhoben ſie ſich nur nach langer und nicht ſehr auferbaulicher



Digitized by Google

Vorſchule durch Organe, die keine Wurzeln im tiroliſchen Volksleben hatten. Erſt, nachdem alle gütliche Vermittlung fehlgeſchlagen hatte, dachten die Landſtände 1837 an eine Ausſcheidung des ruhelos gährenden, dem übrigen Tirol fremdartig gewordenen Stoffes. Der Beſchluß wurde nicht nur im Ständeſaal einſtimmig gefaßt, ſondern von der einmüthigen Volksſtimmung im Lande unterſtützt. Widerſtand zeigte ſich tiroleriſcherſeits nur bei Schriftgelehrten und Advokaten, welche die Sache der Zillerthaler als Rechtsſache zu vertreten hatten, und nicht jedesmal ließ ſich vom Wortlaute ihrer Schriften auf die unumwundene Ueberzeugung der Schriftſteller zurückſchließen.

Man hat bei dieſer Gelegenheit ein großes Aufheben mit der Einrede des Bürgermeiſters Maurer zu Gunſten der Zillerthaliſchen Inklinanten gemacht, und noch in der neueſten Schrift von Steub wird ſeiner deßhalb mit beſonderem Lobe gedacht. Damit iſt freilich nur bewieſen, daß die Acten des betreffenden Landtages, trotz eifriger Studien, durch drei Sommer nicht ganz erſchöpfend ausgebeutet worden ſind. Maurer, ein Mann von ehrenhaftem Charakter, war bekanntlich in dieſem Falle gleichwohl zu weich, um fremden Einflüſterungen zu widerſtehen. So ließ er ſich in einer unglücklichen Stunde bewegen, das Elaborat des Advokaten vorzuleſen, welchen die Zillerthaler zu ihrem Anwalt erkoren hatten. Unvermögend, auf den fertigen Grundſätzen ſeines Hintermannes im gleichen Geiſte fortzubauen, und der freien Rede minder mächtig, als es für die verlorne Sache nothwendig geweſen wäre, erlitt er die peinliche Verlegenheit, mit ſeiner Papierrolle allein im Ständeſaal dazuſtehen, verſtummt und entmuthigt durch die Macht der Umſtände. Um ihn zu ſchonen, beſchloß der Landtag die Entſcheidung der vorliegenden Frage lediglich dem Kaiſer zu überlaſſen. So entging er der Beſchämung, welche das Werkzeug durch eine Abſtimmung getroffen haben würde. Nach einem mit den Wünſchen der Stände im Einklang ſtehenden Hoferlaſſe wanderten Ende Auguſts 1837 die zillerthaliſchen

Digitized by Google

Inklinanten, 423 Köpfe ſtark, in's preußiſche Schleſien aus, und proteſtantiſche Schriftſteller konnten nicht umhin, die Erleichterungen zu rühmen, welche den Abziehenden ſowohl von den Tirolern, als der öſterreichiſchen Regierung zu Theil geworden ſind. Seit dieſer Zeit iſt in's Zillerthal nicht nur die durch neun Jahre ſchmerzlich vermißte Ruhe zurückgekehrt, ſondern jede Spur des Separatismus verſchwunden. Selbſt ſolche, die deſſelben einigermaßen verdächtig ſchienen, haben durch aufrichtigen Anſchluß an die katholiſche Kirche allen Zweifel über ihre Rechtgläubigkeit beſeitigt.

Diejenigen, welche ſich in neueſter Zeit die ſchwere Aufgabe ſtellten, im katholiſchen Tirol proteſtantiſche Elemente nachzuweiſen, erkennen die confeſſionelle Ruhe im Zillerthal ſelbſt an, deuten aber mit ſichtbarem Wohlgefallen auf die Separatiſten im Puſterthal und Vintſchgau, von denen im Laufe der Zeit vielleicht einiger Umſchwung in der Landesgeſinnung zu erwarten ſtünde. Sie ſind aber, trotz ihrer ſcharfſinnigen Entdeckung noch unbekannter Tirolerzuſtände in dieſem Punkte ſchlecht berichtet. Allerdings lebten im Thale Ahrn hinter Tauſers einige Separatiſten, die am Ende des vorigen Jahrhunderts von ſich reden machten. Da ſie aber die Ruhe und Ordnung des Thales nicht im mindeſten trübten, ſo ließ man ſie auch tiroleriſcherſeits im tiefſten Frieden. Der letzte derſelben, Joſeph Rainer, kehrte in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück, und ſtarb im Jahre 1838 mit allen Zeichen aufrichtiger Reue über ſein früheres Beharren im Irrthum, worüber er ſelbſt keinen klaren Begriff zu geben vermochte. Somit erloſch im Puſterthal die letzte Spur unkirchlicher Abſonderung. Was man im Vintſchgau als proteſtantiſche Reliquie zu bezeichnen pflegt, iſt das gerade Gegentheil von dem, wozu man es gerne machen möchte. Vor ungefähr zwanzig Jahren ſtand daſelbſt Joſeph Gorfer auf, aus dem Thale Mortell gebürtig, und als Schuſter in Schnals angeſiedelt. In ſeiner Jugend ein ſtrenger Katholik, ſchlug er ſpäter in ſchwärmeriſches Weſen über, und predigte ſeine Wunderlehren in den



Digitized by Google

Nebenthälern vom Vintſchgau, ohne daß ſie beſondern Anklang gefunden hätten. Seine Anſicht ruhte auf dem Satze, daß der katholiſche Prieſter nicht recht geweiht und die katholiſche Kirche zu wenig ſtrenge ſei, daher beide ihren unfehlbaren Charakter verloren hätten. Insbeſonders verwarf er die Aufhebung des ſtrengen Faſtens an Samstagen, und forderte die Wiedereinſetzung der abgebrachten Feiertage. Den Papſt und die Fürſten beſchuldigte er gewiſſenswidriger Nachläßigkeit in Aufrechthaltung der urſprünglichen Kirchenſtrenge, und ſuchte ſeine Anklagen mit ſchlechtverdauten Sprüchen aus den Propheten des alten Bundes zu beweiſen. Mit dieſer Ueberzeugung ſtarb er im Spitale zu Meran vor ungefähr drei Jahren. Eine einzige Familie im Gebirge ob Schlanders nahm ſeine wunderliche Lehre an. Sie zog ſich unter ihrem Familienhaupte, Chriſtian Spieler, im Jahre 1822 vom katholiſchen Gottesdienſte zurück, und als der letztere 1823 ſtarb, beharrte ſie, ſieben Köpfe ſtark, in ihrer Iſolirung. Sie meiden alle katholiſchen Prieſter, beten viel und haben ihre Wohnung mit Bildern bis an die Decke der Gemächer überklebt. Angeſtellte Unterſuchung der weltlichen und geiſtlichen Behörde bewies, daß ſie außer der Monomanie ihres Stifters mit dem Proteſtantismus nichts gemein haben. Sie ſind übrigens rechtſchaffen, ſehr friedlich, barmherzig gegen die Armen, und deßhalb von den Nachbarn wohl gelitten. Kein Menſch denkt daran, ſie in ihrem ſtillen Leben zu ſtören. Sie gehen übrigens mit ſtarken Schritten dem Ausſterben entgegen, da ſie es nicht für rathſam halten, mit der verderbten Welt ſich in Ehebündniſſe einzulaſſen. Wie der Leſer bemerken wird, haben dieſe gutmüthigen aber verführten Leute den nämlichen Irrwahn, der einſt bei den Mannharditiſten im Brixenthale geſpukt hat. So wie die Letztern ſchon längſt zur Kirche zurückgekehrt ſind, darf man auch bei der Spieler'ſchen Familie bei Schlanders Sinnesänderung hoffen.

Unter dieſen Umſtänden iſt das Aufſuchen proteſtantiſcher Ueberzeugungen im Tirolerlande jedenfalls ein verunglücktes

Unternehmen. Um ſo ſchmerzlicher muß man es bedauern, daß ſelbſt geachtete Journale und andere literariſche Werke über Tirol von ihrem indifferenten Standpunkt aus in neueſter Zeit einen wenig verſteckten, und in den Mitteln zum Zwecke oft kaum ehrenhaften Krieg gegen die tiroliſche Einmüthigkeit im Bekenntniſſe des katholiſchen Glaubens eröffneten, und ihn mit einer ſtandhaften Taktik fortführen, die einer beſſeren Sache würdig wäre. An den erſten Vorpoſtengefechten konnte man kaum abnehmen, wie die Sache gemeint war. Aber allmählig entwickelte ſich das Gefecht vor unſeren Augen immer deutlicher, Urſprung, Folge und Zuſammenhang des Geſpinnſtes laſſen ſich jetzt unſchwer erkennen, und die Animoſität der Sieger in spe rechtfertigt unſer lange zurückgehaltenes Gegenwort, das von jenem Maße begleitet ſeyn ſoll, welches dem Gefühle der Wahrheit und der Gerechtigkeit der tiroliſchen Sache angemeſſen iſt.

Jedermann begreift das Gewicht, das die Allgemeine Zeitung in ſolchen literariſchen Feldzügen durch Correspondenzen gegen das katholiſche Tirol in die Wagſchale legen kann. Sie genießt faſt allein, von allen größeren Zeitblättern, das Recht des ungehinderten Umlaufs in den öſterreichiſchen Staaten, freilich unter der Bedingung, die religiöſen Verhältniſſe derſelben nach Gebühr zu ſchonen. Leider ſchien ſie nicht in der Lage, dieſelbe in Bezug auf Tirol einzuhalten, und die Tiroler klagen mit Recht, wo nicht über den Mißbrauch der ihr eingeräumten Freiheit, doch über die Einſeitigkeit ihrer Correspondenten. So ſtand unter anderem am 6. Dec. 1843 (Beilage 340) in ihren Spalten eine Klage gegen die Jeſuiten in Innsbruck, faſt gleichzeitig mit den erſten Vorzeichen des Jeſuitenſturms in der Schweiz. Da eine größtentheils proteſtantiſche Redaction unter Jeſuiten leicht römiſch-katholiſche Katholiken verſtehen konnte, wie es in deutſchen Landen nur gar zu oft geſchieht, ſo wurden die Tiroler auf das an ſich nichtige Zeitungsgeplänkel über Tirolerpoeten aufmerkſamer, als es unter anderen Umſtänden wohl geſchehen ſeyn würde. Die Ein-

Digitized by Google

leitung in's rechte Verſtändniß ſollte bald nachkommen durch einen perſönlichen Angriff auf einen Landtagsdeputirten in Botzen, den alle Tiroler wegen ſeiner katholiſchen Ueberzeugungen achteten, und als entſchiedenen Gegner jeder unkatholiſchen Neuerung vorauszuſtellen gewohnt waren. Die Allgemeine Zeitung nannte ihn in einer Correspondenz von Botzen aus „den conſervativen Herodes, etwas unangenehm berührt durch den Stern der Zukunft, der über dem Lande ſtand." Dieſer „Stern der Zukunft" fand ſeine weitere Auslegung durch den trefflichen Witz über die katholiſchen Prieſter des Tirolerlandes, welche im Gefolge des Herodes als „Aſtrologen, Wunderdoctoren und Derbiſche" dem Gelächter des Leſepöbels preisgegeben wurden. Mitunter fiel auch ein vorbereitendes Wort über die „hölzernen Botznertugenden", um ſpäter deſto leichter auf die Verhöhnung des praktiſchen Kirchenthums in Tirol überzugehen. (Beilage 220 im J. 1844.) Aus leicht begreiflichen Gründen, die man vorzugsweiſe öſterreichiſche nennen kann, trat einiger Waffenſtillſtand ein nach dieſem erſten Handſtreich auf das Herz der Gegner. Und in der That mit vollem Recht! Denn war der beredteſte Mund des Landtags ſtumm gemacht und die tiroliſche Geiſtlichkeit als verlorne Schildwache in der Meinung befangener Zeitgenoſſen herabgewürdigt, ſo konnte man mit deſto größerer Ruhe weiter ſchreiten, damit der vielgerühmte „Nordwind" gegen Rom in die verdumpften Berge blaſen konnte. Und die Gelegenheit ſchien bald wider Erwarten günſtig.

Botzen feierte im September 1845 eines jener harmloſen Marienfeſte, wie ſie in der katholiſchen Kirche ſo lange leben werden, als die Kirche und ihre heilige Lehre ſelbſt. Jeder redliche Proteſtant hätte ſich bei ſolcher Gelegenheit der andächtigen Volksſtimmung mitgefreut, und alles Haders im allgemeinen Jubel vergeſſen. Die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung waren einer anderen Meinung, und ſtellten „das Erwachen des nationalen Bewußtſeyns am Rhein" dem Feſthalten am alten Tirolerglauben gegenüber, und bezeichneten die

religiöſe Bewegung als „einen Katholicismus, der Gefühl und Phantaſie überwiegend anſprach“, wobei der Mangel an Verſtand und Nüchternheit der Geſinnung ſich von ſelbſt verſtehen ſollte. Mit ſchlechtverhüllter Ironie wurde die ganze Feierlichkeit als äußerlicher Prunk und Wiegenlied des der Sinnlichkeit verfallenen Volkes auf wenig verſteckte Weiſe parodirt, und die Andeutung hingeworfen, man hätte ſtatt dieſes Kirchendienſtes die Volkskraft beſſer auf die Eindämmung der Etſch abgeleitet. (Allg. Zeit. 281, 8. Oct. 1845.) Der allgemeine Unwille über den Cynismus dieſer Entſtellung fand keine Berückſichtigung. Man glaubte am beſten zu thun, den ſcheinbar gewonnenen Vortheil mit allem Nachdrucke zu verfolgen. Dazu bot die Jubelfeier des Concils zu Trient die erwünſchte Veranlaſſung. Auch hier fand ein Berichterſtatter des Großblattes der deutſchen Preſſe nichts als „kirchlichen Pomp und äußere Pracht, dem Aug und Ohr des Italieners zu ſchmeicheln“, als hätte kein deutſches Herz am Feſte Antheil gehabt, als wäre jede univerſelle Idee der Errungenſchaft katholiſcher Glaubenseinheit im Volke todt geweſen. Mit unzweideutiger Naivität war beigefügt, daß das katholiſche Volk Unrecht thue, die Kluft zu feiern, welche ſeit drei Jahrhunderten in’s deutſche Leben geriſſen war. So wurde durch journaliſtiſche Finte das Concil, auf welchem der gegenwärtige Beſtand der katholiſchen Kirche ruht, für die Wirkungen der Reformation verantwortlich gemacht, und den erſtern angemuthet, durch Aufgebung ihres katholiſchen Standpunktes die Lehre der Reformatoren ſchweſterlich zu umarmen. Dieſe ſchlaue Unterſtellung hat nur im demagogiſchen Treiben der heutigen Schweiz eine Parallele, wo vermittelnde Köpfe im Gefühl des unheilbaren Durcheinander behaupten, es liege am Ende nichts daran, ob man unter dem Radikalismus von Bern, oder unter dem Sonderbunde von Luzern ſtehe, Sigwart Müller und Ochſenbein ſeien gleich gute Halsherren für ein Gemüth, das es mit ſeinen Grundſätzen nicht zu ernſtlich nehme. Und dieſe indifferente Stimmung ſei „der Stern der Zukunft“, der über Tirol

zu ſtehen habe, um das Glück des Volkes zu begründen. (Allg. Zeit. 354, am 20. Dec. 1845.) Bei einer andern Gelegenheit, wo ſich die Allgemeine Zeitung beeiferte, den muſterhaften Styl in Stafflers Statiſtik anzuerkennen, ermangelte ſie nicht, ergänzende Fäden an den Zettel zu ſpinnen, und ließ die unſchuldige Bemerkung fallen, daß es an der Zeit wäre, wenn die Reformation in Tirol ihren Geſchichtſchreiber fände, aber freilich müſſe es auf eine andere Weiſe geſchehen, als es bisher von Tirolern angeſtrebt worden, mit leiſem Anſpiel auf das Buch: Tirol und die Reformation. Darin war freilich, mit gänzlicher Mißachtung des „Sterns der Zukunft", der über dem Lande ſteht, die Reformation als deutſches Nationalunglück beklagt, und die Lehre Luthers Irrſal genannt worden, mit zu viel Emphaſe vielleicht, die wir nicht in Schutz nehmen wollen, aber mit redlicher Offenheit, und im Sinne, wie es die katholiſche Kirche nehmen wird bis an das Ende der Zeiten. Die Reformation in Tirol ſollte dagegen im proteſtantiſchen Sinne behandelt werden als Fortſchritt und Heil der Völker. Deßhalb klagt noch ein Bericht über das Buch: „Briefe aus und über Tirol", die Macht der tiroliſchen Landſtände, welche die Zillerthaler in die Fremde genöthigt hätte.

Und wie das in praktiſcher Anwendung zu verſtehen ſei, zeigt ein Ereigniß der jüngſten Zeit. Im Sommer 1845 kamen zwei preußiſche Fräulein, Eveline und Agnes von Angern, aus Sölldorf bei Magdeburg gebürtig, in's Zillerthal, und ließen ſich für mehrere Monate in einem Privathauſe des Dorfes Schlitters nieder, beide bereits vorgerückten Alters und proteſtantiſcher Confeſſion. Sie kauften das ehemals ſalzburgiſche Schloß Kropfsberg zwiſchen Straß und Brixlegg, das nicht bloß das Innthal auf und ab, ſondern namentlich den Eingang in's Zillerthal beherrſcht, daher, wie von ſelbſt gemacht, als Mittelpunkt für die pietiſtiſche Ausſaat, die im Hauche des „belebenden Nordwinds" in's Land einfahren ſollte. Das Schloß ſollte neu aufgebaut werden, eine zierliche Hauskapelle war den frommen Bewohnerinnen natürlich zu gönnen;

Digitized by Google

und eine andächtige Miſſion dazu, an der vielleicht ſelbſt Steub, der eben kein Freund von Miſſionen iſt, nichts würde auszuſetzen haben. Kurz es handelte ſich um eine Reſtauration des tiroliſchen Volksthums ohne „katholiſche Litaneien und Gebete.“ Bereits war der Kauf beim Landgerichte Rattenberg in's Grundbuch eingetragen, und ein Theil des Kaufſchillings daſelbſt hinterlegt. Da wehrte ſich das Decanat Reith gegen dieſe fromme Colonie Andersgläubiger im Lande. Die genannten Fräuleins, von den Landesbehörden nach den feſten Normen Tirols in ihrem andächtigen Vorhaben zu wenig unterſtützt, reisten im Sommer 1846 nach Wien, um bei den höchſten Stellen das Spiel zu gewinnen. Aber umſonſt. Der Kaiſer achtet das alte Recht der Tiroler, nach welchem eine derartige Propaganda unzuläſſig iſt, und weist die uneigennützigen Vorſchläge der Sachwalter zurück. Was war zu thun? Bürgermeiſter Maurer konnte nicht mehr aushelfen; man wandte ſich an die Allgemeine Zeitung, in der Hoffnung milder Pietät für Beſtrebungen dieſer Art. So erſchien erſt unlängſt ein Artikel aus dem Innthale, worin die Sorge der Tiroler für Einigkeit und Frieden in religiöſen Dingen belächelt wurde, mit der unverkennbaren Abſicht, der Sache in Wien eine günſtige Wendung zu geben. In ſo weit hätte man gegen die Journaliſtik in dieſer Angelegenheit Rückſicht haben können, weil ja natürlicherweiſe ein vorherrſchend proteſtantiſches Blatt ſich der Glaubensbrüder annehmen mußte. Aber ſie überſtürzte, bewußt oder unbewußt, in ihrem Eifer, und druckte einen Erlaß des Guberniums in Innsbruck ab, welcher den Mann compromittiren mußte, aus deſſen Feder er gefloſſen war, ohne Rückſicht auf ſeine amtliche Stellung, die ihm das darin bezeichnete Verfahren zur Pflicht machte. So ſehr bisher die gewandteſte Journaliſtik über dieſe confeſſionellen Gegenſtände Tirols in Halbtönen und wunderlich verſchlungenen Sätzen durch Ironie, Doppelſinn und Bauchrednerei ihre wahre Abſicht zu verbergen geſucht hatte: bei dieſer neueſten Zillerthalergeſchichte wurde ſelbſt der Befangenſte klar über die Zunei-

Digitized by Google

gungen, welche in gewiſſen Regionen zu Gunſten der tiroliſchen Landesfreiheiten herrſchten.

Ein Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, das tauſend Rückſichten zu beobachten hat, mochte ſelbſt zuerſt, und beſſer als die Tiroler, begriffen haben, wie dringend ihre tiroliſchen und nichttiroliſchen Correspondenten und ſie in Benützung derſelben zur äußerſten Vorſicht in dieſem Punkte verpflichtet ſeien, und wie äußerſt willkommen gewandte Schützenhülfe außer ihrer nächſten Verantwortlichkeit ſeyn müſſe. Und in der That, auch hierin lächelte das Glück unerwartet günſtig. Schon vor einem Jahre ließ die Allgemeine Zeitung in einzelnen Flüſterlauten bekannt werden, ein Buch über Tirol ſei im Anzuge, das alle ihre Herzenswünſche über Tirol enthalten würde, eine Art Summa, worin Alles geſammelt ſei, was den Rechtgläubigen in tiroliſchen Sachen zu denken und zu glauben obliege, und die Andersgläubigen wurden nicht undeutlich als Schüten gebrandmarkt, mit der Milderung jedoch, daß für den arabiſchen Ausdruck Hogenſtrat und Pfefferkorn geſetzt war, wie denn oft ein mitleidiger Herr ſeinen verrätheriſchen Diener gelinde mit vierzig Streichen minder einen durchſchlüpfen läßt. Der Inhalt des Buches wurde als „Feuer der Wahrheit“ bezeichnet, das alle „freiern Geiſter und weiteren Gemüther“ entzünde, und allenthalben „Entzücken und Furore“ mache. Schrieb man einen Theil dieſes Ueberſchwangs auch gnädig auf die unwiderſtehliche Nöthigung der Kameradſchaft, ſo blieb doch noch immer ſehr viel übrig, die Erwartung unmäßig zu ſpannen. Und das Buch kam noch immer nicht nach Tirol, Schneefall mußte es in den Gebirgen aufgehalten haben, oder ein ähnliches Hinderniß in den tiroliſchen Alpenpäſſen. Da ſtieg der zweite Schwärmer auf, und ungemeſſener Jubel über die Jugendfriſche und Wahrheit des Buches fuhr in eine Zeitungsſpalte. Es wurde als Kunſtwerk neben Kaulbachs Reineke Fuchs hingeſtellt, und der ganze deutſche Norden herausgefordert, ſeine tiefe Nichtigkeit dem ſüddeutſchen Aufſchwung gegenüber zu empfinden. Ob ſich der hochberühmte Meiſter des

Digitized by Google

Bildes „Jeruſalems Fall“ durch dieſe Zuſammenſtellung geſchmeichelt fand, wiſſen wir nicht; Steub mußte ſich jedenfalls geehrt fühlen, auf einmal in ſolche Höhe, bei anerkannter Meiſterſchaft, ſich gehoben zu ſehen. Die klügern Tiroler merkten indeß ſchon, wo das Lied hinaus wolle, und der geiſtreiche Reineke kam den Worten der Allgemeinen Zeitung als Deuter zu Hülfe, und gab ihnen in einigen ſeiner Parthien den nöthigen Commentar, wie es eigentlich um dieſe Parallele gemeint ſei. Man kann ſich denken, mit welcher Neugierde das kleinländiſche Alpenvolk auf ſolche Lobpreiſungen der Allgemeinen Zeitung ſeines endlichen Schickſals harrte. Und nun liegt das Buch auf, und kann mit den Präludien der Freunde des Verfaſſers verglichen werden. Wir ſind keineswegs ſo ungerecht, zu mißkennen, daß das Buch mit Geiſt und großer Sprachgewandtheit geſchrieben iſt. Scheint dieſer Vorzug in unſeren Tagen auch geringer, weil er ſich unter viele Sprachmächtige vertheilt; ſo kann ſich doch Steub über ſein eigen Herz tröſten, das noch nicht gelernt hat, mit ſeinem Verſtande immer gleichen Schritt zu halten. Wo der Verfaſſer ſeinen natürlichen Sinn unbefangen walten läßt, iſt er faſt durchaus gutmüthig und gerecht in ſeinen Urtheilen, und ſelbſt die Ader ſeines Witzes ſpringt mit der unbefangenſten Liebenswürdigkeit in's Leben. Es offenbart ſich ein feines Gefühl für die tauſenderlei Reize der Landſchaft, wie des Landlebens, und für's frohe, genügſame Volk der tiroliſchen Berge. Es iſt anziehend, den Verfaſſer zu ſehen im Kreiſe der Naturmenſchen, wie er den Städter ganz vergißt, und mit den Kindlichen jugendlich froh iſt. Mehr als faſt die meiſten Nichttiroler hat er ſich in die Tirolergeſchichte und in die Schriften über dieſelbe einzuleben gewußt, und bringt er in dieſer Beziehung auch nicht viel Neues, ſo bewundern wir doch die kunſtreiche Moſaik ſeiner Leſefrüchte, die einem Kritiker ſeines Buches ſo imponirt hat, daß er keinen Anſtand nahm, dieſelbe für nagelneue Erfindung des früher nie Dageweſenen zu erklären (Beilage Allg. Zeit. 312). Dieſem derben Naturkinde aus der Vorſtadt Au geht aber ein

Digitized by Google

trüber Doppelgänger zur Seite, welcher mit dem Zucken des Weltſchmerzes und mit den Dornen liberaler Tendenzen der Wunderdoctor am Glauben, an der Landesverfaſſung und am Volke Tirols werden will. Der gutmüthige Mutterwitz wird in dieſem Mephiſtofeles zum ſauern Haſſe gegen Alles, was nicht in ſeine fertige Anſicht paßt, und er verſchmäht es nicht, zum unehrlichſten Mittel, der Zote und dem Pasquille, herabzuſteigen, um Dinge lächerlich zu machen, die durch ehrliche Beweiſe nicht entkräftet werden können. Er haßt die Jeſuiten in ſeinem, d. h. ſchlechteſten Sinne, und möchte doch ſo gern einen Jeſuiten, wie ihn ſeine Feder zeichnet, ſpielen, dem alle Mittel zum Zwecke gleichgültig ſind. Die Wehmuth über den „pietiſtiſchen Rigorismus in Tirol", welche ſeinen Lobredner (Allg. Zeit. 312, 1846) ſo entzückt hat, iſt jene indifferente Seelenſtimmung, die, religiöſer Gefühle entwöhnt, überall nur das Abbild eigener Leerheit aufſtellen will, und ſogar über den Gruß: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! ſpotten kann; es iſt die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Bemühungen gegen die tiroliſchen Güter und Ueberzeugungen, für die nach ſeinem eigenen Urtheile (Ergänzungsblätter z. Allg. Zeit. Jan. 1846, S. 58) die Tiroler freudigen Muthes ſterben. Und gewiß, nur dieſer tiefe Mißmuth, den jede fruchtloſe Unternehmung begleitet, konnte den feingebildeten Zögling der Alt- und Neugriechen, zu jener „mänadiſchen Eloquenz" fortreißen, die er Gegnern ſchuld gibt, welche nicht zu ſeiner Fahne ſchwören, zu jenen Uebertreibungen ſchlimmſter Art, welche in den Jahren 1806 bis 1808 in Tirol von Hofſtetter und ſeinen Helfershelfern rückſichtslos geübt, die beiden Nachbarvölker erbitterten und zu verzweifelten Schritten verleiteten; Uebertreibungen und Verwirrungen, welche Bayern und Tiroler gleichmäßig beklagen. Jene bayeriſchen Männer konnten die leidenſchaftliche Stimmung der Zeit für ihren Ueberdrang anführen, es lag etwas Großes und Erregendes ſelbſt im Unmaße des damaligen Welteroberers, der die Bayern mit ſich fortriß. Wo alle alten Verhältniſſe zuſammenbrachen, war der Irrthum verzeih-

Digitized by Google

lich, zu glauben, daß es auch in Tirol leicht und glücklich brechen müſſe. Tirol hat alte Unbild vergeſſen, und Bayern nicht minder: warum vermeidet Steub nicht wenigſtens den Anſchein, die alte Wechſelfeindſchaft literariſch herabzubeſchwö- ren? Warum ſcheint ſein Buch in dieſem Theile nur die zweite Auflage jener Schmähſchriften vom Jahre 1808 bis 1810 auf die tiroliſche Prieſterſchaft und die Patrioten des Landes, welche man nicht mehr thätlich beim Bart nehmen kann, aber durch Pamphlete kränken will? Hat er doch ſelbſt, wenn wir nicht irren, bei Gelegenheit des Marienfeſtes auf Georgenberg 1845 in einem Berichte der Allgemeinen Zeitung aufrichtig gejubelt, als ſich Bayern und Tiroler vor dem Bilde der Gottesmutter umarmten, vergeſſen alten Grolles und Mißgeſchickes! Doch ſelbſt hier tritt der Doppelgänger Mephiſtofeles mit emſiger Haſt auf dieſen Kranz der Verſöhnung, welchen der friſche Alpenſohn in heiliger Begeiſterung geflochten, und zieht die bergende Hülle vom tiroliſchen Leichnam, ſage vom „verdorr- ten und ausgetrockneten“ Volke Tirols, das durch Prieſter und Beamten um „ſeine Sagen und Mährchen, ſeine Lieder, ſeine Muſik und ſeinen Tanz, ſeine Feſte und ſeine Freuden, ſeine Rechte und ſeine Freiheiten, ſeine politiſche Wirkſamkeit gekom- men, deſſen Anlagen man die Entwickelung, deſſen Geiſte man alle Anregung verſagt“, und den armen Lazarus mit lauter „Re- ligion“ füttern und verkrüppeln will. (Siehe drei Sommer in Tirol 1846, S. 645.) Das Tirolervolk kann ſich über dieſes hochnothpeinliche Urtheil kaum beklagen, da nach Steubs Aus- ſprüche der Bauer im benachbarten Bayern, noch viel jämmer- licher beſtellt, nur mehr „ein ödes Menſchenbild iſt, das in die Kirche geht und Steuern zahlt (S. 658).“ Uns wundert nur, daß dieſer berühmten Doppelleiche in den ſchönſten deut- ſchen Alpen ein ſo friſcher Buchſteller entſproſſen konnte, in ſeinen guten Stunden Blut von unſerm Blute, Geiſt von un- ſerem Geiſte, dem ſelbſt „das fahle Nordlicht“ die Wangen- blüthe nicht ganz vergilben konnte! Aber ſolcher Widerſprüche hat das Buch noch mehr. Selbſt die advokatiſche Gewandtheit

Digitized by Google

des Meiſters konnte ſie nicht ganz ausglätten und verſöhnen; Fauſt und Mephiſtofeles bewegen ſich vor unſern Augen trotz der Verſchreibung in ewiger Feindſchaft. Kaum ſitzt der Verfaſſer im Olivenhain „eines gar lieben Herrn“ in Botzen, in begeiſterter Seligkeit über alle die Berge und frommen Hügelkirchen des Tirolerlandes (S. 370), oder in der heſperiſchen Landſchaft von Obermais im Ausblick auf dieſe Reſte frommer Andacht (S. 298), ſo tanzt gleich wieder die ſchöne Helena vor ſeinen Augen, und alle angeborne Herzensgüte, alle ernſtlichen Vorſätze ſind verflogen in die Winde (Simrocks Fauſt). In ſolchen dionyſiſchen Stunden ſchreibt er fort über die Religion Tirols, wie folgt: „Freilich alles ſchön beſtellt, an allen Hälſen hängen Amulette, auf allen Pfaden ſchallt es: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus, auf allen Straßen ziehen betende Wallfahrter und glanzreiche Prozeſſionen, auf jeder Flur ſteht ein Feldkreuz, auf jedem Bühel eine Kapelle. Ueberall ſchöne Kirchen, deren Glocken erbauend durch das Land hallen, Gotteshäuſer voll bußfertigen Volkes, überall Klöſter und Stiften, überall Weltprieſter und Mönche, überall Andachten, Litaneien und Gebete, von Zeit zu Zeit auch eine „„Heilige““, durch die der Himmel ſein Wohlgefallen am Lande zeigt. Aber ein ſolches Enſemble von Kirchendienſt, Andacht und Frömmigkeit kann das wahre Volksleben nicht erſetzen.“ So eifert der gelehrte Anwalt gegen Uebertreibungen, die kein Verſtändiger in Schutz nimmt, wo ſie wirklich vorkommen, und begeht ſelbſt die ärgſte Uebertreibung, die man ſich denken kann, im Widerſpruch mit ſeinen eigenen Erfahrungen, indem er ſo frohherzig und ſeelenvergnügt durch die Tirolerberge zieht, auch einen anſtändigen „Affen“ von Löwenberg nicht verſchmäht, und im Grunde nur ein einzigesmal Verdruß hatte mit der Sennin in Stubai, die ihm für ſein galantes Weſen kein gutes Wort gab. Wäre ein ſo inniges Herzensvergnügen des Verfaſſers denkbar mitten im Geſumſe von Sterbeliedern und Miſſionspredigten, beim beſtändigen Anblicke von Feldkreuzen und Prozeſſionen, bei dieſem ewigen Anbringen und Anſingen der Tiroler: Alle gute Geiſter loben

Gott den Herrn? Dürften wir uns einen wunderlichen Gedanken über ihn erlauben, ſo wäre es der: Steub ſpielt hier ſeine moderne Jeſuitenrolle zum Entſetzen natürlich; gebe Gott, daß ſein Herz weniger weiß von der Maske, und daß von Allem, was er über Religion und Kirchenweſen ſprudelt, nichts wahr iſt als die Schriftſtellereitelkeit: dem Buche die rechte Beitze zu geben! Die Conſequenz des dreiſommerlichen Touriſten vergißt vor Allem nicht, den tiroliſchen Clerus in's rechte Licht des Jahrhunderts zu ſtellen. Daß die tiroliſchen Seelſorger „alle ihre Hoffnungen auf ein beſſeres Jenſeits ſetzen", kommt ihm ſchauderlich und ſticklich vor, wie vielen Lebendigen der Name Tod und Grab. „Vom Daſeyn einer deutſchen Literatur findet man bei dieſen Prieſtern kaum eine Ahnung. Die klaſſiſchen Studien werden durch das Brevier erſetzt, das ja auch lateiniſch iſt. Aus Lotterſtudenten aufgewachſen, zeigen ſie von philoſophiſcher, hiſtoriſcher, ſtaatswiſſenſchaftlicher Bildung, von Zurechtſtellung in Zeit und Zeitgeſchichte, in ihren Beziehungen zum Ewigen (?) keine Spur." Das will wohl nur ſo viel ſagen: daß Steub bei tiroliſchen Prieſtern ſeine irreligiöſe Bildung nicht gefunden hat. In der That möchte die Weisheit derſelben gar nicht ſo ſchlecht beſtellt ſeyn, da ja aus ſeinem Buche unwiderleglich hervorgeht, daß er wenigſtens von zwei tiroliſchen Prieſtern, derer klaſſiſche Studien ſich auf's Bevier beſchränkten, Merkliches gelernt hat, wenn er es auch nicht immer über ſich bringt, die Quelle zu nennen.

Um keinen Zweifel zu laſſen, wie dieſer Unglimpf eigentlich gemeint ſei, mißhandelt er vor dem deutſchen Publikum mehrere Prieſter namentlich, und übergiebt ſie der Verachtung der gebildeten Welt. Dechant Duile und Johann Santner zum Beiſpiel ſind im ganzen Tirolerlande als Ehrenmänner bekannt, denen Niemand Geiſt, Wiſſen und Berufstreue abſpricht. Vor ſo gefährlichen Feinden tiroliſchen Volkslebens und guter Sitte mußte mit der nämlichen Vorſchnelligkeit gewarnt werden, als unlängſt die Allgemeine Zeitung Veranlaſſung nahm, die Profeſſoren Beda Weber und Pius Zingerle

Digitized by Google

bei Gelegenheit des Hammer'ſchen Begräbniſſes anzufeinden, wobei ſie freilich ſelbſt genöthigt war, den Fehlgriff zu verbeſſern. Leute von indifferenter Geſinnung kennen die Mittel zum Zwecke gut, das muß man eingeſtehen. So lange die tiroliſchen Prieſter allgemeine Achtung verdienen und treu ihrem Berufe leben, iſt für gedeihliches Aufwuchern der Steub'ſchen Lehren in Tirol nichts zu beſorgen. Der Mann ſteuert zu auffallend mit der ſchlechten Zeitrichtung, und legt, obgleich katholiſch, eine Vorliebe für den Proteſtantismus in Tirol zu Tage, die ſelbſt für ſeine Zwecke zu klar heraustritt.

In dem Nachtrag von Steubs Buche, worin dieſer Nachtſchatten, erwachſen in der Waldeinſamkeit, und mit Bozener Klattſch begoſſen, am fröhlichſten aufgewuchert, wird insbeſondere der Freiherr Joſeph von Giovanelli arg mißhandelt. Das Alpenhafte und Grobkörnige ſeines Weſens habe ihn als Mittler zwiſchen dem ungelehrten, nicht repräſentationsfähigen Bauern und der Regierung eingeſchoben; als ein civiler Held ſei er alſo Univerſalerbe von Anno Neun geworden, und in ſeiner ſtändiſchen Wirkſamkeit habe er zwar ſeinen Tiroler Patriotismus nie verläugnet, aber auch jenen andächtigen Strömungen, die das Land überfluthen, ſich hingegeben, und einem compacten Bigotismus verfallen, ſeinem Haſſe gegen Alles, was proteſtantiſch iſt, freien Lauf gelaſſen. So wird es ihm als Verbrechen angerechnet, daß er, wie damals die Boimont und die Payrsberg, der allmähligen Proteſtantiſirung des Landes mit Entſchiedenheit und der ganzen Macht ſeiner Beredſamkeit bei Gelegenheit des Zillerthaler Handels entgegengetreten. Nicht zufrieden mit ſolcher Unthat, hat er auch das Panner der Jeſuiten, wie Leu in Luzern, ſo er in Tirol zuerſt aufgepflanzt, und dadurch die Verwünſchung aller Freiſchaarenmänner ſich zugezogen; zuletzt ſogar Schiller und Matthiſon als unnütz und verwerflich bei Erziehung der katholiſchen Jugend zu erklären ſich erkühnt. Das alles ſind freilich todeswürdige Schandthaten bei der Partei, die gern in den tiroliſchen Bräuchen und Mißbräuchen rein aufräumen möchte, und ſie findet ſich nun ermuthigt, die Ge-

nannten, ohne Maß, Würde und Gerechtigkeit zu mißhandeln. Sie bedenkt dabei nicht, daß nur ihr Lob verletzt, ihr Tadel aber ehrt, um ſo mehr, je tiefer er in Einem wie im Anderen ſich in Ungemeſſenheit verliert, weil das Schmähen nur dem unerſchrockenen Zeugniſſe für die Wahrheit, und dem Kampfe für die katholiſche Landesgeſinnung zu Theile wird, während der Preis dem Verrathe, der Feigheit, der Gottloſigkeit zum Lohne fällt. Was der Freiherr für die Reinerhaltung Tirols in den Tagen ſeines Lebens gethan, das findet jetzt nach ſeinem Tode ſchlagend, durch den furchtbaren Zuſtand des unglücklich-gemiſchten Deutſchlands, ſich gerechtfertigt, wo die Furien mit brennender Fackel auf allen Landſtraßen und Märkten umziehen, und ein Abgrund dem andern ruft. Was aber die Miſere dieſer ſchmutzigen Perſönlichkeiten vollends an's Tagslicht bringt, ſo iſt es nicht ſo faſt Steub, der hier aus eigener Fülle redet, ſondern man kann aus ſeinen duftigen Redeſätzen deutlich die Tirolerſtimmen ſchallen hören, die ihn zur Befriedigung niederer Rache als Organ weiteſter Verbreitung gewählt haben. Einer derſelben trug kein Bedenken, ein ekelhaftes Innsbrucker Pasquille gegen Giovanelli in die Steub'ſche Sommerluſt einrücken zu laſſen, um ſo ſicherer, da der Todte nicht mehr ſprechen kann. So lange unter den Tirolern ſolche Miſtblumen Rafel'ſchen Verraths auftauchen dürfen, iſt kein Grund vorhanden, in der Anklage gegen den Geſchäftsführer in der Vorſtadt Au allzu empfindlich vorzugehen. Steub's größtes Verdienſt iſt die unzweifältige Aufrichtigkeit, mit welcher er die Grundſätze jener Partei ausläutet, und dadurch den gehofften Eindruck ſelbſt vernichtet hat. Sein Buch iſt ein Manifeſt ſeiner Meinungsgenoſſen, die durch Styleinförmigkeit und Gedankenwahlverwandtſchaft in ihren Correſpondenzen nicht allzu zahlreich inner- und außerhalb der tiroliſchen Berge ſind. Durch alle Correſpondenzen, Pamphlete, Pasquille und Rodomontaden gegen Tirol zieht ſich ein rother Faden, den man bei jeder einzelnen Stylübung leicht erkennen kann. Viele Aufſätze der Allgemeinen Zeitung kehren in Steub's Buche wörtlich wieder, und

verrathen die Quelle und den Zuſammenhang des ganzen Geſpinnſtes. Und damit am Ende ſelbſt der blödeſte Kopf zur Einſicht genöthigt werde, kommt die Allgemeine Zeitung mit einer unbedingten Lobrede des Steub'ſchen Buches, und übernimmt die Verantwortung ſelbſt für die Irreligiöſität und Politik deſſelben mit einer, wir müſſen es offen ausſprechen, beiſpielloſen Sicherheit. Denn Mebold, ſo ſcheint es wenigſtens nach der übrigens trefflich geſchriebenen Kritik, ſpricht es unumwunden aus, daß Tirol das „Votum des Doctor Steub's" beherzigen, und gegen diejenigen ſich wehren möge, welche „das Volk ſeines Antheils an der geiſtigen Errungenſchaft der Nation (?) berauben wollen." (Beilage Allg. Zeit. 312, 8. Nov.) Wir fragen nicht, wer dieſe Räuber tiroliſcher Nationalgüter ſind, das Buch Steub's gibt von ſeinem Parteiſtandpunkte aus Aufſchluß genug über den geiſtlichen und weltlichen Factor dieſer Volksplünderung, und nimmer können wir gemeint ſeyn, politiſche Gloſſen zu machen, ungeachtet ſie ſich mit Erfolg gegen unſere Gegner kehren ließen. Wir wehren uns gegen die maßloſen Angriffe auf das religiöſe Leben Tirols, und gegen eine Umgeſtaltung deſſelben im Sinne dieſer einſeitigen Volksfreunde.

Gleichzeitig mit Steub hat ein Preuße „Briefe aus und über Tirol" geſchrieben, der zwar auf einem ganz andern Standpunkte ſteht, als Steub, aber in der Anfeindung katholiſchen Lebens eben ſo entſchieden zu Werke geht. Er iſt ein proteſtantiſcher Pietiſt, wie ſie in einem gewiſſen Kreiſe zu Berlin und Vorpommern gang und gäbe ſind, mit Grundſätzen, wie ſie die literariſche Zeitung unter höherem Schutze verficht, und Hengſtenberg im Namen dünngeſäeter Collegen handhabt. Zwei Dinge ſtechen aus Hartwigs Buche hervor, wie aus allen Schriften dieſer preußiſchen Zeitrichtung, der anglicaniſche Wunſch einer äußeren Kirche, und der ſaure Haß gegen die katholiſche Religion. Ein Mann, wie Hartwig, iſt an ſich himmelweit von Steub verſchieden, er kann weder deſſen Bildung noch Jugendfriſche, noch die Meiſterſchaft des

Digitized by Google

Styls und den Glanz phantaſiereicher Darſtellung in die Schale legen, die im Buche des Südländers ſelbſt den auf kurze Zeit feſthält, der mit den darin entwickelten Grundſätzen nicht einverſtanden iſt. Hier iſt ein nüchterner Verſtand im Kirchenregiment thätig, der ſich in ruhiger Zurückgezogenheit zu Greenwich ganz erträglich ausgenommen haben würde. Der jugendliche Uebermuth des Auvorſtädters nimmt ſich faſt liebenswürdig aus neben der vielleicht unwillkührlichen preußiſchen Hoffart, die in Tirol allen Ernſtes mit Siebenmeilenſtiefeln als Kirchenreformatorin einherſchreitet. Hartwig ſcheint an der Thalſohle auf Weinlaub geſeſſen, im bequemen Reiſewagen durchs Land gerollt, und aus angeborner Guſtav Adolphs-Miſſions-Luſt auf den drolligen Einfall gekommen zu ſeyn, zu ſchreiben, was er nie begriffen hat. Daher ſo viel klapperdürre Compilation, ſo viel Unklarheit über katholiſches Weſen und ſo lächerliche Klatſchereien. Auch Steub klatſcht, aber nur ſelten ohne griechiſche Bosheit, die man an den Grazien und Dämonen zu dulden gewohnt oder genöthigt iſt. Bei Hartwig wird der Klatſch unabſichtlich ohne Zweifel, doch oft ernſthaft genug. So bringt er ein Kirchengebet, das in Marling ſoll gebetet worden ſeyn, einen Unſinn, der nur an der Spree als ächt geleſen und geglaubt werden mag. Ein Spaßvogel erfand es eigens für Hartwig, dem die Prüfung des Windeies auf ſeinem Wege überflüſſig ſchien. Der katholiſche Prieſter in Tirol iſt nach ſeiner preußiſchen Unſchuld weit ungebildeter, als ein Küſter in Pommern, und die kindliche Sicherheit dieſer Ueberzeugung kann wohl auch nur in Pommern zu Hauſe ſeyn. Denn die Weisheit des Hartwig'ſchen Buches giebt keineswegs das Recht, über Höhe und Tiefe fremder Bildung abzuurtheilen, ſonſt müßten wir fortſchließen und behaupten, die preußiſchen Küſter ſeien klüger als der Verfaſſer. Der Kirchengebräuche ſind ihm in Tirol eher zu viel, als zu wenig, und er iſt naiv genug, zu lehren, wie die katholiſchen Prieſter Meſſe leſen ſollen. Das iſt wahrhaft unerhört in Israel, Tirol und Königsberg, ein preußiſcher Exadjutant und Schiffs-



Digitized by Google

Director, welcher das osculum pacis beim Hochamt überwacht! Und am Ende des Buches das evangeliſche, mitbrüderliche Geſtändniß: wer feſt bleiben wolle im proteſtantiſchen Glauben, könne ſich im katholiſchen Alpenlande Tirol am beſten für ſein Bekenntniß ſtärken, beim Anblick der vielen tiroliſchen Mißſtände und Sünden, die im proteſtantiſchen Berlin einen ganz andern, freilich kaum evangeliſchen Verlauf genommen haben würden. Unlängſt iſt ein Buch über die Proſtitution in Berlin erſchienen, das wir nicht des nähern anführen wollen. Darin iſt freilich nicht die Rede von tiroliſcher Werkheiligkeit, die den zarten Nerven des guten Hartwigs ſo anſtößig iſt, aber wir glauben, daß das Bewußtſeyn der Facta deſſelben, und beim Schickſale des preußiſchen Eheſcheidungsgeſetzes jedem Touriſten aus Berlin oder Pommern die Luſt vergehen ſollte, über tiroliſche Tugenden und Glaubensmängel ein Buch von ſechshundert Seiten um ſechs Gulden achtzehn Kreuzer zu ſchreiben! Können wir uns nun bei der Betrachtung dieſer erorbitanten Preußenfahrt keiner ſonderlichen Geduld rühmen, ſo ſind wir weit entfernt, den ehrenwerthen Charakter des Herrn von Hartwig anzufeinden. Man kann ein Ehrenmann ſeyn, will es auch nicht gelingen, aus angelebter Denk- und Empfindungsweiſe frei und unbefangen in den Kreis Andersgläubiger herauszutreten, und fremde Confeſſionsverhältniſſe mit gehöriger Schonung zu erörtern. Ein Verdienſt bleibt ihm, das wir freudig anerkennen, ſein Buch iſt frei von den nach Effect haſchenden Abſichtlichkeiten und Frivolitäten des Doctors Steub, und ſelbſt da, wo er uns bekämpft, verletzt er nie die Würde und den Anſtand des ehrlichen Mannes.

Dem Tiroler bleibt jedenfalls ein unberechenbarer Nachtheil aus ſolchen Aufregungen, die weit ſchmerzlicher und tiefer in's Leben gehen, als die im engen Kreiſe Gleichgeſinnter, einſeitig beharrenden Buchſteller zu glauben vermögen. Das Volk von Tirol, mit feſter Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche, verſtand vor wenigen Jahren noch kaum, wie zwiſchen verſchiedenen Confeſſionen ein Hader oder Streit ſeyn könne. Mit

harmloſer Theilnahme betete es hinter den proteſtantiſchen Leichenzügen einher, und war nicht wenig verwundert, als man es belehrte, daß dieſes katholiſche Gebet für die Todten die Andersgläubigen, die darauf nichts hielten, verletzen könne. Redliche Proteſtanten haben als Gäſte in Tirol mit lobenswürdiger Unparteilichkeit anerkannt, daß im ſtreng-katholiſchen Lande auch Duldung und freundlicher Verkehr für Akatholiken zu finden ſei. Dieſes friedfertige Gewährenlaſſen iſt durch die ungeſchickten Erzeugniſſe literariſcher Parteigänger geſtört, und es fehlt nicht an leidenſchaftlichen Wanderſeelen, welche die dießfälligen Schriften durch ihre That zu bewähren ſuchen, und dadurch das gegenſeitige Mißtrauen mehren. So kam unlängſt ein Künſtler reformirter Confeſſion in ein katholiſches Dorf, und ließ ſich dort miethweiſe in einem Bauernhauſe nieder. Wegen ſeiner Geſelligkeit wurde er bald bei jung und alt beliebt, und keine Seele dachte daran, ſeine religiöſe Ueberzeugung anzufeinden. Da verfiel er plötzlich auf den Gedanken, eine reformirte Kapelle für ſich zu bauen, und beantragte ſelbſt unter Katholiken Geldſammlungen zu dieſem Zwecke. Früher als er es auch nur im Traume geahndet hatte, ſtand er mit ſeinem Vorhaben allein, und klagte bitter über Religionshaß und Bigotterie. So war in kurzen Wochen das freundlichſte Verhältniß vernichtet. Ein anderes Fremdenpaar von zartem Geſchlechte, evangeliſcher Confeſſion, betrieb in einer katholiſchen Stadt Tirols, mit allem Aufwande von Bildung und Scharfſinn, die Stiftung von Ehebündniſſen zwiſchen proteſtantiſchen Touriſten und katholiſchen Fräulein. Es entſtand eine Werbeanſtalt in ihrem Hauſe und offene Begünſtigung geheimer Zuſammenkünfte. Selbſt den katholiſchen Bräuten in's eigene Haus nachzugehen und alle Kunſt der Ueberredung aufzubieten, wurde nicht verſchmäht. So kam das Verdienſt einer Miſchehe zu Stande. Als endlich nach vielen Monaten katholiſche Seelſorger und ehrenhafte Stadtbewohner gegen ſolche Freiung Einrede thaten, ſo war auf ihrer Seite nur ein Schrei des Entſetzens über Intoleranz, und zugleich das em-

Digitized by Google

ſigſte Bemühen, die Gegenredner im Vertrauen der Betheiligten herabzuſetzen. Eine proteſtantiſche Pietiſtin aus Rußland beſuchte in einer Landſtadt Tirols Kranke, gab ihnen Geld und Troſtworte, aber ſtets mit ruchloſen Reden gegen die ſelige Jungfrau Maria und die Heiligen der katholiſchen Kirche. Sie ſeufzte tief über die Unwiſſenheit der Leute, als ihr ſelbſt die ärmſten Kranken das Sündengeld zurückwarfen. Bei einem akatholiſchen Begräbniß in einem tiroliſchen Dorfe wollte ein anweſender lutheriſcher Paſtor eine Grabrede halten. Da aber in Tirol nach weltlichen und geiſtlichen Verordnungen weder bei Katholiken noch Proteſtanten eine ſolche Rede gehalten werden darf, ſo lehnten die competenten Seelſorger den angebotenen Dienſt ab. Proteſtantiſche Freunde erhoben darüber größere Klage, als man unter den gegebenen Umſtänden hätte erwarten ſollen. Solcher Fälle könnten wir noch ein Dutzend anführen, und wir brachten bloß einige davon zur Sprache, weil man ſich ausdrücklich auf Steub's und Hartwig's Buch berief, um das Unrecht auf tiroliſcher Seite nachzuweiſen. Nähme ſich ein katholiſcher Tiroler in einem ganz proteſtantiſchen Lande ſolches gegen fremde Religionsüberzeugungen heraus, ſo würde man ihm mit Recht entſchiedenen Widerſpruch entgegenſetzen. Was alſo die Proteſtanten für ihr Bekenntniß im eigenen Lande anſprechen, dürfen auch tiroliſche Landleute für ihr katholiſches Glaubensbekenntniß fordern. Denn nicht im Indifferentismus, ſondern im wechſelſeitigen Anerkennen confeſſioneller Rechte innerhalb beſtimmter Verhältniſſe beſteht nach katholiſchen Grundſätzen die chriſtliche Duldung. Die katholiſchen Tiroler können aus dieſen Vorkommniſſen manche zeitgemäße Belehrung ſchöpfen. Die Wanderungen durch ihr ſchönes Alpenland werden nicht aufhören, wenn es auch mancher Kurzſichtige wünſchen oder hoffen mag, und eben ſo wenig der Anflug akatholiſcher Wünſche und Begierden. Große Vorſicht und Klugheit iſt nöthig, um einerſeits keine Rückſicht zu verletzen, die man jedem religiöſen Bekenntniſſe ſchuldig iſt, andererſeits die katholiſche Ueberzeugung unverſehrt aufrecht zu

Digitized by Google

erhalten. Der tiefe Zug von Gutmüthigkeit und Wohlwollen, der nach Steub durch das ganze tiroliſche Volk geht, lehrt am beſten die rechten Wege, nach keiner Seite zu verſtoßen. Nur laſſe ſich Niemand träumen, daß er ohne Entſchiedenheit Andersdenkenden gegenüber Achtung oder Schonung zu erwarten habe. Nie ſoll die Herzensgüte ſo weit gehen, in dieſem Punkte irgend eine, wenn auch nur ſcheinbare Conceſſion zu machen. Bisher hat Tirol Haus, Stube und Tiſch gern mit jedem Fremdlinge getheilt, und wir hoffen, daß dieſe ſchöne deutſche Herzlichkeit nicht aufhören werde, wenn auch viele Reiſende dafür eben nicht danken ſollten. Aber die Lehre ſoll unvergeſſen bleiben, die wandernde Schriftſteller dem Tirolervolke zu geben nicht ermüden: Hüte deinen Glauben, dein Herz und deine ſtille Häuslichkeit, wenn du nicht ein Opfer ungläubiger, indifferenter Pamphletiſten werden willſt, wie die revolutionäre Schweiz in ihrer größten Zerriſſenheit von erbitterten Parteien, die ſich wechſelſeitig zerfleiſchen. Sammle dich mit klarem Bewußtſeyn und mit dem Muth, der dich in keinem Kampfe verlaſſen hat, gegen Angriffe auf deine heiligſten Güter, die mit jedem Jahre wiederkehren werden, und ſei bereit, Rechenſchaft zu geben vom Grunde deines Glaubens. Zeige deinen Feinden zum Trotz, daß du wach, lebendig und bewaffnet biſt, und noch jugendlich grünſt im Garten der katholiſchen Kirche, damit das Ergebniß wiederkehrt, das wir unlängſt an den Katholiken der Rheinlande erlebt, wo formloſe Willkühr mit katholiſchem Weſen eben ſo leicht fertig zu werden meinte, als gelehrte und ungelehrte Touriſten mit dem katholiſchen Tirol.

Digitized by Google

# LX.

## Zeitläufte.

Das Ende der Republik Krakaus, als nothwendige Folge des jüngſten Revolutionsverſuches. — Allgemeine Betrachtungen über den, mit der Nationalität getriebenen Mißbrauch. — Unterſchied zwiſchen Staat und Volksthum. — Ueber die Verſuche, das letztere mit dem Staate zu verwechſeln. — Anwendung dieſer Grundſätze auf die Lage Polens. — Schonung der polniſchen Nationalität aber Unmöglichkeit der Wiederherſtellung eines polniſchen Staates. — Gänzliche Zweckwidrigkeit der dazu gewählten Mittel. — Zweifel an der naturwüchſigen Aechtheit des polniſchen Nationalfanatismus. — Widerſprüche, in die derſelbe mit ſich ſelbſt gerathen. — Große Selbſttäuſchung, in der die polniſchen Auswanderer lebten. — Rückblicke auf die Geſchichte Polens ſeit 1830. — Ariſtokratiſch-ruſſiſche, franzöſiſch-demokratiſche Partei in Polen. — Sieg der letztern. — Gründung der Revolution auf das Princip der Nationalität. — Reaction hiergegen in Rußland. — Ruſſenthum gegen Polenthum und weitere Folgen dieſes Kampfes und ſeines unvermeidlichen Ausganges.

Den 25. November 1846.

Das Schickſal Krakau's iſt ein neuer Beweis, daß mit wunderſeltenen Ausnahmen Revolutionen gerade das Gegentheil deſſen herbeiführen, was deren Anſtifter und Führer in's Leben rufen wollten. So wie die Warſchauer Inſurrection vom Jahre 1830 das Königreich Polen in eine Lage verſetzt hat, welcher gegenüber der frühere Zuſtand während des Zeitraums von 1815 bis 1830 den polniſchen Patrioten beneidenswerth erſcheinen muß, ſo iſt auch das Ergebniß der Verſchwö-

Digitized by Google

rung, die im Februar 1846 in offenen Aufſtand auslief, für eben jenes national-polniſche Intereſſe das möglichſt verderbliche geweſen. Das große Geheimniß: daß die unermeßliche Mehrheit des polniſchen Volkes eben keine Wiederherſtellung der alten Republik Polen will, daß ſich der Bauer mit der äußerſten Gewalt jeder neuen Adelsherrſchaft erwehren würde, und daß er eben jene Species von Vaterlandsliebe, welche ſeine Herren belebt, mit dem tiefſten Grimme haßt, deſſen er fähig iſt, — dieß Geheimniß hat ſich in den Schreckenstagen zu Tarnow mit unwiderſtehlicher Gewalt durch die künſtlichen Hüllen und Decken Bahn gebrochen, in welche eine theils überzeugungsloſe, theils unwiſſende und irregeleitete Preſſe die kindiſchgewordene, öffentliche Meinung eines großen Theils der Deutſchen des neunzehnten Jahrhunderts eingewickelt hielt. Eben ſo begreiflich iſt es, daß die drei Schutzmächte, welche den immer wieder erneuerten Revolutionsverſuchen der Emigration, und dem über alles Maß hinaus unverſchämten Lügenſyſteme der franzöſiſchen Preſſe gegenüber nicht zum Geſpött werden wollten, endlich über Krakaus politiſche Selbſtſtändigkeit den Stab brechen mußten. Natürlich ſchließt dieß nicht aus, daß Jene Himmel und Erde zur Rache aufrufen werden, welche bisher nicht ohne Erfolg den Grundſatz zur Baſis des Völkerrechts zu machen ſuchten: gegen beſtehende Regierungen ſei, bloß weil ſie beſtehen, jeder, auch der mit den treuloſeſten und unwürdigſten Waffen geführte Streich von vornherein gerechtfertigt, jedweder Verſuch der Nothwehr aber verboten und himmelſchreiendes Unrecht. Die weiteren Folgen dieſes Ereigniſſes auf dem Gebiete der europäiſchen Politik und den endlichen Ausgang des Proceſſes wollen und müſſen wir, als ſehr unparteiiſche Beobachter! in Geduld und Langmuth, abwarten.

Natürlich wird es in den franzöſiſchen und, — nicht gerade zur Ehre Deutſchlands! auch in den deutſchen Journalen nicht an wortreichen Wehklagen fehlen über das Unrecht und Unglück, welches durch die Einverleibung Krakaus in die öſter-

Digitized by Google

reichiſche Monarchie der polniſchen Nationalität widerfahren ſei. Bloß über dieſes Kapitel wollen wir uns hier vorläufig einige Bemerkungen erlauben.

Darf die Nationalität, wie es täglich mehr geſchieht, zu einer Gottheit erhoben werden, in deren Namen Abſolution von jedwedem, auch dem empörendſten Frevel, von jeder Lüge, Heuchelei und Schlechtigkeit ertheilt, zu jedem auch dem verderblichſten und gewaltſamſten Angriffe auf die Grundlagen der beſtehenden politiſchen Geſellſchaft ermuntert wird? Darf der Begriff des Volksthums als tauglicher Hebel beim Umſturze, insbeſondere jedweder monarchiſchen Regierung angelegt werden? Darf die Nationalität ein Deckmantel ſeyn, unter welchem, außer allen ſchlechten Leidenſchaften des Haſſes und der Rache, auch der ſchmählichſte Egoismus einzelner Stände, Familien und Individuen eine unantaſtbare, ſichere Zufluchtsſtätte findet, ſobald er ſie dort ſucht und in Anſpruch nimmt.

Gegen dieſe häufig von kurzſichtigen Regierungen ſelbſt zu Hülfe gerufene Theorie, welche die Nationalität zur Grundlage und zum herrſchenden Princip jedes Staates erheben möchte, müſſen wir uns, als gegen eine durch und durch heidniſche, und noch dazu im neuern Europa lügenhafte, naturwidrige, künſtlich erzeugte Irrlehre mit dem entſchiedenſten Ernſte erklären. Nationalität und Staat ſind mit nichten gleichbedeutend; — das Volk, in ſofern es die Geſammtheit aller Einwohner eines Staates begreift, iſt keineswegs mit der Race oder dem Volksſtamm zu verwechſeln. Nachdem es den Verfälſchern der öffentlichen Meinung gelungen, dieſem Irrthum in einem weiten Kreiſe Geltung zu verſchaffen, iſt auf dem Boden ſolcher Anſchauungsweiſe das Unkraut des Panſlavismus, des (burſchenſchaftlichen) Deutſchthums, des jungen Italiens hervorgewachſen. Will, um uns, nach der Analogie des „Weltſchmerzes“ der jungdeutſchen Phraſeologie zu bedienen, das allgemeine Slaventhum aus allen Zweigen dieſes Stammes eine große, revolutionär-ſlaviſche Weltruthe binden, ſo glaubt die Pſeudodeutſchheit alle Staaten germaniſchen Gepräs

ges zu einem chimäriſchen, neudeutſchen Reichskörper zuſammenkneten zu können, und der Afterlatinismus möchte ſich zunächſt an einer neuen fabelhaften und unmöglichen Geſtaltung der italieniſchen Halbinſel verſuchen. Aber aus tiefſter Ueberzeugung behaupten wir: alle dieſe Experimente können nur zum Verderben der Völker ausſchlagen, mit denen ſie gemacht werden. Sie würden, wäre es möglich, daß ſie gelingen könnten, zuerſt in die alte Nacht des Heidenthums zurück, dann aber zu gränzenloſer Gewaltherrſchaft ſchlauer Demagogen über Leib und Seele führen. Da ſie aber, dem Gange der europäiſchen Geſittung gemäß, nicht gelingen können, da ſie ein thörichter, von Betrügern vorgeſpiegelter, von Betrogenen gewagter Verſuch ſind, gegen den Strom der Geſchichte zu ſchwimmen, ſo kann der Anachronismus ſolcher Beſtrebungen, der That und Sache nach, auch nur zu gränzenloſer, allgemeinen Verwirrung führen.

Daß es verſchiedene Volksſtämme gibt, und daß es zweckloſer Unſinn und dumme Barbarei wäre, die Sprache, die Sitte, die Eigenthümlichkeit des einen oder andern von Regierungswegen ausrotten und vernichten zu wollen, bedarf keines Beweiſes. Das Gegentheil iſt nie von uns behauptet, oder, wo es geſchehen, beſchönigt worden. Aber die Volksthümlichkeit einer Race iſt kein Staat, und ſie hat kein Recht, ſich durch Zerſtörung und Auflöſung des beſtimmten Staates, dem ſie angehört, politiſch geltend zu machen. Das iſt es, was wir behaupten.

Wir erkennen daher auch eine Eigenthümlichkeit der polniſchen Race an. Aber ſie iſt kein politiſches Recht, ſondern ein natürliches Factum, wie der Unterſchied von Mann und Weib, von Alter und Jugend. Der polniſche Stamm beſteht, und, weil er beſteht, muß er als beſtehend anerkannt werden. Was wir aber nicht anerkennen, iſt ein polniſcher Staat. Dieſer iſt durch die ſchwere und große Schuld vieler Geſchlechtsfolgen rettungslos zu Grunde gegangen. Ob er jemals wieder hergeſtellt werden wird? — Wir kennen die Wege der Vorſe-

hung nicht, und glauben, daß kein Sterblicher ſo vermeſſen ſeyn darf, den Schleier lüften zu wollen, der die Zukunft deckt. Was wir aber wiſſen, iſt: daß der Wille der Menſchen, ſei es der von Einzelnen oder von ganzen Conſpirationen, nicht genügt, Todte wieder lebendig zu machen. Die Exiſtenz jeder politiſch unabhängigen Geſellſchaft ſetzt ein Zuſammentreffen moraliſcher und factiſcher Bedingungen voraus, von denen im heutigen polniſchen Volke auch nicht mehr die leiſeſte Spur anzutreffen iſt. Die Republik Polen hat aufgehört zu ſeyn, weil ſie, auch abgeſehen von den Plänen und Attentaten der Nachbarn (die wir zu vertreten uns ſo wenig berufen fühlen, wie den Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, der ſie geboren), nicht mehr lebensfähig war, und weil ſie, als ſie unterging, keine einzige jener Bedingungen mehr erfüllte, auf welcher das Beſtehen der Reiche beruht. Dieß ſind Thatſachen, die, wir wiſſen es! — die deutſche Kaffeehauspolitik in's Angeſicht ſchlagen; aber es iſt, ſo ſcheint es uns, Zeit, daß die politiſche öffentliche Meinung unſerer lieben Landsleute endlich aus den Kinderſchuhen trete, und das von böswilligen Intriganten ſo ſchmählich benutzte Gängelband eines unruhigen, kindiſchen, aber unglaublich ſchnell und leicht verfliegenden Enthuſiasmus abwerfend, ſich daran gewöhne, die Wirklichkeit anzuerkennen. Möge ſie ſich daher auch mit der Wahrheit befreunden: daß jeder politiſchen Wiederherſtellung Polens eine ſittliche vorausgehen müßte, und daß, um dieſe in's Leben zu rufen, Gift und Dolch, Drahtſchlingen, Verſchwörungen und ſicilianiſche Veſpern zuverläßig nicht die geeigneten Mittel ſind. Ein nationaler Fanatismus, ein ſich mit Abſicht und Bewußtſeyn ſchroff ſondernder Volksgeiſt genügt noch nicht zur Wiederherſtellung eines ſebſtſtändigen Staates. Beweis deſſen die Juden, mit deren ſcharf ausgeprägter Nationalität an intenſiver Gewalt keine andere verglichen werden kann, und die bis auf den heutigen Tag, wie kein zweites Volk des Erdbodens, ein einiger, reiner, unvermiſchter Stamm geblieben ſind, ein Stamm, der ſeinen gemeinſchaftlichen Vater und Ahnherrn mit hiſtori-

Digitized by Google

ſcher Gewißheit nennen, ſeinen Adel bis auf zwei Tauſend Jahre vor Chriſti Geburt zurückführen kann. Und dennoch, wem iſt es ſeit jenem Tage des Zorns über Jeruſalem gelungen, die Zerſtreuten zu ſammeln und in das Land der Verheißung zurückzuführen.

Dieſer Vergleich der Polen mit dem nationalſten aller Völker darf jedoch, wir geben es zu! — nicht weiter geführt werden. Den Juden iſt es mit der Sache ihres Volkes zu allen Zeiten tiefer Ernſt geweſen; in den polniſchen Fanatismus miſcht ſich, neben dem durchgehenden Charakterzuge des Verraths an der eigenen Sache, nur all zu oft Grimaſſe und heuchleriſche Komödie. Wie kann man uns zumuthen, an die naturwüchſige Aechtheit ſchwärmeriſcher Vaterlandsgefühle zu glauben, die nach dem Unterliegen der Adelsinſurrection in Galizien ſo urplötzlich einer bacchantiſchen Begeiſterung für Rußland wichen? Vom Aufkaufen ruſſiſcher Sprachlehren und Wörterbücher ſteigerte ſich der Schwindel in wenigen Wochen durch alle Stufen der Demonſtration, bis zu jener bekannten Scene in Krakau, wo die Uniform eines ganz gewöhnlichen, ruſſiſchen Officiers, der dort natürlichen Todes geſtorben, als Reliquie zu kleinen Lappen und Fetzen zerriſſen wurde! Als dann aber eine Deputation dem Selbſtherrſcher aller Reußen die abſolute Herrſchaft über alle Polenherzen zu Füßen legte, und Kaiſer Nikolai Pawlowitſch (der ſeine Leute kennen gelernt!) dieſen neugebackenen Enthuſiasmus wie ein unſauberes Inſect von ſich ſchnellte, da fiel das Patriotenthum alſo gleich wieder auf ſeine alten Füße, und die Wehklage um das zerſtörte Volksthum begann von neuem, wie wenn inzwiſchen nichts vorgefallen wäre!

Wenn wir auch von dieſem desperaten Intermezzo abſehen, wenn wir auch einräumen, daß bei einem großen Theile der um Polens Schickſal Trauernden, hinter all den künſtlichen Gefühlen und dem gemachten Herzenleid, wirklicher, natürlicher Ernſt und hochtragiſche Wahrheit ſteckt, wenn wir unbedingt zugeben: daß die Sehnſucht des geſammten Adels

Digitized by Google

nach der Wiederherſtellung der alten Polenrepublik eben ſo tief empfunden ſei, wie der Abſcheu der Bauern gegen eben jenen Zuſtand, — ſo iſt es dennoch nicht minder gewiß, daß die Emigration und die, die Verſchwörung leitenden Comités auf dem von ihnen gewählten Wege der Conſpirationen, der Inſurrectionen und des Meuchelmordes ihr Ziel nicht erreichen konnten, und ihrer eigenen Sache den übelſten Dienſt geleiſtet haben. Sie rechneten auf Zwieſpalt unter den drei Mächten, welche ſich in das ehemalige Polen getheilt, und wählten Mittel für dieſen Zweck, die ein „cordialeres Einverſtändniß" herſtellen mußten, wie je. Sie bedurften der Sympathien des Weſtens gegen Rußland, und ſchmiedeten den Plan einer ſicilianiſchen Veſper aller Deutſchen, die ihnen das, ſich in den letzten Jahren immer beſtimmter geſtaltende Mitgefühl des ehrliebenden und denkenden Theiles unſerer Landsleute für immer entziehen mußte. Aber die Speculation auf ein Zerwürfniß der drei Mächte ſelbſt, war an und für ſich ein arger Rechenfehler. Allerdings hat ihr Uebereinkommen Polen getheilt, aber konnte ihre Zwietracht es wieder herſtellen? Bei kaltem Blute und ruhiger Ueberlegung kann ſich Niemand darüber täuſchen, daß in jedem Kriege ſolcher Art Polen das Schlachtfeld ſeyn, und daß bei jedem Friedensſchluße wiederum Niemand anders als Polen die Koſten bezahlen würde.

Iſt es überhaupt eine eben ſo leicht erklärliche als gewöhnliche Eigenſchaft aller politiſchen Emigranten, aus den gröbſten Selbſttäuſchungen Troſt und Hoffnung zu ſaugen; ſo haben die polniſchen Flüchtlinge in Frankreich redlich das Ihrige gethan, dieſe ungünſtige Wahrnehmung durch die That neu zu rechtfertigen. Ihr Ziel war eine geſchichtswidrige Abſtraction: ein einiges Polen. Ihre Mittel, wie wir ſie geſehen haben, ſtehen und ſtanden außer allem Verhältniß zu ihrem Zweck. Ihrer geſammten Taktik lag eine handgreiflich falſche, bis zum Lächerlichen irrige Vorausſetzung zum Grunde: jede der vielen ſich wüthend haſſenden und befehdenden Factionen, in welche die Emigration ſelbſt zerfallen iſt, ging von dem

Axiom aus, ganz Polen wolle, fühle, denke wie ſie, während die unermeßliche Mehrheit der Nation, — Galizien hat es bewieſen! — alle dieſe Parteien und Factionen miteinander verabſcheute. Wie konnte unter ſolchen Umſtänden das Ergebniß aller jener Umtriebe der Ausgewanderten ein anderes ſeyn, als das, welches heute der Welt offen vor Augen liegt.

Polens Wiederherſtellung hat an derſelben Klippe der innern Getheiltheit und Zerriſſenheit Schiffbruch gelitten, an welcher die politiſche Exiſtenz dieſes Landes im vorigen Jahrhundert ſcheiterte. Unmittelbar nach dem Wiener Congreſſe begann wiederum das alte Spiel der polniſchen Leidenſchaften und Intereſſen. Damals träumte eine ſtarke Fraction, beſonders des litthauiſchen Adels, an deren Spitze die Fürſten Czartoryski und Oginski ſtanden, von einem, alle ehemaligen Theile wieder vereinigenden Königreiche Polen, deſſen Haupt der Beherrſcher von Rußland ſeyn ſollte. Und in der That war dieſe Partei die einzige, die nicht auf Sand gebaut hatte. Ihr nämlich war es gelungen, das Ohr des Kaiſers Alexander zu gewinnen; durch ihren Einfluß kam die Beſtimmung in den erſten Artikel der Wiener Congreßakte, „Seine Majeſtät behält ſich vor, dieſem Staate (Polen), der eine abgeſonderte Verwaltung genießen ſoll, jene innere Ausdehnung zu geben, welche Ihr angemeſſen ſcheinen wird.“ Polen bildete in Folge deſſen wirklich einen von Rußland völlig getrennten Staatskörper, und Kaiſer Alexander führte den Titel: „Wiederherſteller von Polen“, nicht ganz mit Unrecht. Wenigſtens verdankte ihm Polen das, was es früher nie beſeſſen hatte, ein gut organiſirtes Heer auf eigenem Grunde und Boden, und eine regelmäßige, wohlgeordnete Verwaltung. Die erwähnte Partei aber rechnete mit Zuverſicht darauf, die angränzenden Theile von Preußen und Oeſterreich bei der erſten großen europäiſchen Bewegung mit dem, unter ruſſiſcher Oberhoheit ſtehenden polniſchen Hauptkörper zu vereinigen. Daß in jenen Gebieten deutſche Bildung ſeit ſiebenzig Jahren ſchon in weitem Umfange Wurzel gefaßt, daß ſie zum Theile deutſch geworden, zum

Digitized by Google

Theil (wie der größte Theil von Weſtpreußen!) urſprünglich deutſch geweſen waren, wie konnte dieß bei dem Calcul dieſer polniſchen Patrioten in Anſchlag kommen!

Dieſer ruſſiſch-czartoryskiſchen Partei gegenüber hatte ſich jedoch, nach uralt ſarmatiſcher Sitte, eine andere gebildet, die ſich an die franzöſiſch-revolutionäre Bewegung lehnte, von dieſer allein das Heil und die Wiederherſtellung Polens hoffte, und die Anhänger, welche Rußland unter dem hohen Adel hatte, polniſchem Herkommen gemäß auf den Tod haßte und befehdete. Dieſe liberale Partei vergötterte Napoleon, obgleich gerade gegen ihn im Intereſſe Polens die ſchwerſten Anklagen erhoben werden mußten, fühlte ſich dem Carbonarismus verwandt, und lebte und webte in den Ideen des Liberalismus, wie er ſich während der Reſtauration in Frankreich geſtaltete.

Man hat den Wiener Congreß häufig wegen der unterlaſſenen Wiederherſtellung eines einigen Polens getadelt. Und in der That! die Unterlaſſungsſünde, wenn es eine iſt, liegt offen vor. Aber wer nicht bloß mit der Phantaſie und dem Gefühle des Moments Politik macht, verſetze ſich einen Augenblick in die Mitte der damaligen Conjuncturen. Außerhalb den eben bezeichneten Parteien und den ihnen entſprechenden Eventualitäten gab es keine dritte, und ein politiſches Gebäude, aus andern als den eben vorhandenen Elementen aufzuführen, iſt noch keinem Sterblichen je gelungen. Jede vollſtändige Wiederherſtellung konnte entweder nur eine ruſſiſche Filiale ſchaffen, ähnlich dem Polen, welches vor der erſten Theilung beſtand, oder ein bonapartiſtiſch-franzöſiſch-revolutionäres. Daß von irgend einem hierauf zielenden Verſuche in dem Augenblicke, wo Europa ſich zum letzten großen Kampfe gegen Napoleon anſchickte, nicht die Rede ſeyn konnte, wird auch der Befangenſte zugeben. Ob aber mit einem Polen der erſtgedachten Art, welches z. B. jedwede Spur von deutſcher Bildung an der Oſtſeeküſte mit Abſicht und Bewußtſeyn vernichtet hätte, ob mit einem ſolchen unſern deutſchen Intereſſen gedient, ob es weiſe und gerathen geweſen wäre, Oeſterreich

und Preußen um deſſentwillen zur Herausgabe ſeiner ehemals polniſchen Provinzen zu vermögen, — dieſe Frage möge Jeder, der den Wiener Congreß wegen der Nichtwiederherſtellung Polens tadelt, ſich in der Ruhe und Sammlung ſeines Gemüthes ſelbſt beantworten. Es iſt traurig und beſchämend, aber es iſt wahr, — wir Deutſche des neunzehnten Jahrhunderts haben ein eigenthümliches Talent, Nationalität für fremde Rechnung zu machen, und darüber unſere eigenen, nächſten, auf flacher Hand liegenden Intereſſen zu opfern. Wenn wir wüßten, wie unglaublich lächerlich uns dieſer Enthuſiasmus für unſere natürlichen Gegner vor unſern Nachbarn macht, würden wir in uns gehen, und anfangen uns zu ſchämen.

Kehren wir von dieſer, leider! nicht weit hergeholten Beobachtung zur neuern Geſchichte Polens zurück. Die große Menge der Krieger, welche unter franzöſiſchen Fahnen gedient und dann, zum Theil im höchſten Range, einen Platz im neugebildeten Heere des Großfürſten Conſtantin gefunden hatte, arbeitete dem Eindrucke der repräſentativen Formen der Warſchauer Regierung in die Hand, und die auf einem Punkte zuſammentreffende Wirkung beider war ein vollſtändiger Sieg des demokratiſch-franzöſiſchen Elements über das ariſtokratiſch-ruſſiſche. Daher die ungeheure Rückwirkung der Julirevolution auf Polen, und der Ausbruch einer längſt beſtehenden, ſich an die revolutionären Beſtrebungen in Frankreich anlehnenden Verſchwörung am 29. November 1830. Als ein glücklicher Handſtreich dieſer Cotterie die Herrſchaft über Polen zugeworfen, verließ auch der Fürſt Czartoryski die Fahne, der er bisher gefolgt war, und warf ſich, freilich nicht ohne ariſtokratiſchen Vorbehalt, der ſiegreichen Revolution in die Arme. Fortan wurde die, im Geiſte dieſer Richtung auf die Spitze getriebene und mit allen Elementen der revolutionären Doctrin geſchwängerte, polniſche Nationalität das Feldgeſchrei.

Wir können uns des peinlichen Geſchäfts entſchlagen, den weitern Verlauf dieſes Trauerſpiels zu berichten. Was kommen mußte, kam, nicht bloß wegen der notoriſchen Unfä-



Digitized by Google

higkeit Vieler, welche an die Spitze der Inſurrection von 1831 traten, ſondern aus Gründen einer innern Nothwendigkeit, die in der Sache lag. Hier wollen wir nur zwei Geſichtspunkte hervorheben, die von den Meiſten, die über polniſche Angelegenheiten urtheilen, überſehen werden. Der Intriguenkampf der franzöſiſchen und der ruſſiſchen Strömung dauerte auch im inſurgirten Polen fort, nur hatten ſich dieſe, mehrfacher Unterabtheilungen und Schattirungen zu geſchweigen, zu einer ariſtokratiſchen und einer demokratiſchen Partei umgeſtaltet, die bekanntlich, nachdem ſie beide im Jahre 1831 den ruſſiſchen Waffen unterlegen waren, ihren wüthenden Parteikampf auch in der Verbannung fortſetzen, und deſſen bis auf den heutigen Tag noch nicht müde geworden ſind. Daher die abſolute Unmöglichkeit, daß irgend ein Anſchlag zur Wiederherſtellung von Polen jemals gelingen kann. Der erſte Act der Reſtauration eines wieder frei und ſelbſtſtändig gewordenen Reiches der Piaſten wäre der Bürgerkrieg, der zweite die Intervention der Nachbarn, der dritte eine neue Theilung.

Ein zweiter Geſichtspunkt iſt folgender: Das Ueberreizen des polniſchen Nationalgefühls, die Steigerung deſſelben bis zur Karikatur und Unwahrheit, hat ein ganz ähnliches Gegenbild in Rußland hervorgerufen. Die Ruſſomanie, und mit ihr der Kampf gegen das deutſche Element in den Oſtſeeprovinzen, wie in der ruſſiſchen Militär- und Civilhierarchie, die Verfolgung der katholiſchen Kirche, der proteſtantiſchen Confeſſionen und der Juden, die Sucht: das ungeheure weite Reich in eine und dieſelbe geiſtige und leibliche Uniform zu ſtecken; endlich der Gedanke eines ruſſiſch-ſlaviſchen Weltreichs ſelbſt, — alle dieſe Erſcheinungen ſind nichts, als der einfache und unvermeidliche Rückſchlag gegen die ſich immer höher ſteigernden Anſprüche einer fanatiſch-polniſchen Volksthümlichkeit. Dieſe iſt es hauptſächlich, die als Reaction ein eben ſo einſeitiges Ruſſenthum in's Leben gerufen hat.

Traten aber dieſe zwei Nationalitäten auf den Kampfplatz, ſo konnte der Sieg keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn.

Digitized by Google

Polen appellirte an den Geiſt der Race, und Rußland folgte ſeinem Beiſpiel. So ſtand hier Stamm gegen Stamm, Volksthum gegen Volksthum. Aber die polniſche Nationalität hatte keine politiſche Exiſtenz mehr, und konnte keine haben; die ruſſiſche dagegen, abgeſehen von dem ungeheuern Uebergewicht der Volkszahl, konnte der polniſchen Zerriſſenheit ſelbſtherriſch-ſtreng geordnete Einheit, ein unumſchränktes Oberhaupt, und außerdem noch einen Militärſtaat gegenüberſtellen, wie es keinen zweiten gibt. Das nationale Ruſſenthum hatte nur auf dieſe Gelegenheit gewartet, um mit unglaublicher Heftigkeit hervorzubrechen, und alle jene Elemente wegzuſchwemmen, die ihm längſt ſchon ein Dorn im Auge geweſen waren. Dieß ging ſo weit, daß jede glückliche Waffenthat der polniſchen Inſurgenten ein wahrer Triumph war für die fanatiſch-altruſſiſche Partei. Hatte ſie es nicht längſt geſagt: das komme davon, wenn man den „Fremden", den „Lateinern" Vorrechte gäbe vor dem rechtgläubigen Moskowitervolke! Als endlich das kleine Kapital von Zucht und Ordnung im Lager der polniſchen Patrioten, welches die Reſtaurationsperiode ihnen zugebracht hatte, aufgezehrt war, da brach der Tag der Rache für die Moskowiter an, die nun ihrerſeits aus der Idee der Nationalität, die der Gegner aufgeſtellt, folgerten, was des Siegers Macht mit ſich bringt. Bekanntlich hat das katholiſche Volk in Rußland die Koſten dieſes Krieges zweier Racen entweder mit der Ruhe ſeines Gewiſſens, oder mit dem Martyrium bezahlen müſſen.

Vergeſſen wir es nicht: der Kampf war im Namen der polniſchen Nationalität eröffnet, die keine Herrſchaft der Fremden dulden könne. Aber wie wenig innerer Halt und Wahrheit lag in dieſer Nationalbegeiſterung! Die Leiter der Bewegung, die wohl wußten, was ſie davon zu halten hatten, boten in ihrer höchſten Angſt und Noth im Jahre 1830 einem Prinzen des Hauſes Oeſterreich die Krone Polens, trachteten 1846 den König von Preußen für den Gedanken einer Wiederherſtellung unter ſeinem Scepter zu gewinnen, und wollten bald



Digitized by Google

darauf ſich dem Czar in die Arme werfen; alles dieß unter fortwährenden Wuth- und Rachepredigten der beleidigten Nationalität gegen die Fremden, die es wagen würden, das freie Polen zu beherrſchen! Hätte ein, auf ſolche Verſalität des Charakters gegründetes Volksthum, und ein aus ſolchem moraliſchen Stoffe wieder hergeſtelltes Polen jemals in der Wirklichkeit jener eherne Schild gegen Rußlands Uebermacht ſeyn können, zu welchem es der, bis auf die neueſten Zeiten feſtgehaltene, fromme Wunſch ſo Vieler von uns machen wollte? Und iſt, wenn jeder Denkende nach den jüngſten Ereigniſſen in Poſen und Galizien von dieſer Ausſicht für immer ſcheiden mußte, es nicht als eine glückliche Fügung des Geſchickes zu preiſen, daß wenigſtens der wichtige Gränzſtein Krakau — ſchon heute eine größtentheils deutſche Stadt! — Deutſchland gerettet und erhalten iſt?

Wir haben in den bisherigen, Polen betreffenden Erörterungen dieſes unglückliche Land und Volk weder anklagen, noch vertheidigen wollen. Von Völkern, wie von Individuen gilt die Drohung Jehova's: daß die Sünden der Väter heimgeſucht werden an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Unſere Abſicht war nur, die geneigten Leſer auf einige Thatſachen aufmerkſam zu machen, von welchen ſich unſere, leider noch in den Windeln liegende, an politiſchem Geiſte ſchwache, aber an großen Worten überreiche, deutſch-nationale, publiciſtiſche Schulphiloſophie nichts träumen läßt. Hätten wir einige, wie es ſcheint tief eingewurzelte, und von Manchen mit leidenſchaftlicher Hartnäckigkeit feſtgehaltene Illuſionen zerſtören helfen, ſo wäre unſer Zweck erreicht. In einem unſerer nächſten Artikel werden wir die bedrohliche und falſche Stellung ſchildern, die der hier geſchilderte Nationalismus zur Religion und Kirche genommen hat.

Digitized by Google

# LXI.

## Die Reformation in Straßburg.

(Fortſetzung.)

Die Straßburgiſchen Abgeordneten an dem Reichstag zu Worms machten Luthers perſönliche Bekanntſchaft. Hans von Stock fand ſich durch die Keckheit und den entſchiedenen Ton ſeiner Behauptungen dergeſtalt betroffen, daß er zu ihm ſagte: „Lieber Doctor überlegt das wohl, ob Ihr Verwirrung in der Welt ſtiften, und Eurer und anderer Chriſten Gewiſſen mit unerträglichen Laſten beſchweren möget“; worauf dieſer alsbald erwiederte: „hieran denke ich gar nicht; es iſt der Papſt, welcher mein und anderer Chriſten Gewiſſen mit Laſten beſchwert; bitte Euch daher, Ihr wollet das reine Wort Gottes, welches Euch redlich geboten wird, nicht verſchmähen und nicht übel davon reden. Ich bin nur ein Werkzeug, darum mögt Ihr von mir, als von einem Menſchen, übel reden, wie's Euch gefällt, nicht aber von dem, was ich Euch lehre.“ Eine ſeltſame Diſtinction; aber doch klar genug, um zu zeigen, daß an die Stelle der bisherigen Autorität eine andere treten wolle.

Inzwiſchen waren Peter Wickgram, Geilers Nachfolger, als Domprediger, und Matthäus Zell, Pfarrer von St. Laurenz, in Philippis Fußſtapfen getreten. Der hohe Chor ſetzte Jenen augenblicklich ab, traf aber in ſeinem Nachfolger keine glücklichere

Digitized by Google

Wahl. Da derſelbe bei dem Magiſtrat und dem Dompropſt alsbald Schutz fand, donnerte er von ſeiner Kanzel nur um ſo lauter gegen Papſt und Geiſtlichkeit, und Alles, wogegen Luther bereits losgezogen war. Die proteſtantiſchen Berichterſtatter ſelbſt geben zu, Ungeſtüm, Wortfülle und ungeſchliffener Ausdruck hätten ſeinen Mangel an theologiſchen Kenntniſſen verhüllen müſſen. Dafür machte er um ſo größeren Eindruck. Gleich ſeinen Vorbildern legte er die Verirrungen des Einzelnen der Kirche ſelbſt zur Laſt; nicht die Menſchen, die Inſtitution griff er an. Die Prieſter, ſagte er ganz ungeſcheut, fürchten entlarvt zu werden, Ablaß und Fegfeuer möchten in Mißcredit kommen, deßwegen ſchreien ſie Jeden, der ihren Betrug enthüllen will, als Ketzer aus. Sie nehmen alle Gräuel und Laſter unter ihren Schutz aus bloßer Beſorgniß, man möchte endlich ihren Schändlichkeiten, ihren Betrügereien, ihrer Verruchtheit zu Leibe gehen.

Darf man darüber erſtaunen, daß dergleichen Ausfälle begierig gehört wurden, daß immer dichtere Haufen zu denſelben ſich hinzudrängten, daß ſie, Tag für Tag wiederholt, nicht ohne Wirkung blieben? Je ärger Zell tobte, deſto zahlreicher wurde ſeine Kirche beſucht, und je eine größere Menge er vor ſich ſah, deſto kecker behauptete er, einzig dem Evangelium gemäß zu predigen. Schon hatte er es dahin gebracht, daß das bloße geiſtliche Gewand genügte, um denjenigen, der es trug, den Angriffen des Pöbels preis zu geben. Die Wüthendſten liefen durch die Straßen, wiederholten die Worte, welche ſie ſo eben von der Kanzel gehört hatten, und ſuchten den Pöbel aufzuſtiften, daß er die Prieſter überfalle und ſie haufenweiſe niedermache, wenigſtens zur Stadt hinausjage. Ein gewiſſer Hans Karſt zeigte ſich hierbei ſo unermüdlich, und geberdete ſich ſo unſinnig, daß der Stadtrath im Jahre 1522 ſich genöthigt ſah, denſelben zu verbannen. Dafür erwarb ſich der Edle einen ſolchen Namen, daß der berneriſche Maler und Dichter, Niklas Manuel, denſelben, in der verwandten Neigung, durch die Ueberſchrift über ein Spottgedicht gegen die Geiſtlichkeit verewigte.

Das waren die beginnenden Geburtswehen, unter welchen das „lautere Wort“, das „reine Evangelium“, die Herſtellung „des wahren Glaubens“ zu Straßburg in das Daſeyn ſich rangen. Der hohe Chor aber, um ſolchen Unfug darniederzuhalten, ertheilte

Digitized by Google

Zell die Weiſung, über den Gegenſtand ſeiner Predigten immer zuvor mit ihm übereinzukommen. Daß der „eifrige Diener des Worts“ ihrer nicht achtete, werden wir kaum beifügen müſſen; gegentheils, als das Gedränge um ihn immer dichter wurde, und die Kirche von St. Laurenz daſſelbe nicht mehr faßte, verlegte er, ohne deßhalb Jemand um Erlaubniß zu fragen, ſeine Predigtſtätte geradezu in die Domkirche; war dieß doch nur ein Act der hergeſtellten evangeliſchen Freiheit. Hier nahm die Menge noch mehr zu, denn „ganz luter und rein“, ſagt der Chroniſt, predigte er Gottes Wort, und erklärte: „wenn er aus dieſem durch Jemand eines Irrthums könnte überführt werden, ſo wollte er ſich lebendig verbrennen laſſen.“

Da möchte wohl die Frage ſich aufwerfen laſſen: ob nicht aus dieſer und ſo mancher ähnlichen Erſcheinung ein dämoniſcher Zug hervortrete? Unter jenen, alles Maß bei Seite ſetzenden Anſchwärzungen, unter der geſteigerten Wuth, mit der dieſe Leute wider Alles losbrachen, was bisher hoch und heilig geachtet worden, was ordnend durch das allgemeine, wie durch das beſondere Leben ſich geflochten, bei der brutalen Luſt, womit die Menge ſo keckem Toben entgegenwieherte, war es nicht mehr die ruhige Beſinnung, oder der überlegende Verſtand, oder die ihrer ſelbſt und eines höhern Zweckes bewußte Folgerichtigkeit, ſondern eine berückende Macht, welche die Worte eingab, zum Handeln antrieb, und die freie Stellung zwiſchen Redenden und Hörenden dergeſtalt aufhob, daß eigentlich beide ihr gleichmäßig dienſtbar wurden.

Dies zeigte ſich kurz, nachdem Zell eigenmächtig die Kanzel der Domkirche als Tummelplatz ſeiner Ausfälle an ſich geriſſen. Um den Unfug zu hindern, ließ der hohe Chor dieſelbe durch ein Schloß ſperren. Aber die Tiſchler der nahen Kurbengaſſe wußten die Vorſichtsmaßregel zu vereiteln. Schnell fertigten ſie eine hölzerne tragbare Kanzel, und ſo oft es den neuen Apoſtel gelüſtete, ſein Wort erſchallen zu laſſen, trugen ſie dieſelbe in die Kirche hinein und ſtellten ſie zum Hohn an einen Pfeiler, der wahren Kanzel gegenüber, auf. Hatte ihr Mann ſeinem Geiſtestrieb Genüge gethan, ſo geleitete die Menge die Kanzel wieder hinaus. Jene Vorſichtsmaßregel diente daher nur zur Verſchlimmerung des Uebels, ſo daß ſie als nutzlos mußte aufgehoben werden.

Digitized by Google

Durch Zell's unerwartete Erfolge fanden auch Andere ſich ermuthigt, die gleiche Bahn zu betreten. Welchen Antheil die Hinneigung zu ſo kühnen Lehren, welchen daneben die bereits gewonnene Zuverſicht auf Strafloſigkeit, welchen endlich das Verlangen, ſich ebenfalls in die Gunſt des Volkes zu ſetzen, hiebei möge gehabt haben, das läßt ſich nicht unterſuchen, noch weniger ermitmeln, daß es mitgewirkt habe, leichter in Abrede ſtellen, als urkundlich nachweiſen. Die Zahl der von dieſem Geiſt getriebenen Wortverkündiger wurde bald durch einige entſprungene Mönche vermehrt, unter denen der Dominicaner, Martin Bucer, in jeder Hinſicht der Bedeutendſte war.

Bereits im Jahre 1522 hatte unter allen Städten, in welchen Hinneigung zu der bedenklichen Neuerung zum Vorſchein kam, Straßburg ſo ſehr ſich bemerklich gemacht, daß Papſt Hadrian VI. ein Schreiben an den dortigen Magiſtrat erließ, und ſeinen Nuntius zum Reichstag in Nürnberg beauftragte, perſönlich daſſelbe zu übergeben. Cheregati erſchien in der Rathsſitzung zu Straßburg und äußerte ſein Erſtaunen darüber, daß die verurtheilten Schriften Luthers dort freien Umlauf fänden, daß man ungeſcheut dem kirchlichen Anſehen Trotz biete. Der Rath konnte leicht ahnen, weßhalb der Nuntius gekommen ſei, daher vorher ſchon zur Antwort ſich rüſten. Sie lautete in verſtellter Einfalt: „Wir ſind ſchlichte Bürgersleute, wenig gelehrt, müſſen es den Gelehrten überlaſſen, zu beurtheilen, was die heilige Schrift ſage, was Ketzerei ſei; von Dergleichen verſtehen wir nichts, ſind auch bis anhin bei unſerer alten Religion verblieben. Klagen gegen die Geiſtlichkeit aber, wie diejenigen ſie vorbringen, die man jetzt Ketzer nennt, haben wir wohl vor zwanzig Jahren, ſomit lange bevor es einen Luther gab, vernommen. Damals predigte unſer ehrwürdiger Geiler in der Domkirche ſelbſt gegen die Habſucht, die Lüderlichkeit und den abſcheulichen Wandel der Prieſter, Mönche, Nonnen, ſelbſt der Päpſte, und oft pflegte er den Spruch anzuführen: einſt waren die Kelche von Holz und die Prieſter von Gold, heutzutage iſt's umgekehrt. Wie manche lange und nutzloſe Unterredung hierüber hat er nicht mit dem vorigen und dem jetzigen Biſchof und dem Rath gepflogen. Auch unſer hochgelehrter Jakob Wimpfeling hat häufig mit uns von der unerſättlichen Habgier der Geiſtlichkeit geſprochen, und ſelbſt einen ununterbrochenen

Digitized by Google

Briefwechſel mit unſerem allergnädigſten Kaiſer Maximilian deßhalb geführt."

Cheregati hörte dieſe ſonderbare Rechtfertigung mit aller Geduld an, bemerkte aber: „die Unſittlichkeit vieler deutſcher Prieſter beweiſe nichts gegen die Lehre und den Glauben der Kirche; dieſen aber, obgleich wir ihn durch Chriſtus ſelbſt empfangen hätten, wolle man jetzt umändern. Der Papſt ſei Willens, in einer deutſchen Stadt ein Concilium zu verſammeln, um Mißbräuche und Unordnungen abzuſtellen, nicht aber um Luthers Irrlehren zu prüfen, denn dieſe wären durch alle frühern Kirchenverſammlungen längſt verworfen. Iſt das, was Ihr von Geiler vorbringt, wahr, ſo hat er ſeine Befugniſſe überſchritten, und ſein Beiſpiel kann nicht als Beweis gelten. Ich fordere Euch daher Namens unſeres heiligen Vaters auf, Euere Untergebenen, welche verurtheilte Bücher oder verderbliche Lehren verbreiten, ernſtlich zu beſtrafen." In weitere Erörterungen wollte der Legat ſich nicht einlaſſen: „denn", ſagte er, „nicht hiezu, ſondern um Euch die Willensmeinung des Oberhauptes der Kirche kund zu thun, bin ich gekommen."

Hatte die Anweſenheit des Nuntius Zell einen Zaum angelegt, ſo brannte er vor Begierde, dieſen alsbald mit Cheregatis Entfernung von ſich zu werfen. Kaum als derſelbe Straßburg verlaſſen hatte, trat er mit größerer Heftigkeit auf, als je zuvor; er beeiferte ſich, ſeiner Verachtung gegen den Nuntius und demjenigen, in deſſen Namen er gekommen war, freien Lauf zu laſſen, und ja er nahm ſogar den Stoff zu den wüthendſten Declamationen aus den eigenen Worten des Erſtern. „Der Legat ſelbſt, ſchrie er von der Kanzel ſchon am Tage ſeiner Abreiſe, der Legat ſelbſt hat unſere Klagen gegen die deutſche Geiſtlichkeit begründet erfunden. Warum aber hat er diejenigen gegen den Papſt und die italieniſche Geiſtlichkeit nicht ebenfalls anerkannt? Meint er etwa, wir wüßten nicht, wie es in Rom zugeht; wüßten nichts von der Ungebundenheit, der Habſucht dieſer angeblichen Diener der Kirche? Glaubt er, uns wie eine Heerde Hornvieh behandeln zu können? Sollen wir mit offenen Augen blind bleiben und nicht ſehen, wie die Kirchenwürden an Auswürflinge und gefräßige Wölfe gegeben werden. Wahrlich, Rom iſt, wie es Tacitus in ſeinen Jahrbüchern beſchreibt, die Stadt, in welcher alles Schlechte,

Digitized by Google

Niederträchtige, Verworfene ſich ſammelt, wo die widernatürlichſten Verbrechen ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben." — Meint man hier nicht einen Pariſer Volksredner der duftigſten Zeit wider Ariſtokraten und Oligarchen, oder einen rabiaten Communiſten unſerer Tage gegen allen und jeden Beſitz wüthen zu hören.

Daß dieſe tagtäglichen Läſterungen andererſeits bei dem in innerer Ueberzeugung, oder etwa auch nur aus äußeren Beweggründen der Kirche treu gebliebenen Geiſtlichen, in natürlicher und unvermeidlicher Gegenwirkung, Erwiderungen hervorriefen, iſt leicht begreiflich. Jenen hatte der Magiſtrat mit der unerſchütterlichſten Ruhe zugehört; ſobald aber die Angegriffenen die Abwehr ſich erlaubten, erging die Verordnung: ſämmtliche Geiſtliche ſollten das „Wort Gottes" (vergleiche das oben mitgetheilte Fragment aus einer Predigt Zells) verkünden, und „des Schreiens, Scheltens und Läſterns" ſich entmüßigen. Natürlich konnten Zell und ſeine Genoſſen es nicht dulden, daß ihrem „Worte Gottes" ſo unleidlicher Zwang angelegt werde. Sie übergaben am Herbſtquatember des Jahres 1523 dem Stadtrath eine Klage: „Wie gewiſſe Geiſtliche dem ergangenen Verbot zuwider, nicht abließen, ſie der Ketzerei zu beſchuldigen. Sie verlangten, ihren Gegnern öffentlich Rede zu ſtehen, und wären erbötig, ihre Habe, ſelbſt das Leben einzuſetzen, dafern ihnen könnte erweislich gemacht werden, daß ihre Lehre irgend etwas der heiligen Schrift Widerſprechendes enthalte."

Um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, wendete ſich der Rath an den Biſchof mit dem Vorſchlag, derſelbe möchte gemeinſchaftlich mit ihm eine Commiſſion zu dieſem Zwecke niederſetzen; allein in dem von vornherein geſtellten Begehren: „Diejenigen, welche zu der göttlichen Wahrheit ſich gewendet hätten, müßten für alle Zukunft gegen die ſchreiende Anklage der Ketzerei geſichert bleiben", lag eine deutliche Hinweiſung, wie ſeiner Erwartung gemäß, und um ſeiner Zuſtimmung ſicher zu ſeyn, die Commiſſion zu entſcheiden habe. Wäre nicht das Begehren an ſich ſchon gegen alle Vorſchriften der Kirche in Widerſpruch getreten, ſo hätte doch jene vorgreifliche Bedingung den Biſchof veranlaſſen müſſen, demſelben nicht zu willfahren.

Standen die Neuerer und die Bekenner des bisherigen Glaubens jetzt ſchon als Parteien ſich gegenüber, ſo wurde der Bruch, wenn nicht ſichtbarer, doch unheilbarer im Juni 1523, als Bucer

Digitized by Google

durch ſeine Heirath mit einer Nonne aus dem Kloſter Landſtuhl den Beweis gab, daß er durch nichts mehr, woran die Kirche ſeit Jahrhunderten gehalten, ſich gebunden erachte, ſondern in Lehre und Praxis ihr ſich entgegenſtelle. Am 9. November folgte ihm der Pfarrer von St. Thomas, Anton Firn. Als Zell bei dieſer Gelegenheit eine anpreiſende Predigt hielt, erſchallten aus der Zuhörerſchaft mit Donnerſtimme die Worte: „Firn hat weislich gehandelt, Zell ſpricht vortrefflich, Gott gebe ihnen Wohlſeyn durch zweitauſend Jahre!“ Allgemeines Gemurmel drückte Beifall an dieſer Unterbrechung aus, denen aber, welche bei der Handlung die vornehmſten Rollen durchführten, ſchwoll dabei der Muth. Niklaus Gerbel ſchrieb darüber einem Freund: „Firn hat eine geſunde, ſchmucke, ungemein ſchöne Dirne, mit der er ſchon ſeit Jahren hauste, jüngſt geheirathet, die Papiſten knirſchen, die Chriſten jauchzen.“

Ein Schreiben des Biſchofs an den Magiſtrat, er ſoll die verheiratheten Geiſtlichen ihm zuweiſen, wurde keiner Antwort gewürdigt, ſo wenig als Firn die Abſetzung von ſeiner Stelle durch das Capitel von St. Thomas achtete. Es handelte ſich nicht mehr um Prüfung, Erhaltung oder Abänderung lange beſtandener Vorſchriften und Einrichtungen auf geordnetem Wege, ſondern Jeder, welchem von denſelben Etwas nicht zuſagte, handelte nach vollem Gutdünken, als wären ſie niemals vorhanden geweſen. So bald daher an Firn's Statt ein neuernannter Prediger auf der Kanzel erſchien, ſtürmte Jener (im Bewußtſeyn ſeiner evangeliſchen Freiheit) hinauf, faßte denſelben beim Kragen, und zwang ihn hinabzuſteigen. Bei erhobener Klage des Capitels wagte es der Stadtrath doch nicht, deſſen Rechtſame unberückſichtigt zu laſſen, aber eben ſo wenig den Volksmann in ſeine Schranken zu weiſen, vielmehr bat er ihn, dem Frieden zu lieb und um Ruheſtörung zu vermeiden, ſein Predigen einzuſtellen. So haben wir unlängſt in den öffentlichen Blättern geleſen, daß der Rath zu Zürch einen Menſchen, der durch ein communiſtiſches Blatt die Köpfe verwirrte, eingeladen habe, daſſelbe nicht ferner erſcheinen zu laſſen. Firn jedoch erzeigte ſich nicht ſo gefügig, wie dieſer, vielmehr machte er dem Rath ernſte Vorwürfe über Schwäche und Furchtſamkeit, in welcher er „pflichtvergeſſen dulde, daß ein Diener der Wahrheit und des heiligen Evangeliums mit Schmach be-

Digitized by Google

laden werde.“ Das that vollkommene Wirkung; die Mehrzahl des Raths erklärte ſich für Firn; der Handel blieb unausgetragen, und Jener fuhr fort zu predigen und für ſeine Wahrheit zu entflammen.

Der Biſchof machte dem Rath neuerdings bemerklich: wegen ſeiner ärgerlichen Aufführung mit einer Nonne habe der Erzbiſchof von Trier über Bucer den Bann geſprochen; der Rath werde doch die Unſittlichkeit nicht in Schutz nehmen und verlangen wollen, daß des Spruches nicht Acht getragen werde. Statt zu entſprechen, theilte der Rath Bucern die Zuſchrift mit und verlangte ſelbſt, daß er ſich unter ſeinen Schutz ſtelle. Dieſer entſprach mit größter Bereitwilligkeit, erklärte anbei, er habe nur befolgt, was im Wort Gottes ohne Ausnahme geſtattet ſei. Dieſe Schrift ließ der Rath dem Biſchof als Antwort zufertigen, mit dem Beiſatz: „er würde wider ſeine vornehmſte Pflicht handeln, wenn er dem Sohn eines Bürgers ſeinen Beiſtand verſagen oder zugeben wollte, daß demſelben Gewalt geſchähe.“ Um dann recht einleuchtend darzuthun, daß er dem Biſchof nichts nachfrage, begann Bucer erſt im Zell's Hauſe, hierauf in der Domkirche zu predigen, und bei dem Zulaufe des Volkes des Widerſpruches der Geiſtlichen zu lachen. Der hohe Chor ließ zwar abermals die Kanzel ſchließen, doch abermals waren die Tiſchler der Kurbengaſſe mit ihrer Aushülfe zur Hand.

Indeß ein paar andere abtrünnige Mönche dem gegebenen Beiſpiel nachahmten, ſtachelten ſich Bucer und Zell wechſelsweiſe in ihrem Toben gegen die Kirche. „Die Prieſter“ brüllte Erſterer eines Tages von ſeiner Kanzel, „denken auf nichts, als wie ſie freſſen und ſaufen mögen; ſie berücken ehrbarer Bürger Frauen und Töchter, um ſie öffentlich zu ihren Huren zu machen; ſie wiſſen nichts von Gottesfurcht; während Meſſe geleſen wird, ſchlafen die Einen, die Andern lungern in der Kirche herum, und wandeln in Kreuz und Quer durch dieſelbe; die Domherrn ſind noch ſchlimmer; ihrer maßloſen Habgier und ihrer tollen Verſchwendung würde der Beſitz der ganzen Welt nicht genügen.“ Es iſt dann ſpäter nicht ermangelt worden, für dergleichen Ausfälle wilder Parteiwuth geſchichtliche Glaubwürdigkeit in Anſpruch zu nehmen, und ſie als vollgültige Zeugniſſe über die damaligen heilloſen Zuſtände aufzurufen.

Digitized by Google

Daß der Rath den Predigern Angriffe und Perſönlichkeiten unterſagte, haben wir erwähnt. Dabei verblieb es aber, beſonders in denjenigen Fällen, in welchen das Verbot gegen die Neuerer ſollte geltend gemacht werden. Es hatte für Zell keine Bedeutung, daß ihn der Biſchof vor ſein Gericht lud, und in vierundzwanzig Sätzen ihm nachgewieſen wurde, wie er wider die kirchlichen Lehren Irrthümer, wider die Ausſprüche des Oberhauptes der Kirche Verachtung, wider die Perſon deſſelben Schmähung ſich erlaube. Er ſelbſt fand ſich dadurch nicht im mindeſten berührt, ſondern verſtärkte Irrthümer, Verachtung und Schmähungen in einer ſogenannten Schutzrede, die er ſowohl dem Biſchof, als dem Rath zuſandte, und worin er das Würzigſte aus ſeinen Predigten noch beißender machte. Auch daß der hohe Chor ihm Kapelle und Pfarrei entzog, fruchtete nicht, denn ſein Nachfolger übertraf ihn noch an Ungeſtüm und Zorneswuth. Dafür ward er auch der Erbe der Pöbelgunſt, die er vorher ſchon durch freche Wageſtücke, wie z. B. auf dem Geländer der Platteforme des Münſterthurmes herumzuwandeln, und von dieſer ſchwindlichen Höhe auf die Leute in den Fronhof hinabzuſchauen, ſich erworben.

Nach ſeiner Abſetzung fuhr Zell fort, in dem eigenen Hauſe zu predigen, wozu nicht allein Bürger, ſondern ſelbſt Magiſtratsperſonen ſich einfanden. Bucer fand es aber für „Verbreitung des Lichts und der Wahrheit" nachtheilig, daß derſelbe dem Verbot des Biſchofs Folge leiſte, und bewog ihn, ohne weiters in der Domkirche aufzutreten. Und wieder ſtanden die Tiſchler in der Kurbengaſſe zur Aushülfe bereit. Während er ſo mit Bucer und Köpflin wetteiferte, folgte er am 1. December Firn's Beiſpiel, und heirathete eine gewiſſe Katharina Schütz. Luther, der ſeine Augen überall hin gewendet hatte, wo Vorgänge in ſeinem Sinne wahrzunehmen waren, beglückwünſchte dieſe Heirath in einem noch vorhandenen Brief an die Schütz, an deſſen Schluß es heißt: „bete für mich." Die Kritiker jener Zeit ſäumten nicht, die Bemerkung zu machen, wie ſonderbar es ſei, daß eben dieſer Luther, welcher gegen die Fürbitte der allerſeligſten Jungfrau und der Heiligen bei jeder Gelegenheit ſo gewaltig fulminire, nun die Fürbitte dieſer Katharina in Anſpruch nehme.

Der Sieg der Neuerung war innerlich entſchieden; bald ſollte durch jede Art von Gewaltthätigkeiten, welche man ſich gegen die

Digitized by Google

Bekenner des alten Glaubens, und vornemlich gegen die geiſtlichen Perſonen deſſelben erlaubte, der Triumph folgen. Mit dem Jahreswechſel pflegte ſich die Wahl der alten Magiſtratsperſonen zu verbinden. Dießmal fiel dieſelbe ausſchließlich auf Solche, die als Gönner der kirchlichen Umwälzung bekannt waren. Beſonders hatte ſich Eginolf Röderer durch wilden Haß gegen die Geiſtlichkeit und durch regelmäßigen Beſuch von Zell's und Firn's Predigten zu der anſehnlichen Stelle eines Stättenmeiſters empfohlen.

Bald nach dem Wahltag machte die Sache der Neuerung einen bedeutenden Schritt vorwärts zu entſchiedener Losreißung von der Kirche. Der Biſchof hatte die verheiratheten Prieſter auf den 20. Januar 1524 vor ſich nach Zabern geladen, um über ihre Widerſetzlichkeit gegen die Kirche, die heiligen Väter, den Papſt, den Kaiſer und das Reich Rede zu ſtehen. Entſchloſſen, der kirchlichen Autorität in allen Stücken und aus jeder Veranlaſſung Trotz zu bieten, fühlten ſie die dringliche Nothwendigkeit, unter den Schutz eines Andern ſich zu flüchten. So verfaßten ſie ein Bittſchreiben an den Rath, worin ſie, unter Bezeugung der tiefſten Ehrfurcht, erklärten: daß ſie ihn nur als ihren einzigen rechtmäßigen Obern erkennten, ihm ſich ganz zur Verfügung ſtellten, ſeinem Urtheil ſich unbedingt unterwürfen, ja ſelbſt dann, wenn er finden ſollte, daß ſie den Tod verdient hätten. — Wenn aber irgend Etwas in dem ferne ſtehenden Beobachter Ekel erregen muß, ſo ſind es dergleichen Phraſen, deren Würdigung in Gemäßheit der obwaltenden Umſtände ihm unmöglich entgehen kann.

Dieſer Schritt ſelbſt aber hatte eine höchſt gewichtige, in ferne Zeiten hinabreichende Bedeutung. Mit demſelben übertrugen eidbrüchige Prieſter und ausgeſprungene Mönche im Augenblicke perſönlicher Noth die biſchöfliche Gewalt auf den Rath, und dieſer erhob nicht das mindeſte Bedenken, eine Befugniß, die von ſolcher Seite ihm zugeſprochen wurde, in ihrem weiteſten Umfange anzunehmen, und ſofort in einer Weiſe in Ausübung zu bringen, welche bald nachher die Mandatare ſelbſt in jeweilige Verlegenheit ſetzen konnte. Wir werden bald ſehen, wie die „ſchlichten, wenig gelehrten Bürgersleute, welche von Theologie nichts wußten“, fortan als ungezweifelt mit biſchöflicher Machtvollkommenheit und geiſtlicher Einſicht ausgeſtattet, ſich gebahrten.

Die erſte Ausübung des übertragenen Rechts erfolgte aller-

dings zu Gunſten der Mandatare, indem der Rath dem Biſchof erwiedern ließ: demſelben ſtehe das Recht nicht zu, Jemand vor Gericht außerhalb der Stadt zu fordern; womit zugleich die geiſtlichen Angelegenheiten auf gleiche Linie mit den weltlichen geſtellt wurden. Daß der biſchöfliche Sprengel ein geſchloſſenes Ganzes bilde, und jeder Ort in demſelben, an welchem der Biſchof ſich befinde, zur Beurtheilung geiſtlicher Angelegenheit die vollkommen gültige Stätte ſei, das durfte natürlich nicht in Betracht kommen. Mit dieſer Abfertigung aber begnügte ſich der Rath nicht, ſondern um in der ſo eben gewonnenen Rüſtung zu ſtolziren, ſtellte er ſich dem Biſchof allermindeſtens gleich, denn er ſchrieb ihm: „Wollt ihr aber beſſern, ſo macht den Anfang mit Eurer eigenen Geiſtlichkeit, dann erſt mögt Ihr gegen die Genannten einſchreiten." Um dann ſich und ſeine Schützlinge noch ſicherer zu ſtellen, nahm der Rath die Beklagten in das Bürgerrecht auf, und ſtellte dieſes ſomit höher, als den Sprengelverband, und die geiſtliche Unterordnung zerriß dieſelbe völlig. Dieſer erſte Schritt ermuthigte zu dem zweiten: auch von den übrigen Geiſtlichen (mit Ausnahme der Mönche) einen Eid der Treue gegen den Rath zu fordern. Wohin dieſes am Ende führen könnte, war bei der Stimmung des Magiſtrats leicht vorauszuſehen, daher die Geiſtlichkeit laut gegen eine ſo beſchwerende Zumuthung, als gegen Etwas, was gegen ihre Ehre, ihrer Pflicht und der geiſtlichen Autorität zuwider liefe, ſich ſträubte. So verſunken müſſen demnach Männer nicht geweſen ſeyn, welche einen dargebotenen bequemen Schild gegen jedes Vergehen von der Hand weiſen, und ihre Unterordnung unter höheres Anſehen nicht an freudig eingeräumte Ungebundenheit vertauſchen wollten.

Daß der Rath die Neuerer gegen den Biſchof in ſeinen Schutz genommen hatte, war des Gegendienſtes, deſſen Begehren an die berufstreuen Geiſtlichen anzupreiſen, wohl werth. Köpflin ließ es ſich angelegen ſeyn, in einer kleinen Schrift zu beweiſen, daß: wenn es des Chriſten Pflicht ſei: einer ſchlechten Obrigkeit zu gehorchen, wie vielmehr einer guten? d. h. einer ſolchen, die den Abfall von der Kirche begünſtige. Wirklich hatte das Auftreten des Raths gegen den Biſchof die Folge, daß Prieſter und Mönche verſchiedener Orden ſich verheiratheten. Damals war es, als der kauſtiſche Murner in einem Spottgedichte auf dieſe Hochzeiten

Digitized by Google

ſagte: er hoffe, Luther werde, um die Lehre mit dem Beiſpiel zu verbinden, jetzt ebenfalls heirathen, und ſogleich eine Tochter zeugen, die dann er (Murner) ihm „abbuhlen“ wolle. Murner ließ dieſe Schrift in der Druckerei des Franciskaner-Kloſters drucken, und da dieſes die zweite Kloſterdruckerei iſt, der wir in Straßburg begegnen, werden wir zu der Vermuthung veranlaßt, daß durchweg ſo ſtockdumm, unwiſſend und Feinde aller literariſchen Beſchäftigung, wie uns gewöhnlich geſagt werden will, die Mönche doch nicht geweſen ſeyn dürften, da ſie die neue Erfindung, die mit der menſchlichen Geiſtesthätigkeit in ſo engen Zuſammenhang getreten iſt, in ihre Mauern aufnahmen.

Hatte ſich der wider die Kirche angefachte Groll bisher auf Geſinnungen und Worte beſchränkt, ſo ſollte er nun auch in Thätigkeit übergehen. Veranlaſſung zu der allererſten war Folgendes: Ein Bürger wollte eine Pflichtigkeit gegen das Dominikanerkloſter ablöſen. Da die Mönche zu ſeinem Angebot ſich nicht verſtehen konnten, und der Bürger grob und unverſchämt wurde, ließ einer derſelben ſich hinreißen, ihm einen Streich zu verſetzen. Brüllend ſtürzte der Geſchlagene zum Kloſter hinaus und rief um Hülfe. In wenigen Minuten rückte ein Haufe von zweihundert, mit Spießen und Stöcken bewaffnet, gegen das Kloſter heran, um in dasſelbe hineinzubrechen. Nur mit großer Mühe gelang es dem Ammeiſter Mieg zum Abzug zu bewegen.

Das war bloß das Vorſpiel zu ähnlichen Auftritten. Am 13. Februar 1524 des Abends predigte Bucer in der Domkirche (wozu er kein Recht hatte) vor zahlreicher Verſammlung. Es war eben Zeit des Complet. Mehrere Prieſter und Franciskaner traten in den Chor, und in eben dem Augenblick, in welchem die Zuhörer den Verwünſchungen, die er gewöhnlich gegen die Bekenner der Kirche ausſtieß, am aufmerkſamſten lauſchten, begannen jene ihren Geſang, und zwar mit verdoppelter Anſtrengung, ſo daß ſie der Prediger nicht zu überſchreien vermochte. Ueber dieſe Unterbrechung in ſeiner andächtigen Gottſeligkeit gerieth einer der Kurbengäßler dergeſtalt in Wuth, daß er in den Chor hinaufrief: ſie möchten mit ihrem ſtiermäßigen und eſelhaften Brüllen Andere im Anhören „des reinen Gotteswortes“ nicht ſtören. Als Antwort ſchleuderte ihm ein Franciskaner einen beweglichen Sitz an den Kopf. Kaum als der Getroffene blutend zur Kirche hinausrannte, hatten ſich fünfhundert bewaffnete Bürger auf dem Fronhof verſammelt, um an den „Pfaffen“ Rache zu nehmen. Schon liefen ſie gegen das Chorgitter an, ſchon flogen Stühle und Bänke als Wurfwaffen in der Kirche herum, als glücklicherweiſe Mieg abermals herbeikam, und die Menge endlich beſchwichtigen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

| | | |
|---|---|---|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

form 410

APR 2 [illegible]

Digitized by Google